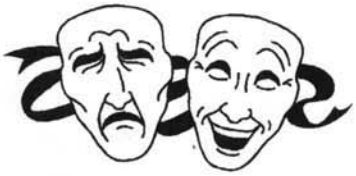
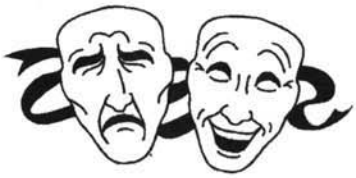
Elek-Mantow



Die gespaltene Stadt:
Geschichten des dritten Zyklus



Titelbild: Die Götter Elek-Mantows

von Janina Enders

1 **Ashkenobistar** - Göttin des Katzenvolkes Panlîl

2 **Xor, Xris und Xon** - Götter der Xrahuxjill. Die Monde Nontariells werden als ihre Inkarnationen angesehen: Xur vertritt das männliche, Xris das weibliche Prinzip, beides sind Fruchtbarkeitsgötter. Xon steht für den Wettbewerb.

3 **Rautos** - Der Meeresgott Regthils.

4 **Hesvite** - Gott der Träume und Visionen. Sein Symboltier ist der Purpurfalke

5 **Cherindrasta** - „Die Verschleierte", Verkörperung und Patronin der Schicksalsmächte

6 **Elek-Mantowin** - Schutzgott der Stadt Elek-Mantow

7 **Nofra** - Kasralitische Göttin des Kampfes

8 **Radon** - Kasralitischer Gott der Künste

9 **Kasru** - Kasralitische Göttin der Fruchtbarkeit

10 **Kamit** - Multorischer Gottvater, der nach multorischem Glauben alle anderen Götter geschaffen hat.

11 **Petek** - Multorischer Gott der Boshaftigkeit und Gnadenlosigkeit. Von den Soldaten verehrt, von allen anderen verhaßt.

12 **Selefra** - Gott der Heimtücke und Verschwörung. Seinen Anhängern ist alles recht um an persönliche Macht zu kommen

13 **Der Brenner** - Niederer Gott der Rekschat, der in der Niederhölle immerwährende Qualen erleidet und doch nie die Hoffnung verliert

Inhaltsverzeichnis

Kein Vorwort!
Was ist Elek-Mantow?
Über die Stadt
Der Andere - Stephan Packard
Der Anfang - Peter Thomas Goergen
Bergpredigt - André Wiesler
Diamantenring - Vanessa Niederkinkhaus
Das Bekenntnis - André Wiesler
Die Erinnerung der „Nacht“ - Christel Scheja
Ein Eimer Bier und andere Verrücktheiten - Dietmar Cremers
Schattenfuchs und Schleiertanz - Christel Scheja
Spiel - Thomas Peter Goergen
Ein Sehender unter Blinden - Marc Rösel
Totentanz - André Wiesler
Vogelfreiheit - Stephan Packard
Wiedersehen - Vanessa Niederkinkhaus
Jenseits des Fensters - Oliver Nothers
Stiefkinder der Schöpfung - Der Geschichte erster Teil
Die Vier Jahreszeiten - Marc Rösel
Neue Besen - André Wiesler
Schattenspiele - Claudia Wamers
Schatten - Robert Symons
Eine Art von Nacht - Jeanette Kaz
Der Ruf der Falken - Claudia Wamers; Jürgen Nilkens
Oliver Nothers; Robert Symons
Keriams Schatten - Kai-Florian Richter
„Das Licht, das weh tut“ ist eingeschlafen - Claudia Wamers
Diener des Lichtmeß - Teil I: Brianne - Janina Enders
Verkettungen - Oliver Nothers
Brianne und Shamino - Janina Enders
Wie der Hieb des multorischen Säbels - André Wiesler
Das schwarze Liebesband des 25. Talu - Janina Enders
Alte und neue Freunde - Janina Enders * André Wiesler
Erkenntnis - Thomas Peter Goergen

Impressum

Idee und Konzept Elek-Mantows: André Wiesler
Titelbild und Innenillustrationen: Janina Enders
Autoren dieser Ausgabe: Dietmar Cremers; Janina Enders; Peter Thomas Goergen; Jeanette Kaz; Vanessa Niederkinkhaus; Jürgen Nilkens; Oliver Nothers; Stephan Packard; Kai-Florian Richter; Marc Rösel; Christel Scheja; Robert Symons; Claudia Wamers; André Wiesler
Alle Rechte zur Veröffentlichungen liegen bei dem Elek-Mantow Projekt. Reproduktion jeglicher Art - auch teilweise- ohne schriftliche Genehmigung des Herausgebers sind unzulässig.
Redaktionsadresse: André Wiesler; Viktorstr. 8; 42275 Wuppertal

Kein Vorwort!

Es ist statistisch erwiesen, daß dieses Vorwort nur zwei Leute lesen, also ist es fast müßig eines zu schreiben. Das glauben Sie nicht? Lassen Sie mich deutlicher werden: Von 100 Personen befassen sich nur 40 überhaupt mit dem Vorwort. Der Rest blättert eifrig weiter vor bis zum ersten Kapitel. Zu meiner Schande (?) muß ich gestehen, daß ich auch zu diesen Leuten gehöre. Ich meine, mal ehrlich gesagt, wen interessiert es denn, weshalb der Autor das Buch geschrieben hat? Hauptsache es ist unterhaltsam! Wenn man sich erst durch 20 Seiten Einleitung arbeiten muß, bevor man die Geschichte begreifen kann, dann kann mir das Buch doch gestohlen bleiben! Lesen soll Spaß machen!
Aber zurück zu unserer Statistik: Die Hälfte der 40 Personen, also 20, blättern nach den ersten paar Sätzen -also **jetzt**- entnervt weiter. Die übrigen 20 teilen sich in vier Gruppen: Zehn sind Überflieger. Sie lesen das Vorwort quer, suchen nach sensationellen Eröffnungen, nach Unerhörtem und finden natürlich... nichts! Gelesen im eigentlichen Sinne haben sie also das Vorwort nicht.
Fünf sind Fanatiker, die alles in sich aufsaugen, von der ISBN-Nummer bis zu den Seitenzahlen alles aufmerksam lesen -also auch das Vorwort- dabei aber nur den maximalen Kosten/Nutzen-Faktor im Sinn haben...auch sie lesen es nicht aus Interesse.
Die Versehentlichen -drei an der Zahl- haben sich verlaufen und verlassen so schnell wie sie gekommen sind das Vorwort, wenn sich ihnen die Frage stellt: „Was ist das für eine komische Geschichte?“
Die übriggebliebenen zwei, eben jene, die das Vorwort um seiner selbst willen lesen und genießen, sind Wiedergänger. Sie haben bereits alle Geschichten gelesen und wollen nun, nach genoßener Kunst, auch noch hören, was der Autor dazu sagt. Ich hoffe Sie hatten Spaß an unseren Erzählungen...
Zwei Leute... muß ich noch mehr sagen? Aus diesem Grund: diesmal kein Vorwort.

André Wiesler

Was ist Elek-Mantow?

Elek-Mantow ist zum ersten eine Stadt. Eigentlich aber ist es eine Idee, ein Konzept... eine Hoffnung. Die Fantasy-Literatur ist leider in den schlechten Ruf gekommen archetypisch und vorhersehbar zu sein. Um mit diesen Vorurteilen aufzuräumen -unter anderem- erfand ich Elek-Mantow. Die Idee sprang mich an, nachdem ich einige Geschichten aus einer anderen sogenannten „shared world“ („geteilte Welt“) Serie gelesen hatte.[1]
Dort war zwar die Stadt allpräsent in den Erzählungen, aber jede Figur stand für sich alleine. Der Wirt der Schenke in der einen Geschichte traf keinen der Reisenden aus anderen Geschichten. Die Stadt wirkte bekannt, aber es war nicht die gleiche Stadt.
Das alles wollte ich ändern. Deshalb erfand ich Elek-Mantow, die gespaltene Stadt. Die Autoren erhielten die Karte und einige Vorgaben zugesandt, sie beschrieben dann ihre Hauptfigur(en). All die Informationen über Völker, Helden, Häuser, Sprachen und vieles mehr wurden dann bei mir gesammelt und schließlich an alle Autoren geschickt, bevor sie ihre Geschichten schrieben. (Auszüge dieser Informationen finden Sie im Anschluß). Ich glaube und hoffe, daß die Geschichten diesen Aufwand entlohnen. Die Stadt sollte im Idealfall als eine Einheit wirken, bevölkert nicht von gesichtslosen Wesen, sondern von alten Bekannten. Wenn es uns, den Autoren des Elek-Mantow Projektes, gelungen ist die Geschichten nicht wie eine eigene Einheit, sondern wie ein Fenster wirken zu lassen, durch das Sie einen Blick auf das Leben und Wirken in Elek-Mantow werfen können, dann und nur dann ist meine Idee verwirklicht. Wenn Sie also am Ende der Sammlung zurückblicken und auf einen Reigen alter Bekannten und vielleicht einige liebgewonnene Freunde schauen und nicht nur auf „noch so eine Fantasy-Anthologie“, dann machen uns das sehr stolz.

André Wiesler im Namen der Elek-Mantow Autoren.

Post Scriptum: Wenn auch Sie Lust haben einen Freund in Elek-Mantow einziehen zu lassen, d.h. eine Geschichte zu schreiben, dann wenden Sie sich an: André Wiesler, Viktorstr. 8, 42275 Wuppertal

[1] Es waren die Diesbesweltromane von Robert Asprin.

Informationen zur Welt:

Die Welt auf der Elek-Mantow liegt heißt Koatlitek. Auf ihr gibt es sieben **Kontinente**. Der, auf dem Elek-Mantow liegt, wird von seinen Bewohnern Nontariell genannt. Die auf Nontariell lebenden Völker wissen nichts von den anderen Kontinenten, da sie in der Seefahrt nicht besonders versiert sind, es gibt aber viele Sagen über diese „anderen Länder in der Ferne“ obwohl sich nur wenige Leute vorstellen können, wie diese aussehen sollen.
Nontariell ist im Prinzip viergeteilt in das Hallakinische Imperium, die Ostländer, die Südländer und das Multorische Reich.

-Das Hallakinische Imperium-

Hier lebt das Volk der Hallakine. Sie werden von den anderen Völkern als Barbaren bezeichnet, da sie keinen besonderen Wert auf Wissen oder Wissenschaften legen. Hauptgrund dafür ist wohl, daß ihr Land stets von kaltem Klima dominiert wird. Im Norden des Imperiums liegt immer Schnee, der Boden ist das ganze Jahr über gefroren und bringt dementsprechend nur geringe landwirtschaftlichen Erträge.
Gen Süden verringert sich die Zeit in welcher der Boden gefroren ist, an der Grenze zum Multorischen Reich ist er sogar ganzjährig nutzbar, obwohl auch hier die Winter sehr streng sind.
Die anderen Völker nennen das Imperium auch „das kalte Nordreich“ und „die grausame Nordfaust“, vor allem weil sie einen recht darwinistischen Umgang miteinander pflegen.
Das Gesellschaftssystem der Hallakine ist matriachalisch orientiert, d.h. die weiblichen Vertreter des Volkes haben das Sagen.
Aussehen: Hallakine sind durchweg groß (zwischen 1,90 und 2,20m) und kräftig gebaut. Ihre Hautfarbe variiert von hell bis weiß. Bei ihnen sind alle Haar- und Augenfarben vertreten.
Gesetze: Das Imperium greift hauptsächlich auf ein Bestrafungssystem der Verstümmelung, Brandmarkung und Todesstrafe zurück. Sklaven sind geduldet aber nicht besonders verbreitet, da Hallakine selten Gefangene machen.

-Das Multorische Reich-

In diesen weiten Gras- und Steppenlandschaften leben zwei Völker, die seit Jahrhunderten im Krieg miteinander liegen: Auf der einen Seite die früher reichen und dekadenten Multorier, auf der anderen die nomadischen Rekschat.
Die Multorier haben in ihrer Glanzzeit prächtige Städte errichtet und eine hohe landwirtschaftliche Kultur entwickelt. Aus Langeweile und Prunksucht begannen sie dann jedoch eines Tages damit, Rekschat zu versklaven. Da es für die nomadischen Rekschat, die sich selbst die „Freiwilden“ nennen, aber nichts wertvolleres als ihre Freiheit gibt, entbrannte ein grausamer Krieg.
Durch den immensen Kriegsapparat, den die Multorier im Laufe der Zeit ausgehoben haben, haben sie ihre Landwirtschaft fast vollständig ruiniert. Die Multorier haben deshalb immense Versorgungsprobleme.
Dabei ist das Land in Multor sehr fruchtbar, auch wenn im südlichen Teil des Reiches streckenweise Halb- und Vollwüsten existieren.
Aussehen: Multorier erwecken meistens den Eindruck, als wären sie unterernährt. Es gibt aber noch einige reiche Herrscherfamilien die genug Sklaven haben um ihre Ländereien ausreichend zu bewirtschaften, die einen sehr wohlgenährten Eindruck machen. Ihre Hautfarben sind durch die Bank dunkel, von hellbraun über mahagonifarben bis tiefschwarz. Es sind alle Haarfarben vertreten, die Augenfarbe variiert hingegen nur wenig: Entweder Blau oder grün, hiervon aber verschiedene Schattierungen. Im Schnitt werden sie zwischen drei Schritt und einer bis zwei Pfeilbreiten groß.
Rekschat sind meist drahtig und wesentlich kleiner als Multorier, zwischen drei und dreieinhalb Schritt. Ihre Haut ist wettergegerbt und sonnengebräunt. Es gibt aber einen erstaunlich hohen Prozentsatz an Albinos in ihrem Volk, die sie als von den Göttern geschickte Boten erachten. Sie haben im Laufe der Jahrhunderte einige Arten von Reittieren in ihre Gemeinschaft integriert.
Gesetze: Die Multorier verteilen beim eigenen Volk Gefängnis- und Prügelstrafen, in krassen Fällen wie Mord an Multoriern und Verbrechen begangen von Mitgliedern anderer Völker ist man aber schnell mit exemplarischen Todesstrafen zur Hand.

Die Rekschat haben einen sehr engen Zusammenhalt in den einzelnen Sippen, so daß Verbrechen sehr selten vorkommen. Wenn, wird es jedoch meist in einem Zweikampf mit dem sogenannten „Richter“ oder durch ein Gottesurteil entschieden, beides führt aber nur in seltenen Fällen zum Tod.

Die Nuu-Giik

Es haben schon viele Menschen wilde Gerüchte von den Nuu-Giik gehört, aber nur sehr belesene Personen mit Zugang zu einer guten Bibliothek wissen, wie sie überhaupt aussehen. Und nur hochqualifizierte Gelehrte kenne einige Aspekte ihrer Kultur kennen. Alle anderen halten sie für etwas ärmliche, stark behaarte Menschen mit einem seltsamen Hang zu Knochen, die sich dringend einmal waschen sollten.
Die Nuu-Giik leben in den Bergen des multorischen Reiches. Es gibt nicht mehr viele von ihnen, da sie von den Multor verfolgt und geopfert werden. Die Nuu-Giik verspeisen Gegner, die sie als würdig erachten, um ihre Stärke in sich aufzunehmen. Sie sind groß und überaus stark behaart.

-Die Südländer-

Der Süden Nontariells ist weitgehend von feuchten Regenwäldern und Sümpfen bedeckt. Wegen ihrer Unzugänglichkeit sind die Südländer größtenteils noch unerforscht. Es kommen immer wieder Gerüchte über seltsame Tiere und Völker auf, die dort in den tiefen Wäldern leben sollen. Sicher ist bis jetzt nur die Existenz von Zweien: Den Grantken, die im wesentlichen an den Cro-Magnon erinnern und der Echsenmenschen, im Schnitt über 2 Meter große, aufrecht gehende Echsen mit langem Schwanz und grüner Schuppenhaut.

Die Panlîl

Die Panlîl sind eine Rasse katzenartiger Humanoide aus dem Süden des Kontinents. Sie leben in ihrer Heimat größtenteils vom Fischfang und vom Ackerbau; letzterer wird allerdings mehr und mehr unprofitabel, so daß man nach neuen Siedlungsgründe sucht. Die Panlîl sind ein an und für sich friedfertiges Volk, das Gewalt nur im äußersten Notfall als Mittel zum Zweck akzeptiert. Sie sind matriarchalisch geführt, und die Priesterinnen der Ashkenobistar haben großen Einfluß in ihrer Gesellschaft. Die Religion ist für die Panlîl sehr wichtig, und sie sind froh, eine derartig freundliche Göttin zu haben, mit deren Weltanschauung sie sich auch sehr gut identifizieren können. Zum Äußerlichen: Panlîl werden im allgemeinen drei Tritt, eine Hand bis ein Sprung groß, können jede Art von Fellfarbe haben (wobei allerdings einfarbige sehr selten sind), und haben grüne Augen mit ovalen Pupillen.

Kasralit

Die Kasraliten sind ein Volk, das in den Südländern seine Heimat hat. Man kann das Königreich nicht in genaue Grenzen fassen, da die südliche Grenze ständig über die Landkarte geschoben wird, denn die Kasraliten befinden sich in einem schon ewig währenden Krieg mit ihrem südlichen Nachbarland Waslaran.
Vernachlässigt man die Südgrenze, so ist Kasralit an der breitesten Stelle 100 Kilometer breit und 200 Kilometer hoch. Mit allen anderen Nachbarn pflegen die Kasraliten lebhaften Handel und bringen ihnen herzliche Gastfreundschaft entgegen. Im Osten trennt das Land ein hohes Gebirge mit verwinkelten Pässen von seinen Nachbarn. Dieses Gebirge wird im allgemeinen einfach als „Der Berg“ bezeichnet und gilt als eine der gefährlichsten Orte, da er als Fluchtwinkel für Diebe und Räuber dient. In der Ebene findet man saftige Wiesen und dichte Wälder, unterbrochen von breiten Strömen und großen Seen. Das Land ist übersät von kleineren Dörfern und kleinen, befestigten Städten, die jedoch im Vergleich zu der Hauptstadt Kasra wie lächerliche Siedlungen aussehen.
Kasra ist eine reiche Stadt, in der sich neben dem Palast des Herrschers und dem Auditorium, in dem der Ältestenrat tagt, auch die Bildungstätten für die Jungen befinden. Kasra verfügt über ein ausgereiftes Kanalsystem und Frischwasserzulauf durch Aquädukte, sowie über mindestens fünf Theater, in denen zeitgenössicher und alte Meister der Dramaturgie ihre Werke vorstellen.
Mentalität und Aussehen:
Kasraliten sind recht große Menschen, deren kleinste Vertreteer immerhin noch sehr nahe an einen Sprung herankommen und deren obere Schranke mit ein Sprung, zwei Pfeillängen noch nicht erreicht ist. Auch wenn sie auf den ersten Blick aussehen wie Bewohner der Mitte Nontariells, unterscheiden sie sich doch bei näherer Betrachtung durch die blaßblaue Hautfarbe und die in allen

Regenbogenfarben schillernde Iris von ihnen. Der durchschnittliche Kasralit ist gut gebaut und durchtrainiert, da alle Jungen schon mit sechs Jahren der staatlichen Erziehung überantwortet werden. In den folgenden zehn Jahren werden sie in einer quasi-millitärischen Ausbildung sowohl in verschiedenen waffenlosen Techniken, im Kampf mit Schwert, Degen, Messer, Kampfstab und Zweiklinge unterrichtet, als auch in - für andere Völker unwichtigen - Fächern wie Philosophie, Rechnen, Schreiben oder Prosa und Gedichten, einem Handwerk wie Töpferei, Holzbearbeitung oder ähnlichem, Rhetorik und einer Fremdsprache. Von Jungen, die den Anforderungen der Ausbildung nicht genügen, hört man nicht besonders viel, angeblich gibt es sie nicht. Auf jeden Fall gibt es sie nach dieser Ausbildung nicht mehr - so oder so.
Literaten und Philosophen werden in Kasralit hoch geschätzt, mindestens genauso hoch wie großartige Kämpfer an der Südfront. Manche von ihnen haben es sogar bis über Kasralits Grenzen hinaus zu Ruhm gebracht, so zum Beispiel der **große Rondar**, dessen Werk „Glaube und Irrglaube" von den einen als ketzerisches Manifest eines irrgeleiteten Idioten verbannt, von anderen als das revolutzionärste Werk der letzten hunder Jahre gefeiert wird.
In anderen Ländern haben Kasraliten den Ruf, gute und faire Kämpfer zu sein, mit denen man auch bei einem guten Wein ein interessantes und hochwertiges Gespräch führen kann. Ehrliche Zeigenossen haben von diesen freundlichen Menschen nichts zu befürchten, hinterhältige Subjekte können sich jedoch genauso gut in ihr eigenes Schwert stürzen, wenn sie versuchen, einen Kasraliten zu hintergehen.

-Die Ostländer-

Im Osten des Landes erstreckt sich ein Teppich aus Klein- und Kleinstaaten, die in einem fort Bündnisse schließen, brechen und Kriege führen. Die Bewohner sind meist hellhäutig, Augen- und Haarfarben sind alle vertreten. Über die Länder ist bis jetzt noch nicht viel bekannt, außer ihren Namen (die Zahlen weisen auf die entsprechende Ziffer auf der Karte hin):

1) **Pergemitron**

Etwas höher im Gebirge gelegen, verfügt es über keine einzige größere Stadt, die Wirtschaft ist hüben wie drüben vor allem auf Erzförderung aufgebaut. Die Böden in Pergemitron sind wenig fruchtbar, die Bewohner fristen ein eher karges Leben und vermeiden Aufregungen. Die Regierungsgewalt, die ohnehin selten genug einschreiten muß, liegt de facto bei den höheren Mitgliedern des Ordens zu Pergemitron, einer jahrhundertealten Gruppierung von Theoretikern, die in der Akademia auf dem höchsten Gipfel residieren, einem uralten und gigantischen, klosterähnlichen Bau.
Diese Wissenschaftler, unter denen sich auch einige der Magie Fähige und an ihren erscheinungsformen Interessierte befinden, nennen sich selbst Perger [Wahrscheinlich von einem alten östlichen Wortstamm der Form pirgid, der wohl ursprünglich nichts anderes bedeutet als 'Mensch' oder möglicherweise 'denkendes Tier'. Es steht anzunehmen, daß diese Bezeichnung früher einmal für alle Bewohner Pergemitrons gebräuchlich war, und auch Verwandtschaften mit dem Staatsnamen Pergemitron sind offensichtlich. Vor mehr als zweitausend Jahren sprachen die hiesigen Bewohner das Pirman, was wohl 'fixierte Gedanken' bedeutet und von den Pergern als erste Schriftsprache der Welt gefeiert wird. In der Akademia werden wissenschaftliche Arbeiten noch immer in dieser Sprache verfaßt.]
Die Magier unter ihnen verhindern ab und an größere Hungersnot durch Wetterveränderungen in schlechten Jahren. Ihr Ansatz an die Hohe Kunst der Magie ist ansonsten extrem akademisch; während sich in der Akademia gewiß eine der größten Sammlungen magischen und vor allem anderen Wissens in ganz Nantariell befindet, geht von ihr kaum eine größere politische Macht aus als von der nächsten Erzförderstätte.
Das Sammeln von Wissen ist den Pergern letzte verbleibende Lebensaufgabe geworden. So haben sie über den ganzen Kontinent Informationssammler aus ihren eigenen Reihen verstreut, die mal offen, mal inkognito sämtliche Vorgänge in allen Teilen der Welt zu notieren und alles in der Akademia noch unbekannte Wissen festzuhalten suchen.
Jede Form der praktizierten Religion ist bei den Pergern ebenso ausgestorben wie fast aller Aberglaube - wer soviel geheimes Wissen angehäuft hat, für den gehören Hufeisen und Kleeblätter nicht zu den großen Geheimnissen der Welt.

2) Hale

3) Donji Kalemat
4) Das freie Reich Nidjut
5) Der Höllenpfuhl, der allerdings bei seinen Bewohnern, zum größten Teil ehemaligen und noch aktiven Söldnern, die Güldene Ebene genannt wird.
6)Adlerhorst
7) Land der Güte
8) Ferkalitz
9) Wolfshöhle
10) Elek-Mantow
11) Seelenruh ist ein Zufluchtsort für viele Rekschat die keine Lust mehr auf das Töten und Kämpfen haben. Sie leben mehr schlecht als recht von dem, was sie dem Boden abringen können.
12) Pergaminon
13)Das Tal der Stürme
14) Atzressadon Kil Magnetep Alistrea
15) Das Großimperische Reich von Helikot III. Dieser kleine Staat ist immer wieder Grund zum Schmunzeln in den übrigen Ostländern, wenn mal wieder ganz Nontariell zum Reich des Großimperischen Herrschers erklärt wird. Leider fängt der Imperator immer wieder Streit mit umliegenden Ländern an. An der Küste des Reiches liegt das kleine Fürstentum Ibrisco.
Gesetze: Generell gibt es nur ein Gesetz, daß die meisten Ostländer gemeinsam haben: Um sich von den „Barbaren“ abzuheben, ist die Sklaverei offiziell verboten.

-Regthil-

Regthil ist ein kleines Königreich im äußersten Nordosten von Nontariell. Die Mehrzahl der Bewohner lebt in der einzigen Hafenstadt Jargas und natürlich in der Hauptstadt Xargos.
Das Klima dieser Region ist rauh und vom Meer geprägt. Regen ist fast an der Tagesordnung und mehrmals hat in den letzten Jahrzehnten ein Sturm verheerende Schäden angerichtet. Leichtere Stürme sind fast ebenso häufig wie Regen. Dennoch gibt es auch hier herrliche Sonnentage und Reisende, die dieses abgelegene Gebiet einmal gesehen haben, behaupten, diese Tage gehören zu den schönsten, die man auf Nontariel erleben kann.
Das Klima hat sich aber auch auf die Menschen der Region ausgewirkt. Bereits in jungen Jahren wirkt ihre Haut alt, da sie vom Wetter gegerbt ist, zudem hat sie eine seltsame Graufärbung. Die Menschen sind stämmig, aber relativ klein an Wuchs, nur wenige werden größer als drei Tritt, eine Pfeillänge. Ihre Haare sind zumeist blond oder rot, fast alle besitzen blaue Augen in verschiedenen Schattierungen.
Regthil lebt vor allem vom Fischfang und Viehzucht, Anbau ist kaum möglich. Die Bauern halten Kirtes, eine sehr genügsame Rinderart ohne Horn uns sehr kurzem, harten Fell. Diese geben ausreichend Milch und ihr Fleisch ist zwar manchmal etwas zäh, aber sehr wohlschmeckend.
Es geschieht immer mal wieder, daß an der Küste Regthils Gegenstände angeschwemmt werden, deren Herkunft den Menschen vollkommen unklar ist. Diese Gegenstände gelten als Zeichen Rautos und sind somit heilig. Sie werden von der Bevölkerung in die wenigen vorhandenen Tempel gebracht und dort aufgestellt. In Wahrheit handelt es sich aber um Dinge, die von fernen, fremdem Kontinenten stammen, von deren Existenz aber keiner auch nur etwas ahnt. Eine solche Möglichkeit gilt als völlig unmöglich, sie wird auch nicht diskutiert, denn es ist noch niemand auf diese Idee gekommen.
Die Zeitrechnung richtet sich dann auch nach diesen Anschwemmungen. Es ist das Jahr 519 n. Rautos Zeichen, das bedeutet, vor 519 Jahren fand die erste dokumentierte Anschwemmung statt. Nebenher gelten auch noch die Regierungszeiten der Könige als Jahresangaben, so daß gleichzeitig 20 n. Tizulis ebenfalls gültig ist.
Nur sehr selten gibt es Menschen, die dieses Land verlassen. Einige, weil sie ein Verbrechen begangen haben (etwas, was an sich schon ziemlich ungewöhnlich ist) andere um Abenteuer zu erleben oder reich zu werden. Diese Menschen gelten im allgemeinen als krank und von den Göttern verlassen.

Die Nushq´qai

Die Nushq´qai sind ein nichtseßhaftes Volk, die in verschiedenen Sippen durch die Lande zieht. Solche Züge bestehen normalerweise aus mehreren Planwagen, die von kleinen, stämmigen, zotteligen Pferden gezogen werden. Woher die Nushq´qai kommen, weiß man nicht genau, wohin sie gehen fragt keiner. Sie sind normalerweise recht klein (selten je über drei Tritt, eine Hand) und schlank, haben einen rötlichen Teint und schwarze Haare; ihre Augen können alle Farben des Regenbogens haben. Das Volk ist offensichtlich sehr anpassungsfähig, und wenn es ihnen irgendwo nicht sonderlich gefällt, reisen sie einfach weiter - sie leben von dem, was sie finden, was sie finden oder was sie ertauschen können, wobei die Tauschobjekte, welche die Nushq´qai anzubieten haben, sehr mannigfaltig sind, und teilweise sogar Dienstleistungen beinhalten. Oft sind Tauschobjekte selbstgemachte Dinge, wie beispielsweise geflochtene Körbe, Schnitzereien, Musikinstrumente oder auch kleine Teppiche (für welche die Nushq´qai berühmt sind!). Es heißt im Volksmund, daß die schönsten dieser Gegenstände magische Fähigkeiten hätten... Innerhalb der Sippen gibt es verschiedene ungeschriebene Gesetze, an die sich die Sippenmitglieder auch halten, so daß es selten zu Schwierigkeiten kommt. Sollte doch einmal ein Sippenmitglied ernsthaft gegen die Grundsätze seiner Sippe verstoßen, so könnte dies den Ausschluß aus der Gemeinschaft zu Folge haben - für einen Nushq´qai eine schlimmere Strafe als der Tod.

Die Charach

Die Charach sind ein Volk von nomadischen Jägern und Sammlern. Sie bewohnen keinen bestimmten Landstrich, man findet sie auf dem gesamten Kontinent Nontariell außer im eisigsten Norden und in den Regenwäldern des Südens. Die Charach sind Wolfsmenschen. Sie haben einen Wolfskopf und -schwanz und dichtes Fell. Ihr Körperbau und ihre Arme und Beine gleichen denen eines Menschen. Die Fellfärbung reicht von weiß über verschiedene Grau- und Brauntöne bis hin zu schwarz. Das Fell bildet an Kopf und Hals eine Art Mähne, in die schmale Zöpfe geflochten werden. Die Augenfarbe variiert zwischen Blau, Braun, Grau, Gelb und Grün. Kleidung ist bei den Charach wenig verbreitet, meist wird nur ein Lendenschurz, bestenfalls noch eine Lederweste getragen. Schmuck jedoch ist für die Charach sehr wichtig. Federn, Knochen, Zähne und Krallen von Beutetieren werden gern als Schmuck verwendet, ebenso wie Holz- und Steinperlen. Dazu werden auch oft eingetauschte oder erbeutetete Schmuckstücke anderer Rassen getragen, wobei Ohrringe und Halsketten besonders beliebt sind. Die Charach sind nie lange an einem Ort. Sie ziehen dem jagbaren Wild hinterher und schlagen nur für kurze Zeit Lager aus Lederzelten auf. Sie sind nicht aggressiv oder kriegerisch, wenn man sie in Ruhe läßt, lassen sie einen auch in Ruhe.
Die Durchschnittsgröße eines Charach liegt bei einem Sprung. Die Charach leben mit ihren Brüdern, den Wölfen, in Harmonie, so daß es oft vorkommt, daß ein Stamm Charach von einem größeren Wolfsrudel begleitet wird. Die Charach leben von dem, was sie erjagen und finden, wollen sie etwas anderes bekommen, z.B. Waffen aus Stahl oder Schmuck, dann tauschen sie Felle oder Schmuckstücke ein, Geld ist ihnen fremd. Die Religion der Charach beruht auf der Verehrung der Geister der Natur, die allem innerwohnen. Das Leben in der freien Wildnis hat die Charach zu einem harten Volk gemacht. Mit zehn Jahren, wenn ein junger Charach ausgewachsen ist, muß er die Kriegerprüfung ablegen. Dazu muß er allein in die Wildnis ziehen und ein großes Raubtier nur mit einem Steindolch erlegen. Die, die nicht zurückkehren, waren nicht stark genug, um gegen die Natur zu bestehen. Genauso ziehen sich Charach, die zu alt oder zu krank zum jagen und herumziehen werden, in die Wildnis zurück um zu sterben. Krüppel und Greise werden im Stamm nicht geduldet. Einmal im Sonnenkreis wird der Häuptling des Stammes ermittelt. Das geschieht durch einen Kampf bis zum ersten Blut. Wenn, was selten geschieht, die Charach in den Krieg ziehen, bemalen sie ihr Fell mit farbigen Mustern. Einem Charach in Kriegsbemalung geht man besser aus dem Weg.

Die Taominoi

Die Taominoi sind ein Volk der Verbannten. Sie stammen von einer Insel vor der Küste Nontariells, von der sie fliehen mußten, weil sie einer unterlegenen Partei angehörten (näheres dazu: Atakuela de Kuansa). Nur etwas die Hälfte der Schiffe erreichte die Küste Nontariells und die einzelnen Gruppen leben weit verstreut.
Über die komplizierten Ehrbegriffe, Verhaltensregelen, religiöse und philosophische Grundlagen, Sitten und Gebäruche ist Außenstehenden so gut wie nichts bekannt. Die Taominoi erzählen Fremden ungern über sich selbst und wenn, dann eher (Helden-)Geschichten als Wahrheiten. Sie tragen

konservativ geschnittene schwarze Kleider, folgen stengen Lebensregeln und bleiben am liebsten unter sich selbst. Nur wenige Außenstehende wurde das Privileg zuteil, ihre Sprache lernen zu dürfen. Sie heiraten fast nur endogam (in der Gruppe). Melancholie und Ernst scheinen Volkstradition zu haben; untereinander singen sie traurige Lieder und erzählen sich schwermütige Geschichten. Oft treten sie Fremden gegenüber offen, fast herzlich auf, aber ohne eigene wahre Seele oder innere Gefühle preiszugeben, die sie nur ihresgleichen offenbaren. Ihr Mund und ihre Mimik lachen und scherzen, während ihre ernsten Augen unberührt bleiben.
Die Verbannten trauern um Denim Atauasi de Jurosa und um ihre verlorene Heimat. Diese Trauer prägt alle ihr Sein und ihr ganzes Leben. Eines Tages wollen sie heimkehren, in einer goldenen Zukunft, wenn Atauasi von den Toten aufersteht und ein Ewiges Reich gründet. Dann werden sie ihre schwarzen Gewänder ablegen und ihre Herzen werden wieder lachen. So geht die Legende.

Die Atamanai/atamanische Sammler

Ihre Herkunft ist unbekannt, sie beherrschen eine Vielzahl von Sprachen. Es gibt wohl nicht allzuviele von ihnen, aber sie stellen ein eigenes, homogenes Volk dar. Aus Berichten aus ganz Nontariell läßt sich folgendes Profil erstellen: es sind hochgewachsene, bleichhäutige Fremde, mit faltenlosen, glatten Gesichtern selbst in hohem Alter (und sie werden dem Vernehmen nach sehr, sehr alt).
Ihre Augenbrauen wachsen an einem von der Nasenwurzel aufsteigenden Delta bis zu den Schläfen in seidigen, buschigen Strähnen. Diese sind zumeist blond - da sie haarlos sind, allesamt mit fabelhaft kahlen Schädeln, darf man sie also als „blonde Rasse“ bezeichnen. Eigenartig sind auch ihre Augen: mit einer dreifachen, scharf ineinander abgegrenzten Iris, welche die schmalen Lider fast gänzlich ausfüllt - der äußere Ring schwarz, der zweite weiß, der dritte wieder schwarz, das Augeninnere selbst ist weiß (bei den poetisch veranlagten Kasraliten sagt man, die Augen der Atamanai seien gefährlicher als die der Nattern, die beinahe Nofra selbst verschlangen).
Ihre Bewegungen sind, auch in Hinblick auf ihre langen Gliedmaßen, fließend und geschmeidig; sie sind zäh und flink, kräftig, wenn auch nie sehr muskulös und hünenhaft. Zu ihren besonderen Talenten gehören daher eine Vielzahl von waffenlosen Kampftechniken - sie sind beachtliche Gegner.
Noch niemals wurde etwas wie eine Atamanai-Frau gesehen - allerdings wird für möglich gehalten, daß sie ihren Männern äußerlich gleichen, daß sie eine Fremder nicht auseinanderhalten kann. Da alle Atamanen nur *eine* Profession haben - die des Sammlers - wären Frauen auch nicht an der Verrichtung bestimmter Arbeiten zu erkennen. Überdies sind Attamanen Einzelgänger, sie treten äußerst selten auch nur zu zweit auf.
Möglicherweise existiert eine Attamanai-Kolonie mit einer Art Regierung, einer Art Priesterrat (von der sie ihre Botschafter in die verschiedenen Teile des Kontinents senden würden); hier lebten dann auch andere Atamanai, die nicht als Sammler durch die Welt reisen - wenn eine solche Enklave exisitiert, wird ihr Geheimnis von den Sammler jedenfalls umsichtig gehütet. Vorzugsweise wird diese „Siedlung“ im äußersten Süden Nontarielles angenommen - schon allein deswegen, weil die ethnischen Lehrer mit dem Gedanken liebäugeln, die Atamanai seien Abstammlinge eines südlich gelegenen Kontinents, fern von Koatlitek.

Religion

Die Atamanai sind, der Begriff ist gut gewählt, religiöse Fanatiker. Sie glauben, daß nach der Erschaffung der Welt durch die Götter diese vor Entsetzen darüber, wie sie die ihnen vorgegebene Harmonie des Universums durch die jäh entfaltete Disharmonie der Sterblichen zerstört hätten, in abgrundtiefe, tränenreiche Verzweiflung gerieten, dabei in absoluter Erschöpfung all ihrer Kraft verlustig gingen. Sie vegetieren im Nichts dahin, paralysiert durch das sterbliche Chaos, unfähig dem Ganzen Einhalt zu gebieten - und, Unheil zugleich für die Sterblichen, die Essenz der Vergehenden verliert sich, da den Göttern zustrebend, nach dem Tode ebenfalls im Nichts.
Um dies zu ändern, sammeln die Atamanai die *Domomai*, die auf die Erde vergossenen Tränen der Götter, sie den Verzweifelten zurückzugeben. Dann würden die Göttern ihre Kräfte wieder erlangen, könnten die Weltschöpfung rückgängig machen und einen ewigen Zustand der Harmonie wiedererrichten.
Die Göttern selbst sind den Atamanai insofern gleichgültig. Sie haben noch jeden Gott, jeden Kult, dem sie begegnet sind, mit nahezu atheistischer Gleichgültigkeit toleriert. Die Differenzen zwischen Göttern, ihre unterschiedlichen „Zuständigkeiten“ (Feuer, Wasser, Wind etc.) wären in einem Zustand völliger Harmonie sowieso aufgehoben. Auf der Suche nach den *Domomai* haben die Sammler schon die ganze bekannte Welt - und vielleicht noch darüber hinaus - bereist.

Sozialstatus
Obwohl die Atamanai eine so positive Philosophie befolgen, sind sie ein Volk, das zu bestimmten Zeiten regelrechten Pogromen ausgesetzt war. Sie wurden und werden verfolgt und getötet - kaum ein Volk Nontariells, das nicht schon atamanisches Blut an den Händen seiner Väter und Großväter kleben hat (das hallakinische Imperium ist noch heute ein lebensgefährliches Pflaster für die Sammler).
Der Grund: Atamanen sind, man glaubt es kaum, für Außenstehende nichts anderes als Räuber, Schwarzkünstler und auch Mörder. Denn die begehrten *Domomai* erblicken die Sammler einzig in den großen Schöpfungen der Sterblichen - hier sehen sie sich verdichtende Schöpferkraft der Götter. Und wenn sie etwas sammeln, dann nehmen sie es sich. Sie haben Werke der Kunst und Wissenschaft gestohlen, ob aus Tempeln oder weltlichen Verwahrungen. Ruhmreiche Waffen, Artefakte mit mystischer Legende - sogar die Zunge eines berühmten Barden schnitten sie aus dessen Kehle. Und unbekannt ist, wieviel verborgene Schätze und Gräber, welche Koatlitek verloren gegangene oder nicht bekannt gewordene Herrlichkeiten sie „gesammelt“ haben - die Atamanai sind ausgezeichnete Schatzsucher (was ihre sagenhaften finanziellen Mittel erklären mag). Das sind Tatsachen - mal zur Abwechslung - Attamanai sind schon des öfteren scheinbar skrupellos-brutale Killer gewesen. Also sind die Atamanai allgemein unbeliebt, wenn nicht verhaßt, und Mütter ziehen ihre Kinder beiseite, sehen sie einen der roten Röcke schon von weitem.
Jeder Atamanai legt immer (und situationsbezogen) eine Vielzahl von Gerüchen auf, zeitweilig erscheinen sie wie wandelnde Parfümauslagen. Das trägt nur wenig zu ihrer Integration in eine fremde Gesellschaft bei...
Sehr zum Verdruß von Generationen an Kopfgeldjägern sind Atamanai recht magieresistent - an sich starke Sprüche, die jede hallakinische Reiterfürstin halbtot in die nächste Ecke befördert hätten, bedeuten einem Atamanen regelmäßig bloß eine heftige Ohrfeige... Illusionen, Tarnzauber etc. beeindrucken einen scharfäugigen Sammler gemeinhin nicht sonderlich. Allerdings nicht nur böswillige, auch gutwillige, etwa Heilmagie fruchtet dementsprechend nichts...

Arietiden und Priskaner

Die Arietiden leben auf dem Kontinent südöstlich von Nontariell. Früher einmal waren sie friedliche Wesen, die nichts so liebten wie den Tanz und den Gesang. Alle Arietiden haben die Gabe zu heilen, vorrangig sich selbst, aber auf Wunsch auch andere. Das Ganze ist eine Art Regeneration. Außerdem besitzen viele von ihnen die Sehergabe, also die Fähigkeit mit dem Lichtmeß zusammenzuarbeiten. Die Körpergröße der Arietiden ist unterschiedlich, jedoch ist keiner kleiner als drei Tritt, eine Hand und keiner größer als ein Sprung. Die Hautfarbe ist von einer vornehmen Blässe, da arietidische Haut Sonnenstrahlen abblockt. Die Augenfarbe variiert von schwarz über violett und dunkelblau.
Arietiden haben eine Lebenserwartung von ca. 300 Jahren, falls sie vorher nicht getötet werden! Die Jugend und das Erwachsenenalter zeigen sich jedoch nicht in der äußeren Erscheinung, sondern nur im Geiste und in der Haarfarbe. Ist der Geist noch unwissend und jung, variiert die Haarfarbe von rot bis roblond und blond und schwarzbraun. Wenn der Geist an Erfahrung gewonnen hat, durchziehen graue Strähnen das Haar, bei der entgültigen Reifung ist das Haar schlohweiß.
Doch in Folge des Krieges gibt es kaum mehr noch jemanden, der mit weißen Haaren stirbt. Die sorglosen Zeiten sind schon lange, lange vorbei, denn die Arietiden führen Krieg mit den Priskanern, die den südlicheren Teil des Kontinents bewohnen. Die Priskaner sind ein mächtiges Volk, das die Arietiden bedingungslos unterwerfen will, um so an den kostbarsten Schatz der Heiler und Seher zu kommen: den Seherstein **Lichtmeß**.
Er ist eine Art Orakel, der unabhängig von Fragen, Aussagen über die Zukunft macht. In unregelmäßigen Abständen wählt sich der Stein einen Träger oder Sprecher aus, um durch seinen Mund zu sprechen. Es ist eine große Ehre, Lichtmeß dienen zu dürfen! Die Arietiden verehren den Stein, aber es ist keine religiöse Verehrung. Lichtmeß ist Bestandteil des Lebens, so wie die linke und dir rechte Hand. Arietiden verehren außerdem noch die Natur und sie respektieren das Leben. Aber die letzte Tugend hat die neue Generation längst vergessen, denn es sind Krieger.
Sie kämpfen gegen die Priskaner. Sie morden und werden ermordet, sie quälen und werden gequält. Und sie hintergehen- solange sie es mit priskanischem Blut zu tun haben.
Innerhalb ihrer eigenen Art gehen sie unsagbar zärtlich miteinander um, und Bande der Liebe sind so stark, wie die Verbundenheit zwischen Lichtmeß und dem Träger, so fest wie die Eisen der Priskaner.

Über die Priskaner ist wenig bekannt, aber man weiß, daß sie Eisenerz fördern und imstande sind tödliche Waffen damit herzustellen.
Als der Krieg begann, wurden Waffen von den Priskanern entwendet, und mit ihnen und der Sehergabe von Lichtmeß und einigen anderen Arietiden konnte man sich behaupten. Im Kampf „Mann gegen Mann“ waren die Arietiden auch nicht benachteiligt, da Körperbau und Größe bei beiden Völkern relativ gleich sind. Der Fürst und somit das Oberhaupt von Priska ist der hünenhafte Agathon, ein Magier mit geringer Macht, mit einer seltsamen Vorliebe für Musik. Er hat einen Sohn, Kilian, der seinen Vater aufs schärfste kritisiert. Kilian hat ebenfalls die Sehergabe und man munkelt, daß seine Mutter eine Arietidin ist...

-Elek-Mantow- Die Stadt der zwei Gesichter-

Elek-Mantow ist durch eine mehrere hundert Meter tiefe Schlucht in zwei Hälften geschnitten, von denen die Nördliche die Heimat der elitären Bevölkerung ist, während sich im Süden die Armen und Kleinkriminellen herumtreiben. Die einzige (offizielle) direkte Verbindung zwischen den eigentlich zwei Städten besteht in einer Brücke über die Spalte, die unter strenger Bewachung steht.
Das Umfeld der Stadt ist steinig und unfruchtbar. Die umliegenden Berge sind von Erzfördertunneln durchgraben, die zum Teil noch in Betrieb sind.
Regiert wird die Stadt (zumindest der nördliche Teil) von einem Triumvirat. Gemeinsam mit diesem befehligen drei gewählte Richter, die wiederum 20 Unterrichter ernennen, die Stadtwache.
Die drei Mitglieder des Triumvirats und die Richter werden nach einem Prinzip gewählt, daß bei den Bewohnern der Nordstadt nur „Geldwahl“ genannt wird: Jeder Wähler muß eine bestimmte, recht hohe Menge Geld in die Kasse der Stadt zahlen, sonst wird seine Stimme nicht gewertet. Die Wahl findet einmal im Jahr in der Nacht vom 22. auf den 23. Mittmond statt.
Es gibt die verschiedensten **Währungen** in der Stadt, die wegen ihrer schlechten landwirtschaftlichen Lage viel Handel treibt. Die einheimischen Geldmittel, die in den Ostländern weit verbreitet sind, nennen sich Sonnen. Es gibt Goldsonnen, Bronzesonnen etc., die wie folgt umgerechnet werden: 1 Goldsonne= 10 Silbersonnen= 100 Bronzesonnen= 10.000 Eisensonnen. Für größere Geldsummen werden Edelsteine oder Gold- bzw. Silberblöcke verwandt.
Maßeinheiten:

1 Pfeilbreite= 1 cm	Ein Rad=200 kg	Ein Faß= 500 Liter
1 Ring= 3 cm	Ein Stemm=50 kg	Ein Zuber=200 Liter
1 Daumen= 5 cm	Eine Hebe= 10 kg	Ein Eimer=20 Liter
1 Hand= 10 cm	Ein Laib= 1,5 kg	Ein Krug= 2 Liter
1 Pfeillänge= 20 cm	Ein Helm= 500 gr	Ein Becher= 200 ml
1 Tritt= 50 cm	Ein Hut= 10 gr	Ein Spritzer=20 ml
1 Sprung= 2 m	Eine Spitze= 2 gr	Ein Tropfen= 2 ml
1 Pfeilweite= 100 m	Ein Hauch= 0,5 gr	
1 Lauf= 1 Kilometer		
1 Tagesmarsch= 20 Kilometer		
1 Tagesritt= 100 Kilometer		
1 Wochenreise= 1000 Km		

Die **Zeitrechnung** ist schon etwas konfuser. In Multorien schreibt man zum Zeitpunkt dieser Sammlung das Jahr 1256 nach Multor (n.M.), dem ersten Kriegsherrn bzw. 16 nach Critschak (n.C.), dem vorhergehenden Krieger-Imperators. In Elek-Mantow nennt man das Jahr 167 nach der Gründung (n.G.), obwohl diese Zahl von jedem namenhaften Historiker angezweifelt wird, der natürlich gleichzeitig seine eigene anzubieten hat.

Es herrschen die verschiedensten **Sprachen** in Elek-Mantow vor. Die Heimatsprache nennt sich Mantowin und hat eine Unzahl von verschiedenen Dialekten entwickelt. Dann gibt es Hallaksch, die Sprache der Hallakine, Rekischar, die Sprache der Freiwilden, Multor, die Sprache der Multorianer. Seit der Atamane in Elek-Mantow ist, hört man auch I'Yat, die Sprache der Atamanai._Nushq´qai ist ebenso zu vernehmen wie viele der Ostländer Dialekte.

Das **Jahr** in Elek-Mantow hat 9 **Monate** mit folgenden Namen:

-Erststrahl
-Verle
-Bri
-Hamilé
-Mittmond
-Oberring
-Talu
-Nirtsch
-Nontariell
Jeder Monat besitzt 44 **Tage**, eingeteilt in vier Viertel von jeweils 11 Tagen.

Monde:Koatlitek besitzt zwei Monde: Einen weißen, der von einem kleineren Goldenen umkreist wird. In der jeweils ersten Nacht des Monats erscheint ein kleiner Roter, der seinerseits den Goldenen umkreist.

Das Klima: Elek-Mantow hat sehr extreme Sommer und Winter, bedingt durch die Kessellage, in der sich im Sommer die Hitze reflektiert und sammelt und der Höhenlage, die vor allem im Winter zu verdammt eisiger Kälte führen kann. Die ersten zwei Monate des Jahres sind kühl, dann steigt die Temperatur bis zum Mittmond, um in den folgenden drei Monaten wieder abzusinken. Der Tiefpunkt der Temperaturen sind im Nontariell oder im Erststrahl zu erwarten. Die Niederschläge sind im Bri und Oberring am höchsten, mit einer meist sehr trockenen Phase im Mittmond. Man hat schon von Jahren gehört, in denen die Regenfälle im Bri so stark gewesen sein sollen, daß der Boden der Spalte vollständig von Wasser bedeckt war.
Der Boden: Die Felder um Elek-Mantow werfen nicht viel ab. Sie müssen meistens bewässert werden, und selbst dann ist es noch harte Knochenarbeit dem staubigen, felsigen Boden irgendeine Feldfrucht abzuringen, die diesen Namen verdient.

-In der Stadt-

Die Brücke: Eine breite Straße aus Granit, an deren Seiten einfache Steinwände auf etwa drei Tritt Höhe aufgerichtet wurden. An einigen Ecken und Enden, vor allem auf der Seite, die der Oberstadt zugewandt ist, hat man mit der Zeit einige Steinfiguren und z.T. sogar vergoldete Statuen aufstellen lassen. Fast jeden Monat wird eine zerschlagen, gestohlen, neu aufgestellt oder ausgetauscht. Das Triumvirat hat damit begonnen Geld zu sammeln, um die Brücke mit einer Bronzeschicht überziehen zu können. Die Zugänge zur Brücke werden rund um die Uhr von der Stadtwache bewacht. Um über die Brücke zu kommen, muß man einen Passierschein besitzen, den man nur über einen Leumund in der Oberstadt und gegen eine hohe Gebühr erhält. Natürlich floriert in der Unterstadt der Handel mit gefälschten Passierscheinen. Von der Oberstadt in die Unterstadt kann man auch gegen einmalige Zahlung kommen, umgekehrt jedoch nicht!
Die Brücke ist der einzige offizielle Weg über die Schlucht, aber die einfallsreichen Geister der Unterstadt haben schon einige andere gefunden. Unter anderem gibt es eine Armenbrücke, die sehr schmal und gefährlich ist und unter der eigentlichen Brücke verläuft. Hier finden immer wieder Menschen den Tod. Desweiteren gibt es einige unterirdische Gänge und die Möglichkeit sich an einem Seil, das aber immer wieder neu gespannt werden muß, in einem Korb zur anderen Seite ziehen zu lassen.
Die Schlucht ist mehrere hundert Meter tief und am Boden mit dichtem Nebel bedeckt, der an feuchten Wintertagen oder extrem schwülen Sommertagen sogar bis an den Rand hinaufsteigen kann.

Stadtwache: Es gibt neben **der** Stadtwache, die aus den Steuergeldern finanziert wird und bei weitem die größte Vereinigung bewaffneter Männer und Frauen sein dürfte, auch noch einige „private“ Wachen, die von wohlhabenden Händlern angeheuert werden ganz speziell ihre Straße, ihren Block oder sogar ihr Haus zu bewachen. Neben der zusätzlichen Sicherheit soll diese Maßnahme meist der Gefahr vorbeugen, daß die „reguläre“ Stadtwache bestochen wird und woanders hinschaut. Dummerweise sind auch die meisten „Privatsoldaten“ sehr offen für finanzielle Zuwendungen...
Die Uniform der offiziellen Stadtwache besteht aus Kettenhemd, Stahlhelm mit Federbusch in Farbe je nach Rang, schwere, braune Lederstiefel, blaue Leinenhose und einem blauen Umhang mit aufgesticktem Stadtwappen in weißem, Silber- oder Goldzwirn (je nach Rang).

Das Stadtwappen: Das Wappen Elek-Mantows wandelt sich praktisch mit jedem neuen Triumvirat, das gewählt wird... Im Moment ist es ein blauer Kreis auf weißem Grund, der von einem goldenen Blitz mit drei Zacken zweigeteilt wird. An seinem Ende ist er eingekerbt, seine Spitze ist herzförmig.
Mit der Wahl des neuen Triumvirats, werden es zwei vorgestreckte Hände, die Handflächen nach oben gerichtet. Die rechte Hand trägt einen Ring, die linke ist schmucklos. Nur der Blitz bleibt und fährt zwischen den beiden Händen hindurch. Der Blitz steht für die Schlucht, die Hände für Ober- und Unterstadt und ihre offene Haltung soll Willkommen signalisieren.

Götter

Hesvite
Der Gott der Träume und Visionen lebt, glaubt man den Aussagen der BOTSCHAFT und seiner Priester, jenseits der Mauer des Bewußtseins in den Traumlanden, seiner Domäne, die nur von den Träumenden und seinen heiligen Tieren, den nontariellschen Purpurfalken überschritten werden kann. So wird Hesvite -u.a. in Form von Statuen - oft als Purpurfalke dargestellt, auf Gemälden hingegen als kleiner Junge mit einem Falken auf der Schulter. Hesvites BOTSCHAFT ist milde und auf eine bessere Zukunft orientiert, genießt daher u.a. unter den ärmeren Leuten Elek-Mantows einiges an Sympathie. Die Priesterschaft ist meist recht pompös gekleidet, aber unbewaffnet, die Missionare hingegen- geweihte Wanderprediger- bilden mit einer Vielzahl bewaffneter „Laienlektoren“ die schlagkräftige Schutztruppe der Tempel!

Selefra
Wo Macht und Heimlichkeit sich mischen, wo Meuchelmörder Auf- und Abstieg eines Herrschers bestimmen, da soll Selefra im Spiel sein, symbolisiert durch die schwarze Wolke mit den glühenden Augen. Selefras Gläubigen ist jedes Mittel recht, um zu persönlicher Macht zu gelangen -ob offensichtlich oder im Verborgenen- und so gehören zu ihnen neben Meuchlern und finsteren Gestalten auch viele Herrschende, angeblich gar Mitglieder des Triumvirats.
Der Brenner
Ein eher unbedeutender Gott der Rekschat. Er erleidet immerwährende Höllenqualen, die für ihn das Leben sind und er hofft fortwährend auf die Erlösung, auf den Einlaß in das Paradies. Er hat kaum Priester und wird meist im gleichen Atemzug mit einigen anderen der zahlreichen Götter der Rekschat erwähnt und verehrt. Man dankt ihm, daß er einem Hoffnung gibt, in Zeiten wo alles aussichtslos erscheint.

Rautos
Die Menschen in Regthil sind sehr religiös, sie verehren Rautos, den Gott des Meeres und des Lebens, kennen allerdings auch noch andere Gottheiten, die jedoch keine so große Rolle spielen. Eine Darstellung Rautos findet nicht statt, aber Möwe und Krähe gelten als seine Begleiter und Beobachter, so daß diese Vögel hoch geachtet sind.
Es geschieht immer mal wieder, daß an der Küste Regthils Gegenstände angeschwemmt werden, deren Herkunft den Menschen vollkommen unklar ist. Diese Gegenstände gelten als Zeichen Rautos und sind somit heilig. Sie werden von der Bevölkerung in die wenigen vorhandenen Tempel gebracht und dort aufgestellt

Elek-Mantowin
Er hat nichts anderes zu tun als die Stadt zu bewachen, gegen Bedrohung, Feinde und Naturkatastrophen. Dabei ist er nicht besonders erfolgreich. Die Spenden an ihn werden vom Triumvirat heimlich zu gleichen Teilen der Staatskasse und ihren privaten Kassen einverleibt. Es gibt nur einen Priester, und der wird in einer Blitzzeremonie vom Triumvirat ernannt. In Elek-Mantow spenden fast nur die Reichen, denn es gehört zum guten Ton. Die meisten Armen glauben weder an Elek-Mantowin, und wenn, dann sehen sie die Steuern als genug Spende
Nofra, Radon, Kasru:
Die Kasraliten verehren drei Gottheiten, Nofra, die Göttin des Kampfes, Radon, den Gott der Künste und Kasru, die Göttin der Fruchtbarkeit. Mit diesem Dreigestirn ist jeder Lebensbereich der Kasraliten abgedeckt - und sollte dies nicht so sein, wird einfach der passendste Gott genommen. Im allgemeinen halten sich die Kasraliten mit der Verehrung dieser Götter sehr zurück , das heißt, daß an

ein paar Feiertagen im Jahr kleinere Opfer gebracht werden, eine kleine Zeremonie abgehalten wird und damit hat es sich auch schon. Scheinbar überwiegt die Philosophie.

Ashkenobistar
Ashkenobistar ist die einzig bekannte Göttin der Panlîl; Sie sorgt neben ihrem Volk für das Gleichgewicht der Natur und die generelle Harmonie. Sie steht dafür ein, daß alle Geschöpfe der Welt friedlich miteinander leben können, und unterstützt jegliche Vorhaben, die zum Friedensschluß zwischen vorher verfeindeten Gruppen führen sollen. Ihre heiligen Farben sind Grün, Gelb und Gold, und ihr heiliges Symbol ist eine Sonne mit einem (Katzen-)Auge darin. Die Priesterinnen der spielen in der Gesellschaft eine, wenn nicht DIE Führungsrolle; was die Hohepriesterin spricht, das ist Gesetz, und kann nur von Ashkenobistar selbst widerrufen werden. Die Priesterinnen gewanden sich in den heiligen Farben der Göttin und tragen für gewöhnlich keine Waffen. Zu ihren Pflichten gehört es, sich generell um das Wohl ihres Volkes zu kümmern, die Göttin bei Sonnenaufgang mit einem Gebet zu begrüßen und mindestens eine Stunde täglich in tiefer Meditation mit ihr zu kommunizieren.

Petek
Gott der Multorier. Er steht für die Boshaftigkeit und die Gnadenlosigkeit. Von den Soldaten der Multorischen Heere wird er oft angebetet, von den einfachen Leuten gefürchtet und durch Gaben besänftigt. Er wird oft als Mensch mit Adlerkopf und Adlerklauen dargestellt, der in seinen Händen die unterschiedlichsten Waffen hält.

Der Andere

Stephan Packard

Manchmal, in der Nacht, beschleicht uns plötzlich das Gefühl, jemand stünde im Dunkel neben uns, jemand - oder etwas - sei in unser Zimmer eingedrungen und betrachte uns nun im Schlaf. Wenn das geschieht, liegen wir vielleicht eine Weile in der eigenen Halbdämmerung im Bett, teils darauf wartend, daß uns die Augen zufallen, teils darauf, daß der Andere etwas tut und sich bemerkbar macht; oder wir richten uns auf, machen mit ein paar ruckartigen Bewegungen Licht und wissen schon genau, daß wir nichts vorfinden werden, wenn wir nachschauen. Trotzdem machen wir Licht.
Was geschieht, wenn der Andere im Aufblitzen der Lampe nicht verschwindet?

☯ ☯ ☯

Es war eine kleine, unsichere Flamme, und die Kerze zitterte in Manyrs Hand. Er saß, halb aufgerichtet, in seinem Bett, um ihn der kleine helle Lichtkreis und die tiefere Finsternis dahinter.
Kurz hatte er die dunklen Augen gesehen...
Er schauderte. Seinem Gefühl nach mußten bereits die ersten
frühen Morgenstunden angebrochen sein, wenn die halbherzige Herbstsonne stockend über den Horizont kriecht und eine erste Warnung vor dem folgenden Tag leuchtet.
Aber er hatte sich geirrt: Es war draußen noch ebenso dunkel wie am Abend zuvor, als er sich, von langer Schreibtischarbeit aufgezehrt, auf die harte Matratze fallen lassen hatte und schnell in großem, hohlen Schlaf versunken war.
Er drehte sich um und schlief weiter.

☯ ☯ ☯

Jetzt stand die Kerze, immer noch unruhig in ihrer Halterung vibrierend, auf Manyrs Schreibtisch und beleuchtete ein zur Hälfte mit fahrigen Schriftzeichen bedecktes Stück Pergament. Manyr konnte nicht mehr schlafen, obwohl es noch mitten in der Nacht war. Was sollte er also tun?
Es fröstelte ihn ein wenig zu der frühen Stunde, aber er war aufgestanden und hatte sich wieder an die Arbeit gemacht, wartete auf die ersten Strahlen der Sonne und schrieb seinen Bericht an die Akademia zu Ende.
Der Text ging nur schleppend voran; er hatte sich noch immer nicht entschieden, ob er seinen kleinen Ausflug in die Welt der Magie seinen Oberen melden oder besser kein Wort darüber verlieren sollte. Daß er sich selbst in die Geschichte der Stadt verstrickt hatte, war wenig rühmlich und verdiente den Schleier des Vergessens durchaus; aber daß sich ein abtrünniger Perger in der Nähe angesiedelt hatte, der Macht über die Geister des Berges besaß, war beunruhigend.
Er schluckte mehrmals, aber der bittere Geschmack in seinem Mund wollte nicht verschwinden. Seine Knie waren steif, als er von seinem Stuhl wieder aufstand, um hinüber zu gehen ins andere Zimmer und einen Schluck von dem abgestandenen Wasser zu nehmen, das er gestern erst mit einem Ächzen seiner alten Glieder hergeschleppt hatte.
Ein paar kurze Schritte, er stolperte über eine Spalte im
Holzboden. Ein kurzes Trippeln mit den nackten Füßen, dann stand er wieder fest. Der Boden war rauh an dieser Stelle. Etwas dröhnte in seinem Kopf; er war zu lange aufgeblieben.
Als er den Schatten bemerkte, drehte er sich blitzschnell um, aber die dunkle Ecke neben dem Bücherregal war im Schein seiner Kerze vollkommen leer.

☯ ☯ ☯

Er saß auf seinem Bett und fror in dem dünnen, faltigen Nachthemd. Sein Rücken war verspannt, die Arme hingen lang herunter. Sein Blick folgte ihnen starr bis zum Boden herab.
Es war eine Gewissensentscheidung, die er fällen mußte, und entsprechend machte ihm sein Gewissen Schwierigkeiten. Der Hohe Orden zu Pergemitron... Der Alte Orden zu Pergemitron...
Was waren das für Leute, die im Obersten Rat der Akademia saßen? Alte Greise, die sich mit langsamen, schleppenden Schritten zwischen ihren Zimmern, den Speisesälen und ihren Büros hin und her bewegten, langsam, unentschieden. Die unendlichen Reihen der in Jahrhunderten

gesammelten Akten! Die vielen jüngeren Schreiber, deren einzige Aufgabe es war, die älteren Informationen von dem vergilbenden alten Pergament auf frischere Seiten hinüberzuretten.
Vor wievielen Jahren war er zuletzt dort gewesen? Das wußten die Götter. Götter! In Pergemitron gab es keine Götter; Götter waren nur für die Lebenden da.
Seine Pupillen verfolgten einen kleinen dunklen Schatten, der unruhig wabernd durch die Mitte des kleinen Lichtkreises wanderte. Bald war er verschwunden.
Die Akademia war alt, und Manyr war es auch. Warum schienen die beiden nicht mehr zueinander zu passen? Seine guten Freunde in den großen Hallen dort oben, und jene, die gleich ihm über den ganzen Kontinent verstreut lebten, ohne am Leben teilzunehmen, die einfach nur da waren, da waren, um zuzusehen, wie die Geschichte rings um sie herum ablief...
Den besten seiner Freunde aber hatte er schon vor vielen Jahren verloren. „Ich kann nicht im Stillen leben, Manyr.“ Wer konnte das schon? Niemand beschränkte sich gerne auf die unhörbaren Ecken der Welt, niemand zog sich gerne in die unsichtbaren Nischen der Realität zurück, um nimmermehr herauszukommen.
Was war das für ein Schatten gewesen inmitten des Lichts?

☯ ☯ ☯

Schnelle, trippelnde Schritte auf der engen Holztreppe. Die untere Tür verriegelt; drei Schlüssel in ihren Schlössern, quietschten. Türe knarzte. Der Kellerboden war kalt. Manyr ging schnell.
Er war durch das Haus gelaufen mit seiner wackligen Kerze, hatte den Schatten gesucht. Jetzt ging er noch halbherzig von einer Kellerecke zur anderen, ließ sich schließlich auf den Stuhl vor dem kleinen Arbeitstisch fallen. Er setzte die Kerze auf die Holzplatte. Kopf in die Hände, Blick auf den Boden. Was tat er hier?
Er seufzte tief auf; die kalte Luft tat ihm in der Brust weh. Er war von einem Alptraum gehetzt durch seine kleine Schreibstube gelaufen, hatte sich aufgeführt wie ein kleiner Junge in den Schlafsälen der Akademia-

☯ ☯ ☯

„Mir ist kalt, Manyr. Dir auch?“
„Ja.“
„Meinst du, da sind Geister?“
„Geister?“
„Wir haben heute von den Geistern der Nacht gelernt. Die sind groß und lang und schrecklich.“
„Die Geister, ja. Ich erinnere mich, ich hatte auch Angst, als wir die gerade durchgenommen hatten.“
„Und jetzt ist es dunkel - da können die kommen.“
„Aber doch nicht in die Akademia.“
„Die großen dunklen Augen können einen Menschen in den Wahnsinn
treiben, hat der alte Meister gesagt.“
„Siehst du hier irgendwelche Geister?“
„Sie zeigen sich den Menschen nie deutlich, hat er gesagt.“
Der ältere Junge nahm die Hand seines Freundes. „Hier gibt es
keine Geister. Ganz sicher nicht.“ sagte er.

☯ ☯ ☯

Der hatte früher Angst gehabt vor den Geistern, und Manyr hatte ihn getröstet. Hatte der Jüngere damals beschlossen, er würde die Geister eines Tages beherrschen, um nie wieder Angst vor ihnen haben zu müssen?
Vor ein paar Tagen, in der Mine, war es an Manyr gewesen, vor den Geistern zu zittern, vor den Wesen des Berges und den Seelen der Nacht.
Und heute?

☯ ☯ ☯

Die Feder kratzte über das rauhe Blatt, der Tisch wackelte. Die Buchstaben wurden übergroß und krakelig.
„- Anfang Talu ereignete sich ein Phänomen durchaus magischer Art," schrieb er auf Pirman, „das von einer jungen Bewohnerin des Rattenlochs ausging und in einer aufgegebenen Erzförderstätte im Nordwesten des Staates sein vorläufiges Ende fand.
Die junge, weibliche Person war im Besitz einiger nichtnontariellscher Artefakte (vgl. Akte 345997/b6/Lyr/17). Es handelte sich um zwei alte und unscheinbare Ringe, zwei von fünf der von Isagard in Gesang III17a3-19 beschriebenen Schlüssel zum Öffnen eines Tores in die dunkle Halbwelt.
Ein Magier dunkler Kunst, der sich später als abtrünniger Perger zeigen sollte, acquirierte eines der beiden Stücke - und ja, ich weiß ganz genau, daß du hinter mir stehst. Warum kommst du nicht vor?
Ich weiß, daß du da bist. Ich weiß: Einer der Geister der Nacht steht hinter mir, eine dunkle Seele wartet auf mich. Wieso bist du hier? Ich habe dich nicht beschworen. Hat dich mein- mein früherer Freund hergeschickt, feig in seiner Höhle sitzend?
Ich werde - ich weiß nicht, was ich tun werde. Aber daß du da bist, ist mir wohl bewußt. Du wirst mich nicht erschrecken.
Ich kann sogar den Schatten sehen, der auf das Blatt fällt, weil du dich hinter mir vornüberbeugst, um zu lesen, was ich schreibe. Zeig' dich mir doch. Ich werde ohnehin nicht erschrecken."
Sein Stuhl fiel um, als er ruckartig aufstand und herumwirbelte. Hinter ihm war nichts. Er keuchte.

☯ ☯ ☯

Viele Kerzen, viele Lichter.
Im ganzen Keller hatte er sie verstreut: Sie standen auf dem
Schreibtisch, den freien Flecken in den Bücherregalen, auf dem Boden. Zwischen dicken Folianten und dünnwandigen Phiolen, unter Brocken seltener Metalle und großen bauchigen Gläsern bunten Inhalts.
Der Raum war ein Meer von kleinen, hellen Kreisen, tanzenden Flämmchen, einzelnen Lichtern.
Und eine der Kerzen fiel um.

☯ ☯ ☯

Der Rauch hing noch immer in der Luft, beizte.
Manyr lehnte, schwer atmend, gegen die Tür zur Treppe. Seine
rechte Hand krallte sich noch immer in den Eimer, den er schnell von oben geholt hatte. Ein winzig kleiner verkohlter Halbrund im hölzernen Boden war das einzige, was von dem vermeintlichen Großbrand blieb.
Der Schreiber rang um Luft. Er war in heller Panik die Treppe hinaufgerannt, war gestolpert: Sein Knie blutete, wie eine Schramme vom Spiel kleiner Jungen. Das Wasser geholt, in einem weiten Bogen durch die Luft geschleudert, es hatte geschwappt und geplatscht, tropfte weiterhin von den Brettern und Büchern an der gegenüberliegenden Wand.
Eine Kurzschlußreaktion; ein Augenblick Panik. Er mußte sich unter Kontrolle halten. Es war Nacht; einfach Nacht; wie lange konnte es noch dauern, bis die Sonne aufging? Eine Stunde? Vielleicht zwei? Er war kein kleiner Junge mehr, die Angst vor den nichtvorhandenen Monstern im Dunkeln hatte er längst überwunden.
Schritte auf der Treppe: Er schlug die Tür zu.

☯ ☯ ☯

Neben der Tür hing im Keller von Manyrs Haus ein großer Spiegel an der Wand, eine kostbare Seltenheit in Elek-Mantow: Das Glas war fast völlig glatt und glänzte an einigen Stellen hell wie Silber. Nur ein geringer Teil der Oberfläche war vollkommen milchigweiß und undurchsichtig.

Er schaute sich selbst an: Das schüttere graue Haar, die geröteten Augen. Der unordentliche Bart, der magere Körper, und in einer Ecke hinter ihm der alte, verschmutzte Zauberstab, den er vor vielen Jahren einmal immer mit sich getragen hatte.
Aber jetzt war er kein Magier mehr: Er war ein harmloser, schüchterner alter Schreiber geworden. Die Rolle, die er spielte, hatte ihn und alles, was sein eigenes Selbst einmal ausgemacht haben mochte, überrannt. Er war ein Perger. Die neue Bedeutung des Wortes: In Selbstauflösung befindliche Person, die für den Hohen Rat ihre Nachbarn ausspioniert.
Er würde in seinem Bericht kein Wort von den Ereignissen der letzten beiden Viertel schreiben. Weder würde er erwähnen, daß er selbst ausgezogen war, die Welt zu verändern, noch von Lyrs Abenteuer berichten. Auch den ehemaligen Perger würde er vor den sonst allsehenden Augen des Alten Rates verbergen. Die Greise in Pergemitron sollten nichts von dem wahren Leben erfahren, das hier unten, weit von ihren kalten Berggipfeln entfernt, ablief.
Seine Hände zitterten. Ohne daß er es merkte, waren im ganzen Raum während der letzten Minuten die Kerzen ausgegangen, eine nach der anderen. Nur in der gegenüberliegenden Ecke des Zimmers, von ihm mindestens drei Sprünge entfernt, stand noch ein einzelnes verlorenes Licht.
Er blickte in diese Richtung und schloß vor Schreck die Augen. Für einen Moment hatte er wieder in die tiefen, schwarzen Ellipsen gesehen, die ihn geweckt hatten. Als er sich zwang, von Neuem hinzuschauen, waren sie verschwunden.

☯ ☯ ☯

Auf dem Schreibtisch lag ein großer Wälzer, aufgeschlagen. Die offene Seite war überschrieben mit: Die Wesen der Nacht. In minutiösem Detail waren die verschiedenen Arten von Gespenstern, Geistern, verlorenen Seelen und Nachtalben aufgeführt, wie sie Bruder Wesan vor etwa 350 Jahren systematisiert und sauber geordnet hatte. Der Alte hatte keine Ahnung gehabt von dem eigentlichen Schrecken der Dunkelheit.
Daneben stand ein seltsames Konstrukt auf der Holzplatte: Ein galgenähnlicher Rahmen, von dem eine schwarze, glänzende Kugel, etwa so groß wie eine Fingerkuppe, aber vollkommen rund, an einer Schnur herabbaumelte. Darunter lag ein Blatt Papier, auf dem jemand mit Sorgfalt die Richtungen des Pendelausschlags zu verschiedenen Zeiten skizziert hatte. Die einzelnen Striche trafen sich in einem Punkt direkt unter dem jetzigen Standpunkt der Kugel und bildeten gemeinsam einen unregelmäßigen, seitenlastigen Stern.
In der rechten Ecke des Tisches lag ein Pergament, auf dem in fahriger, gehetzter Handschrift stand: „Beobachtungen an einem neuen Phänomen, 25. Talu 167 nG. Geistige Gesundheit des Experimentators nicht sicher gegeben. Ort der Experimente ist ein unterirdisches Laboratorium in der ostländischen Stadt Elek-Mantow, Unterstadt. Natur des Phänomens: Nacht dauert überlang fort, Kerzen verlöschen autoaktiv, möglicherweise Anwesenheit dem Codex Wesan unbekannter Kreatur. Pendikularprobe negativ.
Restriktion auf magisches Abbild der Räumlichkeiten unbefriedigend. Kurvale Schwankungen im karmotischen Feld konnten nicht beobachtet werden. Kalar-Test negativ.“
Schräg darüber lag eine halb ausgerollte Schriftrolle: „Von der Sichtbarwerdung magischer Auren, spontan und reaktiv.“ Daneben hatte jemand eine kleine Dose stehen lassen, neben ihr lag ein Mörser. Im Innern der Dose brannte eine bunte Pulvermischung aus feinzerstoßenen Mineralen und Pflanzenextrakten langsam, mit grüner Flamme. Unter der Dose lagen einige Bilder des Kellerraums in grüner Farbe, exakte Abbildungen der Regale und Bücherbretter, wie sie vom Tisch aus zu sehen waren.
Die unteren Blätter enthielten neben den verschiedenen Behältern, Büchern und Schriftrollen keine weiteren Objekte. Weiter oben aber lag ein Bild, auf dem in der Mitte ein bläulicher Schatten zu sehen war; auf einer zweiten Darstellung waren deutlich zwei sehr dunkle blaue Flecken voneinander getrennt sichtbar, die in der Mitte des Raums zu schweben schienen; daneben eine kurze handschriftliche Notiz auf Pirman, unleserlich klein geschrieben, mit einem Pfeil, der auf die blauen Dinger zeigte. Das letzte Exemplar der Aufnahmen schließlich präsentierte in schrecklicher Klarheit die schwarzen, schräg aufeinander zulaufenden Augen, in Umrissen das runde, einer umgekehrten Birne ähnelnde Gesicht des Wesens mit der faltenlosen, gelblichen Haut und den in grausamem Unwillen nach unten verzerrten Mund der Kreatur.

☯ ☯ ☯

Er hielt sich mit einer Hand am Türrahmen fest, legte den Kopf zur Seite. Wann immer er aufschaute, blitzen kurz die dunklen Augen auf, die ihn immerdar zu beobachten schienen, verschwanden dann wieder für einige Minuten, nur um kurz darauf größer und deutlicher zurückzukehren. Mit einem Ruck stellte er sich gerade hin, ging mit beinahe sicheren Schritten die Treppe hinauf, durchquerte den düsteren, aber bekannten Raum, suchte mit den Händen an der Wand tastend nach der Haustür. Er fand sie, seine Hände glitten hinunter zum Türgriff, drehten ihn.
Die Türe ließ sich nicht öffnen.

☯ ☯ ☯

Jeder Schritt, den er auf der Treppe tat, hallte hinter ihm dumpf nach, als folge ihm jemand in kaum einem Sprung Entfernung. Die untere Tür vibrierte, als er sie aufzog und schnell hindurchhuschte. Im unvollständig grün durchleuchteten Dunkel des Kellers meinte er kurz in Kniehöhe einen Schemen zu sehen, der lautlos an ihm vorbeihuschte.
Schnell sprang er zurück zur Treppe, zog die Tür mit einem Knall zu. Dann drehte er sich langsam um, blickte nach oben: Die Tür am anderen Ende des Treppenhauses war geöffnet worden, in den oberen Räumen brannte ein Licht, das er nicht angezündet hatte.
Er blickte rasch zu Boden, bevor sich der schreckliche Andere unter dem Türsturz zeigen konnte. Ein Rauschen hauchte an seinen Ohren vorbei, aufwärts. Er zuckte zusammen, kauerte sich auf den Boden. Seine Augen brannten, weil er es nicht mehr wagte, sie zu schließen. Er blinzelte schnell; die tiefdunklen Augen begleiteten den folgenden Lidaufschlag und verblichen wieder.
Zweimal verfehlte er den Griff, als er die Türe am Fuß der Treppe wiederum öffnete. Hinter seinem eigenen Rücken griff er nach einem Bord, das seine unsichere Hand beinahe zu Boden gerissen hätte. Er fingerte nach einer Kerze, fand sie zunächst nicht, fing sie dann, als sie zu rollen begonnen hatte, gerade noch auf.
Er hob sie in Augenhöhe, flüsterte eine Silbe: Zu leise. Mit rauher Stimme wiederholte er den Zauber, diesmal entflammte der Dorn. Mit dem winzigen Licht in der Hand drehte er sich zu seinem Keller: Da war niemand.
Er ging durch die Türe, wieder hinüber zum Spiegel. Sah sich an. Er betrachtete sich lange zeit, starrte in seine eigenen Pupillen. Was, wenn jetzt hinter ihm jemand auftauchte? Wenn sich der Andere durch den Raum schlich, sich ihm unbemerkt nähern konnte?
Er wirbelte herum: Da war nichts. Er wollte einatmen, mußte erst schlucken. Um ein Haar hätten seine Knie nachgegeben.
Plötzlich kam es von hinten: Ein Windstoß, ein Sturm. Die Kerze wurde aus seiner Hand gerissen, wirbelte weg. Ein Mahlstrom aus Farben wälzte sich im Bruchteil einer Sekunde über ihn weg, klatschte gegen die Wand. Rot, blau, gelb, grün, braun, weiß glühte es dort, verglimmte.
Er drehte sich langsam um. Der Spiegel. In das Glas gebrannt war nicht eines, sondern mindestens zehn Gesichter, hell, birnenförmig, mit langen dunklen Augen. Sie drängten sich gegen die Rückwand der Glasplatte, ein Kopf neben dem anderen, über und unter einander. Das verzückte Grinsen der Münder starrte ihm entgegen.
Die Anderen sahen zu, wie er zu Boden fiel.

Der Anfang

Thomas Peter Goergen

Der Raum war fensterlos, in seinen Ausmaßen ein vier Sprung kantenlanger Quader und ganz aus glasglattem Stein, schwarz, inwendig grün durchschimmert, als gärten phosphoreszierende Gase in einem gefrorenen Gewässer. Dieser bleiche Eindruck rührte von den scharf eingeschnittenen, raumhohen Wandschächten, die durch eine spiegelnde Auskleidung die noch unter der Bodenleiste liegenden Lichterquellen als Beleuchtung sinnig in den Raum lenkten.
Aus den vier Ecken stieg ein großes Tuch wie ein Zelt pyramidig empor; es war verschiedenfarbig bestickt, mit mattblauem, silberübersponnenem Grund, weiten braunen, grünen, grauen Feldern, davon acht, diese wieder besetzt mit blauen Borten und gewundenen, seidigen Streifen und überzogen mit einer willkürlich anmutenden Zahl und Ordnung glitzernder Edelsteine und Kristalle. Aus der Zeltspitze sank eine bronzene Kugel, aus der vier mächtige, acht kleinere, eine Vielzahl zarter, filigraner Zacken wuchsen. Einer der mächtigen Zacken war zudem mit einem schweren, kostbaren Rubin versehen - und auch, wenn das Zelt, durch aufsteigende Wärme oder Luftzufuhr, in einer ständigen wallenden Regung war, die zackenstarrende Kugel regte und drehte sich nicht.
Unter dem Zelt stand, auf einer zweistufigen Erhebung, ein halbkreisförmiger Tisch aus dunkelweichem Holz; die feste Kugel schwebte über eben dem Punkt, wo bei einem Kreise die anzunehmende Mitte gewesen wäre. Der Tisch war bedeckt mit unterschiedlichsten Dokumenten, aus Papier, aus Leder, Wachs, bemeißeltem Stein. Umständliche Geräte lagen scheinbar achtlos verstreut umher. Ein Tintenfäßchen in Gestalt eines Kelches, gehalten von einer bleiernen Hand, war sogar umgestürzt, und die ausgeflossene Tinte war auf etlichen Pergamenten bereits schwarz geworden.
In dem Halbkreis stand ein Stuhl mit gepolsterter Lehne. In dem Stuhl, seitwärts gegen den Tisch gesunken, saß reglos ein Mann in scharlachroten Gewändern. Der Kopf lag schlaff auf der Schulter, als schliefe er, und ein purpurnes Barett war in seinen Schoß geglitten. Die Hände waren in den Falten der Kleider verschwunden. Der Schlauch einer regenbogenfarbig schillernden Wasserpfeife schlängelte unter einem Ärmel hervor.
Die Augen des Roten waren geschlossen.

Der graue Riese mit den wulstigen Zügen stand, ohne sich zu bewegen, seit über einer Stunde, demutsvolle zwei Sprung abseits des Tischs. Er hielt - ohne daß nach der Anstrengung der regungslosen Wartezeit auch nur ein Muskel gezittert hätte - einen Teller in der angewinkelten Linken, darauf ein Stück Fisch, etwas Brot und ein abgedeckter Becher.

Endlich regte sich die rote Gestalt - ein Zucken durchlief den Körper, ein unbewußtes Zucken der Glieder: „*...ba...ahh...voc...tec...*“ kam es aus dem trockenen Mund, ein Stammeln, das begleitet wurde von einem heftigen Atmen, einem Prusten, welches kleine Tropfen sprühte; da verkrampfte sich auch schon der Körper und wurde starr. Der alte Mann verharrte wie unbeteiligt. Jählings entrang sich dem anderen ein Schrei: „*Ah'kaldach!*“, der in ein Keuchen überging, und dann fuhr der Sammler hoch, die Stuhllehnen umklammert, als fürchtete er zu fallen.
Er war schweißüberströhmt und, er gewahrte den Botschafter, fiel stöhnend in den Sessel zurück. „*Ba daba...*“ brachte er zuletzt hervor, er wischte sich die Augen, schließlich winkte er erschöpft. Der alte Mann setzte sich in Bewegung und erklomm die Stufen. Vorsichtig setzte er den Teller ab.
Lanungo beobachtete ihn aus halbgeschlossenen Augen. Im Gesicht des Ortolans war keine innere Regung zu lesen, teilnahmslos richtete er die kleine Mahlzeit an, ohne einen Gedanken über das eben Gesehene preiszugeben; der Sammler stellte sich nicht die Frage, ob der Hüne zu einem diesbezüglichen Gedanken - zu irgendeinem Gedanken überhaupt fähig wäre.
Die Zucht und Aufzucht, die Ausbildung, die geboten war, um sie sicher durch die Länder zu senden, nur um in der Fremde einen Stuhl in einer Schlangengrube einzunehmen... das alles kann weder ihnen noch uns erspart werden, dachte Lanungo und gestattete sich ein schwaches Lächeln. Langsam richtete er sich auf.
Er betrachtete gelangweilt die Speisen, einen schlaffleibigen, silbrigen Fisch, feines Brot und heißes Wasser, er knurrte etwas vor sich hin, während er geistesabwesend mit seinen Augenbrauen spielte - sogar für einen Atamanai, fiel ihm eine süße, weitvergangene Werbung wieder ein und ein warmes Gefühl breitete sich aus, seien seine *Cvagari* wunderbar lang und seidig, wie der Schweif eines Nixekaters, und blond wie Strohfeuer...

Er seufzte, zupfte noch unentschlossen, zuguterletzt angelte er aus einer Wamstasche eine zierliche Silberbürste und begann die fast pfeillange Pracht liebevoll, bedächtig zu kämmen.
Etwas später hatte er sich gestärkt.

Er saß allein in seinem Raum und besah sich mit mürrischem Gesichtsausdruck die üppigen Dünste und Schlieren, die bläulich seiner Wasserpfeife entstiegen. Das Mundstück war der schlanke Kopf einer bernversteinerten Fatles-Natter. Der Biß einer Fatles bedeutete einen schleichenden, sich über Wochen hinziehenden Tod.
Fatles. Mittmond war er angekommen in *Elece-Mantáu*. Mittmond. Mittlerweile hatte der Oberring mit seinen ewigen Regentagen die Mittmondsonne abgelöst. Und es ging schon auf Talu zu. Draußen regnete es seit Stunden. Seit Tagen. Der Sammler gähnte. Oberring.
Vor ihm lag ein geschliffener Kristall, etwa münzgroß - er hatte ihn aus dem Baldachin des Zeltes gelöst, zuvor hatte er dort am Rande des fünften, großen Flecken geprangt, desjenigen, der fast der mittlere zu nennen war, der mit den Umrissen eines unsauberen Totenschädels.
Nun war der Kristall in einer kupfernen Halterung fixiert, und eine Abblendlampe durchleuchtete ihn, so daß er auf ein weißes Papier die Schatten der unsagbar feinen Linien und Einsprengsel warf, die sein Inneres ausmachten - sorgsame, schnurgerade Felderchen, kleine Flächen, dann ein unförmiger Schlitz wie eine langgestreckte Schnecke, dann, nun ja, ein Wirrwarr vieler kleiner Punkte wie Sandkörner, zufällig verstreut.
Lanungo summte leise vor sich hin. Seit einem Monat war der Sammler in Elek-Mantow, er hatte sich in dieser Zeit kaum aus der Botschaft in die Stadt begeben. Vielmehr hatte er sich mit Berechnungen und Abmessung vieler Karten und Projektionen beschäftigt, hatte Bücher gewälzt und lederne Hülsen voller staubiger, verblichener Pergamente. Und er hatte sich so oft in *Vun'basvreí* versetzt, daß die Anspannung inzwischen merklich seine körperliche Gesundheit gefährdete; auch war er so ausgelaugt, er fühlte sich fast schon außerstande, im Nebel das Bewußtsein von *Ah'kaldach* zu beherrschen. Hinzu kamen die notwendigen Drogen.
Aber das wirklich bedenkliche war ja, daß seine ganzen Bemühungen, alle Versuche ergebnislos geblieben waren.
Dabei war der Ruf so stark gewesen. Fast schmerzlich, je näher er der Stadt gekommen war. Jedoch kaum daß er sich innerhalb ihrer Mauern befunden hatte, war es verschwunden. Fort. Als hätte man einen Topf darüber gestülpt. Lanungo war verwirrt gewesen, sicher - indes hatte er mehrere Tage jeglicher Ruhe entbehrt, er hatte gedacht, die Mühen der Reise hätten seine Empfindung getrübt.
Doch jetzt - er spürte nichts! Was heißt 'spüren' - er war sich *nichts bewußt.* Die Stadt, die ihn so sehr gerufen hatte, war nun eigentlich nicht mehr für ihn vorhanden. Sie war weg.
Lanungo war kein Neuling mehr auf den Pfaden der Atamanai. Wenn ihn etwas nach Elek-Mantow gezogen hatte, und das über Tage und Wochen hinweg, mußte etwas in Elek-Mantow sein, es sei denn, es war plötzlich entfernt worden oder er litt bereits unter *qalansuw*. Letzteres war nun doch ausgeschlossen - nach gerade 172 Jahren sollte man nicht daran denken, einer Alterserscheinung zu unterliegen, deren Anfänge frühestens! sich bei Greisen im Jahr der Dracheneiche zeigten. Außerdem hätte er gemerkt, wenn seine Fähigkeiten derart vermindert worden wären...
Lanungo bedachte sich selbst mit einem recht unfreundlich gefauchten Schmähwort. Denk´ nach, schalt er sich, kann es nun sein, daß ein *Domomai* in Elek-Mantow gewesen ist, bei deiner Ankunft blitzgeschwind - 'entfernt' worden ist? Deinem Zugriff zu entziehen?
Antwort - er krauste die glatte Stirn - mit gewöhnlichen Mitteln, auf gewöhnlichen Wegen nicht! Und hätte wer die Kunst gebraucht, es wie einen Schatten im Sonnenlicht verschwinden zu lassen, nun, das wäre Lanungo doch nicht entgangen! Doch nicht Lanungo! Nein.
Andererseits...
Der Sammler erhob sich mit einer derartigen Wucht, daß der Stuhl mit einem schleifenden Geräusch davonglitt. Und mit wehenden Kleidern eilte Lanungo aus dem Raum.

In der Südstadt hatte der Regen die Straßen in einen kiesigen Lehm aufgeweicht, mit bräunlichen Pfützen und glänzenden, vereinzelten Pflastersteinen wie verbeultes, buckliges Eisenblech. Überhaupt schien alles metallisch-bläulich unter den dunklen Wolkenmeeren, die bis in die Berge den Himmel bedeckten.

Der Regen hatte sich soweit abgeschwächt, daß ein Tritt vor die Türe oder aus einem Überdach hinaus nicht mehr gleich die Kleider bis auf die Haut durchnäßt hätte; ein zögerlicher Schlierenregen, dünner als die dicken Rinnsale, die von den Dächern und Firsten fielen, wehte durch die Gassen.
Aus dem zweistöckige, geduckte Haus der Herberge, mit den abgebrochenen Speerschäften im Giebel und den rußigen Wänden, lärmte es gedämpft ins Freie; dann und wann trat einer heraus, fluchte über das Wasser, das von dem rostig-unbeweglichen Schild mit dem Zweischneiden-Schwerte troff, und machte sich dann hastig davon. Es war um die vierte Stunde nach Mittag.
Im Schankraum waren die meisten Tische besetzt; einige hatten Schutz vor dem Regen gesucht, die anderen gehörten halt zum Bodensatz der Gäste - die Söldner, Beutelschneider, Würfelspieler, deren Leben sich nach dem Pulsschlag der Herberge richtete: hierhin kamen die Unterhändler, um sich die Männer und Frauen für Gold auszubedingen, dann die Opfer für die Falschspieler, die Betrunkenen und Tölpel; schließlich konnte man hier - für Geld - die Leute finden, die Neuigkeiten mit sich trugen oder fähig waren, solche zu verschaffen.
In der einen Ecke scharten sich einige um zwei, drei Männer und eine massige Hallakine, die sich in verschiedenen Kräftespielen aneinander versuchten. An anderen Tischen wurde gewürfelt, in das rauhkelige Lärmgemisch klimperten die Münzen. Mehrere standen oder saßen, mit Bechern und Krügen versorgt, umher, warteten oder waren ins Gespräch vertieft.
Hinter der Theke lehnte der einarmige Elmar, das griesgrämige Gesicht über einen Haufen Eisensonnen geneigt, schimpfte über die eigene Nachsicht einem - längst verschwundenen - alten Bekannten gegenüber; hin und wieder knurrte er mit einem rotsträhnigen Weib, der rostigen Magwa, die ihrerseits als ein bissiger, kleiner Köter zurückkläffte, sofern sie es für nötig hielt.
Die Schanktüre öffnete sich. Der Wirt warf einen unfreundlichen Blick dorthin - doch erstarrte er, und während sich das Lärmen und Murmeln merklich dämpfte, während Elmar verblüfft, Magwa mit einem recht törichten Ausdruck in ihren teigigen Zügen Richtung Türe stierte, schritt der Sammler zügig, nicht hastig auf den Schanktisch zu, der Stab in weitausgreifenden, fließenden Bewegungen vor sich her, und am Tresen setzte er seinen Beutel ab, faltete die Hände, nickte grüßend und sagte: „Ich möchte ein Zimmer, ein Zimmer für die Nacht. Ich zahle sofort!“
Der Wirt maß den Roten von oben bis unten, soweit das hinter dem Schanktisch möglich war: „Aam“, machte er dann und kratze sich geschickt das Kinn, was, beim Sack der Hölle, dachte er, soll das jetzt wieder. Ein Zimmer? Ein Zimmer? und er zog verdrießlich die Nase hoch. Da war Magwa schon heran: „*Pak*, Ataman, *pak muroch*“, zischte sie, das Kinn herausfordernd gereckt, „Scher Dich weg, Dieb, Dreck, da weg! Elmar“, fuhr sie auf den Einarmigen los, „Elmar...“
„*Pak*, Magwa!“ knurrte der Wirt. Rasch warf er einen Blick umher. Die anderen schienen größtenteils ihre ursprüngliche Beschäftigung wieder aufgenommen zu haben, dennoch fühlte er das Glitzern zahlreicher Augenwinkel. Einige beobachteten ganz unverhohlen.
Schwangere Verdammnis, dachte Elmar, aber was soll´s: „Ein Zimmer - Sammler“, sagte er dann langsam und bedächtig, den Roten nicht aus dem Auge lassend, „ein Zimmer kostet Dich - vier Bronzesonnen. Die Nacht!“, fügte er hinzu und richtete sich auf, als wollte er irgendwelche Arme über der Brust verschränken.
Der Rote neigte kurz den Kopf, ließ seine Hand in seinen Gewändern verschwinden; als sie zurückkehrte, ließ sie vier Geldstücke auf die Theke fallen.
Magwa´s Faust schnellte vor und hämmerte die Münzen auf die Platte: „Elmar“, fauchte sie, ihre wässrigen Augen weit aufgerissen, „das ist ein *Powlik*, ein *Fetak*! Ein Samm - ler!“, klopfte sie wild im Takt, „du kannst...“ „Henker, ich...!“
Doch brach Elmar ab, als Magwa innehielt, mit offenem Maul und Auge in Auge mit dem Fremden - da sprangen etliche der Umsitzenden auf und heftige Rufe drangen herüber, Magwa blieb aber stumm und starrte ins Gesicht des Sammlers, und es schüttelte den Wirt, als er den so gänzlich verloren Blick der Frau gewahrte, dem aller Verstand zu entweichen schien; er gab dem Weib einen Stoß, der sie aus dem Blick des Roten beförderte und sie gegen die Fässer taumeln machte: „Elmar, Elmar“, kreischte sie, ihr unschönes Angesicht mahlte deutlich die Angst, „meine Seele, aah, *vusla donne prado,* er hat meine Seele getrunken, der *Fetak*“ und so in einem fort ein Sturzbach an Flüchen, bis der Einarmige sie andonnerte, sie solle Ruhe geben.
Da verstummte sie, schlug die Schürze vors Gesicht und begann zu schluchzen.
Elmar wirbelte herum. „Jetzt wirst Du mir gut zuhören, Atamane“, sagte er mit deutlich angespannter Stimme. „Daß Du die Seele dieser Vettel getrunken hast, das glaub´ ich nicht, wahrhaftig nicht, und wenn, so tätest Du schon Dir die Deine aus dem Leibe kotzen! Aber“, er reckte drohend die Schulter,

„es wird - in meinem Haus! - auch nichts gescheh´n, was auch nur so aussieht, als würde eine Seele - irgendeine Seele 'getrunken', weder von ihm“, er zielte wahllos auf einen verschreckt hochfahrenden Gast, „noch von mir, und ganz besonders nicht von Dir... *Taplo*?“
Der Sammler lächelte plötzlich. „*Tapla*“, sagte er und der Wirt grunzte befriedigt. Verwundert war er nur, daß der Fremde ihm die Antwort in der Mundart gegeben hatte, die außer den Hiesigen wohl keiner zu sprechen verstand...
Die Leute entspannten sich wieder, wenn auch nur zögerlich - mit einem Sammler verband jeder von ihnen, je nachdem, wie stark der Aberglaube verwurzelt war, die eine oder andere märchenhaft-unheimliche Geschichte, und Lanungo begegnete keinem freundlichen Gesicht, als er, nachdem man ihm eine kleine Kammer zugewiesen hatte, später wieder die Herberge verließ.

Ein schmutziger, kleiner Mann schlich sich aus dem Zweischneidigen Schwert. Den Saum seiner schmierigen Pellerine gelüftet wie ein Weib seine Röcke, hüpfte er durch die regennassen Gassen.
Der Mann mit den rotgeäderten Mäuseäugen war ein Leichenfleddrer und sein häßlicher Name war dementsprechend: „Bastvochel-Burek“, nannten ihn alle.
Er war der Hund unter den Tischen der Straßenräuber und Wegemörder. Nie hätte er sich an einen Vorbeigehenden selbst herangewagt - seine knotigen, steifen Finger, obwohl er so alt noch nicht war, hätten niemals einen Dolch mit der nötigen Flinkheit führen können, um selbst als Wegelagerer sich ernähren zu können.
Nein, ihm war es beschieden, auf jene zu achten, die sich aufmachten, eine Kehle nebst dem zugehörigen Beutel zu schneiden, und dann das tote oder halbtoten Opfer noch um die Reste an Besitz zu bringen, die seine Vorgänger ihm übrig gelassen hatten - meist eine in der Eile übersehene Brosche, ein, zwei Münzen, im Gerangel heruntergefallen, oder auch nur ein paar neue Schuhe, eine Weste, etwas in der Art...
Man konnte satt sein, halbsatt auf diese Weise - er hatte nichts übrig für Rauschkraut oder Schnaps, für Glücksspiele, Dirnen und ähnliches. Er schlich sich lieber nachts in die Häuser oder vor die Fenster und lugte atemlos herein: ein Liebespaar, das die so heimlich zerstörte Zweisamkeit ahnungslos genoß...
Kleinliche Erpressereien hielten ihn in knappen Zeiten über Wasser.
Nun kroch er auf der Fährte dreier Männer, deren Treiben ihn oft schon satt gemacht hatte - drei junge Kerle, die, eher nebenbei, sich das Geld für Hurenhäuser oder Würfelbecher durch einen schnellen Überfall verschafften, dabei recht nachlässig mit den Opfern umgingen. Gewissermaßen blieb bei denen stets recht viel Fleisch am Knochen.
Der rote Fremde, der Sammler, der war ja ein Narr, sich auffällig wie ein Purpurhuhn unter Schwarzdohlen ins Rattenloch zu wagen, noch dazu, wo um den sicherlich kein Hahn krähen wird. Hatte Burek nicht ein Ringlein blitzen sehen am schmalen Finger dieses dummen, dummen Fremden? Atamanengold ist so gut wie jedes andere auch. Der Fleddrer schlürfte seinen Speichel, als er mit gepreßtem Keuchen um die Ecken huschte.
Er würde bald aufgeschlossen haben, also verlangsamte er. Unruhig trippelte er hin und her.

Kaum daß der Rote die Schenke verlassen hatte, hatte es nur eines vielsagenden Blickwechsels unter den dreien bedurft, kurze Zeit später waren sie, einer nach dem andren, aufgestanden und verschwunden - aah, meine jungen Freunde, Burek liebt euch, Burek weiß, was seine jungen Freunde werden tun: ein, zwei Schleichwege, dem dummen Fremden in den Rücken zu fallen, ein Stich, ein Schnitt, o ja, Burek liebt euch...

Plötzlich duckte sich Burek, spähte an den Giebeln hinauf in den wettergrauen Himmel, fast schien es als witterte er; er lauschte. Ein Schrei verhallte in den Gassen - ohne daß einer der wenigen Leute, die mit leeren, feuchten Gesichtern vereinzelt entlangeilten, das bemerkt zu haben schien. Auch Burek wurde übersehen, und das war ihm nur recht.
Er fuhr mit seiner blassen Zungen über die langgezogenen Lippen. Genug Zeit war ja inzwischen verstrichen. Er setzte sich wieder in Bewegung.
Es war etwa in der Höhe von Kralliks Schmiede, das Hämmern und Klirren war weithin vernehmbar. Burek bog um ein Häuserwand. Und prallte erschrocken zurück.

Zwei von ihnen sah er sofort. Der Dritte war noch ein paar Sprung weiter gekrochen und aus einer abzweigenden Gasse ragten seine Beine wie zwei zerbrochene Stangen hervor. Keiner regte sich. Von dem Roten keine Spur.
Der Fleddrer drückte sich schweratmend in eine Nische, neben ein schwarzfauliges Regenfaß. *Einer gegen drei...* Daß die beiden hier vorne tot waren, daran bestand kein Zweifel, kein Lebender hätte es in dieser gekrümmten Haltung, noch dazu das Gesicht im Schlammwasser der Straße, lange ausgehalten. *Und noch ungeheuer schnell...* Burek war so verwirrt, daß, wiewohl er nicht die erste Leiche seines Lebens sah, er sich nur mit zitternden Händen nähern konnte.
Der Erste, den er auf den Rücken drehte, ein dunkelhäutiger Mann, war wirklich tot. An der Art, wie sein Mund voll Blut war und an der eigenartig verdrehten Lage der Gurgel erkannte der Fleddrer die zerschmetterte Kehle. Er hatte zehn Eisensonnen bei sich, nebst einem alten, mehrfach neu geschärften Messer.
Der Zweite, ein Rekschat, hatte ein gebrochenes Genick, seine Nase war ein blaurotes, geschwollenes Bündel. Sein Dolch war neu, ebenso seine Schuhe. Sein Geld hatte er, wie Burek wußte, eben noch beim Würfeln verloren.
Der Dritte, halb verborgen in einem schmalen Pfad, der letztlich an einer Ziegelwand endete, wimmerte leise vor sich hin, seine Beine zuckten sachte hin und her. Burek zögerte noch, als er sich über ihn beugte, zumal der Junge die Hände mit diesem hohen, verschleierten Winseln vor´s Gesicht preßte. Burek wollte die Hände wegziehen, ein seltsames Mitleid überkam ihm beim Anblick dieses still weinenden Mannes - plötzlich schrie er auf und riß seine Hände fort, entsetzt, wie sich Blasen, brennende, kleine Wunden wie von einer unbekannten Glut auf seinen Fingerkuppen schwärten!
Das Gesicht des anderen war rohes Fleisch, die Handinnenflächen desgleichen. Es war klar, daß der Junge sein Augenlicht verloren hatte.
Burek wich zurück. Sein Kehlkopf raste auf und ab. Rautos Gnade, dachte er, was für ein - Ungeheuer ist dieser Sammler.
Gehetzt blickte er sich um. Es war nur eine Frage der Zeit, wann jemand hier vorbeikommen würde, Burek mit den Leichen fände... Das hier ging an Scheußlichkeit über die üblichen Straßenopfer weit hinaus...
Der Fleddrer verlor keinen Augenblick mehr - mit einer ruhigen Bewegung bohrte er dem Dritten den Dolch in die Brust, tat, als dessen Leib mit einem schwachen Stöhnen erschlaffte, einen tiefen Griff in dessen Tasche, und, als er einiger Münzen habhaft wurde, die hart und kalt in seinen Hand lagen, fuhr er herum; mit einem einzigen Satz seiner krummen Glieder war der Leichenräuber zwischen den Häusern verschwunden.

Lanungo befand sich derweil längst wieder in der Oberstadt, und zur Zeit beschäftigten ihn andere, weitaus vertracktere Umstände, als daß er noch einen Gedanken an den lästigen Zwischenfall verschwendet hätte.
Der Ortswechsel war unerläßlich gewesen. Mehr als bedrückend fand er zuletzt, und seinen Gedanken abträglich, die versteinerte Ruhe und Umgebung der ersten Tage. Von der Ober- in die Unterstadt gezogen zu sein, schien ihm eingedenk dessen eine vernünftige Entscheidung.
Da ihm die entsprechenden Mittel zur Verfügung standen, empfand er die Teilung der Stadt nicht als sonderliche Belastung; zudem schien ihm, als arbeitete sein Gehirn am förderlichsten, wenn der Körper in Bewegung war, insoweit waren die Wege von hier nach da sogar anregend, beflügelten den Geist.
Sicher, überlegte er, wäre es klüger gewesen, in den ersten Tagen mehr unter die Leute zu gehen - es hätte die Stadt eher an ihn gewöhnt, und der Kauf eines Apfels auf dem Markte wäre womöglich dann weniger ein allgemeines Begaffen geworden...
Als er, am Rande des großen Platzes, das hell verputzte Gebäude mit der schmalen, schlanken Vordertreppe erreichte, schoben sich bereits Nachfolger des verzogenen Regenwetters über die Berge, mit schwarzen, kauenden Backen und wetterleuchtenden Runzeln und Falten.
Es war, man mochte das belächeln, das Nebenhaus der atamanischen Botschaft, es überragte diese schon allein durch das steile Schindeldacht, mit scharfen Spitzen über den ganzen First.
Auf sein Klopfen ließ man ihn ein.

Gegen Abend wurde Torador in das Zimmer des Großmeisters bestellt. Eher verlegen hatte der Heiler die Papiere betrachtet, die sich, engzeilig beschriftet, vor ihm ausbreiteten. Unschlüssig blätterte er

noch hier und da - allerdings wollte der Schreiber des Meisters dadurch nicht verschwinden; er verharrte vielmehr, in seiner Erwartungshaltung nahezu eine Belästigung, im Türrahmen, mit einem Blick in seinem schiefen Köpfchen wie ein Vogel, der sich anschickt, Körner zu picken.
Mißmutig stemmte sich Torador in seinem Stuhle hoch, der Meinung, die verschiedensten Gedankenfäden, die er vor sich soeben ausgesponnen hatte, wie durch einen böswilligen Windstoß wieder zu verlieren. Fast trotzig kritzelte er noch etwas mit dem Gantenkiel auf ein leeres Pergament (irgend etwas, den Namen seiner Mutter): „Ja doch“, murrte er, „ja doch“, und er wiederholte sich, bis er, mit einem widerwilligen Seitenblick auf den Schreiber, an diesem vorbei durch die Türe ging und über mehrere Stiegen, weißgekalkte Gänge und Hallen, in denen artig nickende Pfleger warteten, erst ins Vorzimmer, dann in den Würderaum des Großmeisters der Lyzeum gelangte.
Dieser, gerade mit einem Schürhaken in der kalten Asche eines Steinofens stochernd, wandte sich, als er die Türe hinter Torador ins Schloß fallen hörte, mit liebenswürdigem Lächeln dem Heiler zu. „Ah, Torador“, rief er mit seiner fast dröhnenden Herzlichkeit, „Meister Broschakal, ich darf doch bitten“, wies er auf einen freien Stuhl an seinem Tisch - er hat Besuch? dachte Torador überrascht - „das ist der Herr Buzecchia, ein - Reisender von weit her, ein großzügiger (versteht Ihr, Broschakal?), ein außerordentlich großzügiger Gönner unseres Hauses, das zu sehen er sich heute hierher bemüht hat!“
Und in die erwartungsvolle Stille erhob sich, begleitet von scharlachrotem Rauschen, der Sammler und begrüßte den sprachlosen Heiler auf das höflichste.

Eine Weile führte Torador den Besucher durch die Räume und Gänge der Lyzeum, den Blick starr nach vorne gerichtet, als erwartete er jeden Augenblick genau da vorne eine sich öffnende Tür; Fragen seines Begleiters beantwortete er aufmerksam, aber kühl.
Der Sammler besah sich alles ausführlich, die dampfenden Moorbäder, die teils doch grausam anmutenden Gerätschaften der Behandlungszimmer, die medizinische Schriftensammlung und die Speise- und Ruheräume der Pflegschaft. Er machte den Eindruck, als könnte noch die kleinste Nebensächlichkeit seine Achtsamkeit nicht erlahmen, und äußerte sogar Lob über die Topfpflanzen des Vestibüls. Alles in allem fühlte sich Torador erschreckend fehl am Platze.
Doch schließlich, der Heiler hatte sich beim Abschreiten einer längeren Wandzeile von anatomischen Kupferstichen sogar zu einer fast blumenreichen Schilderung durchgerungen, gewahrte er, als er einen kurzen Blick rückwärtig warf, wo der Atamane ihm bisher geduldig, ein Tritt Abstand gefolgt war, daß dieser verschwunden war.
Torador wußte nicht, was zu tun war. Vorsichtig spähte er den Gang hinunter, den sie gekommen waren, wo er den Roten noch duldsam hinter sich herzugehen vermeint hatte. Nichts.
Zu dieser Tageszeit waren nur wenige Pfleger unterwegs; der Gedanke, daß der 'Herr Buzecchia' unbeaufsichtigt durch die Lyzeum lief, mißfiel Torador so sehr, daß er, völlig ratlos und verwirrt, ein wenig verärgert, sich in Bewegung setzte, erst langsam, dann mit immer weitausgreifenderen Schritten den Flur hinuntereilte - nein, das ist nun seine Sorge nicht, nein, der Fremdenführer ist er nicht - schwungvoll um die nächste Biegung rannte...
„Hier bin ich doch“, sagte der Sammler.
Er saß auf einer kleinen Bank an einem kleinen Fenster und beobachtete den Regen, der von der Scheibe perlte, in seine roten Tücher gewickelt, als gedächte er ein Nickerchen zu machen, und das einzige von ihm, was nicht in scharlachfarbenem Stoff verschwand, war sein blasses, faltenloses Angesicht mit einem überaus unschuldigen Ausdruck darin.
„Hier bin ich doch“, sagte er also und Torador verlangsamte, doch etwas knapp im Atem und kam bei seinem Gast zum Stehen.
„Ich fürchte“, sagte er vorwurfsvoll, „Ihr wurdet mit den Obliegenheiten für unsere Besucher nicht hinreichend vertraut gemacht. Es ist (gestattet mir, daß ich sie Euch kurz zusammenfasse) zunächst nicht statthaft, alleine - sozusagen ohne Begleitung...“ er unterbrach sich, denn der Atamane gab ein glucksendes, kullerndes Geräusch von sich, gerade so, als überkäme ihn eine plötzliche Übelkeit. Indes, der Umstand, daß die Mundwinkel des Roten sich sonnig verbreiterten und zum ersten Male sich Fältchen in den Augenwinkeln zeigten, bedeutete Torador etwas anderes: sein Gegenüber hatte begonnen zu lachen. Er saß auf der Bank und wiegte sich in einem leisen, sonnigen Gelächter. Also was...
„Nun“, Torador war doch leicht beleidigt, „wenn Ihr nicht wollt, daß ich...“
Der andere hielt inne. „O bitte, bitte“, sagte er erstaunlich ernst. „Ich wollte Euch nicht kränken. Es ist nur so...“, er erhob sich gemächlich zu seiner eindrucksvollen Länge, musterte den kleinen Heiler, den

er um mehr als einen Kopf nun überragte, fast wohlwollend, „... Ihr ward so liebenswürdig, mir das Haus zu zeigen. Ich bin Euch gefolgt durch alle Räumlichkeiten, vom Keller bis zum Dach. Es war vollendetes - es gibt ein Wort dafür, *'Fadil Sefi', cusa*, man kann es nicht gut übersetzen...“ Er lächelte kurz, als sich die Stirne seines Zuhörers krauste. „Was ich meine - deswegen bin ich nicht gekommen!“
„Ach“, machte Torador und blinzelte mehrmals.
„Ich will die Kranken sehen“, erklärte der Herr Buzecchia.
„Die Kranken?“ Torador klang etwas schrill.
Der Atamane nickte nur.
Der Heiler fühlte die Enge seines Kragens.
Natürlich wollte der Sammler die Kranken sehen; er hatte auch nicht angenommen, daß der Fremde bloß auf einen netten Rundgang durch das Irrenhaus gekommen war.
Aber Torador schätzte keine Krankenbesuche von Fremden - zu häufig, schien es ihm, arteten diese Besuche in einen Gang durch eine Art Kuriositätensammlung aus, so, als böten die furchtbaren Qualen der Kranken in ihren bizarren Erscheinungsformen einen gewissen Reiz, eine gewisse besondere Schmackhaftigkeit. Er wehrte sich gewaltig gegen die neugierigen Oberstädter, die mit ihren Spenden nur einen unterhaltsamen Nachmittag verbringen wollten - wenn die Fallsüchtigen sich in ihren Riemen wie Tiere aufbäumten, die am Gfassa Leidenden von Heul- oder Lachkrämpfen geschüttelt wurden.
Wenn diese Zurschaustellung schon abartig war, was dann - und dies ist eine rein wissenschaftliche Mutmaßung, sagte sich Torador - wenn jemand in Erscheinung tritt, dem der Volksmund schon *in sich* so überaus abartiges nachsagt, nun, was dann? Torador seufzte.
„Warum wollt Ihr die Kranken sehen?“ fragte er niedergeschlagen.
Da tat der Sammler einen raschen Schritt auf den Heiler zu, und mit dieser Bewegung entfaltete sich eine drückende Woge eines honigschweren, zähen Duftes - Torador spürte ein eigenartiges, milchiges Gefühl, wie seine Muskeln sich entspannten und glätteten, ein leichter, nicht unangenehmer Schwindel ihn überkam; die Worte des anderen drangen sehr dumpf und melodiös an ihn heran...
„..., der an der 'heiligen Krankheit' leidet?“ fragte er schwach.
Lanungo Buzecchia trat zurück, und die Spuren seines Duftes verflüchtigten sich allmählich. Torador blinzelte verunsichert, aber der Sammler senkte den Blick.
„Er muß mir helfen“, sagte er schlicht.

Derzeit befand sich in der Lyzeum ein Fall jener Krankheit, die weithin bekannt war als 'die Heilige'.
Deren Opfer litten unter Krämpfen, Zuckungen und Bewußtseinsstörungen in so eindrucksvollem Maße, daß die abergläubische Bevölkerung darin eine Art göttliche Besessenheit erblickte, dadurch sich die Götter den Sterblichen mitteilen wollten. Die gellenden Schreie, die unverständlichen Worte, welche die Kranken während ihrer Anfälle aus weißschaumigen Mündern schleuderten, galten gar als weissagungsmächtig und wurden von selbsternannten Sehern aufgeschrieben und unters Volk gebracht.
Einer der Pfleger war noch unlängst dabei ertappt worden, als er bei der Unglücklichen, die derzeit hier gepflegt wurde, versucht hatte, eine solche 'Heilig-Irren-Fibel' anzufertigen; der Mann war natürlich unverzüglich aus dem Haus gewiesen worden!
Die Krankheit war bei den Gelehrten hochumstritten - allein ein gutes Dutzend Namen für diese Erscheinung war im Umlauf, noch wenig gemessen an der Zahl der Heiler, die für sich in Anspruch nahmen, 'die Heilige' als erste beschrieben zu haben. 'Die Heilige' galt als unheilbar; und auch Torador stand den Meldungen vereinzelter Erfolge eher mißtrauisch gegenüber - immerhin leugnete er ja nicht jegliche übernatürlichen Kunst, und einzelne ihrer Jünger mochten vielleicht sogar in der Lage sein, 'die Heilige' zu bezwingen, doch die Schulmedizin stand dem ganzen doch noch machtlos gegenüber und mußte sich darauf beschränken, das Leiden zu lindern und einzudämmen.
Der Fall der Gerichtsdienersfrau Dorla Weizbrück, erwähnt seit 163 n.G., war insoweit besonders ansehnlich, da die arme Frau schon früh in die Hände der Lyzeum gegeben worden war, ihr Hinüberdämmern, aus wissenschaftlicher Sicht musterhaft, zum einen nicht verhindert werden konnte, zum anderen aber viele Beobachtungen und Schlußfolgerungen gestattete.
Torador Broschakal bedrückte der Fall nichtsdestotrotz schwer; seine Vorsätze, vielleicht keine Heilung, so doch aber einen greifbaren Fortschritt zu erzielen, waren ungestillt geblieben, und er

meinte eine stumme Anklage zu lesen in den Augen des Ehemannes (dieser besuchte seine Frau noch zwei Mal die Woche) und seiner Söhne, nämlich erwartungsgemäß versagt zu haben.
Seit einer Stunde war der Sammler jetzt bei der Frau - die Pfleger waren fortgeschickt, der Heiler wartete vor der Zellentür. Hin und wieder gestattete er sich einen Blick durch ein verborgenes Löchlein im Rahmen der Tür; dann sah er den roten Mann auf einem Hocker und die Kranke, ihrer Riemen entledigt, der Sammler bisweilen die Hand an ihrer Stirne, ihrer Wange, ihrer Brust, sie, am ganzen Körper bebend, doch nicht in einem Anfall, sondern wie plötzlich erregt - und dabei war dieses Paar ein hochernster, fast zärtlicher Anblick, dem jeder Augenschein einer quälenden, geistlosen Krankheit fehlte.
Torador hatte es aufgeben, sich weiter Notizen zu machen. Anscheinend würde die Sache da drinnen noch sehr lange gehen.

Lanungo aber war tief in das Bewußtsein der Frau gedrungen, dorthin, wo sich die Krankheit selbst noch nicht gewagt hatte.
Da war sie auch, die Frau, eine fröhliche, lebenslustige Frau, mit Freude am Tanz und an Geselligkeit, nun gefangen in einem Gefängnis, das sich für sie immer weiter verengte -
Du hast es gesehen...
Ich sah es, sah es kommen. Du hast den Ruf nicht verstanden...
Erkläre es mir...
Nichts war für Dich bereit. Du mußt es selbst bereiten. Was Du verlangst, ist jetzt nicht möglich...
Nicht möglich... Schmerz.
Was Du verlangst, naht noch aus vielen Richtungen herbei. Die Mutter muß geheilt werden und ganz gemacht werden auch von Dir. Die Splitter fügen sich zum Ganzen.
Zeige mir sie!
Und es dämmerten Bilder herauf...
Nun muß ich gehen.
O bitte, bleibe noch. Nicht allein, nicht wieder so allein... Sie zittert, wie sie zittert.
Ich muß. Ich kann nicht bleiben.
Schweigen. Dann - *Ich weiß, ich weiß es... Du kommst nicht wieder...*
Pantuino, Cera val, mögen die Gebete fruchtbar sein.
Lebe wohl, Atamane, Glück mit Dir...
Als Torador just durch die Öffnung spähte, sah er den Sammler die Kranke, fest umfangen, sachte in seinen Armen wiegen; sie hing vollkommen weich und kraftlos und ohne die Härte ihrer Krämpfe darin.
Schwach vernahm der Heiler zu seinem allergrößten Erstaunen, daß der Sammler tatsächlich sang: eine Weise, deren Worte für ihn keinen Sinn ergaben, fremdartig klangen, ebenso die Melodie, deren klarer, auf- und abschwellender Fluß, ähnlich einem schönen, stimmungsvollen Ort oder einem ewigvertrauten Gesicht, Erinnerungen wachrief, solche, die einem lieb waren, und, einprägsam, noch am Leben hielt, lange nachdem der Singende geendet hatte.
Und es dämmerte dem Heiler im gleichen Augenblick, daß genau dies der Rote der Frau noch zuletzt hatte geben wollen.

Wenig später begleitete der Heiler seinen Gast nach draußen.
In diesen Tagen erhielt die Lyzeum von unbekannter Seite Zuwendungen in noch nie dagewesener Höhe und Großzügigkeit.
Dem Gerichtsdiener Weizbrück wurde - ebenfalls von unbekannter Seite - ein verhältnismäßig nicht minder großzügiges Geldgeschenk gemacht, welches dem Hausstand des braven Mannes ein sorgenfreies Leben für die nächsten Jahre sicherte.

Lanungo begab sich zurück in die Unterstadt. Er hatte von der Kranken erfahren, was zu erfahren gewesen war.
Das Bewußtsein der Frau war durch das Siechtum in einem anders nie erreichbarem Maße verändert worden - alles bisher Bewußte war verlustig gegangen durch die Schrumpfung ihrer Wahrnehmungskraft, aber wie beim Auge, das zusammengekniffen nicht mehr viel, aber eine Sache umso schärfer zu sehen vermag, war ihr Restbewußtsein geschärft worden.
Nicht umsonst nannten die Sammler diese Krankheit *'Seh Asvril'*, die Erkennende.

In Elek-Mantow lebte ein *Domomai*, aber es lebte eher noch als ein Fötus im Mutterleib, noch vage und im Entstehen begriffen. Wenn er die Kranke richtig verstanden hatte, war es zerstört, zumindest beschädigt, und die einzelnen „Splitter“ waren im Begriff sich der Stadt zu nähern wie Falter dem Licht. Der Vergleich gefiel Lanungo, er barg nicht nur das manische Angezogensein, sondern auch das Selbstzerstörerische - denn der Sammler würde das *Domomai* holen, sobald es sozusagen das Licht der Welt erblickte, um in der wahren Sprache Gottes zu ihm zu sprechen, und es dieser Welt dadurch wieder nehmen!
Dorla Weizbrück war nun verbraucht. Ihre letzte Kraft hatte sie auf ihn verwendet.
Den Rest ihrer Tage würde sie mit den Erinnerungen und Sehnsüchten verbringen, die Lanungo ihr noch zum Dank zur Seite gestellt hatte - für die Außenwelt war sie vollkommen verloren. Wieder hatte sich ein Sammler als Dieb erwiesen, dachte Lanungo und der Gedanke schmerzte ihn.
Doch es ließ sich nicht ändern. Die Fähigkeiten eines Sammlers sind begrenzt. Das *Vun'basvreí* kann nur nach der Gegenwart spüren; mit dem Wandern zwischen den verschwimmenden Grenzen der Zukunft und der Gegenwart war das Ritual heillos überfordert gewesen. Und Lanungo hatte noch Glück gehabt, überhaupt einen Fall von *Seh Asvril* in der Stadt angetroffen zu haben. Andernfalls wäre er mit seinem I'Yat am Ende gewesen...
Seine Sorge war jetzt, so viel wie möglich über die einzelnen Elemente dieses seltsamen *Domomai* in Erfahrung zu bringen. Das würde sich recht schwierig gestalten in Ansehung der Tatsache, daß jene womöglich noch Tagesmärsche, noch Tagesritte von hier entfernt sein könnten. Und er mußte hier bleiben, hier in Elek-Mantow, die Entwicklung zu überwachen und zu fördern - Lanungo schmunzelte, als er sich in der Rolle einer *Alâ Shanza* wiederfand. Na dann.
Lanungo betrat die Herberge um die dritte Stunde vor Mitternacht.
Schon als er die Brücke kurz hinter sich gelassen hatte, hatten ihm Grölen, Gelächter, das Scheppern und Klirren, das lustige Kreischen irgendeines fidelartigen Gerätes verraten, daß nicht nur gute Stimmung, auch eine schweißtreibende Enge in der Schankstube herrschen mußte - beim Öffnen der Türe schlug der laute Brodem wie eine schwere, sich bauschende Portiere ins kühle Freie und dem Sammler ins Gesicht, und er zwängte sich hinein.
Viele Leute waren da, einige ihm schon bekannt, etwa die große Hallakine mit ihren kräftemäßig unterlegenen Verehrern oder der kleine Mann vom fahrenden Volk, den er bisweilen in den Hügeln der Bergwerke beobachtet hatte, der so schön die Violine spielte in einer Melodie und Art, die Lanungo lange nicht mehr vernommen hatte.
Er erntete feindselige, abschätzige, vor allem aber beunruhigte Blicke; als ein Rückwärtstretender den Roten anrempelte, erstarb sein angesetztes, tiefbassiges Knurren, und der Sammler nahm, durchaus erheitert, eine hastige Entschuldigung des gut eineinviertel Sprung großen Kasraliten entgegen...
Er hatte, bevor er sich auf in die Südstadt gemacht hatte, den warm-entspannenden, milde stimmenden Duft, der ihm bei *Cer* Broschakal noch gute Dienste geleistet hatte, nun vertauscht mit einem kalten, fast eisigen Aroma, eines, daß jedes Gegenüber schlucken machen würde mit einem frostigen Schauer im Rücken, sollte Lanungo ihm einen dementsprechenden Blick zuwerfen...
Also wehte er wie ein rotschimmernder Winterwind durch den Raum, daß man beiseite wich und ihm den Weg zur Theke ohne weiteres gestattete; dort angelangt, winkte er den einarmigen Wirt heran. Dieser verschob eilig seinen derzeitigen Kunden, nahte sich dafür aber mit aufreizender Bedächtigkeit.
Auf sein wenig einladendes Brummen hin reichte der Sammler wortlos ein ordentlich gefaltetes Papierchen herüber, nebst einiger Münzen; der Wirt nickte kurz und das Papier verschwand in den Taschen des Kittels. Erwartungsvoll, während die Sonnen mit feinem Klingeln in eine Lade unterhalb der Tresenplatten wanderten, blickte er noch den Sammler an - dieser lächelte freundlich und sagte nur: „Corwin Dery!“

Drei Tage später fand sich Lanungo gegen Abend im 'Totenkopf' ein.
Die Kaschemme war gut besucht, kein freier Tisch, kaum Platz am Tresen, schließlich gelang es dem Sammler einen vereinzelten Stuhl ergattern - soll heißen, der Stuhl wurde ihm einem schafsnasigen Würfelspieler noch hastig zugeschoben, weg vom Tisch, bevor der Rote sich an diesen hätte setzen können.
Lanungo rückte den Stuhl etwas beiseite an die Wand, ließ sich nieder und seine Hände in die Ärmeln tauchen. Er rührte sich noch ein Weilchen auf dem ziemlich unbequemen Sitz, dann erstarrte er, mit teilnahmslosen Gesichtsausdruck, und betrachtete fortan seine Knie.

Da er jemanden erwartete, dessen Aussehen ihm persönlich nicht bekannt war, dem er aber, aufgrund seiner Erscheinung, eigentlich schon beim Eintreten ins Augen springen müßte, gedachte er solange hier zu sitzen und seine Knie zu betrachten, bis Nämlicher ihn endlich ansprechen würde.
Indes wurde er schon bald gestört.

Corwin betrat den 'Totenkopf' - recht aufgeregt, denn ihm war eine Nachricht zugespielt worden, die ihm im Verlaufe dieser Nacht eine gehörig ungewöhnliche Bekanntschaft wohl bescheren sollte - da sah er einen Teil der Gäste sich um ein Thekenende scharen, und das ohrenflüsternde Grinsen, die gereckten Hälse bedeuteten ihm irgendeine Unterhaltsamkeit, die sich dort abspielen mußte...
Er blickte umher, zu guter letzt, von Neugier und einer Vorahnung getrieben, machte er sich auf zum Schanktisch, zwängte sich, nach allen Seiten grüßend, vorsichtig nach vorne und wurde so Zeuge eines wirklich drolligen Schauspiels: Fatmanek Hagelbär, ein Faß von einem Mann, ein Hallakine mit einem Specknacken wie ein Fleischerschinken, ein so gefürchteter Zecher, daß sie ihn *Na Truomok*, das Loch, nannten, bereits mächtig schwankend, ihm gegenüber ein bleicher Mann in scharlachfarbenem Gewand, die Hände auf dem Tresen gefaltet, gelassen und mit einem heiteren Zug um die langbuschigen Brauen, dazwischen Harl mit glänzendem Gesicht und einem übel riechenden Krug, aus dem er wechselweise vor den beiden stehende Tonbecher füllte.
Truomok aber zwinkerte bereits glasig, stierte mit wackelndem Kopf auf den scheinbar niemals sich leerenden Krug, und ein Gutteil des vollen Mundes verlief regelmäßig über seinem Wams - der andere versäumte es nicht, vor jedem Zug aus seinem Becher höflich den Umstehenden zuzuprosten und sich nach getanem Schluck mit einem flammendrotem Tüchlein geziert den Mund zu tupfen: die Wucht des Schnapses, der Fatmanek derweil zu erliegen drohte, hatte ihm bisher nur die Wangen leicht gerötet.
Die Gesichter der anderen war Baß erstaunt, jedoch hielten sich Verwunderung und Enttäuschung die Waage - nur ein, zwei Männer, die ihren Ruf als Buchmacher hatten, strahlten fast enthemmt über den Verlauf dieses seltsamen Wettstreits.
Der Wirt schaute dagegen geradezu finster, warf dem einen oder anderen, der ihn aufmunternd anstieß, einen bösen Blick zu: er hatte seinen Aufwand schon erledigt, sich entlohnt gesehen durch einen völlig besoffenen, fremden Laffen - Fetmanek als glücklicher Gewinner, und er reicher um einige Sonnen, gegebenenfalls um den rotgoldenen Ring, der, ihm seit einiger Zeit lästig, weil unversehens in weite Ferne gerückt, an seiner Theke blinkte.
Jedoch Fetmanek bestritt seine Saufgelage so gut wie ausschließlich durch leichtsinnige Fremde oder sonstige Übermütige, die nach einigen Runden vor ihm besinnungslos zusammengebrachen; er selbst war sicher außerstande, den jetzigen Schnapsverbrauch zu bezahlen...
Mit einem Ruck zog Harl die Kanne beiseite: „Das reicht!“ grollte er. „Das Loch ist voll!“
Dann gab er dem Fetten einen Stoß, daß dieser in den Knien einknickte, mit dem Kinn auf den Schanktisch sauste und von dort zu Boden glitt, wo er alle Viere von sich streckte.
Harl wandte sich dem Sammler zu. „Und wer“, knurrte er mißlaunig, „bezahlt?“
Lanungo warf ihm einen überraschten Blick zu. „*Cusa val, Cer* Harl“, erwiderte er und übersah geflissentlich das sich weiter vergrimmende Wirtsgesicht, „ich habe doch die Regeln des - Spiels, wie Ihr selbst das Ereignis noch bezeichnet habt, richtig verstanden..., nicht mich“, er wies mit einer fröhlichen Gebärde auf den dicken Mann, den seine Kumpane etwas betreten, ja ratlos umstanden, „sondern ihn müßt Ihr das fragen - ich bedaure.“
Sein Blick fiel auf Corwin. Dieser hob kurz-grüßend die Hand, wandte sich ab und zu einem kleinen Tisch, der, durch das eben Vorgefallene schaulustig geräumt, noch nicht wieder belegt worden war. Er hatte kaum Platz genommen, da erschien vor ihm auch schon der rotgekleidete Mann, nickte ihm zu: „Ihr seid *Cer* Dery, Corwin Dery...?“ fragte er.
Und Corwin, in geckenhafter Höflichkeit, erhob sich halb, mit einem gewinnenden Lächeln: „Alle nennen mich Sell, Meister Buzecchia...“, jedoch als er sah, daß der Rote keine Miene verzog, stutzte er einen Augenblick, „...aber ich bin der, den ihr sucht - Meister Buzecchia...“ Zögerlich senkte er die Stimme und sank auf den Stuhl zurück. Er schluckte unruhig, der Rote betrachtete ihn immer noch mit dem gleichen, ausdruckslosen Blick, dem gleichen... ja, dem gleichen... ausdrucklosen... Blick...
Plötzlich schnippte etwas vor ihm, und er schreckte hoch.
Langsam zog der Rote seine Finger zurück.
Die Augen! Die Augen eines Atamanen!

„Gut“, sagte der Atamane. „Ich freue mich, Eure Bekanntschaft zu machen, *Cer* Dery...“ Da er bemerkte, daß sein Gegenüber ihn unverändert fassungslos anstarrte, lächelte er freundlich: „...Sell, wenn Ihr gestattet.“
„Jaja, selbstredend“, murmelte Corwin, noch ganz benommen; endlich schüttelte er sich, als verscheuchte er einen unangenehmen Gedanken. „Also, Meister Buzeccia“, fing er an, „Ihr habt mir geschrieben, daß Ihr Neuigkeiten - Wissenswertes - Auskünfte...“
„Eine Auskunft, so ist es!“ Der Rote machte ein zufriedenes Gesicht.
Corwin atmete tief durch. „Nun“, sagte er mit selbstgefälligem Grinsen, „ich kann von mir behaupten, gerade auf diesem Gebiet schon lange, o sehr lange, sehr erfolgreich tätig zu sein... Sagt mir, wie ich Euch dienlich sein kann!“
„Gut gesprochen“, lobte der Rote, beugte sich unversehens vor, daß Corwin das gleiche tat, wenn auch mit einem gekonnt verschwörerischen Gesichtsausdruck.
Aber der Rote senkte nicht einmal sonderlich die Stimme. „Ich muß genaueres in Erfahrung bringen zunächst über eine Sache, deren Herkunft, Namen, Besitzer ich nicht kenne...“
„Oh“, machte Corwin unwillkürlich, lächelte sogleich schuldbewußt, den anderen unterbrochen zu haben.
„Auch unbekannt ist, wo *es* sich zur Zeit befindet... Ich kann Euch wirklich nicht viel bieten - als Ausgangspunkt Eurer Nachforschungen“, ergänzte er rasch, als er Corwins Miene sich versteinern sah, „demgegenüber wird der Lohn für dienliche Arbeit um so großzügiger ausfallen!“
Corwin hob, nebst einer unausgesprochenen Frage, die Brauen...
„Ich biete Euch jetzt zwanzig, bei erfolgreicher Verrichtung weitere zwanzig Goldsonnen!“ Unversehens war ein kleiner Lederbeutel auf dem Tische aufgetaucht, ganz nah bei Corwins linker Hand. Corwin sagte nichts mehr. Und nahm den Beutel.
„Dann sind wir uns einig“, eine Geste des Roten deutete an, daß der andere entlassen war. Corwin erhob sich, der Sammler ebenfalls. „Ihr sucht“, und bei diesen Worten fühlte der Nordländer, eine Hand, die schlangenschnell seinen Arm ergriff und ihn zurückzog, „ihr sucht“, flüsterte der Rote in sein Ohr, „eine kleine, schwarze, steinerne Kugel! Genügen Euch vier Tage? Ausgezeichnet. Oh, noch etwas, *Sell*“, und alle Freundlichkeit war aus der Stimme gewichen - eine kalte, fröstelnde Aura umgab die beiden jetzt wie der Geruch eines Grabgewölbes... „Ich bin ganz besonders auf eine gewisse - Zuverlässigkeit angewiesen, ich kann mir nicht leisten, nicht der reinen Wahrheit gemäß unterrichtet zu werden. Es wird in dieser Hinsicht keine Mißverständnisse geben zwischen uns - andernfalls bedeutete dies nicht nur das Ende unserer Geschäftsbeziehung. *Cusa*, aber es ist nötig, Euch darauf hinzuweisen, *Cer* Dery!“
Die Hand verschwand wieder.
Als Corwin sich ein letztes Mal umblickte, winkte ihm der Sammler herzlich nach.

Corwin verließ, entgegen seiner ursprünglichen Absicht, unmittelbar danach den 'Totenkopf'.
Seltsam genug, daß ihn die bedrohliche Stimmung der letzten Worte verfolgte, als haftete es ihm an wie ein Schweißgeruch - er für seinen Teil, wiewohl nicht abergläubisch, glaubte nun immerhin so viel von der Gefährlichkeit eines atamanischen Sammlers, daß die ihm aufgegebene Sache keinen Aufschub duldete. Vier Tage waren solange nicht, aber er hatte zugestimmt, vier Tage...
Zwanzig, nein, vierzig Sonnen, Goldsonnen - schon zwanzig allein, und das war nur die Vorauskasse - o nein, denk´ gar nicht daran, denk´ gar nicht erst daran, *nicht nur das Ende unserer* - Geschäftsbeziehung, was denkt der sich... Hangor könnte durchaus die Erde für den Roten auftun, durchaus, hörst Du, Hangor, gnadenvoller Gott? Ha? Ach, was soll´s.
Ein kleiner, schwarzer Stein? Du sollst deinen kleinen, schwarzen Stein bekommen, Sammler! Ich will tot umfallen, wenn ich wüßte, was für ein kleiner, schwarzer Stein. Hölle, kalte Hölle! Aber ich werd´s wissen. Bald sogar. Schwarzer Stein. Auf dann, Sammler. In vier Tagen.

Sobald sich die Bohlentüre des Wirtshauses hinter Corwin geschlossen hatte, bezahlte der Sammler - unter der Hand und heimlich, dafür einem um so erfreuteren Harl - den verbrauchten Schnaps und wandte sich zum Gehen.
Schließlich, dachte er und fand es selbstverständlich, ist es nicht anständig, gleich bei welchem 'Spiel', geheimzuhalten, daß der Gegner nur verlieren kann - Rauschmittel waren zwar nicht ohne Wirkung auf Atamanen, wirklich nicht, indes, die Dicke ihres Blutes, die Eigenheiten des Stoffwechsels

gestatteten eine zeitliche Verzögerung dergestalt, daß sie ungefähr beherrschen können, wann ein beliebiges Gift wirksam wird - in einem Zeitraum von ein paar Stunden.
Unter diesen Umständen zog Lanungo es vor, heute Nacht wieder in der Botschaft zu schlafen - die bald ausbrechende Trunkenheit entbehrte der Würde und vor allem der Sicherheit, die ein Atamane niemals in der Öffentlichkeit ablegen durfte. Zudem dürfte sein Befinden spätestens morgen der umsichtigen Pflege des Ortolans bedürfen... der *Cer* Hagelbär war ein überaus achtenswerter Mann - auf seinem hochgeistigen Gebiet!
Beim Verlassen stieß er, noch im Türrahmen, auf einen kleinen, narbig-entstellten, häßlichen Mann, dessen linkes Auge schon bemerkenswert war, nämlich ein großer, dunkler Rubin.
Sie maßen sich, der Assassine und der Atamane, und letzterem verengten sich dabei die Augen, sehr eigenartig, und nach einem langen Blick über den Körper des anderen, einem langen, nachdenklichen Blick auf dessen Unterleib, kehrte sich der Sammler ab, mit einem gemurmelten Wort in der alten Sprache des I'Yat.
Hinter ihm verschwand der kleine Mann in der Schenke und die Pforte rasselte ins Schloß.

Am frühen Morgen des vierten darauf folgenden Tags, des dritten im Talu, trafen sich Corwin Dery und der Sammler im südlichen Viertel des Rattenlochs, an einer Kreuzung hochaufgeschossener Gebäude, teils verfallen, und in einem stockigen Nebel verschwommen wie eine dunkle Höhle, aus der ein unheimliches Ungetier seine feuchten Dämpfe schnob.
Es war doch kühl und Corwin scharrte unwohl mit den Füßen in einer kiesknirschenden Wasserlache, während der Sammler, regungslos, als rote Fahne in der Dämmerung stand, aufmerksam den Hehler beobachtete, der die Hände mürrisch unter den Achseln rieb.
„Worauf warten wir?“
„Wir warten auf nichts“, entgegnete Corwin, und klang trotz des flauen Gefühls im Magen vergleichsweise unwirsch, verdammt, dachte er, worauf habe ich mich da eingelassen.
„Dann warte ich auf Eure Antwort - was habt Ihr in Erfahrung gebracht?“
Corwin warf ihm einen schiefen Blick zu. Er würde es ihm schon verraten, sagte er sich, aber - nicht alles, nur soviel, daß der Atamane die Spur aufnehmen konnte, und ihn nicht wieder in dieser Sache belästigen würde!
„Nun?“ Der andere trat einen Schritt heran, und der Nordländer wich leicht zurück: „Meister Buzecchia, ich...“ Warte, unterbrach er sich, das wäre noch besser, ich sage ihm gar nichts, sondern bringe ihn nur zu...
Seine Geduld sei erschöpft, stellte in diesem Augenblick der Atamane ruhig fest, und da er überzeugt sei, daß Dery tatsächlich etwas herausgefunden habe, etwas ihm dienliches, würde er nun Maßnahmen ergreifen...
„So wartet doch“, zischte Corwin, ergriff den Arm des Roten und zog ihn in eine Gasse zurück; dort drängte er den anderen in einen Seitenwinkel, ein unmutiger Laut des Atamanen machte ihn zaudern - doch dann beugte er sich vor: „Hört mir zu“, flüsterte er seinem Geldgeber ins Ohr (dieser seufzte schwach, *was soll der ganze Hugeldubel*), „ich habe jemanden ausfindig machen könne, der Euch anstelle meiner jetzt weiterhelfen kann!“ Er hielt kurz inne, als lauschte er. „Es ist abgesprochen, daß Ihr ihn heute abend am Haus des Schusters Regi treffen könnt, zwischen der ersten und zweiten Stunde nach Mitnacht...“
„Verratet mir“, raunte Lanungo und unterdrückte es, das schmierige Gewisper seines Kameraden (wie aus der Verschwörerballade eines drittklassigen Barden) nachzuäffen, „wo sich diese treffliche Schusterei befindet, und wer sich mir heute nacht dort wie als wer zu erkennen geben wird?“
„Das „ - kann ich Euch nicht sagen, hatte der Nordländer ziemlich hastig angesetzt, aber sogleich abgebrochen, es wäre doch zu fadenscheinig gewesen - „ahm, ist - nicht schwer zu finden, ja - nicht wahr - also, vom, von der Brücke geradeaus, rechter Hand sodann, sodann, dann vorneweg bis zu dem...“ und so weiter und so fort, stammelte sich Corwin, immer schneller werdend wie ein Gebirgsbächlein auf immer steiler werdendem Weg ins Tal, bis zum Hause des Schusters durch, erkennen - ja wie - ja genau, erkennen läßt sich der Mann - ja, ein Mann - er ist zwergwüchsig und verwachsen, eine Kutte oder einen Kapuzendings, ahäm, Kapuzenmantel, und er ist, er ist... „jemand, der sich Euch selbst vorstellen wird, sofern er das wünscht“, schloß Corwin gehetzt und duckte sich.
Der Rote beäugte ihn, als wäre der Hehler ein seltsames Tier.
Corwin bebte und schwitzte, konnte sich nicht dazu durchringen, nach dem Messer in seinem Stiefel zu greifen...

„Gut“, sagte da der Sammler, verbeugte sich höflich und hielt dem Hehler mit den Worten „*Cadái, Cer* Dery - Sell. Ich danke Euch“ einen klingenden Beutel entgegen.
Dieser zögerte nicht und griff danach, riß ihn dem überrascht blickenden Sammler geradezu aus den Fingern, dienerte seinerseits und war auf dem Sprung um die nächste Ecke, als...
„*Pantuino, Cer* Dery, unsere - Geschäftsbeziehung bleibt vorläufig bestehen!“
Corwin zuckte zusammen: „Was?“
Der Sammler schritt nun an ihm vorbei; er war ein paar Tritt gegangen, als er sich noch einmal umwandte, und diesmal war sein Lächeln voll von beißendem Spott: „Aber sicher, Sell. Atamanische Geschäftsbeziehungen sind eine Art Ehe - und Ihr wißt doch, wie eine Ehe einzig gottgefällig sich beenden läßt...“
Er hob die Hand grüßend ans Barett, dann verschwammen seine Schritte im Nebel.

Die Mitnacht war verstrichen.
Vor Lanungo schälte sich das Schieferdach des Schusterhauses als mondbeleuchteter Strich aus dem schwarzen Hintergrund. Die Nacht war sternenlos, bedeckt, und immer wieder kräuselten sich graue Schlieren und Fetzen, sehr schnell im Zug nach Norden, vor dem schimmelnden Mond dieser Jahreszeit.
Das Licht auf den Straßen fiel bisweilen aus morschen Fensterläden oder geräuschvoll aufgeworfenen Türen, durch die irgendwelche jaulenden Hunde nach draußen getrieben wurden. Das Sirren von Katzenstimmchen lag, unbestimmbar, über einigen Giebeln.
Der Sammler näherte sich dem Haus, das sein Hehler ihm beschrieben hatte.
Prüfend sog er die Luft ein. Das Haus stand offensichtlich leer, was man ihm von außen nicht ansah - aber es war unberührt seit einiger Zeit. Spähend umschlich er es.
Corwin Dery - du hast vielleicht einen Fehler gemacht, mir Dinge vorzuenthalten, Dinge, die ich wissen wollte. Gib´ nur acht, mein guter Sell! Aber Verschweigen verstieß nicht gegen die Abmachung, und der mitternächtliche Fremde könnte so oder so eine Nachrichtenquelle sein, die ihm weiteren Ärger mit dem Schlitzohr ersparen kann. Sell. Lanungo schüttelte mit freudlosem Lächeln den Kopf.
Plötzlich witterte er etwas. Nichts klares, bewußtes, vielmehr war, als hätte ihn der Hauch einer Ahnung gestreift, eine Wehe, die richtige Fährte gefaßt zu haben...
In den schemenhaften Lichtverhältnissen gewahrte er eine Gestalt.
Der Sammler stand still, in der gräulichen Finsternis eine ausdruckslose, schwarzrote Kontur.
Der andere war fünf Sprung von ihm entfernt - auch er bewegte sich nicht mehr. Zeitweilig schien es, als höbe er eine Arm, als grüßte er.
Lanungo bestätigte sich eine Übereinstimmung mit der Dery´s Beschreibung: klein, gebückt, in einer formlosen Kutte, die, ihm überfallend, ihn wie eine größere Glocke aussehen machte. Seine Hände, sobald die Wolken das Mondlicht freigaben, waren weißliches Fleisch, weich und haarlos wie Flossen eines Molchs. Auch schimmerte der Stoff der Kleidung in jedem Lichtstrahl blauseidig: ein Oberstädter, erkannte der Sammler, ein Elek-Mantow-Oberstädter, gut gestellt und gut verweichlicht - aber er begab sich um diese Stunde, die alle Spuren gleich welchen Attentats verwischte, ins Rattenloch, um ihn zu treffen...
Lanungo regte sich und trat kaum merklich auf den anderen zu - „Kommt nicht näher, noch nicht, ich bitte Euch...“
Was für eine Fistelstimme. Befehlsgewohnt? Aber jetzt furchterfüllt.
„Ich komme nicht näher“, entgegnte der Sammler leise.
Noch auf die Entfernung war ein erleichtertes Aufatmen nicht zu überhören; die seidig-molchige Gestalt flüsterte einen Dankesgruß. Mit einer knappen Geste bedeutete sie dem Sammler, ihr in eine Nebengasse zu folgen.
In dieser verbarg sie sich zunächst so gekonnt hinter einem Haufen Geröll aus einer schadhaften Mauer, daß Lanungo erst durch ein zaghaftes Winken wieder auf sie aufmerksam wurde. Doch, auf zwei Sprung heran, gebot der andere ihm, stehenzubleiben.
Eine Zeitlang herrschte Schweigen.
Schließlich: „Ihr seid also der Sammler, der die - Träne sucht...?“ Ein rasselndes Keuchen aus einer kranken Lunge folgte danach und ein krampfhaftes Bemühen, es zu unterdrücken.
Lanungo zog verwundert die Brauen zusammen - „bleibt dort stehen, geht nicht dorthin, wo ich Euch nicht sehen kann, kommt nicht näher, oder ich...“

Er komme nicht näher, sagte der Sammler ruhig, er bleibe, wo er sei.
„Gut!“ Wieder das Keuchen. Der andere schien zu überlegen, es raschelte von feinem Stoff wie Mäuse in einem Speiseschrank.
Lanungo entschied, nichts zu unternehmen, keine Fragen zu stellen, nicht (was ein leichtes gewesen wäre) den Mann zu fangen und zu verhören. Wer konnte sagen, wieviel wertvoller der andere für ihn - freiwillig war.
„Daß ich hier bin“, ließ dieser sich dann vernehmen, „ist vielleicht ein Ausbund an Torheit, daß es mich vernichten wird, steht zu befürchten...“
Geduldig verharrte Lanungo.
„Wenn ich Euch helfe - bei dem - bei Eurem Vorhaben“, brachte der Mann mühsam hervor, denn aufs neue lag ein Reizhusten schmerzhaft schwer auf seiner Brust, „müßt Ihr mir helfen...“
Er solle seinen Preis nennen, entgegnete der Sammler.
„Mein Preis, Atamane, ist, daß Du mich von hier fortbringst, fort aus Elek-Mantow, fern von hier...“, die Stimme verirrt den angsterfüllt umherschweifenden Blick.
Lanungo verzog verwundert das Gesicht. Eine Bitte um *Khazanat*? Das hatte es so selten gegeben, daß diese Fälle schon fast poetisch waren - tatsächlich besagte das atamanische Gesetz, das Zuflucht dem zu gewähren sei, der einem Atamanen auf seinem Weg zum Gleichgewicht der Dinge behilflich war. Aber dieses Ersuchen war ungeheuerlich! Jetzt fehlte nur noch...
„*Beqwia val s'baw se khazanat - dama mederi nui*“, flüsterte es.
Lanungo spürte, wie seine Brauen sich sträubten. I'Yat! Die geheime Ebene des I'Yat! Die Sprache der Kinder des Herrn! Keiner sprach sie, keiner wagte es, sie zu verstehen, außer den Atamanai! Die rituellen Worte für das *khazanat*, die einzigen, die je ein *Eot-hanubah* im Mund geführt hatte (abgesehen allenfalls von leichten Worten der gewöhnlichen Ebene im Dienste eines alltäglichen Verkehrs)... Und es waren über sechshundert Jahre vergangen, über sechshundert Jahre, seit das letzte Mal ein Baldsterblicher sie ausgesprochen hatte - nirgends waren sie verzeichnet, nirgends waren sie beschrieben: auf natürlichem Wege waren sie nicht zu erlangen...
„Welche Mittel“, und jetzt bewegte sich Lanungo tatsächlich drohend auf den Schutthaufen zu, hinter dem sich dieses - Ding da verbarg, „welche verbotenen Mittel haben Dich diese Worte gelehrt, Priester welchen Gottes, Jünger welcher Kunst? Du bist in Gefahr, *Kreatur*, und sehr sogar, denn...“
Das kleine Geschöpf sprang aus ihrem Versteck hervor, ihre flirrenden Hände wie in entsetzter Abwehr vor sich gestreckt: „Warte, warte“, wimmerte es und das glatte Tuch glitt ihm vom Kopf, gab eine weißlich-fischähnliche, dünnsträhnige Fratze frei: „Du willst jetzt alles wissen, nicht wahr, so ist es doch - warte“, stolperte es beinahe, taumelte rückwärts, während mit dem Sammler ein scharlachfarbenes Gewitter aufzog, „die Träne, Selefra...“
Da blitzte es auf und erstarb in einem gellenden Schrei.
Lanungo machte einen Satz zurück.
Vor ihm erhob sich, wie sein Spiegelbild in flammend roter Robe, aber umloht von schneeweißem, kalten Haar, eine hochgewachsene Gestalt, die Finger in das weiche Fleisch des Fischgesichts gekrallt - jäh eine lodernde Gebärde und der Sammler fühlte einen kräftigen Stoß auf die Brust...
„*Suspicio*“, bellte die Gestalt enttäuscht.
Lanungo erkannte sein Gegenüber. „Kopfgeldjäger“, sagte er nur.
„Sammler“, entgegnete dieser.
Lanungo beachtete den leichten Schmerz nicht, wohl Folge einer Prellung, der auf seiner Brust pulsierte - jeden anderen hätte dieser Treffer übelst versehrt einige Sprung weit geschleudert - er mußte schnell handeln.
Allerdings, bevor er auf den Menschenfänger losgehen konnte, warnte ihn ein sich rasch von hinten näherndes Scharren; mit einem Satz brachte er sich in sichere Entfernung, fuhr zornesbebend herum - zwei schlanke Männer, mit tastenden Bewegungen wie Schlangentänzer, bewegten sich zügig auf ihn zu und in ihren Fäusten blitzte es gefährlich.
Lanungo zögerte nicht, sein linkes Bein schoß mit blendender Schnelligkeit vor; das trockene Bersten des Brustbeins ging in dem klatschenden Geräusch unter, mit dem der eine gegen die nächste Mauer geschleudert wurde und wie eine verrenkte Puppe tot zu Boden fiel.
Der zweite zuckte nach vorne, als ein Schlag ihm die Schulterbänder seines Schwertarms zerriß - er ging auch sofort stöhnend in die Knie, und sah noch, daß der Rote sich schon abgewandt hatte... Nach seinem Schwert grapschen, mit taubem Gefühl in den Gliedern und aufkeimender Übelkeit sich

aufrappeln, da hörte er noch eine unsagbar kalte Stimme, die sprach: „Ein guter Rat für Euch, dreht Euch um - und lauft!“
Er ließ sein Schwert fahren, machte stolpernd, dem Erbrechen nahe, kehrt, und rannte davon.
Lanungo blickte ihm nicht nach - der Kopfgeldjäger war verschwunden. Aber er hörte das Gurgeln und Umsichschlagen eines Menschen, den ein anderer mittels überstarker Gewalt mit sich zu schleppen versucht...
Bald hatte er sie eingeholt.
Zielstrebig schleifte der Rotrobenträger den Blauseidigen, dessen Regungen allmählich erstarben, als ob er ertränke, auf eine Kreuzung mehrerer Straßen zu.
Lanungo griff eine zierliche Klinge aus seinem Ärmel heraus, faßte den schmalen, roten Rücken ins scharfe Auge und warf - ein erstickter Aufschlag, als hätte er ein Federkissen getroffen; mit einem Aufschrei griff der Kopfgeldjäger nach den Schulterblättern, fiel mit seinem Opfer vornüber durch die Grenze, welche die flankierenden Häuserecken an der Kreuzung zeichneten...
Da tat es ein schrilles, rasend dumpfes Dröhnen, als saugte ein riesiger Hohlraum in sich alle umgebende Luft, dann blitzte der Raum zwischen den Hausecken auf - und als das Gleißen in einem Flimmern verebbte, noch bläuliche Funken von den Firsten sprühte, war von dem Robenmann - und seinem Gefangenen - nichts mehr zu sehen.
Die Niederlage erzeugte in Lanungo einen Brechreiz.
Wie betäubt nahte er sich dem schwehlenden Rahmen - da war der Kreis, ausgebrannt, das Pergamentpapier, das vor Nachtfeuchte schützen sollte, zu grauem Flaum zerfallen...
Sie könnten überall sein.
Der Atamane, unendlich müde, schlug seinen Mantel um sich, drehte auf dem Absatz um und eilte fort.

In dem schwefligen Gewölbe sahen sich die beiden Männer an, und über ihre seidigen Mäntel zuckte das Funkeln der umherstehenden Kostbarkeiten wie Elmsfeuer; ein verschlagener Zug lag auf den Gesichter. Schließlich sagte er der eine: „Eine unschöne Verwicklung!“
„Verrat, Verrat...“, murmelte der andere, ein älterer Mann mit einem in glänzenden Bänder geflochtenem Kinnbart. Seine Hand strich über den juwelenbesetzten Kopf eines großen, damaszierten Dolches. „Dieser feige Auswurf einer Schweinemetze! Das wird noch einige in der Versammlung das Herz kosten!“ „*Gaya*“, nickte der andere.
Eine kleine Weile des Schweigens, dann wandte der Jüngere sein staubblasses Antlitz mit einem Seufzen dem mächtigen, goldbeschlagenen Standbilde zu, das aus seiner spitzbogigen, hieroglyphierten Höhle heraus das ganze rückwärtige Gewölbe beherrschte. Der Anblick ließ ihn innehalten, er schien zu überlegen; endlich, eine müde Geste, winkte er dem Älteren, ohne sich umzuwenden. Dieser zögerte noch: „Euer Abden...“
„Geh´ jetzt, *Bruder*!“ entgegnete der andere scharf. „Ich muß alleine sein!“
Der Ältere wollte wohl irgendetwas erwidern, dann aber verbeugte er sich und verließ den Raum. Das Gatter fiel mit kaltem Klirren ins Schloß, und der Luftzug des Davoneilenden zog die Fackeln für einen Moment davon, bis durch die Gänge der verhaltene Donner einer letzten sich schließenden Pforte klang.
Der Blasse stand allein in dem großen Gewölbe. Er legte den Kopf schief, als horchte er geschlossenen Auges, ein Zeitlang spielten seine Fingerspitzen gegeneinander. Dann, in die Stille hinein, fragte er: „Was haltet *Ihr* davon?“
„Was wollt Ihr hören?“ war die Antwort. Der Blasse blinzelte in die Richtung des Verstecks.
„Ah, ich verstehe“, kam es nach einer Weile. „Nein, ich fürchte, nein!“
„Und was ratet Ihr mir?“
„Euer engster Vertrauter ist eine alte Ziege mit milchlosen Eutern. Sie muß weg!“ Danach habe er nicht gefragt, erwiderte der Blasse ungehalten.
„Was dann?“ Der Verborgene klang erstaunt. „Ihr könnt Euch selbst denken, daß jetzt beim ihm alle Vermutung zur Gewißheit sich gereift haben! Diesen Esel Rebur loszuschicken...“
„Spart Euch das Gezänk! Was wird er als nächstes tun??“
„Weitere Erkundigungen einziehen, was sonst. Ihr habt noch solange einen Vorsprung, bis die Träne Elek-Mantow erreicht, dann wird sie dem sehenden Auge des erkennenden Traums nackend ausgesetzt sein! Es bleibt beim alten - eben was ich Euch gesagt habe. Nur, daß er jetzt vorgewarnt ist...“

„Dann weiß ich, was zu tun ist!“ Jäh und herrisch wandte sich der Blasse ab und schritt zum Gittertor. Dort verlangsamte er, als fiele ihm etwas ein. „Noch etwas!“ sagte er und seine Stimme schwang bedrohlich. „Hütet Euch mir gegenüber vor Eurem unverschämt vertraulichen Ton! Denn bei dem, auf dessen Geheiß Ihr Leib und Leben verwirkt, ist er ganz und gänzlich verfehlt! Und niemals wieder - niemals wieder bedenkt meine Untergebenen mit Eurem dreisten Spott! Habt Ihr das verstanden??“
Einen kurzen Moment war es, als hielten selbst die Fackeln den knisternden Atem an, so kalt-gespannt war es geworden. Doch dann vernahm der Blasse, leise und gepreßt: „Ich bitte um Verzeihung, Euer Abden. Es wird niemals wieder geschehen, Erleuchteter - *cusa val*!“
Ein freudloses Lächeln umspielte die echsenschmalen Lippen des Abden.
Mit einem Ruck trat er durch das Gatter und eilte durch den Gang davon.

Der Botschafter wartete vergebens mit dem Nachtmahl, daß sein Meister ihm die Türe des Gemaches öffnete.
Diese und die folgende Nacht verbrachte der Sammler nämlich allein und in bösen Gedanken, im Lichte einer fahlgrünen Lampe, in einem Thronstuhl am Rande des großen Schachts. Und immer wieder sandte er Henkersschlingen, wundervolle Ringe aus silbrigem Rauch, aus seiner prächtigen Wasserpfeife, in die warmaufsteigende Luft des Schachts.
Wer hatte ihm dies angetan? Und gab die Order? Wer stellte sich in den Weg des dinglichen Gleichgewichts?
O wie hatte er versagt...
Nun gut, es ist wie es ist: du hast nicht nur keine Freunde, du hast sogar Feinde, wieder einmal, urplötzlich und erbittert.
Doch ihr entkommt mir nicht!
Das Elek-Mantow- Domomai darf nicht verloren gehen. Er hatte noch nicht verloren.
Sein Denken war klar und unbeirrt. Sein Zorn hatte dem nur eine neue Fassung verliehen. Seine Fährte war noch frisch, die Fäden nur verwirrt und nicht zerrissen.
Er würde sehr schnell aufs neue in Erscheinung treten.
Sehr bald...
Mit diesen und ähnlichen Gedanken verhüllte sich Lanungo am Rande des Schachts, aus dem nun eigentümliche Töne drangen, hoch und klagend, aber von unverhüllter Kraft - wie eines riesigen gefangenen Tieres - wie sie noch nie ein *Eot-hanubah* jemals vernommen hat.

Bergpredigt

André Wiesler

Es war aber zu der Zeit des fünfundzwanzigsten Tages des siebten Monats des einhundert-siebenundsechzigsten Jahres nach der Gründung der Stadt der zwei Gesichter, daß der Bergmeister über sein Reich schaute und ER sah, es war gut. ER war der Berg und ER war das Wasser in dem Berg und ER war das Wasser an dem Berg und ER war das Feuer in dem Berg und ER war das Getier in dem Berg und ER war die Erde in dem Berg und ER war das Gestrüpp an dem Berg und ER war die Kraft.
Und ER schaute sein Land erneut und es ward nacht. Und es ward der nächste Tag, doch es blieb Nacht. Und ER sah, daß es Nacht blieb und hob sich und schritt in die Schlucht. Die Nacht war Leben und Tod, war Dunkel und Verderben. Und ER ging dahin, die Quelle zu suchen, die da der Grund war, für das Dunkel über das Dunkel hinaus, die Nacht des Tages. Und ER fand sie, gebettet in ein Schloß aus Stein am Grunde der Schlucht und ER trat ein und schaute sie und sprach: „Wir sind von gleichem Wesen. Wir sind die Erde und wir sind von der Erde."
Und sie sprach: „Wir sind gleich, und doch sind wir verschieden wie der Tag scheidet die Nacht!" Und ihr Leib war Flamme und ihr Geist war Flamme und sie drohte den Wesen der gespaltenen Stadt. Doch da hob ER an und Donner war seine Stimme, Beben sein Laut und Feuer war seine Zunge. Und siehe, ER sprach: „Was da Nacht ist über die Dunkelheit, soll scheiden von der geteilten Stadt."
Und siehe, es ward wie ER gesprochen. Es ward wie vier Tage und ward doch nichts und da fuhr die Seele der Nacht dahin und die Dunkelheit blieb. Und ER sah und ER wußte, es war gut, denn war das Böse geflohen, so blieb das Dunkel den Menschen zur Demut. Und ER kehrte sich und ward zum Berg und in ihm war Feuer doch ist ER Güte.
- Die Sage wie der Bergmeister das rote Fräulein besiegte, geschrieben in den Rollen der tausend Geschichten zu Multor, heute in tausend Jahren.

Der Bergmeister beobachtete die Stadt nun seit einigen Tagen. Irgend etwas drohte sich zu ereignen. Diejenigen in der Stadt, die sensibler waren als die anderen, waren aufgeregt. Ob sie wohl auch das Kribbeln der Verheißung -oder besser der Vorahnung- spürten?
Der Bergmeister kratzte sich den menschlichen Leib, den zu tragen er gewählt hatte. Nein, wenn sein Besuch der Stadt kein Aufsehen erregen wollte, mußte er anders denken. Er würde dieser Leib -nein- dieser Mensch sein. Trotzdem juckte ihn etwas, tief unten am Rücken, wo man mit der Hand nicht hinkam. Seltsames Gefühl dieses Jucken... Er rieb seinen Rücken an der Wand der kleinen Höhle, durch die er an die Außenseite des Berges gelangen würde.
Er spürte, wie irgend etwas die Kraft der Erde veränderte. Es fehlte nichts, es war nicht so, wie es immer war, wenn die Menschen ein Stück aus dem Berg nahmen. Die Kraft war noch da, aber... Anders. Es war als schmecke man Wasser, und bemerke einen feinen Beigeschmack von Ton. Nicht genug um das Wasser zu färben, aber genug um dem Wasser diesen feinsandigen, mahlenden Geschmack zu geben. Der Bergmeister lächelte. Es war schon seltsam, in was für Bildern man zu denken begann, wenn man ein Mensch war.
Er wandte sich der unter ihm liegenden Stadt zu, die im Dunkel der Nacht, von der scharfgezackten Spalte zertrennt wie ein Baum vom Blitz, träumend dalag, unschuldig wie ein Hase und doch grausam wie ein Wolf. Wie lange war diese Spalte nun schon da. Der Bergmeister dachte kurz nach und zuckte mit den Schultern. Eine weitere Eigenschaft der Menschen, die er langsam ergründete: Sorglosigkeit. Die Menschen waren so leichtlebige Wesen. Sie dachten in putzigen Wegen. Wenn sich ein Mensch fragte: „Wie lange ist die Spalte da?", dann sagte alles in ihm: „Das ist egal, sie war da, bevor Du da warst, und sie wird da sein, nachdem Du da warst. Paß nur auf, daß Du nicht hineinfällst und alles ist gut!".
Was könnte er dabei ergründen, wenn er sich die Zeit der Spalte vor Augen führte... Wie deutlich sprach das Gestein von vergangenen Tagen, in denen die Erde hier noch wild und ungezähmt war, wo Wesen und Geschöpfe durch diese Gipfel zogen, die nur lachen würden, sähen sie die Stadt vor sich, teils aus Unwissen, teils aus Verachtung.
Der Bergmeister hatte die ersten Häuser erreicht. Er betrat die Stadt von dieser Seite aus, weil man für die andere etwas brauchte, das die Menschen einen Passierschein nannten. Also würde er sich einen besorgen, sie wurden hier überall gegen Gold und Diamanten getauscht. Der Bergmeister bückte sich,

nahm eine Hand voll Steine auf und drückte. Er holt tief Luft und blies seinen heißen Atem in seine geschlossenen Hände. Als er sie wieder öffnete, lagen ein Haufen kleiner, durchscheinender Diamanten auf der alten, braunen Haut seines jetzigen Körpers. Er lächelte zufrieden und machte sich auf um sich ein weiteres Mal von den Eigenheiten der Menschen amüsieren und verblüffen zu lassen.

Corwin blickte auf und schüttelte gleich noch einmal den Kopf. Oh man, einer seiner Weine mußte schlecht gewesen sein. Die ganze Straße drohte in sich zusammenzubrechen, wenn sie sich weiter so drehte. Was war es noch gleich gewesen, was er machen wollte? Naja, egal, erstmal würde er sich hinsetzen, ja das war eine gute Idee!
Der Bergmeister blickte schmunzelnd zu der schlaksigen Gestalt des Corwin Dery, auch Sell oder Bucha genannt hinüber. Er war betrunken. Das war etwas, daß er auch bald versuchen mußte. Sich betrinken, bis die Sinne schwinden... Wie das wohl wäre. Aber jetzt erst mal etwas anderes: „Hier Corwin, ich gebe Euch ein paar Diamanten, dafür nehme ich mit aus Eurer Innentasche einen der falschen Passierscheine!“
Corwin blickte erstaunt auf: „Woher wußtscht Du dasch mit´n Scheinen, Alterschen?“
Der Bergmeister lächelte noch ein wenig breiter. Natürlich, für den guten Sell mußte das ja wie ihre erste Begegnung wirken, diesen Leib hatte er ja noch nie gesehen...
„Wir hatten schon miteinander zu tun!“, nickte er beruhigend.
„Oh, ham wir dasch?“ die Stimme des jungen Mannes war schwer vom Alkohol und trotzdem konnte der Bergmeister ein starkes Mißtrauen heraushören.
Corwin rülpste noch einmal leise, dann sank sein Kopf auf seine Brust. Er holte tief Luft, setzte zu einem lauten Schnarchen an... und war verschwunden!
Der Bergmeister blinzelte überrascht und blickte sich um. Sofort bemerkte er, daß etwas nicht stimmte. Er sollte das warme Kribbeln spüren, daß den Aufgang der Sonne ankündigte. Statt dessen war ihm kalt, seine Haut wurde rauh und seine Härchen richteten sich auf. Da war etwas... lebendiges in der Luft. Die Dunkelheit war nicht länger nur die Abwesenheit von Licht. Lange, dunkle Fasern schienen sich in der Schwärze zu bewegen, zuckend wie Würmer, immer ganz knapp außerhalb der Sicht des Beobachters, aber trotzdem unverkennbar da und wartend, daß sich ein Leichtfertiger in ihre Nähe begab. Ein fauler Wind schien aufgekommen zu sein und trieb einen Geruch wie von Verwesung und Tod in die Nase des erstaunten Bergmeisters. Er hatte keine Angst, so konnte man das nicht nennen. Er war eher- Bestätigung. Was gerade passierte deckte sich genau mit dem was er unbewußt erwartet hatte. Diese Nacht war nicht wie die anderen und eine innere Sicherheit überfiel ihn: Sie würde niemals enden.
Der Bergmeister horchte in sich hinein. Die Stimme der Kraft hatte ihren Ton verändert. Sie sang nun laut und angestrengt, als würde sie alles geben müssen und gleichzeitig wurde sie nicht verbraucht, nur... geändert.
Es gab nur ein Wesen, daß dazu in der Lage war. Der Bergmeister schob sein Kinn nach vorne, neigte den Oberkörper nach vorne und stapfte zielstrebig auf die Spalte zu. Entschlossenheit- auch so ein Gefühl, daß sehr viel Spaß machte.
Der Boden der Spalte war wie immer mit Nebel bedeckt. Es schien, als wollte sich der Boden der Spalte, beschämt über den Unrat und die Leichen, die sich im Laufe der Zeit hier angesammelt hatten, in ein reines Laken aus weißem Nebel kleiden. Es wurde Zeit, daß ein ordentlicher Regenguß die Abfälle und Abwässer aus der Spalte herausschwemmte.
Der Bergmeister lief am Rand der Spalte entlang und fand wenig später, was er gesucht hatte: Eine dichte Nebelwand, durch die man nur ungefähr ein Gebäude erkennen konnte, wenn man mußte, auf was man zu achten hatte. Unter dieser dichten Wolke befand sich ein Schloß von erlesener Schönheit, so wie seine Bewohnerin und ebenso ungesehen wie sie für die meisten Menschen unerreichbar verborgen. Und das war gut so, denn die Herrin des Schlosses war ebenso falsch wie anmutig.
Der Bergmeister verharrte nur kurz, um den Kopf ein wenig schief zu legen und auf die Geräusche der Nacht zu lauschen. Doch es waren nicht die Nachtvögel, die Ratten und die Fledermäuse, die er hörte. Es war ein seltsamer Singsang ohne Wort, aber von unheimlicher Melodie. Der Bergmeister schüttelte sich. Ob Marianette wußte, was sie da gerufen hatte?

Der lange Saal hatte sich verändert, seit der Bergmeister das letzte Mal hier gewesen war. Wie lang war das jetzt nur schon her? Wenn er doch nur endlich so etwas wie Zeit erfahren könnte. Natürlich war alles eine Folge von Dingen, aber wie legte man dafür Einheiten fest? Mal brauchte doch ein

Stein sehr lange, dann wieder schien er fast sofort am Grund der Höhle angekommen zu sein, je nachdem, ob man darauf achtete oder nicht. Wie können diese Menschen da behaupten, beides wäre die gleiche ´Zeitspanne´? Aber das war ein Problem, daß später seine Aufmerksamkeit verlangen würde. Wieviel später nur?
„Bergmeister! Wie lange ist es her!“, die Stimme erscholl direkt hinter ihm. Betont langsam drehte er sich um und lächelte das rote Fräulein an. Wie immer war sie atemberaubend schön. Zwar war sie noch kleiner als er in seiner momentanen Gestalt und von fast eiskristallfeiner Gestalt, aber ihre Augen, von einem bleichen Gelb, strahlten die Macht aus, die er bei ihr gewohnt war. Ihr schwarzes Haar war mit Silbernadeln hochgesteckt, verziert mit den roten Steinen, die er ihr beim letzten Besuch geschenkt hatte. Ihr Kleid leuchtete in dem tiefsten Rot, daß der Bergmeister jemals gesehen hatte und betonte so die fast leichenfahle Blässe ihres unmenschlich schönen Gesichtes.
„Ich weiß es nicht, Marianette, ich habe die Zeit noch immer nicht begriffen!“, antwortete der Bergmeister ernsthaft.
Das rote Fräulein lachte leise auf und es klang wie silberne Glocken, die von einer milden Brise im Wind geschüttelt wurden: „Das war eine dieser Fragen, auf die man keine Antwort erwartet, Bergmeister. Du hast dich wenig verändert, seit dem letzten Mal.“
Der Bergmeister nickte und erklärte mit einer wegwerfenden Geste diesen Teil des Gespräches für beendet.
„Was hast Du vor, Marianette?“, fragte er dann und blickte ihr tief in die Augen. Nur wenig verborgen konnte er hinter den gelben Kreisen ihrer Iris das Feuer flackern sehen, daß Feuer, mit dem sie den Frosthexer verbrannte und mit dem sie wohl auch ihn in ein Häufchen Kohle verwandeln konnte, wenn sie es lange genug versuchte.
Sie schaute überrascht, doch dann zeichnete sich Verständnis in ihre bezaubernden Züge: „Ich dachte mir, daß Du kommen würdest, aber schon so rasch?! Ich hatte gehofft etwas mehr Zeit zu haben.“
Der Bergmeister schaute ihr weiter in die Augen, auch wenn es ihm schwerfiel ihrem Blick standzuhalten. Einige Augenblicke standen sie schweigend dort, dann wurde sich der Bergmeister bewußt, daß das ganze zu einem Kräftmessen zu werden drohte, und senkte den Blick. Die Dame in Rot schnipste mit dem Finger und wie von Geisterhand schob sich ein prunkvoller Stuhl aus dem hinteren Teil des Raumes hervor und verharrte vor dem Bergmeister. Er nahm Platz und schaute erwartungsvoll zu Marianette auf. Sie blickte kurz zur Seite, nachdenklich, dann wandte sie ihren Blick wieder ihm zu und begann mit sanfter, aber vor versteckter Aufregung leicht bebender Stimme zu berichten: „Es ist mir gelungen die Nacht über Elek-Mantow hereinzurufen. Aber wie Du bemerkt haben wirst, ist dies nicht nur einfach Dunkelheit, es ist die Essenz der Nacht, ein Teil des ewigen Seins, eine Facette der Wesenheiten an sich.“
Sie machte ein bedeutsame Pause und wartete auf die Reaktion des Bergmeisters. Er blickte in ihr erwartungsvolles Gesicht und sah die bittere Enttäuschung aufblitzen, als er sagte: „Aha! Aber diese Nacht ist nicht gut für die Menschen. Sie verschwinden, und die, die nicht verschwinden, haben Angst. Und außerdem ist irgendwas mit dem Verstreichen der Augenblicke nicht in Ordnung, sie... verstreichen nicht mehr...“
Er hob die Hände in einer hilflosen Geste nach oben und zuckte mit den Schultern. Es stand ihm alles vor Augen, aber er konnte es nicht in Sprache fassen. „Also mußt Du diese Nacht wieder dahin schicken, wo sie herkam.“
Marianettes Züge blieben sanft, aber ihre Augen glimmten auf: „Was interessieren mich die Menschen? Ich habe die Möglichkeit in das zu schauen, was die Welt im Innersten zusammenhält und Du sagst mir, daß ich diese Gelegenheit fallen lassen soll, damit es diesen Wichten in Elek-Mantow wieder besser geht?“
Sie wandte sich ruckartig um und drehte dem Bergmeister den Rücken zu. Er erhob sich und legte ihr unbeholfen die Hände auf die Schultern. „Ich weiß nicht, warum, aber das scheint sehr wichtig für Dich zu sein. Trotzdem kannst Du die Menschen nicht in dieser Nacht ohne Zeit verharren lassen... Du mußt sie erlösen, Marianette. Mit der Macht kommt auch die Pflicht!“
Das rote Fräulein wirbelte herum: „Oh Bergmeister, verschone mich mit deinen Weisheiten. Wir besprechen das seit Jahrhunderten und noch immer sind unsere Meinungen unvereinbar! Aber wenn es Dich beruhigt, ich werde versuchen die Nacht zu einem einzelnen Wesen zu verdichten. Wenn mir dies gelingt, wird die Zeit wieder fließen und die verschwundenen Leute werden zurückkehren.“
Der Bergmeister nickte: „Aber sei vorsichtig Marianette, die Wesen, mit denen Du spielst, können schrecklich sein!“

Dann wandte er sich um und schritt auf die große Holztüre zu, die sich ohne das geringste Geräusch vor ihm öffnete. Als er schon fast hindurchgeschritten war, schaute er noch einmal zurück und sah Marianette vor sich stehen, den kleinen Kopf leicht schräg gehalten, ein Bild der Schönheit und Unschuld. „Ich freue mich, daß wir nicht kämpfen müssen, Marianette Flambertin, denn ich möchte nicht sterben."
Als sich die Tür hinter ihm schloß, hörte er noch ganz leise ihre Stimme, ob sie wollte, daß er es hörte, wußte er nicht: „Und ich könnte Dich nicht töten, Bergmeister."

Der Bergmeister trat in die Schlucht hinaus. Noch immer lag tiefe Dunkelheit über der Stadt und seltsame Geräusche tönten verzerrt von den Wänden der Schlucht wieder. Der Nebel schien nicht länger nur schwebendes Wasser zu sein, sondern fester und irgendwie -lebendig.
Er schritt auf eine schmale Felsspalte zu und in sie hinein, wobei sein menschlicher Körper verschwand. Die nächste Zeit würde schwer für die Menschen werden. Aber sie würden leben- zumindest die meisten von ihnen. Die klebrige Dunkelheit der falschen Nacht wurde durch die kühle Abwesenheit von Licht im Inneren des Berges abgelöst. Und der Bergmeister wartete. Wie lange er wartete, wußte er nicht... Das würde er wohl nie lernen...

Diamantenring

Vanessa Niederkinkhaus

Es war dunkel in den Straßen des Rattenlochs und nur selten sah man vereinzelte vermummte Gestalten durch die Gassen schleichen. Die meisten Bürger der Unterstadt hatten sich in die Kneipen und Herbergen zurückgezogen, oder sich zur Nachtruhe begeben. Langsam löste sich ein Schatten von einer Häuserwand und schlich sich, jede Deckung nutzend, die Straße hinunter zu einer alten, heruntergekommenen Hütte. Drinnen brannte noch Licht. Der junge Besitzer erhob nur kurz sein Gesicht, um zu sehen wer angekommen war und sah unter einer dunklen, schwarzen Kapuze zwei pechschwarze Augen, die ihn herausfordernd ansahen. „Und“, fragte der Mann nur beiläufig, doch die ihm gegenüberstehende Gestalt erkannte die Erregung und nur schwer unterdrückte Neugier in seiner Stimme.
„Alles glatt gelaufen, doch noch einmal sollte ich mich nicht mehr bei diesem Fettwanst blicken lassen, denn er wird sich morgen noch genau an mich erinnern können. Weiß der Teufel warum der keinen Wein trinkt“, entgegnete die schwarze Person mit heller Stimme, „Auf jeden Fall hab ich jetzt den Klunker, doch ich weiß noch immer nicht warum der Südländer ihn unbedingt haben will.“ Bei diesen Worten holte sie einen kleinen Diamantenring heraus, der bestimmt seine tausend Sonnen Wert war, doch bis auf den Diamanten, sah der Ring aus wie jeder andere auch.

☯ ☯ ☯

Einige Zeit zuvor:
In einem der Häuser der Oberstadt, wo der Kaufmann Lomjes wohnte, wurde die Verlobung seines Sohnes gefeiert. Doch nicht seine schöne, junge Braut erregte die Aufmerksamkeit der Gäste, sondern ein anderes Mädchen. Sie trug einen langen blauen Rock, etwas zerknittert doch sonst ganz passabel und eine schwarze Bluse mit einer dunkelroten Weste darüber, die nur wenig ihren nicht gerade als klein zu bezeichnenden Vorbau verhüllten. Eine lange feuerrote Mähne reichte ihr bis zu den Hüften und ließ ihr weißes Gesicht gespenstisch aber nicht abschreckend erscheinen. Doch was die meisten Männer, und sogar ein paar Frauen, am meisten anzog, waren ihre großen, schwarzen Augen. Nur mit viel Mühe konnte man seinen Blick von ihnen lösen. Trotz der unglaublichen Schönheit der jungen Frau, sah man ihr sogleich an, daß sie nicht einer der reichsten und vornehmsten Familien der Oberstadt entstammen konnte. Dafür war ihre Kleidung viel zu abgetragen und fadenscheinig.
Doch das Mädchen achtete nicht auf die gierigen Blicke der reichen Männer, sondern beschäftigte sich nur mit dem Witwer Lomjes, der aber statt der Trauer um seine erst kürzlich verstorbene Frau, nur die Freude empfand, die ihm diese Feier bereitete, nicht nur hervorgerufen durch die baldige Hochzeit seines Sohnes. Er amüsierte sich hervorragend mit der jungen Frau, die völlig unerwartet auf seinem Fest erschienen war, ohne daß irgendwer sie kannte. Sie war aber nicht weggeschickt worden, da der Hausherr sofort Gefallen an ihr gefunden hatte. Das Mädchen hatte sich als Shalyn Omegas ausgegeben und flirtete gehörig mit Lomjes. „Wünscht der Herr noch etwas zu trinken, oder zu essen?“, fragte sie immer wieder mit einem süßen Lächeln auf den Lippen, „Habt ihr irgendeinen anderen Wunsch, bei dem ich euch behilflich sein kann?“ Nachdem sie ihm das ein oder andere bereitwillig gebracht hatte, versuchte er schließlich Shalyn in seine Arme zu schließen, doch so schnell konnte man sie nicht gewinnen. Sie befreite sich mit sanfter Gewalt, drückte ihm einen flüchtigen Kuß auf die Wangen und war schon wieder verschwunden, um dem Hausherren ein Glas Wein zu holen, das dieser jedoch nicht anrührte, da er aus geschäftlichen Gründen sich abgewöhnt hatte Wein zu trinken, doch dieses konnte die junge Frau natürlich nicht wissen. Sie setzte sich auf seinen Schoß und zwinkerte ihn schelmisch zu. Was der Hausherr nicht merkte war, daß ihre kleinen Hände nie ruhig auf einer Stelle verharrten, sondern unentwegt durch die Gegend schwirrten, meist in den Taschen des Kaufmann, um ihn um ein- zwei Sonnen zu erleichtern. Der Hauptmerk des Mädchens galt jedoch dem kleinen Diamantenring, der den rechten Ringfinger des Hausherren schmückte. Nachdem sie ihm nach unzähligen versuchen wieder einmal versucht hatte, ihm ein Glas Wein anzubieten, das er wieder einmal bedauernd aber bestimmt ablehnte, ergriff sie kurz entschlossen seine beiden Händen und während sie ihn mit ihrem wundervollsten Blick beglückte, streiften ihre geschickten Hände den Ring von seinen dicken Fingern. Von ihr angespornt versuchte Lomjes nun endlich zur Sache zu kommen, indem er Shalyn unbemerkt von seinen Gästen aufforderte, doch in sein Nebenzimmer mitzukommen. Die junge Frau wußte nun das es soweit war

zu verschwinden. „Ich bedauere sehr mein Herr, doch ich muß nun unbedingt gehen, schließlich ist es schon spät und ich habe noch einen weiten Weg vor mir.“ Der Kaufmann versuchte sie umzustimmen, doch sie ließ nicht locker und als er kurzweilig von einem anderen Gast aufgehalten wurde, verschwand sie unbemerkt durch die Tür.
Auf der dunklen Straße angekommen holte die junge Frau ihren Mantel aus einem Versteck heraus, kramte eine schwarze Lederhose aus einer seiner Taschen und wechselte diese gegen ihren Rock aus. Nachdem sie sich umgekleidet hatte machte sich Kimber Loor auf den Heimweg. Verdammter Mist, jetzt muß ich mich auch noch vor diesem aufgedunsenen Dummkopf in Acht nehmen, denn er wird sich bestimmt an die „Schönheit“ vom vergangenen Abend erinnern können. Wahrscheinlich wird er diese verdammte Stadtwache auf mich hetzen, na ja so schnell findet keiner eine Kimber Loor...
Langsam ging sie auf die Brücke zu, zeigte einen ihrer Passierscheine und machte sich nun schnell auf den Weg zu ihrem derzeitigen Domizil.

☯ ☯ ☯

Kimber zog die Tür hinter sich zu, legte ihren Mantel ab und setzte sich in einen Sessel gegenüber von Mek Liones.
„Jetzt erzähl’ schon“, drängte er sie, nachdem er das Buch zugeschlagen hatte, in dem er gelesen hatte, „du bist ja richtig lang weggeblieben.“ Kimber erzählte ihm in kurzen Worten was passiert war, dann holte sie den Ring heraus und betrachtete ihn ersteinmal.
„Komisch schon, der bringt zwar ´ne Menge Geld ein, doch man hätte einen ähnlichen auch viel leichter irgendwo anders besorgen könne“ sagte Mek, nachdem er ihn eingehend betrachtet hatte.
Der Ring war aus Gold gefertigt und ein kleiner aber lupenreiner Diamant war an ihm befestigt. Fast beiläufig betrachtete er den Innenrand des Ringes und dabei sah er, daß kleine Schriftzeichen dort eingraviert worden waren. Leider waren ihm die Zeichen völlig unbekannt und auch Kimber wußte nichts mit ihm anzufangen.
„Übrigens, Kareç hat nach dir gefragt“, erzählte Mek Kimber beim schlichten Abendessen der Beiden, daß sie sich einmal ausnahmsweise zu Hause gönnten, „Er will dich so schnell wie möglich treffen, möglichst schon heute oder morgen Nacht im Totenkopf.“
„Geht klar, schließlich muß ich auch noch den Südländer aufsuchen.“ Nach ein paar Minuten beendeten die beiden ihr kleines Mahl. Kimber zog ihren Mantel an und Mek, der auch noch etwas zu erledigen hatte, seine kurze Lederjacke. Beide verließen sie gleichzeitig das Haus. Nach einem flüchtigen Abschiedskuß ging die eine Richtung Totenkopf der Andere entfernte sich in entgegengesetzter Richtung.

☯ ☯ ☯

Es hatte zu Regnen angefangen und ihr Mantel war völlig durchnäßt, als Kimber im Totenkopf eintrat. Es herrschte ein diffuses Licht und nur wenige bemerkten das Eintreten der schwarzen Gestalt. Kimber setzte sich in eine stille, dunkle Ecke und versuchte unter den Menschenmassen den Fahrenden zu entdecken. Doch schon bald brach sie ihre Suche ab, da sie ein paar Gesprächsfetzen aufgefangen hatte, die von zwei Männern ganz in ihrer Nähe stammten. Die Beiden schienen sie nicht bemerkt zu haben, da sie zwar leise, aber nicht zu leise für Kimbers geübte Ohren miteinander Sprachen. Doch durch den Lärm der Anderen konnte sie nicht alles verstehen und näher an sie heranzukommen war nicht möglich. Sie hörte folgendes:
„Immer....keine Spur.....dem....wie vom ...verschwunden, kostbare....nur an Zeichen zu erkennen,....der verdammte Süd... wer weiß schon....sich aufhält....Ring hat Kaufmann namens..... doch keine Möglich... heranzukommen....wenden an .....Jona Menna....vielleicht....wo?“. Aufgrund dieser Worte konnte Kimber sich gut denken, daß die beiden „ihren“ Ring meinen könnten. Der Name Jona Menna war ihr sehr gut bekannt. Schließlich war er einer der gefährlichsten Mörder im Rattenloch und Kimber war ihm schon einige Male begegnet. Sie versuchte sich die Gesichter der beiden einzuprägen, um sie später wiedererkennen zu können, dann machte sie sich unauffällig, damit die Beiden sie nicht bemerken konnten, in Richtung Kareç, der gerade in der Tür der Wirtschaft erschienen war.

☯ ☯ ☯

„Du wolltest mich sprechen?“ fragte Kimber ihn. „Mensch, Kim-Lo, mußt du mich immer so erschrecken?“, sagte Kareç sichtlich erschrocken, „Doch komm jetzt, ich habe Dringendes mit dir zu besprechen.“ Die Beiden setzten sich an einen kleinen Tisch etwas entfernt von den anderen Gästen und genehmigten sich erstmal ein kräftiges Bier. „Es geht um folgendes“, flüsterte Kareç, „Mein Freund Sell, ich weiß nicht ob du ihn kennst...“
„Schon von ihm gehört, „ unterbrach ihn Kimber.
„Also Sell hat erfahren, daß Jona Menna den Südländer sucht, von dem wir kürzlich gesprochen haben, und zwar wegen irgendeinem Schmuckstück. Weißt du etwas darüber?“
„Ja, aber ich will nicht darüber reden.“
„Ich kapier´ schon. Jeder hat seine Geheimnisse. Ach, übrigens, wußtest du schon, daß der Kaufmann Lomjes unter die Toten gegangen ist? Hab’s grad erfahren. Angeblich soll es eine besonders hübsche Frau gewesen sein, namens Shalyn Omegas, schon von ihr gehört, ich noch nie. Sell stellt schon Nachforschungen an. Hat ihn ganz schön getroffen, daß es eine junge, besonders hübsche Frau gibt, die er nicht kennt...“ Wäre Kimbers Gesicht jetzt nicht durch ihre Kapuze verdeckt gewesen, dann hätte Kareç einen amüsanten Gesichtsausdruck gesehen. Ganz nett mein Ruf, aber wer hat Lomjes auf dem Gewissen? Als ich ging, sah er noch ganz lebendig aus.
Kareç jedoch sagte sie, daß sie nicht wüßte wer den Kaufmann getötet hatte, aber versuchen würde es herauszufinden.
Nach einiger Zeit verabschiedete Kimber sich von ihm und verließ den Totenkopf.

☯ ☯ ☯

So wertlos kann der Ring also doch nicht sein, wie wir dachten, wenn man sogar Jona Menna auf ihn angesetzt hat.
Unbemerkt war Kimber an der Hütte angekommen, doch nirgends war Licht zu sehen und abgeschlossen war auch, was hieß, daß Mek noch nicht zurückgekehrt war. Kimber hatte noch keine Lust, jetzt schon schlafen zu gehen, und so entschloß sie sich noch etwas durch die Stadt zu schlendern. Vielleicht läßt sich noch was erfahren Ihre Schritte führten sie zu einem heruntergekommenen Haus, das völlig unbewohnt zu seien schien. Kimber ließ sich davon nicht beirren, sondern klopfte an die Tür. Ein Kopf erschien in einem Loch in der Tür und fragte wer Einlaß erwünsche.
„Mach schon auf, „ wisperte Kimber, „ ich bin’s Kimber.“ „Komm schnell!“, entgegnete die Stimme und öffnete die Tür nur so lange, damit sie schnell hineinhuschen konnte. Kimber hatte auf den Weg hierhin ihre Sachen vertauscht, da man sie dort nur als Frau kannte. „Ist Leonardo da?“, fragte sie den gorillaähnlichen Mann, der vor ihr stand.
„Ja, und er ist allein, also komm.“
Sie gingen eine verrottete Treppe hinauf, wobei sie einige Löcher und morsche Stellen umgehen mußten, dann öffnete der Gorilla eine Tür, und sie durchquerten einen mit Gerümpel vollgestellten Raum, auch wieder auf einem kleinen schmalen Weg.
Nun entfernte der große Mann einen Teil der Rückwand, und eine Lücke, breit wie eine Tür, kam zum Vorschein, die Uneingeweihten so gut wie nie auffallen konnte und traten in einen mit einigen Kerzen beleuchteten Raum. „Warte hier ich werde Lee Bescheid sagen, „ erklärte er und stampfte mit kraftvollen Schritten durch eine weitere Tür.
Kimber wartete geduldig, wobei sie an jeder Seite des Raumes lauschte, um festzustellen, ob der Gorilla die Wahrheit gesagt hatte. Sie konnte jedoch keine anderen Stimmen hören, bis auf die von Leonardo und seinem Leibwächter.
Kurze Zeit später erschien der Herr des Hauses selbst in der Tür. Er schenkte Kimber ein kurzes Lächeln, nahm sie bei der Hand und führte sie in einen anderen Raum, um sich dort auf einem Bett niederzulassen. „Du warst lange schon nicht mehr hier, Kleines, hab schon gedacht sie hätten dich erwischt, wobei auch immer.“
„Deine Sorge war unbegründet. Doch bevor wir weiter reden; wo ist Nir Rimger, dein etwas zu groß geratenen Babysitter?“ „Du vertraust ihm wohl immer noch nicht, was? „
„Ich traue keinem von euch rivalisierenden, mit eueren Muskeln denkenden, Egoisten, sprich: Männern. Sogar dir vertraue ich nicht vollkommen.“
„Ist ja gut, ich habe ihn weggeschickt.“

Leonardo wußte einfach nicht warum er diese Frau mochte, schließlich beleidigte sie ihn am laufendem Band.
„Ich werde dir einmal glauben“, erklärte Kimber mit noch immer mißtrauischen Stimme, „ und dir erklären warum ich hergekommen bin. Hast du in letzter Zeit mit Jona Menna gesprochen?“
„Mit ihm selber nicht“, antwortete Leonardo, „aber ich hab’ heut’ abend noch mit seinem Diener Orbis gesprochen , und der hat mir ein paar interessante Dinge erzählt.“
„Erzähl!“
„Nicht so schnell meine Kleine, du kennst meinen Preis...“ „Halsabschneider, doch ich bin einverstanden, ich werd’ heut nacht hierbleiben.“ Daß Kimber auch so dageblieben wäre, erzählte sie ihm natürlich nicht, schließlich war Leonardo trotz seines fortgeschrittenen Alters von vielleicht 45 Jahren ein sehr gutaussehender Mann, und es war nicht das erste Mal, daß sie eine stürmische Nacht mit ihm verbrachte. „Also, Orbis hat mir erzählt, daß sein Herr und Meister einen Südländer suche, der hier vor kurzem angekommen sein soll. Ach ja, Orbis hat so Andeutungen gemacht, daß Menna von, wie er sich ausgedrückt hat, ´zwei fürchterlich stinkenden, dreckigen Typen, die doch gar nicht zu Menna passen würden’, aufgesucht worden ist, die ihm ziemlich viel Geld angeboten haben, damit er beim Kaufmann Lomjes irgend etwas stehlen solle.“
„Das scheint ihm gelungen zu sein. Hab’ erfahren, daß er Tod aufgefunden worden ist“, sagte Kimber wütend. Also dieser Mistkerl hab’ ich es zu verdanken, daß sie mich auch noch als Mörderin suchen. Jetzt sollte ich mich ersteinmal nicht mehr als Frau in die Oberstadt sehen lassen - jedenfalls für die nächsten ein-zwei Tage, danach interessiert das keinen mehr.
„Interessant, doch mir egal“, erwiderte Leonardo, „laß uns jetzt aber Schluß machen, es ist spät und ich muß morgen früh weg.“ „Das heißt, daß du nichts mehr weißt?“, fragte sie ihn.
„Nein.“
Damit beendeten sie ihr kurzes Gespräch und erst jetzt ließ Kimber ihn näher an in heran, damit er sie umarmen konnte. Er küßte sie zärtlich und drückte sie dann mit sanfter Gewalt auf’s Bett nieder....

☯ ☯ ☯

Am nächsten Morgen war Leonardo schon fort und sein Leibwächter schien auch nicht in der Nähe zu sein, da sie keinen Laut hören konnte. Sie stand auf, zog sich an und verließ nun ebenfalls das Haus. Mek Liones schien die Nacht auch nicht zu Hause verbracht zu haben, da Kimber das Bett so vor fand, wie sie es am vergangenen Morgen verlassen hatten. Er kam, kurz nachdem sie mit dem Frühstück fertig geworden war, doch erzählte er nicht, wo er gewesen war, es interessierte Kimber auch gar nicht. Sie lächelte ihn an und bot ihm eine Tasse warmes Bier an, welches er auch dankend annahm.
„Hast du mit Kareç gesprochen?“, fragte er.
„Ja“, antwortete Kimber nur kurz, sie hatte keine Lust ihm alles zu erzählen, und er schien das auch zu verstehen, denn er hackte nicht weiter nach...

☯ ☯ ☯

Mittags begab sich Kimber, wieder als Kim-Lo getarnt, in Nasir Remmens Kneipe, um sich dort mit dem Südländer zu treffen. Es herrschte wenig Betrieb in der Kneipe und so viel es ihr leicht den geheimnisvollen Fremden aus dem ihr unbekannten Süden zu finden. Sie versuchte sich ins Gedächtnis zurückzurufen, was sich vor einer Woche hier ereignet hatte...

☯ ☯ ☯

Kimber war mal wieder in der Oberstadt „geschäftlich“ unterwegs gewesen, und ging gerade die Gasse zur Brücke hinunter, als sie von einem Paar starker Hände in die nächst kleinere Gasse gezogen wurde, und jemand sie dort an die Wand drückte.
„Gut, daß ich dich gefunden habe Kim-Lo, jemand sucht dich, „ sagte eine gehetzte Stimme, die Kimber nur zu bekannt war. „Salis was soll das? Du weißt ganz genau, daß ich es nicht mag, wenn man mich so erschreckt“, bei diesen Worten griff sie nach ihrem Dolch und hatte ihn blitzschnell an die Halsschlagader Salis gesetzt. Sie haßte es eben, wenn man sie aus heiterem Himmel plötzlich in

dunkle Gassen zog, wobei womöglich noch ihre Kapuze verrutschen könnte, und dann hätte sie den Schlamassel.
„Hör auf mit dem Mist! Du weißt, daß ich mich nicht vor der Stadtwache blicken lassen sollte“, flüsterte Salis verärgert.
„Das war das letzte mal, verstanden?“, drohte Kimber und ließ im gleichen Moment das Messer wieder an seinen Platz verschwinden, „Du hast gesagt, daß man mich sucht?“
„Ganz richtig, irgendso ein Südländer, bist wahrscheinlich von wem empfohlen worden, hat nach dir gefragt. Er braucht wen, der sich gut in der Stadt auskennt und zwar in der Oberstadt. Mehr hat er mir nicht erzählt. „
„Sag ihm, daß ich ihn im Totenkopf - nein lieber in Nasir Remmens Kneipe aufsuchen werde, heute Abend, im Totenkopf sind mir viel zu viele neugierige Ohren. Vergiß das nicht!“
„Ich werd’s ihm ausrichten“ ,versicherte Salis und war schon verschwunden.
Kimber ordnete ihre Kleidung und führte ihren Weg fort. Abends in der Kneipe setzte sie sich in eine dunkle Ecke und wartete auf das Erscheinen des Südländers.
Wenige Minuten später erschien er, blickte sich kurz um und setzte sich dann an einen leeren Tisch. Er hatte schwarze, kurzgeschnittene Haare und eine wettergegerbte Haut. Neben einer ziemlich mitgenommener Lederjacke trug er eine braune Lederhose, sowie stark abgetragene Stiefel. Kimber erkannte, daß sie nicht viel mehr über diesen Mann erfahren würde, erhob sich und setzte sich gegenüber des Südländers. Dieser schien sehr erschrocken über die plötzliche Gesellschaft und wollte schon zu seinem Messer greifen, das er in seinem Gürtel trug, doch Kimber befahl ihm leise zu sein.
„Gestatten, Kim-Lo“, sagte sie, „Ich habe gehört, daß Sie mich sprechen wollen?“
„Ganz genau“, antwortete der Mann, „Ich habe wichtige Geschäfte in Elek-Mantow zu erledigen und benötige dabei Ihre Hilfe, da ich mit den hiesigen Begebenheiten nicht vertraut bin.“
„Erzählen Sie, um was es geht!“
„Es geht um ein Schmuckstück, genauer gesagt um einen Diamantenring, der mir vor langer Zeit abhanden gekommen ist und den ich nun dringend brauche. Längere Nachforschungen haben mich hierhin geführt und habe nun erfahren, daß ein gewisser Lomjes, ein Kaufmann, im Besitz dieses Ringes ist. Ich bitte Sie nun darum, daß Sie mir diesen Ring besorgen, indem Sie ihm dem Kaufmann entwenden und mir überreichen. Ich werde Sie natürlich ausreichen bezahlen.“
Während er Kimber dies erzählte, trommelte er unruhig mit den Fingern auf dem Tisch herum und schaute sich immer wieder um, gerade so, als habe er Angst, daß jemand ihn belauschen könnte, oder daß jemand ihn verfolgte. An seiner Sprechweise erkannte sie, daß sie es nicht mit einem gewöhnlichen Dieb zu tun hatte, auch als sie seine Hände betrachtet, sah sie, daß dies Hände waren, die anscheinend noch nie richtig gearbeitet hatten.
Kimber erklärte sich bereit, ihm zu helfen, machte mit ihm einen fairen Preis, fair natürlich für sie, denn der Südländer versuchte gar nicht, den übertrieben hohen Preis herabzuhandeln und verabredeten sich für die nächste Woche.

☯ ☯ ☯

Kimber setzte sich ohne lange zu zögern zu dem Südländer, dessen Name sie nicht erfahren hatte.
„Ich habe Ihren verdammten Ring“, fing sie das Gespräch an, „Wissen Sie eigentlich wie viele Schwierigkeiten der mir eingebracht hat?“ „Ich bedauere sehr, daß Sie gezwungen worden sind den Kaufmann zu töten, ich hätte nie gedacht, das es soweit kommen würde.“ „Mir tut es auch leid, vor allem, da ich den Kaufmann gar nicht getötet hab’.“ - „Wer ist es dann gewesen?“, fragte der Südländer erstaunt. „Das würde ich gerne von ihnen erfahren. Es scheint, daß es noch mehr Interessenten für Ihre Kostbarkeit gibt. Diese scheinen einen Herrn namens Jona Menna angeheuert zu haben und dieser .....“, Kimber unterbrach sich mitten im Satz, da zwei Männer ihre Aufmerksamkeit erregten die just die Kneipe betreten hatten. Neben Orbis, dem Diener Jona Mennas stand einer der Männer, dessen Gespräch sie am vergangenen Abend belauscht hatte. Orbis schien sie nicht zu erkennen, schließlich war sie ja auch nicht der Einzige, der mit einem schwarzen Mantel herumlief, da er keinerlei Reaktion zeigte. Mit einer unauffälligen Geste, die Kimber jedoch zu denken gab, zeigte der Begleiter Orbis auf den Südländer, was der Diener des Meuchelmörders mit einem kaum erkennbaren Kopfnicken beantwortete. Danach verließen die beiden wieder das Haus. Die haben bestimmt vor, meinem Kunden den Ring abzunehmen. Na ja, kann mir egal sein, sobald ich

mein Geld habe geht der mich nichts mehr an. Der Südländer hatte die beiden Männer nicht gesehen, da er mit dem Rücken zur Tür saß. Deshalb wunderte er sich nur, daß Kimber sich unterbrochen hatte.
„Was hat dieser Jona Menna getan?“, fragte er.
„Wie bitte? Ach so, es scheint Jona Menna hat Lomjes auf dem Gewissen.
Doch nun kommen wir zu der Bezahlung. Haben Sie das Geld dabei?“ „Nein, ich hätte nicht gedacht, daß Sie den Ring schon haben. Ich dachte mir, daß etwas dazwischen gekommen sein muß, Sie wissen schon - wegen der Leiche.“
„Wenn ich meine Arbeit mache, dann mache ich sie auch richtig. Doch da Sie hier neu sind, will ich einmal über ihre Beleidigung hinwegsehen. Sie holen jetzt ihr Geld und wir treffen uns in einer Stunde hier wieder. Verstanden?“
Der Südländer stimmte zu und verließ das Gasthaus. Kimber folgte ihm nach einem Moment, schließlich wollte sie ihren Kunden nicht allein durch die Gassen des Rattenlochs gehen lassen, womöglich bekam da wer Anderes ihr Geld, oder auch Orbis und sein Begleiter könnten auf die Idee kommen, den Südländer für immer zu verschwinden lassen, bevor er bezahlt hatte. Na wenigstens hatte sie noch den Ring, obwohl die beiden anderen Südländer bestimmt nicht soviel bezahlen würden, wie ihr „Freund“.

☯ ☯ ☯

Langsam schlich sie hinter dem Mann aus dem Süden her, jede Deckung nutzend, um sich vor den neugierigen Blicken Anderer zu schützen. Es dämmerte bereits, was ihr die Verfolgung erleichterte, da sie sich so näher an ihn heranwagen konnte. Als sie um eine Straßenecke bog, hinter der ihr Kunde gerade verschwunden war, sah sie, wie sich eine dunkle Gestalt aus dem Schutz einer Tür schälte und ebenfalls die Verfolgung hinter dem Südländer aufnahm. Nun hieß es vorsichtig sein! Hier sind bestimmt noch mehr Leute, die es auf ihn abgesehen haben. Überlegte sich Kimber. Es heißt abzuwarten bis der Halunke ein Zeichen gegeben hat, dann werde ich ihn mir schnappen, um ihm mein Messer vorzustellen. Die Verfolgung setzte sich noch ein paar Minuten fort, dann sah Kimber, wie der andere Verfolger die Hand erhob, und darauf drei weitere Gestalten dem Südländer von vorne und von der Seite einkreisten. Da es inzwischen dunkel geworden war, konnte Kimber sich, ohne von den von vorne Kommenden entdeckt zu werden, ganz nah an den Mann heranschleichen. Dann stand sie direkt hinter ihm. Sie nahm ihr Messer in die Rechte, packte den Mann mit der Linken so an der Kehle, daß er nicht schreien konnte und zog ihn in eine kleine Nebengasse.
Der Mann, immer noch geschockt von dem völlig unerwarteten Angriff, versuchte nun ebenfalls sein Messer zu erreichen, doch Kimber packte ihn am Handgelenk und entriß es ihm. „Keine falschen Tricks, Orbis, wenn dir dein Leben lieb ist.“, drohte Kimber ihm, wobei sie ihm das Messer an die Kehle hielt, „Sag schnell was ihr von dem Südländer wollt!’“ „Kim-Lo, ich hätts mir denken können.“
„Red nicht lange, meinen Namen kenne ich selber schon. Erzähl - schnell“ Orbis schien es jetzt doch mit der Angst zu bekommen. Er kannte Kim-Lo und sie schien nicht in bester Laune zu sein.
„Es geht um eine Erbschaft, mehr weiß ich auch nicht.“
„Ich glaub’s dir mal für den Anfang. Ach hast du zufällig Riemen dabei?
Ich muß dich fesseln und selbst habe ich keine.“
Orbis war nicht der Klügste. Er dachte sich, daß er mit einer Verneinung frei kommen konnte. „Nein“, sagte er entschuldigend, „du mußt mich also frei lassen, mein Meister wird kurzen Proßes mit dem Südländer machen.“ „Oh, nein“, entfuhr es Kimber, „ mein schönes Geld! Nimm´s mir nicht übel Orbis, ist nicht persönlich gemeint.“ Sagte sie und schnitt ihm kurzerhand die Kehle durch, sie durfte keine Zeit verlieren. Ihre Investition war in Gefahr.

☯ ☯ ☯

Als Kimber die Nebengasse verließ, sah sie nur noch wie drei Gestalten eine vierte in einen Hauseingang zerrten. Kimber kannte die Bewohner dieses Hauses nicht, doch konnte sie sich denken, daß es einer von Mennas Schlupfwinkeln war. Es ist zu gefährlich allein darein zu gehen. Doch irgendwie muß ich mein Geld bekommen.
Kimber entschloß sich im Totenkopf, der nur wenige Sprünge entfernt war, Verstärkung zu holen. Wenn sie ihn nicht gleich umgebracht haben, werden sie es auch nicht in den nächsten paar Minuten tun. Wahrscheinlich wollen sie ersteinmal erfahren, wer den Ring hat.

Kimber drehte sich um und machte sich auf den Weg zum Totenkopf.

☯ ☯ ☯

Es herrschte ziemlich viel Betrieb im Totenkopf.
Kimber kannte zwar viele der Anwesenden, doch waren sie für ihren Plan nicht zu gebrauchen. An einem Tisch entdeckte sie Kam Tak, er war gut geeignet, doch viel zu teuer. In einer anderen Ecke entdeckte sie Kareç, der auf jemanden zu warten schien und dabei gelangweilt an einem Bier nippte.
Kimber eilte auf ihn zu, und setzte sich neben ihn. „Wie laufen die Geschäfte, Kim-Lo?“, fragte er, nachdem er es aufgegeben hatte nach der Tür zu schauen.
„Wie man´s nimmt. Hast du kurz Zeit? Ich brauche deine Hilfe.“ „Eigentlich nicht, doch für einen guten Bekannten, sind immer ein paar Minuten reserviert. Erzähl um was es geht. Mein Freund Sell wollte zwar kommen, doch scheint ihm ein weitaus attraktiveres Wesen als ich über den Weg gelaufen zu sein.“
Kimber faßte sich kurz, da sie sich denken konnte, daß der Südländer dem Verhör Mennas nicht lange standhalten konnte. Sobald er jedoch erfahren würde, daß Kim-Lo ihre Hand im Spiel hatte, war der Moment der Überraschung vorbei.
Kareç versprach ihr zu helfen, mit der Bedingung, daß er 10% des Gewinns bekam. Natürlich beanspruchte die Verhandlung um das Geld weitere kostbare Minuten.

☯ ☯ ☯

Vor dem Haus angekommen, indem ihr Kunde verschwunden war, besprachen die Beiden noch kurz ihren Plan, dann machte sich Kimber am Schloß der Tür zu schaffen.
Als sie eintraten, schlug ihnen eine rauschkrautgeschwängerte Luft entgegen.
Sie gingen eine teilweise schon verrottete Treppe hinunter zu einer Kellertür hinter der man Stimmen hören konnte. Kimber und Kareç waren sich darüber einig gewesen, daß Menna den Südländer nur im Keller gefangenhalten konnte - dort hört man die Schreie am wenigsten. Kurz entschlossen rannte Kareç die Tür ein. Beide sprangen sie in den dahinterliegenden Raum, wo drei Gestalten regungslos vor einer Vierten standen, die an einen Stuhl gefesselt war. Doch die Erstarrung der Entführer war nur von kurzer Dauer. Sofort stürzten sich die beiden Südländer auf Kareç, der nach ihrer Ansicht, der weitaus gefährlichere Gegner war. Jona Menna erkannte Kim-Lo und stürzte sich mit wütenden Schrei auf sie. Ein hitziges Gefecht entstand.
Kimber hatte ihr Messer gezogen und parierte die ziellos geführten Attacken Mennas. Nach ein paar mißglückten Angriffen von Kimber setzte Jona zu einem gefährlichen Stich von unten an, der Kimbers Bauch von unten nach oben aufschlitzen würde. Im letzten Moment drehte sich Kimber einmal um ihre eigene Achse, wobei sie sich noch im Drehen duckte und nun ebenfalls zu diesem tückischen Stich ansetzen konnte. Mit dem Unterschied, daß ihr dieser gelang. Vom Bauchnabel bis hoch zu Hals schlitze sie ihren Gegner auf. Menna sah sie entsetzt an, doch Kimber schaute ihn nur aus kalten, schwarzen Augen an, die er zum ersten und letzten Mal zu sehen bekam.
Unterdessen hatte auch Kareç einen seiner Gegner ausschalten können. Kimber kümmerte sich um den Zweiten. Dieser schien weitaus geschickter im Kampf mit dem Messer um gehen zu können, als der Mörder Menna. Er parierte mühelos jeden Stoß von Kimber. Als Kimber bei einer Attacke ihres Gegners zur Seite weichen wollte, stolperte sie über einen Gegenstand und kam zu Fall. Dabei erwischte sie das Messer des Anderen am Oberarm, und Kimber viel mit einem unterdrückten Schmerzenslaut um. Nun stand ihr Gegner genau über ihr und holte zum entscheidenden Schlag aus. Doch sein Arm hielt plötzlich inne, Blut quoll aus seinen Lippen und er fiel, steif wie ein Baumstamm, genau auf Kimber Loor. Hinter der Stelle wo der Südländer zum entscheidenden Schlag ausgeholt hatte, stand Kareç mit bluttriefendem Messer in der Hand. Er schien ein bißchen erschrocken über das Blut, doch faßte er sich schnell und half der verletzten Kimber die Leiche von ihr zu rollen. Währen des Gefechtes war ihr Kunde in Ohnmacht gefallen.
Erst jetzt bemerkte Kimber, daß Kareç sie entsetzt anschaute. Sie bemerkte, daß ihre Kapuze nach hinten gerutscht war und man ihr weibliches Gesicht mit der roten Haarmähne sehen konnte. „Eigentlich müßtest du sterben, Mann. Niemand darf mein Geheimnis wissen. Doch da ich denke, daß man dir vertrauen kann, hoffe ich, daß du niemanden, und wenn ich es sage meine ich es auch so, niemanden davon erzählst. Auch nicht deinem Freund Sell. Verstanden!“,Kimber war noch weißer im

Gesicht geworden, als sie sonst schon war. „Ich glaub du hast mir eine Menge zu erklären, Kim-Lo. Doch laß mich erst einmal nach deiner Wunde schauen. Beeil dich, der Südländer kann jeden Moment aufwachen und dann wissen schon zwei Leute, daß der berühmte Kim-Lo eigentlich eine Frau ist.“
Schnell legte Kimber ihren Mantel ab. Kareç riß einen Stoffstreifen aus dem Hemd einer der Leichen und verband damit ihre Wunde. Danach beeilte sich Kimber ihren Mantel wieder anzuziehen, da der Südländer sich zu rühren begann.
„Jetzt schwör mir, daß du niemanden von meiner wahren Existenz erzählen wirst. Wenn nicht wird hier bald noch eine zusätzliche Leiche liegen und es wäre schade wenn unsere Bekanntschaft damit zu Ende währe.“ „Auch ich habe meine Geheimnisse und darum respektiere ich auch die deinen. Ich schwöre hiermit, daß ich niemanden davon erzählen werde. Sag mir nur deinen richtigen Namen, obwohl ich glaube, daß ich ihn schon kenne.“
„Das stimmt, ich nenne mich Shalyn Omegas“, antwortete sie ihm. Ihm die volle Wahrheit zu sagen war ihr doch etwas zu riskant.“

☯ ☯ ☯

Sie befreiten den Südländer, der überglücklich war, daß man ihn gerettet hatte. Er hörte gar nicht auf sich bei seinen beiden Rettern zu bedanken, und die Bezahlung für den Ring viel noch etwas höher aus als ursprünglich erwartet. Er erzählte den Beiden, daß der Ring die Bedingung dafür war, daß er die Reiche Erbschaft seines Vaters bekam. Vor geraumer Zeit, bevor er davon wußte hatte er diesen Ring für viel Geld verkauft und hatte ihn nun endlich wieder.
Kimber und Kareç verabschiedeten sich von dem Südländer und trennten sich dann schnell voneinander.
Kimber ging nach Hause, wo Mek Liones sie schon erwartete. „Und wie ist dein Tag verlaufen?“, fragte er sie, nachdem sie sich zu ihm ins Bett gesellt hatte. „Ich hab mehr Geld als erwartet bekommen, „antwortete sie gelangweilt, den Schmerz in ihrem verletzen Oberarm nicht beachtend.

☯ ☯ ☯

Als Kareç im Totenkopf ankam, wurde er schon von seinem Freund Sell erwartet. „Mensch, Freund, wo bist du solange gewesen?“ Auf Kareç Lippen erschien ein flüchtiges Lächeln. „Du wirst es nicht glauben, doch ich habe ein paar schöne Stunden mit eine hübschen Rothaarigen verbracht, ich glaube du hast schon von ihr gehört, sie nennt sie Shalyn Omegas...“
Den verdutzten Blick seines Freundes mißachtend, bestellte sich Kareç ein kühles Bier. Kimbers Geheimnis verriet er ihm nicht.

Das Bekenntnis

André Wiesler

25. Talu im Jahre 167:
Es bleibt wenig Zeit. Schon spüre ich, wie das Gift brennend in meine Adern strömt, schon zittern meine Hände, schon werden die Buchstaben undeutlich. Ich weiß ich nicht zu sagen, ob es die Schwäche ist, die an meinen Gliedern rüttelt, oder ob die Furcht meine Hand unruhig werden läßt. Noch immer flüstert der Wind vor den Fenstern seine Kakophonie der Schuld, stöhnt in der Stimmlage meiner Geliebten. Die Nebel wabern drohend, ich kann sie durch die Schlitze der Schlagladen sehen, aber das Licht der Kerze schreckt sie ab.
Ich muß diese Worte in mein Geschäftsbuch schreiben, denn es ist kein anderes Pergament im Haus und nichts und niemand wird mich jemals wieder hinaus in die Nacht bringen.
Doch ich schweife ab, plappere, während der Sud der Pflanze damit beginnt meine Innereien aufzulösen. Schon spüre ich den Schmerz leise in meinem Bauch pochen. Ist es Angst, die mich jetzt, sogar im Angesicht des Todes, meine Schuld verleugnen läßt? Doch genug, ich weiß die Götter werden meine geliebte Frau und Kinder niemals aus ihren Klauen entlassen, wenn ich meine Schuld nicht eingestehe.
Alle begann vor zwei Monaten im Taumel der Wahl. Die Stadt tanzte zu Ehren des neuen Triumvirats, drehte sich im Licht der tausend Fackeln und genoß den Wechsel des halben Jahres. Ich war mit meiner geliebten Familie auf dem Marktplatz, als ich sie sah. Sie war so sanft, zart, wunderhübsch. Ihre junger Leib, geschmeidig und wohlgeformt, fiel mir sofort ins Auge. Ihr Haar strahlte im flackernden Licht der Ölbecken. Sie war in die einfachen Roben einer den Göttern Geweihten gehüllt. Welchem Gott vermochte ich an jenem Abend nicht zu erkennen, doch sofort stahl sich eine tiefe Liebe in mein Herz. Das Unglück nahm seinen Lauf. Ich besuchte sie, wann immer ich konnte, fand heraus, daß sie seit kurzem im Tempel von Hesvite diente. Ich beobachtete sie und war's zufrieden. Erst als sie, es muß am Ende des Mittmond gewesen sein, meinem Blick begegnete und mir ein Lächeln schenkte, ein Lächeln, welches mein Herz ergriff und meine Seele taumeln ließ vor Freude, erst da näherte ich mich ihr. Ich sprach Belangloses, gab vor von dem Glaube an Hesvite getrieben zum Tempel gepilgert zu sein. Sie sprach freundlich mit mir, berührte meinen Arm. Alles an ihr zeigte mir, daß sie im gleichen Feuer entbrannt war wie ich, es jedoch aus Keuschheit nicht zeigen durfte. Ich hielt es drei weitere Viertel aus, in denen ich sie täglich besuchte, bis ich ihr mein Herz ausschüttete, ihr meine tiefen Liebe gestand und sie bat, sich mir hinzugeben, mir zu beweisen, daß auch sie mich liebte, denn davon war und bin ich überzeugt. Doch Schande über Hesvite und alle anderen Götter und Schande über ihre Eltern, sie war zu scheu erzogen, zu angefüllt mit falscher Keuschheit und trügerischer Zurückhaltung. Sie wies mich ab, aber ich sah in ihren Augen ihr Flehen sie doch aus dem Zirkel der bürgerlichen Verpflichtungen zu befreien.
Ihr dürft nun nicht glauben meine Liebe wäre ohne Gewissen und ohne Skrupel gewesen. Auch ich war hin- und hergerissen zwischen den Gefühlen, die in meiner Brust rangen. Ich liebe meine Frau, liebe sie aufrichtig und auch meine Töchter und mein Sohn füllen mein Herz mit Freude, wann immer ich sie sehe... gesehen habe... Doch die Liebe zu ihr, der Frau, war anders, war rein. Es war die wahre Liebe, die Liebe, die von den Göttern vorgesehen war für genau einen Mann und genau eine Frau, für uns!
War es da nicht recht und billig niedrigere Gesetze der Götter wie Ehe oder Keuschheit zu verletzen, um das einzige wahre Recht zu pflegen, das Recht der wahren Liebe?! Und um so mehr, da doch auch sie mich als den Ihren erkannte?!
So entschloß ich mich sie trotz meiner Zweifel aus den unfaßbaren Fesseln ihrer Position zu befreien, sie mit meiner Liebe offen und ehrlich zu beglücken um auch ihre unstillbare Qual nach Liebe etwas zu kühlen. Als ich sie also anging, an jenem schicksalsschweren Abend, da sie den Tempel verließ um Wasser zu holen, da erschreckte sie, scheute zurück wie ein wildes Roß. Doch ihre Ablehnung war nur Spiel, war nicht sie selbst, war nicht ihre Liebe. Noch immer konnte sie sich nicht frei machen von den Zwängen ihres Standes. Also nahm ich ihr die Entscheidung ab, bewegte den zarten Zeiger der Waage ihrer Seele in Richtung des einzig richtigen Weges, zur wahren Liebe.
Als ich sie in die Arme schloß, sträubte sie sich, schlug zuerst. Dann jedoch schmiegte sie sich an mich, erwiderte meinen Kuß, so heftig und leidenschaftlich sogar, daß ich fast glaubte sie würde mich beißen. Meine Hände glitten über ihren Körper, fühlten ihr weiches Fleisch, liebkosten ihren Leib. Ich bedeckte ihren Körper mit zärtlichen Küssen. Als sie sich mir hingab, war es zärtlicher und

vorsichtiger als jemals zuvor in meinem Leben und zu dem körperlichen Hochgenuß gesellte sich die Gewißheit, ein junges Leben seinem wahren, vorbestimmten Schicksal zugeführt zu haben. Es war so voller Liebe, wahrer und uneigennütziger Liebe, wie niemals eine Vereinigung vorher.
Doch grausames Spiel der Sinne. Meine Liebe hatte mich Bilder sehen lassen, die nicht der Wahrheit entsprachen. Welch ein Schrecken, als mein Blick sich klärte und ich sie vor mir sah. Die Augen hervorgetreten, der Blick gebrochen. Die Zunge ein Stück herausgeschoben in verzweifelten Versuch Luft zu schnappen, und ihre Hände, kalt und kraftlos nun, aber noch immer meine Hände umklammernd, meine Hände, die Krallen gleich um ihren Hals lagen. In meiner spirituellen, von den Göttern inspirierten Ekstase hatte ich meiner Geliebten das Leben genommen. Voller Entsetzen ließ ich ihren Körper zu Boden gleiten. Sie hatte sich niemals mir hingegeben, hatte mich erneut von sich gewiesen. Sie hatte mich sogar gebissen, Blut lief von meinen Lippen. War es da nicht nur verständlich, daß die Götter durch mich, ihr Leben beendeten? War es keine gerechte Strafe für ihre Verfehlung die wahre Liebe, das größte Gebot der Götter anzuerkennen?
Nein! Nein! Ihr grausamen Stimmen des Windes. Wie um mich an meine Schuld zu erinnern braust ihr auf, heult grausamer denn je. Ihr singt von dem Mord meiner Hände. Wenn auch begangen um das Gesetz der Götter zu ehren, ist es doch eine Sünde ohne gleichen.
Doch auch die grausigen Stimmen dieser niemals endenden Nacht werden mich nicht daran hindern meine Geschichte zu vollenden, bevor das Gift mein Lebenslicht auslöschen wird.
Als ob mein Leid nicht schon groß genug war, hatten die Götter sich entschlossen mir noch mehr Pein aufzuladen. Der Tag des 25. Talu war vergangen, die Nacht brach herein und sollte nicht mehr enden. Ich war spät zu Bett gegangen und schlief tief und fest. Als ich ausgeruht erwachte, nach meinem Gefühl mußte es schon später Morgen sein, empfing mich ein weiterer Schrecken. Es war noch tiefste Nacht, durch keinen der Schlitze unseres Hauses drang Licht, und doch waren die Lager meiner Familie verlassen. Erschreckt richtete ich mich auf, durchsuchte das Haus, doch es gab keine Spur von ihnen. Alles war wie am Abend, da ich spät das Licht gelöscht hatte und nur eine Kerze brennen ließ. Die Spuren ihres Wachses hingen einem gefrorenen See gleich auf meinem kleinen Nachttisch. Ich wähnte mich entdeckt, befürchtete, daß meine Frau von meiner anderen Liebe wüßte. War sie auch eine treue, liebenswerte und gottgefällige Frau, so hätte sie meine heilige Aufgabe doch nie verstanden. Ich befürchtete, sie hätte mich verlassen, aber all ihre Sachen waren noch, sogar ihre Kleider lagen noch über den Stuhl geordnet. Wenn sie gegangen waren, so mußten sie es im Nachtgewandt getan haben.
Ich entzündete eine neue Kerze und sann nach. Ich wollte auf den Anbruch des Tages warten, um dann nach ihnen Ausschau zu halten. Vielleicht war eines der Kinder krank geworden und man war zu Sarjana geeilt? Aber nein, dann hätte man mich geweckt. Ich dachte nach, grübelte. Während ich dort saß und überlegte, erlosch das Licht. Erstaunt blickte ich auf. Es war kein Luftzug gewesen, der die Kerze ausgeblasen hatte, sie war heruntergebrannt. Ich war erstaunt, denn Kerzen dieser Länge brannten normalerweise im Mindesten eine halbe Nacht. Es mußte also bereits diese Spanne Zeit vergangen sein, und doch zeigte sich noch immer kein Lichtstreif. Der Tag sollte längst angebrochen sein, die Sonne ihr sattes, wenn auch schwächer werdendes Licht über Elek-Mantow ergießen und beide Stadtteile ohne Unterschied beleuchten. Doch statt dessen herrschte undurchdringliche Dunkelheit am Firmament. Erst jetzt wurden mir die klagenden Stimmen bewußt, die draußen heulten, und bis zu diesem Augenblick nicht damit aufhören. Sie klingen wie die Schreie, die man aus der Lyzeum des verwirrten Geistes manchmal vernimmt, langgezogener, doch nicht weniger irr. Sie lassen kalte Schauer über die Haut laufen.
Von unnatürlicher Unruhe gepackt lief ich zum Fenster und blickte hinaus. Nebel wallte an mir vorbei, getrieben in eine Richtung obwohl es völlig windstill war. Die unmenschlichen, gotteslästerlichen Stimmen rissen nicht ab. Sie schienen aus dem Nebel zu klingen, obwohl man keine Richtung ausmachen konnte. Die Kehlen, die solche Laute auszustoßen in der Lage sind, müssen Teil mißgestalteter Wesenheiten sein, die nicht auf Nontariell wandern sollten.
Ich faßte einen Entschluß: Meine Familie war irgendwo dort draußen und ich würde sie finden, möge es kosten, was es wolle. Ich verließ das Haus, nahm im zweiten Gedanken ein großes Messer aus der Küche mit und wandte mich nach Westen. Der Nebel verschluckte mich sofort, kaum konnte ich die Häuser zu meinen Seiten erkennen. Immer wieder hatte ich das sichere Gefühl verfolgt zu werden, immer wieder blickte ich mich unruhig, voll Angst über die Schulter um. Plötzlich, als ich die Dunkelheit hinter mir zu durchdringen suchte, stieß ich gegen etwas, das bei diesem Zusammenstoß leicht nachgab. Ich wirbelte herum und da stand er, mein Richter, der Gesandte der Götter. Seine Haut

war schrumpelig und von einem schmutzigen Rot, wo man sie unter der Rüstung sehen konnte, unter dieser ledernen Rüstung, an der verbrannte Fetzen herunterhingen. Die Verkrüppelung seines Körpers wäre zu ertragen gewesen, doch sein Gesicht, dieses schreckliche, grauenvolle Gesicht! Ich sehe es noch jetzt vor mir, jedesmal wenn ich die Augen schließe. Rot und verknittert wie der Rest seiner Haut waren die Lippen zu einem grotesken Grinsen versehrt. Wie ein Totenkopf grinste er mich an, die Zähne schwarz. Seine Nasenspitze fehlte, hatte wohl schon vor dem schrecklichen Inferno gefehlt, das ihn so zugerichtet haben mußte. Der große Diamant in seinem Auge, der von innen heraus zu leuchten schien, war verbunden mit dem verbannten Fleisch, war in die Klumpen eingesunken, die früher einmal seine Braue waren. Fast glaubte ich, sein Fleisch würde noch schwelen, wie er da stand, von den klebrigen Nebeln umspielt. Das schwarze Schwert mit der gesplitterten Spitze hielt er mir entgegengestreckt, wies mit ihm auf mich wie mit einem göttlichen Finger. Es war Kam Tak, der bezahlte Mörder. Aber Kam Tak ist tot, niedergestreckt von d´Ibrisco und seinen Gefährten, verbrannt in einer der dämonischen Feuerfallen, zu der die Holzhütten der Unterstadt werden können. Er ward zurückgesandt um mich zu richten. Welch sinniger Scherz der Götter. Der eine Mörder wird aus dem Reich des Todes gerissen um den anderen Mörder zu richten.
Er sprach, und seine Stimme war rauh und dunkel. Seine Lippen weigerten sich die Worte zu formen, zerrissen und Blut und Wasser traten aus den Schlitzen um zäh auf sein Kinn und seine Brust zu tropfen: „Was hast Du getan? Du wirst büßen, wenn Du dies getan hast!“.
Und büßen werde ich. Es macht mir nun mühe, die Feder aufrecht zu halten. Krämpfe schütteln mich, schon spüre ich meine Beine nicht. Eine weitere Kerze ist verloschen. Glücklicherweise habe ich vorgesorgt und einige auf den Tisch gelegt, bevor ich die Ampulle leerte. Eine weitere Kerze. Das muß bedeuten, daß mittlerweile mindestens drei Tage vergangen sind, seit ich das letzte mal schlief und derer vier, seit ich das letzte mal die Sonne sah. Noch immer zeigt sich kein Lichtstrahl am Himmel, noch immer wabert der eklige Nebel durch die Luft und noch immer schreien die Stimmen der Verdammten.
Ich lief nach Hause, sperrte die Tür und wartete bis meine unbändige Angst es zuließ etwas zu tun. Dann bereitete ich alles vor, was ich brauchte um mein Schicksal zu erfüllen. Der Wille der Götter war klar und ist heute um so klarer. Sie nahmen mir meine Familie und hüllten Elek-Mantow in eine immerwährende Nacht. Dann schickten sie mir den Toten, um mich zu mahnen. Der Ausweg ist so leicht und doch so schwer zugleich. Nur durch meinen Tot kann meine Schuld gerächt werden, kann die Nacht verbannt werden.
Meine Schrift wird fast unleserlich. Die Krämpfe, die meinen Körper schütteln, lassen die Feder in wilden Strichen über das Pergament tanzen. Nun ist die Feder gebrochen. Die Buchstaben sind grob und zerrissen doch ich bringe die Kraft nicht auf, eine neue zu holen. Ihre Spitze ist dreigeteilt. Wie Kam Taks Schwert.
Schmerzen werden schlimmer. Kann Feder kaum halten. Bald endet es. Blut aus meinem Mund. Ersetzt Tinte. Pein. Zittere. Nur wenig Zeit.
Freude! Mit der letzten Kraft schreibe ich diese Zeilen. Obwohl mein ganzer Körper bis auf meinen Arm erschlafft ist, gibt mir die Freude Durchhaltevermögen. Meine Frau und Kinder liegen wieder in ihren Betten. Die Götter haben mir vergeben. Mein Freitod hat mich von meiner Schuld erlöst. Ich hatte recht, mit meinem Tod stirbt auch meine Schuld. Wird bald wieder Tag?! Kann nicht...
bald Tag...
Gnade...
Pein...
Hil...

Die Erinnerungen der „Nacht“

Christel Scheja

Prolog

„Du willst keinen Wunschteppich kaufen, mein Kind, das weiß ich“, sagte Mutter Camilla und blickte auf eine schlanke junge Frau, sie sich unter einem schwingenden, türkisfarbenen Mantel und einer weit fallenden Kapuze verbarg. Sie legte eine ihrer runzligen, von Altersflecken übersäten Hände auf die weißen Finger, die noch immer auf dem Knüpfwerk ruhten. „Denn du brauchst sie ja nicht.“

„Woher wißt ihr das?“

„Ich weiß vieles, denn ich bin alt, und habe viel gesehen und erlebt, junges Ding“, brummelte die Alte. Ihre goldenen Augen musterten die Gestalt vor ihr, die sich noch immer leicht vorgebeugt hatte. „Komm und habe keine Angst. Ich möchte dein Gesicht sehen.“

„Das ist doch bestimmt nicht nötig.“ Die Fremde zog ihre Hand zurück und ließ sie wieder unter dem Mantel verschwinden. Die Bronzesonne blieb auf dem Stoff liegen und blitzte im matten Sonnenlicht.

Mutter Camilla legte den Kopf schlief und lächelte wissend. „Hmh, um dir einen Rat zu geben, mein Kind, muß ich in deine Augen sehen. Und du willst doch Wissen von mir, nicht wahr.“

Die Gestalt vor ihr zögerte einen Moment und streifte dann die Kapuze langsam zurück. Die alte Nushq'qai ließ ihren Blick über sie schweifen. Die Haare waren von einem hellen Rot, durchzogen von goldenen Strähnen, die ihn feine Zöpfe geflochten, die Mähne wie in einem Netz hielten. Sie umgaben ein schmales dreieckiges Gesicht mit großen blaugrünen Augen, über denen ein Silberschimmer lag.

„Ich bin Leuten deines Volkes schon einmal begegnet“, sagte Mutter Camilla langsam. „Ihr sitzt gerne an unseren Feuern und lernt von uns, aber eure Fähigkeiten und Meisterschaft liegt auf anderen Gebieten.“ Die alten Frau ächzte und stützte sich auf ihren Stock. Sie schmunzelte leise vor sich hin, denn sie hatte das „Füchslein“ schon erkannt, das so offensichtlich in seinen Bau zurückkehrte. In den Augen jedoch stand etwas anderes. Zorn und Wut, Haß ... aber auch Angst, Traurigkeit und Verzweiflung. Mutter Camilla nickte. „Du kannst deine Fragen nur beantwortet bekommen, wenn du zu der gehst, zu der dich dein Weg ohnehin führen wird“, sagte sie leise. „Daran ist nichts zu ändern, und mehr kann ich auch nicht für dich tun.“

Die junge Frau streifte wieder die Kapuze über und eilte davon, so als wollte sie kein weiteres Wort mehr hören.

Mutter Camilla schaute ihr noch eine Weile nach. „Nur so bezahlst du deine Schuld...“ murmelte sie, ehe sie von ihrer Tochter abgelenkt wurde, die eine Frage an sie stellte.

☯ ☯ ☯

Feingliedrige Hände bargen das zitternde und jämmerlich schreiende Federbündel und hielten den Vogel wie in einem Käfig gefangen. Stolz blickte das achtjährige Mädchen auf seinen Besitz, der ihr kostbarer erschien als Geld oder Schmuck. Ein gieriger Triumph leuchtete in den Augen, die die Farbe und den Glanz geschliffener Smaragde zu besitzen schienen - Freude darüber, ein Leben in den Händen zu halten und darüber bestimmen zu können.

„Rhysian! Sieh doch, wie er sich ängstigt! Laß ihn frei!“ sagte eine Stimme aus dem Hintergrund, und eine weißhaarige Frau trat auf die Dachterrasse.

„Nein Mutter! Ich mache mit ihm, was ich will, denn ich habe ihn selbst gefangen!“ Das Mädchen schloß ihre Finger noch fester um das Tier und spürte mit glänzenden Augen, wie er zappelte.

„Rhysian, das ist ein Leben wie deines!“ sagte Ailanth leise aber bestimmt. „Und wenn du ihm weh tust, wird das dreifach auf dich zurückfallen!“

Ein Zögern, dann eine wütende Geste. Das Mädchen öffnete trotzig die Hände. Der Vogel breitete seine arg zerfledderten Schwingen aus und schwirrte davon, erst taumelnd, dann immer sicherer werdend, und verschwand im Blattwerk der Bäume.

„Bist du jetzt zufrieden?“ Lohfarbenes Haar umgab das kindliche Gesicht mit den auffallend schmalen blaugoldenen Augen, floß die schmalen Schultern hinab bis auf die Mitte des Rückens.

Ailanth blickte beiseite. „Ja, das hast du gut gemacht!“ lobte sie das Mädchen schwach, auch wenn sie wußte, daß sie die Kleine hätte schelten müssen. „Bitte spiele innen“, murmelte sie gequält.

Erst als die Schritte ihrer Tochter verklungen war, sah sie wieder auf. Ihre Hände zuckten. Warum gleich Rhysian von ihrem Äußeren nur so sehr der, die sie am meisten haßte, und dem, den sie vermißte?
Seit ihrem Schwächeanfall im Mittmond träumte sie immer wieder von Aziareya, der Tochter, die sie verstoßen hatte, oder sah am Tag deren Gesicht vor ihrem inneren Auge. Und sie war nicht nur dies eine Mal zusammengebrochen.
„Mirtanh!“ flüsterte die Mechanica. Sie setzte sich auf die Bank, die ihr zur Sternbeobachtung diente und lehnte sich zurück. Der Stein war jetzt, gegen Ende des Talu schon empfindlich kalt, aber das machte ihr nichts aus. Sie genoß die Kälte, die ihr den Rücken hinaufkroch.
Langsam beruhigte sie sich wieder, denn sie hatte in den letzten Nächten schlecht geschlafen, wenn überhaupt. Woran das lag, wußte sie nicht zu sagen - aber auch in ihrer Arbeit fand sie nicht den Frieden und die Erfüllung wie sonst. Glücklicherweise hatte sie zur Zeit nicht viele Kunden und Aufträge, so daß es aufgefallen wäre.
„Aziareya, was auch immer du tust, es ist nicht richtig! Du spielst mit Mächten, die du nicht begreifst!“ murmelte sie und kratzte so heftig mit den Fingernägeln über den Stein, daß zwei absplitterten.
Dann setzte sie sich wieder auf und blickte auf die belebten Gassen der Stadt. Ein Mädchen mit roten Haaren drängte sich gerade an zwei korbtragenden Frauen vorbei, deutlich zu erkennen durch die leuchtenden, flatternden Gewänder. „Rhysian?“ Besorgt wollte Ailanth die Dachterrasse verlassen - aber dann sah sie, wie zwei ihrer Mägde der Tochter folgten.
Ailanth schloß die Augen. Es gab eine andere, würdigere Möglichkeit, das Kind aufzuhalten - „Warum tust du das, Kind? Warum läufst du weg, wenn ich dich schelte? BLEIB AUF DER STELLE STEHEN!“ - Vor ihrem innere Auge sah sie, wie Rhysian mit einem Quietschen stehenblieb und blicklos in die Gegend starrte, so sehr ein anderes Kind, das sich ihr wohl angeschlossen hatte, auch an der Hand zerrte. Die Menschen scharrten sich um die beiden Mädchen, stauten und spotteten - Gestalt im bläulichen Mantel streckte sogar zitternd die Hand aus. Erst als Mikari, eine der Dienerinnen heran war, löste sich Ailanth aus der Trance und seufzte. Sie wandte die „Gabe“ nicht gerne an, weil sie nicht wußte, wer dafür leiden mußte - aber diesmal war es nötig gewesen. Dann schüttelte sie den Kopf und strich die Haare aus der Stirn.
Unten in ihrem Labor wartete ein mechanisches Kunstwerk auf sie, das seiner Fertigstellung harrte. Es würde sie auch davon ablenken, über ihre Töchter nachzudenken; gerade Rhysian hatte sich verändert und zeigte trotz ihres lieben Wesens plötzlich grausame Züge. Warum nur? Waren die Straßenkinder, mit denen sie sich seit einiger Zeit herumtrieb vielleicht daran schuld, diese mißratenen Gören?

☯ ☯ ☯

„Ich muß wohl kurz eingenickt sein!“ Ailanth fröstelte und wischte sich schlaftrunken die Haare aus dem Gesicht. Sie fühlten sich feucht und klamm an, wie auch ihre Gewänder. Die Mechanica schreckte hoch. Ihre Hände waren trocken - aber das Gefühl blieb. Und nun war sie hellwach, blickte sich verwirrt um. In ihrem Kopf wirbelten die Gedanken durcheinander. Da war etwas, was sie nicht einordnen konnte, und doch die Tiefen ihrer Seele berührte. Sie umklammert hielt und Furcht erweckte.
Gleichmäßig funkelte der Sternenhimmel über Elek-Mantow und Ruhe, wie so oft in den späten Nachtstunden war in den Gassen eingekehrt. Ailanth eilte an den Rand der Dachterrasse und sah sich um. Die Fackeln, die die größere Straße in der Nacht erhellten flackerten leicht. Selbst die an der Brücke bewegten sich nicht sonderlich stark.
Sie ging einmal an der Begrenzung ihrer Terrasse entlang und sah sich um. Es war nichts verdächtiges zu sehen, kein Dieb, der sich über die Mauer geschlichen hatte, kein Betrunkener taumelte durch die Gassen. Nicht einmal die Soldaten patrouillierten dort, wo sie sollten. Es schien so, als sei das Rattenloch menschenleer ...
Das durfte aber nicht sein - wo waren die vertrauten Geräusche: Das Klappern von Türen und Fensterläden, Schreie von Tieren und Rufe?
Nein, das stimmte nicht ganz: die Luft war voller Laute - Raunen, Knurren, Zischen, Schaben und Brummen. Jemand schrie in der Ferne, als würde er entzweigerissen. Ailanth hielt die Luft an. Wie eine kühle, feuchte Zunge streichelte sie der Wind, ohne Spuren zu hinterlassen, kroch unter ihre Gewänder und ...

„Hör auf!“ sagte sie zitternd, beherrscht genug, um nicht zu schreien. Ein Wispern erklang dicht neben ihrem Ohr, ein Lachen an ihrer Seite. Der heftige Windstoß, der dem folgte riß die Nadeln aus ihrem Haar, so daß sie klirrend zu Boden fielen.
Ailanth wirbelte herum, aber da war nichts - außer der Stille der Nacht. Ihre Rechte verkrampfte sich. Noch einmal versuchte sie ihre Gedanken zu ordnen, das Gehörte und Gespürte zu verstehen. Für einem Moment sank sie in Trance.
Dann schleuderte sie eine weitere Bö gegen die Bank. Ailanth blieb einen Augenblick auf der Seite liegen und starrte in den Himmel. Es war fast so, als würden die Sternbilder lebendig, und aus dem Himmel herabsteigen. Sie wandte ihren Blick wieder ab und rappelte sich auf, als sich ein Schemen an der Brüstung abzeichnete, ein Schaben von dort sie irritierte.
„Rhysian!“ stieß die Mechanica besorgt aus. Sie hetzte die Treppen hinunter, ohne darauf zu achten, was hinter ihr geschah. Nur einmal hielt sie inne und betrachtete voller Schmerz ihren Arm, auf dem sich blutige Striemen abzeichneten. Oben klatschte und polterte es, aber sie hatte eine größere Sorge.
Unsanft stieß sie die Tür zum Schlafraum ihrer Tochter auf. Nur schwach fiel das Licht durch einen Spalt zwischen den Vorhängen in das Zimmer. „Rhysian?“ Ailanth verstummte, um auf jeden Laut zu lauschen, doch außer einem ängstlichen Fauchen vernahm sie nichts. Langsam bewegte sie sich zum Fenster und zog die Vorhänge mit einer heftigen Bewegung zurück.
Das Licht einer Feuerschale, die im Garten brannte fiel nun voll auf das Bett ihrer Tochter. Kreischend und fauchend richtete sich das Kätzchen, daß ihrer Tochter von einer der Dienerinnen geschenkt worden war auf, mit gesträubtem Fell buckelnd verbarg es seine Angst.
Doch von Rhysian fehlte jede Spur. Die Decken waren zerwühlt, doch nicht so, als habe sie das Bett verlassen.
„Jamiriel! Ashline! Mikari! Wo ist Rhysian - Helft mir, sie zu suchen!“ rief Ailanth, ohne sich von der Stelle zu rühren. Das Kätzchen fauchte noch einmal heftig. Im nächsten Augenblick sprang es hoch - doch es erreichte niemals sein Ziel. Mitten in der Luft wurde es aufgehalten.
Sie atmete nur noch flach und verfolgte mit den Augen den Schatten, der sich schlangengleich über die weißen Decken bewegte, ausbreiteten und hob. Eine Gestalt formte sich aus, die das sträubende und zappelnde Kätzchen in ihren Händen hielt. Ailanth wich an die Wand zurück. An ihr Ohr drangen seltsame Geräusche, Wispern und Stöhnen, Rascheln und Knirschen. Ein Glockenspiel klingelte in der Ferne, und spielte eine altvertraute, aber schon lange nicht mehr vernommene Melodie. Der Duft von Jimere-Kuchen drang in ihre Nase, einer Süßigkeit, die sie in vergangenen Tagen eigenhändig für ...
Ailanth schüttelte den Kopf und kreuzte die Arme vor der Brust, formte das Sonnenrad mit den Fingern, um sich zu schützen und zu beruhigen - aber sie wußte nicht, ob es überhaupt half. Plötzlich spürte sie mit jeder Faser den Hauch einer Wesenheit, die ihr Verständnis überstieg. Ein Sturm, der nicht wirklich war umtoste sie und drohte sie von den Füßen zu reißen, heißer Atem trocknete ihre Haut, Eisnadeln zerstachen sie, Winde zerrten an ihren Verstand, ihrem Geist. Nur einmal spürte sie eine vertraute Aura in ihrer Nähe, streckte eine unsichtbare Hand aus und hielt diese fest, ehe sie davon gerissen werden konnte.
Dann durchpulste sie heftiger Schmerz. Eisige Krallen fuhren über ihren Rücken. Ailanth schrie auf und sank in die Knie. Ihre Hände krallten sich in das Holz des Fußbodens - und entkrampften sich wieder, als die Bedrohung so schnell wich, wie sie gekommen war.
Sie hörte jetzt nur noch ihren eigenen, stoßweisen Atem, dann ein Knacken und ein Platschen.
Im nächsten Augenblick stützten sie kräftige Hände. Die Gelehrte wollte sich zuerst wehren, doch dann schaute sie sie erstaunt auf und rang nach Luft. Ein junger Mann mit rötlich-silbernem Haar hielt sie. „Mirtanh?“ wisperte sie ungläubig. „Mirthanh!“
Er half ihr auf die Beine. Kaum hatte Ailanth wieder festen Halt, löste sie sich aus seinem Griff und wich an die Wand zurück. „Du kannst es nicht sein - du bist tot!“ wehrte sie schwach ab und starrte ihn an.
Widersprüchliche Gefühle kämpften in ihrem Inneren um die Oberhand. Ihr Verstand riet ihr, so schnell wie möglich zu verschwinden, als ihr Blick wie zufällig auf das Kätzchen fiel, daß seltsam verkrümmt und mit zuckenden Vorderläufen auf dem Boden lag. Einen Moment erinnerte sie sich an zarte Finger, die einen Vogel umklammerten. Doch ihr Herz freute sich, den verlorenen Gefährten wiedergefunden zu haben.
Er blickte sie traurig an. Seine blaugoldenen Augen schimmerten im schwachen Licht der Feuerschale fragend, als er seine Hand ausstreckte. „Ich bin Mirtanh. Dies ist eine Nacht, die Cherindrasta uns

schenkt. Eine, in der ich nicht nur Erinnerung bin. Ailanth, ich möchte dich in meinen Armen halten ... dich spüren, um zu glauben, das alles wahr ist!“
Ailanth schüttelte den Kopf. „Rhysian, unsere Tochter. Wir müssen unsere Tochter suchen“, sagte sie langsam und wich seiner Hand aus.
„Rhysian...“ lächelte Mirtanh, oder wer er auch immer war, verträumt. „Du hast unseren Traum wahr gemacht und uns eine süße kleine Tochter geboren.“ Er deutete auf die Tür. „Sie ist in Sicherheit - ich habe sie unten spielen gesehen.“
Kinderlachen drang an Ailanths Ohr. Sie drehte verwirrt den Kopf und stöhnte leise, als sie ein Schwindel erfaßte. Ja, so lachte Rhysian, sie war in ... Mirthan fing sie auf und drückte sie an sich. Er duftete nach Misis. „Ich kann es kaum glauben“ - murmelte sie benebelt, während er ihre Wange streichelte.
„Mmmmaauuuw!“
Ein klagender Laut erschreckte sie. Ailanth, die sich an den verlorengelaubten Geliebten schmiegte, schreckte auf. In den Augenwinkeln sah sie das Kätzchen im Todeskampf zucken. „Ailanth, ich liebe dich“, wisperte Mirthanh in ihr Ohr, um sie abzulenken. „Komm, laß uns einen Neubeginn machen und alles vergessen, was geschah. Das Leid, das dir deine unselige Tochter zufügte, werde ich hinwegwischen und...“
Langsam hob die Gelehrte ihren Kopf und blickte in die Augen des Mannes. Sie wollte selber sehen, was sie innerlich zu begreifen begann. Gieriger Triumph glitzerte in Mirthans Augen, sein Lächeln gefror zu einer grausamen Maske, während sich eine Hand in ihr Haar klammerte.
Sie war in die Falle gegangen!
„Nein!“ Ailanth stemmte ihre Hände gegen den Körper - und griff durch den Körper hindurch. Ihr Kopf wurde in den Nacken gerissen, während sie auch mit den Füßen den Halt verlor. Mirthans schönes Gesicht verfärbte sich dunkel, verzerrte sich zu einer Fratze während sie um sich trat und schlug, die düsteren Nebelschwaden wegzuwehen versuchte, die an ihr zogen und rissen, während sie nichts bewirkte. Die Welt um sie herum begann sich zu drehen. Ailanth schrie, als sich nadelfeine Stacheln in sie bohrten und zu lähmen begannen. Sie streckte die Hände hilfesuchend nach einem Schatten aus, der sich in der Nähe der Tür befand, so als könne er ihr helfen.
Der Nebel riß sie in die Höhe. Ailanth stieß sich mit den Füßen von der Decke ab, während sich der düstere Nebel plötzlich zusammenzog und enge Schnüre um sie bildete. Dumpfes Lachen erfüllte den Raum...
Bunte Lichter tanzen vor den Augen der Gelehrten, die keinen klaren Gedanken mehr fassen konnte, weil ihr die Luft aus den Lungen gepreßt wurde. Es war vorbei. Bei all ihrem Wissen, ihrer Erfahrung ... Sie hatte mehr als nur versagt. Und so geschah es ihr recht, zu sterben, ohne zu wissen, warum...
Dann schlossen sich schmale, aber kräftige Finger um das Handgelenk ihres ausgestreckten Armes. Ailanth drehte den Kopf. Viel konnte sie nicht mehr erkennen, weil alles vor ihrem Blick verschwamm, aber sie spürte, wie sie heruntergezogen und die Schnüre von einer blitzenden Klinge durchtrennt wurden. Dann prallte sie heftig auf dem Boden auf. Das letzte was sie hörte war ein durchdringendes, grelles Heulen, dann wurde es dunkel um sie.

☯ ☯ ☯

Als Ailanth erwachte, schmerzte jeder Knochen in ihrem Leib. Sie stöhnte, als sie sich bewegte und die Augen öffnete. Die weiße Decke der Eingangshalle, vom gelben Licht der Stundenkerzen erleuchtet, schimmerte ihr entgegen. An den Schatten, die sie warfen, erkannte sie, daß sie nicht alleine war.
Vorsichtig hob Ailanth ihren Kopf, während ihr Herz heftiger zu schlagen begann. Die Gestalt neben ihr sah ziemlich mitgenommen aus. Das grobleinerne Gewand hing in Fetzen von dem zerschrammten, blutigen Leib, und die Haare waren eine wirre, verdreckte Masse. Jenseits der Türen wisperte und raunte es, klapperte Holz, klirrte Metall, raschelte Papier und Stoff, schabte Stein über Stein.
„So geht das schon die ganze Zeit. Du hättest nicht so viele Dinge ansammeln sollen, die ihnen gefallen. Wenigstens schreckt sie die Macht der vier Bilder ab ...“, murmelte die Gestalt stockend und hob den Kopf.
Ailanth schluckte. „Aziareya!“ stieß sie entsetzt hervor.
„Ja, Mutter, ganz recht. Und was ist nun, willst du mich töten?“

Die Gelehrte setzte sich ganz auf und ballte die Hände zu Fäusten. Einen Augenblick wallte Wut in ihr hoch - der ganze Haß auf die mißratene Tochter, die Mörderin, aber dann erlosch die Flamme dieser Gefühle mit einem Mal und hinterließ nur Leere. Sie schüttelte müde den Kopf. Später - jetzt bereiteten ihr andere Dinge Sorgen. „Was ist geschehen?“ fragte sie, wieder ganz Gelehrte.
Aziareya rieb über eine verschorfte Wunde an ihrem Handgelenk und gab bereitwillig Antwort: „Ich weiß es auch nicht. Draußen ist noch immer Nacht, obgleich es schon längst hätte Tag sein müssen. Ich weiß nur, daß ich ... für Augenblicke so benommen war, daß mein Geliebter aus meinem Armen verschwand, ohne sich aus der Verschlungenheit unserer Körper zu lösen ... Ich bin durch die Straßen geirrt, als ich keinen mehr in der Stube fand ... Viele der Häuser waren leer, aber hier sind noch Menschen. Ich habe einen fliehen sehen - vor einer wabernden Masse. Wir sind nicht allein ... da sind Schatten, die lebendig werden und sich von ihren Besitzern lösen ... glühende Augen, die mich ansahen, Krallen aus dem Nichts, die sich in meine Haut gruben ... Es ist besser wegzulaufen ... kletterte auf Dachterrasse, aber da schlug mir etwas in den Rücken ... Kraft floß in mich, schlug nach dem Maul ... Dann zu dir. Ich glaube zu ersticken, und sah dann auch, warum. Du ... „ Ailanth sah, wie Aziareya sich krümmte und streckte zögernd die Hand aus. Ihre Tochter sah sie nur an und rührte sich nicht. So schob sie das Haar beiseite. „Die Wunden sehen übel aus. Wir werden sie verarzten müssen!“ Dann lächelte sie traurig. „Unter anderen Umständen hätte ich über deine Wunden gelacht, jetzt ...“
„Schhht!“ unterbrach sie ihre Tochter heftig, als wolle sie von diesem ungeliebten Thema ablenken. „Hörst du das. Es ist still geworden“, stieß sie hervor.
Ailanth horchte auf. Aziareya hatte recht. Von jenseits der Türen war kein Laut zu hören. Was auch immer das zu bedeuten hatte ... gutes oder schlechtes - hier konnten sie auf Dauer nicht bleiben, auf dem kalten Steinboden.
Die Gelehrte schloß die Augen. Langsam beruhigte sie ihren Geist und tat das, weswegen man sie in ihrer Heimat auch Seherin genannt hatte: Sie spürte die Umgebung um sich herum und stöhnte, als sie glaubte, in brennendes Feuer gehüllt zu werden. Aber das, wonach sie suchte, war nicht mehr in der Nähe, hatte sich längst anderen Orten zugewandt. Rasch löste sie sich aus ihrer Meditation und blickte erstaunt auf Aziareya, die kalkweiß geworden war. „Tu das nie wieder - Mutter! Du bringst mich damit um!“

☯ ☯ ☯

Schließlich waren alle Türen, Fenster, Öffnungen so fest verschlossen oder gesichert, daß kein fremdartiges Wesen mehr in das Untergeschoß eindringen konnte. Ailanth zog nun auch den letzten Vorhang zurück, weil sie eine mögliche Gefahr lieber sehen wollte und starrte durch das Kristallfenster, das sie ein Vermögen gekostet hatte in den Garten. Noch immer war es Nacht, obgleich sie Stunden gebraucht hatte, um Aziareyas Wunden zu verarzten und die unteren Räume zu schützen. Nun lag das Mädchen auf dem Divan und schlief. Auch Ailanth fühlte sich müde, aber sie konnte und wollte nicht ausruhen. Immer wieder konnte so etwas geschehen, wie in Rhysians Zimmer. Ein Frösteln überkam sie, als sie daran dachte. „Mirtanh!“ murmelte sie und schloß die Augen, dachte voller Grauen an das Wesen, daß ihn so täuschend dargestellt hatte, um sie zu verführen - und ihr die Lebenskraft zu rauben.
Er war so täuschend echt gewesen. Seine Augen - sein Blick, alles an ihm war der Geliebte gewesen ... Konnte es nicht sein, daß dieses Geschöpf, so tief in ihre Erinnerungen gegriffen hatte, daß sie ein wahres Abbild vor sich gesehen hatte.
Ailanth zuckte plötzlich zusammen, als sie an das seltsame Glitzern in seinen Augen dachte und blickte unwillkürlich auf ihre Tochter - die aus welchen Gründen auch immer gekommen war, um ihr zu helfen. Zwar hatte sie im Halbschlaf etwas von „Verbindung“ gemurmelt, und daß sie „hatte mit ihr reden wollen“, aber genaueres würde sie erst erfahren, wenn es Aziareya besser ging.
Ailanth seufzte. Vielleicht hatte das Schicksal es gerade so gefügt, daß sie in dieser unerklärlich langen Nacht zueinandergefunden hatten: Wenn sie 'reya auch noch immer nicht verzeihen konnte, mittlerweile war sie wenigstens bereit, ihre Tochter anzuhören, ohne den Dolch bereitzuhalten.
„Es wäre auch mein Tod gewesen“, murmelte sie in den Raum.
Sie stand auf und trat näher an das Kristallfenster heran. Von hier unten aus konnte sie nur wenig Himmel sehen, aber sie sah Sterne blitzen, nur dann und wann verschwammen sie hinter schwarzem

Dunst. Drückend lastete diese Nacht über Elek-Mantow und sie spürte auch, wie jede geschlagene Wunde heftiger schmerzte als üblich.
„Was ist das nur“, fragte sie sich selber und schüttelte den Kopf. Hier war selbst sie ratlos, denn die Qual während der Trance hatte ihr gereicht, Noch einmal wollte sie sich diesen Schmerzen nicht aussetzen. Ihr blieb nur, zu warten, sich um Aziareya zu kümmern - und zu hoffen, daß diese grauenhafte „Nacht“ endlich ein Ende fand...

Ein Eimer Bier und andere Verrücktheiten

Dietmar Cremers

Die Unterstadt Elek-Mantows stank erbärmlich. Die Hitze des späten Hamilé trug einen wesentlichen Teil dazu bei. Die Kleider der Bettler schimmelten, totes Fleisch faulte auf den Straßen vor sich hin, die ganze Stadt schien zu verwesen. Der Geruch im Zweischneidigen Schwert, einer der größten Kneipen der Unterstadt, war an diesem Abend nur wenig erträglicher. Das übliche Pack stand dicht an dicht und schwitzte, grölte oder erbrach Bier.

In der Mitte des Raumes saß ein kleiner, unscheinbarer Mann an einem runden Tisch. Seine Runzeln und sein graues, eingefallenes Gesicht ließen ihn so alt wie die Berge erscheinen. Was wohl daran lag, daß dies tatsächlich sein ungefähres Alter war. Vor ihm stand unberührt ein Krug klaren Wassers. Das Zweischneidige Schwert war hoffnungslos überfüllt, doch um den grauen Mann herum war der Platz frei, wie eine Lichtung in einem dichten Tannenwald. Die nächsten Menschen standen mit dem Rücken zu ihm, die anderen blickten über ihn hinweg. Es schien keine böse Absicht zu sein, es war eher ein blinder Fleck mitten in der Menge, in dem das menschliche Auge erst gar nicht ein Objekt vermutete.
Der Alte hingegen beobachtete seine Umgebung sehr genau und so entging ihm auch nicht, daß sich soeben ein großes, zotteliges Etwas durch die Menge schob. Dieser Mann kam mit Sicherheit nicht aus der Stadt. Allein sein Äußeres verriet eine fremdländische Herkunft: Seine rostbraunen Barthaare wuchsen ihm bis dicht unter die Augen und schienen mit einem gleichfarbigen Bärenfell zu verschmelzen, das er als Mantel trug. Seine Hände und Füße waren nackt und dicht behaart. Das Auffallendste an ihm war jedoch ein schwerer, langer Knochen, der in seinem wallenden Haar zu schweben schien, was den Gesetzen der Natur doch ganz außerordentlich widersprach und deshalb magisch sein mußte. Ebensowenig mußte Mutter Natur damit einverstanden sein, daß das eine Ende des Knochens fest mit einer Hülle aus Granit verschmolzen war.
Dem Behaarten war die Enge in dem Raum offensichtlich unangenehm. Er schien augenscheinlich nicht vertraut zu sein mit der rüpelhaften Ellbogentaktik, die man benötigte um in einer vollen Kneipe von Punkt A nach Punkt B zu kommen. Statt dessen schob er sich seitwärts an den Leuten vorbei in dem sinnlosen Unterfangen niemandem wirklich nahe zu kommen. Naturgemäß wurde seine Route immer wieder versperrt und ähnelte mehr einem planlosen Irrweg durch ein absurdes Labyrinth. Sein Beobachter am runden Tisch warf die Stirn in Falten. *Ein Gast? Oh ja, ein Gast.* Der Alte nickte nachdenklich. *Sieh da, ein Sohn der Berge. Es ist lange her, oh ja. Ein verwandtes Kind. Wie schön, wie schön...* Ein leichter Windhauch zog durch den Raum. Innerhalb von Sekundenbruchteilen waren der Tisch, der Krug und der Alte verschwunden. Niemand schien sich darum zu kümmern, der leere Platz in der Mitte wurde einfach von den nachrückenden Menschen aufgefüllt. Keinem der Betrunkenen fiel der kleine Kieselstein auf, der jetzt achtlos von schweren Stiefeln über den Boden getreten wurde. Der Bergmeister schmunzelte in seiner eisigen Höhle....

Unterdessen hatte der Mann in dem Bärenfell einen Weg durch die Kneipe gefunden. Zwischen ihm und dem Tresen befand sich nur noch ein letztes Hindernis: Ein junger Bursche in schwarzer Lederkleidung stand dort mit dem Rücken zu ihm und strich sich über einen dünnen Oberlippenbart. Dann rümpfte er plötzlich die Nase, drehte sich in einer geschmeidigen Bewegung um und blickte dem neuen Gast scharf in die Augen. Dieser senkte seinen Blick etwas, stand jedoch ruhig da und wartete anscheinend darauf, daß sich sein Gegenüber schon irgendwann in Luft auflösen würde. Der Junge beugte sich leicht vor und schnupperte kurz an dem Fell des Anderen. Angewidert verzog er das Gesicht. Seine Augen verengten sich und seine Hand tastete unmerklich zu einem kurzen Rapier an seiner Seite. Dann schien er es sich anders zu überlegen: Mit einer halb einladenden, halb abfälligen Bewegung machte er seinen Platz an der Theke frei und verschwand in der Menge.
Der Neue schob sich an den Tresen und augenblicklich stand ihm ein älterer Mann gegenüber. Man sah diesem an, daß er nicht sein ganzes Leben lang nur Wirt gewesen war. Sein Gesicht war von mehreren Narben durchschnitten und ein Armstumpf zeugte von einem mißlichen Gefecht. „Was trinken, Fremder?“ Weder das seltsame Aussehen noch der strenge Geruch seines Gastes schienen den Wirt zu stören. „Den Aloumenn-Vioù.“ - „Bin ja schon weit gekommen, Fremder, aber das Gesöff kenn´ ich nicht.“, antwortete der Einarmige gutgelaunt. „Mein Name.“, brummelte der Behaarte mit etwas gequälter Stimme „Das is’ mein Name. Ich brauch’ Informationen.“ Der Wirt

stemmte die Hand in seine Hüfte. „So so, mein Starker. Und der meine ist Elmar Einarm. Und in erster Linie bin ich Schankwart. Trinken, du verstehst? Zechen, saufen, bechern, kippen, picheln, klar? Vorher nix Infos.“ Den blickte unschlüssig auf dem Tresen umher. Die umstehenden Besucher waren bereits durch die laute Stimme Elmars aufmerksam geworden. Sie starrten den Zotteligen mit unverhohlener Neugierde an, was diesem äußerst unangenehm war. Er schrumpfte etwas in sich hinein und wollte anscheinend im Erdboden versinken, was jedoch bei seiner Größe von über einem Sprung eher lächerlich wirkte. Schließlich verlangte er mit leiser Stimme: „Ein Eimer Bier.“ Die Zuhörer schoben sich noch etwas näher heran. Hier schien ein interessantes Schauspiel vor sich zu gehen. Mal sehen, wie der Wirt mit diesem haarigen Trottel fertig wurde. Aber Elmar Einarm hatte sich durch langjährige Erfahrung eine gehörige Portion Geduld antrainiert. Und schließlich wußte er, daß ein erfolgreicher Wirt auch immer ein Alleinunterhalter seiner Gäste sein muß. Also tätschelte er mit einer theatralischen, beruhigenden Geste die behaarte Hand Dens und säuselte mit zuckersüßer Stimme: „Mein lieber, armer Freund. Die Maßeinheit dieses Etablissements sind halbe und ganze Krüge. Meinst du nicht, daß das für den Anfang genügen sollte?“ Die Umstehenden lachten leise. Den schaute von ihnen zu der Hand Elmars. Dann drehte er seine Hand um und packte die des Wirtes in einem festen Griff. Mit immer noch ruhiger, aber stupide beharrlicher Stimme sagte er: „‘Nen Eimer. Und Informationen.“ - „Oh ho!“, rief der Wirt. „Wir haben hier aber einen entschlossenen Zeitgenossen! Nun gut, du sollst deine Informationen und deinen Eimer Bier erhalten. Und zwar umsonst.“ Dann wechselte er den Griff, so daß sich die beiden in der Haltung zweier Armdrücker gegenüberstanden. „Aber erst, mein Lieber, mußt du mich darin besiegen.“ Und er begann zu drücken. Den war davon so überrascht, daß seine Hand schon fast auf dem Tresen lag, bevor er überhaupt begann ernsthaften Widerstand zu leisten. Er sah auf seine und Elmars ineinander verkrampften Hände, als ob er nicht ganz verstehen würde, was hier eigentlich vor sich ging. In dieser Position verharrten sie. Elmar mit einem angestrengten, aber siegessicheren Grinsen, Den mit einem verwunderten Blick. Die Menge um sie herum johlte begeistert. Elmar war für seine alten Söldnerspäßchen bekannt und hatte bisher nur selten verloren. Eine ganze Menge Wetten wurden bereits zu seinen Gunsten ausgehandelt, als ein Schimmer der Erkenntnis über Dens Gesicht zog. Er legte den Kopf in den Nacken ohne die Kontrolle über seinen Arm zu verlieren und lachte dröhnend. Dann legte er den Arm des Wirtes um. Einfach so, in einer einzigen flüssigen Bewegung. Als ob er nur einen Hebel umgelegt hätte.

Für einen kurzen Augenblick war es still um sie herum. Dann brach ein wahrer Orkan an Gelächter los. „Du hast verloren, Elmar!“ - „Mann, der hat`s dir aber gezeigt, Elmar!“ - „Ein Eimer Bier, `mal sehen, ob er genauso gut saufen kann!“ Das Gelächter verstummte jedoch schnell, als sich der Mann, der die Wetten gegen Den angenommen hatte, gerade klammheimlich aus dem Staub machen wollte. Es entstand ein größerer Tumult und während die meisten Anwesenden auf die Straße eilten um eine wilde Verfolgungsjagd aufzunehmen, zog Elmar seinen Bezwinger in eine ruhige Ecke neben der Theke. „Nun,“, er kratzte sich mit einem gutmütigen Lächeln am Kopf „du hast mich besiegt, Den Aludingsda. Und ich halte mein Versprechen.“ Er nickte einem jungen Schankburschen zu, der kurz darauf ein Holzfaß anrollte und es mit sichtlicher Mühe auf den Tresen hob. Elmar schenkte zwei Krüge voll ein und schob einen vor Den. Dann erhob er seinen und sagte: „Möge deine Kraft nie versiegen, mein Freund.“ Den grinste, packte statt dem Krug das Faß, erhob es und stieß damit an. „Möge dein Bier nie versiegen ... mein Freund.“ Lächelnd trank er in großen Zügen, daß ihm das Bier durch die Haare in seinem Gesicht floß. Schließlich setzte er das Faß ab, wischte sich durch den Bart und machte ein ernstes Gesicht. „Ich brauche jemanden, der sich in dieser Stadt auskennt. Der mir hilft etwas zu finden. Ich suche einen Gegenstand.“ Elmar legte zwei Finger an das Kinn. „Ich nehme nicht an, daß du mir sagen willst, worum es sich handelt. Aber da du nicht einfach zum nächsten Händler gegangen bist, wird es sich wohl um etwas einmaliges handeln. Womöglich in fremdem Besitz also?“ Den brummte nur und nahm einen weiteren, tiefen Schluck. „Nun, ich könnte dir einen geschickten Dieb empfehlen oder gar einen Meuchler. Aber du weißt ja nicht, wo du suchen sollst, hm?“ Ein weiteres Brummen, ein weiterer Schluck. „Also brauchst du erst einmal jemanden, der wiederum viele Leute kennt. Und bessere Beziehungen hat als ich. Zur Ober- und zur Unterstadt. Tja, du suchst eindeutig nach Corwin Dery.“ - „Corwin Dery?“ - „Ja, er weiß mehr über den Aufenthaltsort von, hm, Gegenständen als jeder hier. Aber ich warne dich. Wenn es sich um sehr wertvolle Sachen handelt, Schmuckstücke oder so, oder gar um magische Artefakte, dann ist es höchstwahrscheinlich, daß er dich übers Ohr haut.“ - „Nichts wertvolles. Nichts magisches. Ich suche einen einfachen ... Totenschädel.“

„Netter Versuch, Kleine!“ Tin von Erzfeld hielt die widerliche Göre am ausgestreckten Arm fest. Diese Frechheit war ja kaum zu glauben: Einer seiner ersten Ausflüge in die Unterstadt, nachdem er von diesen Katzenviechern beinahe in den Tod getrieben wurde, sein unzuverlässiger Diener Baran hatte sich gerade für ein kurzes Geschäft in die Schenke entfernt und prompt hatte dieser ekelhafte Fratz versucht ihm die Geldbörse zu stehlen! Nun ja, Frechheit siegt nicht immer. Vielleicht sollte er ihr die Finger brechen. Oder doch besser gleich den ganzen Arm? He, warum eigentlich nur einen? Aber, verflucht, noch während er sich seinen herrlich sadistischen Gedanken hingab, hatte sich die Diebin losgerissen und jagte die offene Straße hinunter. Gut, dann eben eine schnelle Strafe! Mit einem hastigen Ruck griff sich Tin die schußbereite Armbrust.
In diesem Augenblick kam der Mann mit dem Bärenfell aus dem Zweischneidigen Schwert ... und verkannte die Situation völlig. Ein junges Mädchen floh vor einem bösartigen Knaben mit einer Armbrust. Die Kleine wirkte unschuldig mit ihrem braunen Haar und den braunen Augen. Nein, eine solche Sachlage *mußte* geradezu eine Herausforderung für jeden wahren Sohn der Berge sein. Daß der Angreifer an einen beweglichen Stuhl gefesselt war, machte es nicht besser: Er hatte die Waffe, also war er der Jäger und die Kleine das Reh! Ein paar schnelle Schritte und ein kurzer Hieb auf die gespannte Armbrust waren eins für Den. Die Waffe zerbarst in der Hand, der Pfeil fiel nutzlos zu Boden. Mit einem Blick vergewisserte er sich, daß das fliehende Mädchen außer Reichweite war. Als er sich wieder umwandte um dem Jäger ein paar wütende Ermahnungen über den echten Sinn einer Jagd zukommen zu lassen, bekam er mit voller Wucht einen Stein von der Seite ins Gesicht geschleudert. Der ihn geworfen hatte, war ebenfalls aus dem Wirtshaus gekommen: ein größerer Mann mit einem entschlossenen Gesicht, der nun auf Den zujagte. „Schnapp’ ihn dir, Baran“, schrie das Scheusal im Rollstuhl. Allem Anschein nach waren genau das die Worte, die Baran nicht nur täglich hörte, sondern denen er auch gewohnheitsmäßig Folge leistete, denn noch im Laufen krempelte er sich die Hemdsärmel mit der mechanischen Geste eines geübten Schlägers auf. Keine Zeit für lange Reden: Den stieß den anstürmenden Klotz beiseite, sprang über den geifernden Tin hinweg und gab Fersengeld. Im Rennen noch hörte er die Worte, die er aus seiner Heimat nur allzu gut kannte: „Du verdammtes Vieh! Dich kriege ich, wart’s nur ab!“
Erst einige Hausecken weiter, in einer unbekannten Umgebung, erkannte Den, daß er nicht mehr verfolgt wurde. In der Dunkelheit der Nacht fand er einen Heuhaufen, kroch hinein und schlief wenig später erschöpft und leicht angetrunken ein. Er hatte eine gute Tat getan!

„Ein Nuu-Giik ist in der Stadt, Meister!“ Bröbbel küßte mit wahrem Feuereifer den Saum der flammend roten Robe seines Herrn. Artin Rebur, seines Zeichens Kopfgeldjäger von bedeutendem Ruf, verzog angewidert das Gesicht. „Steh’ auf, Bröbbel, und wische gefälligst deinen schleimigen Sabber von meinem Umhang! Ein Nuu-Giik, sagst du? Niemand in den Ostländern hat je einen zu Gesicht bekommen. Ich selbst las vor einigen Jahren, sie seien ausgestorben. Also, lügnerische Kröte, was hast du wirklich gesehen?“ - „Mit Verlaub, oh Beherrscher der magischen Fessel, laßt mich Euch korrigieren.“ Bröbbel wimmerte und wand sich. „ Meine Wenigkeit dürfte tatsächlich der einzige Mensch in Elek-Mantow sein, dem je eine dieser abscheulichen Kreaturen begegnet ist. Als ich ein kleiner Junge war, verdiente ich ein paar kümmerliche Bronzesonnen mit Fingerübungen in anderer Leute Taschen. Nicht ohne ganz außerordentlichen Erfolg, wie ich Euch untertänigst berichten kann. So gelangte ich einst auf den Markt von Agranon, einem dreckigen Kaff in der Wolfshöhle. Eine Gruppe fahrender Gaukler vollführte dort ihre armseligen Kunststückchen. Einer von ihnen hatte einen abgemagerten Nuu-Giik an einer langen Kette. Er ließ ihn für die Menge tanzen und gegen eine kleine Münze durfte man den Pelz in seinem Gesicht anfassen. Er war so ... flauschig. Wenig später wurden die Gaukler verhaftet. Der Nuu-Giik starb kurz darauf und wurde auf irgendeinem Acker verscharrt.“ - „Na und? Was kümmert mich deine schäbige Jugend?“ Artin Rebur trommelte ungeduldig mit den Fingern. „Aber, oh Meister aller Schatten, drüben im Imperium zahlen sie für einen erwachsenen Nuu-Giik bis zu 30 Goldsonnen! Und dieser hier ist kräftig gebaut. Wir würden vielleicht sogar etwas mehr bekommen. Ihr müßtet ihn Euch nur einfangen.“ Bröbbel’s gierige Augen leuchteten. „Armer kleiner Bröbbel.“ Die kalte Stimme des Kopfgeldjägers wurde beinahe mitleidig. „Wenn die alten Schriften stimmen, dann wollen sie zu Hause den ganzen Körper eines lebenden Exemplars. Sie opfern ihn dort irgendeiner komischen Gottheit, nicht wahr? Und jetzt, mein zurückgebliebener Freund, rechne nur einmal nach. Wenn dieser hier so stark ist, wie du sagst, dann ist er das bestimmt nicht nur äußerlich. Die Nuu-Giik sollen auch eine erstaunliche Willensstärke,

einen massiven Drang nach Freiheit haben. Selbst wenn wir ihn in einen Käfig sperren und ihm täglich eine Portion Hesvitegras verabreichen: Du bräuchtest zwei Ochsen um den Käfig zu ziehen, weiterhin zwei Personen zu seiner Bewachung. Soll ich etwa meinen beiden besten Handlangern ein halbes Jahr bezahlten Urlaub geben für eine Reise ins Nordreich und zurück? Nein, Bröbbel, schlag' dir das aus dem Kopf. Dazu ist der Kerl einfach zu billig. Und außerdem ... laß´ uns doch einmal abwarten. Wenn er wirklich ein Nuu-Giik ist, dann wird er bald Leben in unsere Stadt bringen. Er wird schon durch sein Aussehen die eitlen Patrizier provozieren. Aber das beste von allem: Er wird bald töten müssen, denn dieses Volk braucht Blut zum Überleben. Bei Selefra, in dieser Hinsicht fühle ich mich ihm nahezu verwandt." Artin Rebur lächelte in sich hinein, während Bröbbel einen enttäuschten Schmollmund zog. „Dennoch, Meister, wenn ich einen Vorschlag machen darf: Ihr solltet ein Auge auf ihn haben. Ich habe gehört, wie er sich bei Elmar Einarm nach Corwin Dery erkundigt hat. Ich verwette eine meiner drei Zehen, daß er nach irgend etwas sucht, was möglicherweise wertvoller sein könnte als er selbst." Rebur warf einen kurzen Blick auf Bröbbel's verstümmelten Fuß, an dem zwei frische Stümpfe bewiesen, daß der Kopfgeldjäger solche dahingesagten Sätze sehr, sehr ernst nahm. „Dery also, hm? Nun, wenn ein Pelzkopf von den Steinhöhen herabsteigt, so wird das seinen Grund haben. Du wirst ihn beschatten." Bröbbel, dem der Blick seines Herren auf seinen Fuß nicht entgangen war, wandte sich eingeschüchtert zur schwarzen Tür. - „Bröbbel? Sei dir nicht zu sicher. Nuu-Giik haben eventuell Fähigkeiten, die wir nicht kennen. Halte Abstand von ihm, verstanden?"
Bröbbel verzerrte die wulstigen Lippen zu einer spöttischen Grimasse und machte eine wegwerfende Handbewegung. Die Tür fiel ins Schloß.

Geräusche.
Dunkelheit.
Den entschied sich dafür, daß er unmöglich wach sein konnte. Er beschloß diesen unangemeldeten Traum wenigstens mit Spannung zu verfolgen, wenn er schon einmal da war. Was geschah jetzt? Oh, irgend etwas polterte da. Den Schmerzen zufolge mußte das sein Kopf sein, der über irgendeine Treppe aufwärts geschleift wurde. Konnte man im Traum Schmerz empfinden? Und da zerrte doch etwas an seinen Beinen? Bei allen Göttern: Das Denken fiel ihm so schwer, daß er wirklich träumen mußte! *Hm, 'mal sehen, also wenn da meine Beine sind und hier mein Kopf ... Dann muß hier irgendwo mein Arm sein...* Er versuchte, seine Finger zu finden. Da, eine Berührung! Etwas Nasses zog an seiner Hand vorbei. Oder zog seine Hand vielmehr selbst hindurch? Nun, er könnte ja spaßeshalber ausprobieren, ob sie sich bewegen ließ ... Nein. Keine Hoffnung. Seine Muskeln schienen zwar zu gehorchen, aber sein Unterarm schien an seinen Körper geklemmt zu sein. Leichte Panik färbte Den's vernebelten Geist zartrosa. *Fesseln? Bin ich etwa gefesselt? Ist es das, was ich denken sollte? Aber ich bewege mich doch, wie kann ich dann...*
Andere Geräusche, sie klangen nach Stimmen. „Bringt ihn hier 'rüber." - „Bei Petek, ist der schwer." - „Und schau' dir diese Zotteln an." - „Wenn ich das vorher gewußt hätte, hätt' ich 'ne Sonne mehr verlangt." - „Und ich hätt' dem Schnösel gesagt, er soll ihn doch selbst wegschaffen." - „Hä, hä, konnt' ja nich' in seinem Rollstuhl." Den's letze Gedanken waren: „Die Trapper! Sie haben mein Volk so lange gejagt. Jetzt haben sie mich gekriegt. Mich! Oh, Ihr Geister..."

Den schreckte aus einem Alptraum hoch. Er war wie üblich nach dem Mittagessen eingenickt. Das lag an dem Rauschmittel, das seine Wärter in die dünne Wassersuppe mischten. Er hatte es schon gerochen, als ihm der Teller das erste Mal durch eine Luke in der stabilen Tür zugeschoben wurde. Drei Tage lang hatte er deshalb die Nahrung verweigert, hatte in dem kleinen Raum herumgetobt, sich die Fingernägel an den Mauern blutig gekratzt und wieder und wieder an den Gitterstäben des schmalen Fensters gerüttelt. Schließlich war er so ausgezehrt, daß er aufgab. Jetzt aß er seine täglichen Mahlzeiten mit der Resignation eines Todgeweihten, was jedoch eine ständige Ermattung zur Folge hatte. Seine Aufpasser hatten inzwischen jeglichen Respekt vor ihm verloren: Sie kamen hin und wieder zu ihm, begrapschten seinen Bart, machten Witze über tote Bären oder nannten ihn ein „braves Tier". Sogar die Zellentür ließen sie offenstehen. Dies bedeutete für Den nur eine weitere Demütigung, denn er war zu schwach um mehr als fünf Schritte zu tun und zu willenlos um sich für einen Ausweg zu interessieren. Den Aloumenn-Vioù war gebrochen. Hier würde er sterben. Und alles, was er hoffte war, daß es schnell gehen würde und er bis dahin seine Ruhe hätte. Ja, die Trapper hatten ihn wirklich gekriegt! Doch hier, in diesem fremden Land, waren sie anders als zuhause. Sie

hatten ihn nicht betäubt, um ihn an die Priester zu verkaufen, die ihn ihrem Gott opfern würden. Oder doch? Wollten sie nur zuerst seinen Willen brechen um ihn dann schließlich doch noch dem Feuer zu übergeben? Nun, was das anging: Sie hatten es geschafft. Aber so langsam mußten sie sich mit dem Verbrennen beeilen, denn sonst würde er noch vorher eingehen aus Mangel an ... Da, war da nicht ein Geräusch? Irgendwas hatte seine Ruhe gestört. Den dachte seinen letzten Gedanken zu Ende: „Aus Mangel an Freiheit.“ Dann erhob er sich ein wenig von dem großen Strohballen, auf dem er lag und strengte seine müden Augen an. Aus dem Halbdunkel seiner Kammer formte sich eine kleine Gestalt. Eine sehr kleinwüchsige Person offenbar, mit einem ganz undamenhaften roten Bart. Sie trug eine zerfetzte grüne Robe, auf der einige goldene Symbole aufgestickt waren. Sie waren teils verblaßt, teils abgerissen und ergaben für Den keinen Sinn. Ihr Alter war schwer zu schätzen, aber sie schien noch in recht jungen Jahren zu sein, wenn man von ihren vorzeitig ergrauten Haaren absah. Das merkwürdigste für Den war jedoch ein verbeulter, sehr spitz zulaufender Hut aus dem gleichen Material ihres Gewandes, den sie etwas schief auf dem Kopf trug. „‘N schöner Hut“, brummelte Den matt. Die Kleine trat an ihn heran, so daß er aus seiner Position ein wenig zu ihr aufsehen mußte. Sie stemmte die Hände in die Seiten. „Allerdings“, verkündete sie mit lauter Stimme. „Das ist ein Zauberhut. Ich bin nämlich eine große Zauberin. Klar? Und meine Name ist Aljuscha.“ - „So so, ‘ne Zauberin bist du. Hab’ noch nicht viele gesehen.“ Den setzte sich zurück und lehnte sich an die feuchte Mauer. Aljuscha, die es anscheinend nicht leiden mochte, daß Den jetzt wieder größer war als sie, kletterte auf den Strohballen und baute sich über seinen ausgestreckten Beinen auf. „Das glaubst du wohl nicht, was?“ - „Was meinst du?“, fragte Den, ehrlich erstaunt. „Na, daß ich eine Zauberin bin!“, schnaubte Aljuscha. „Doch klar“, meinte Den. „Das sieht man doch schon auf den ersten Blick. Willst du mich jetzt verzaubern? Denn genau gesagt hätt’ ich davor ziemliche Angst.“ Das stimmte tatsächlich. Den hatte bis jetzt mit Magie aller Art nur sehr wenig anfangen können. Und Zauberer waren für ihn unberechenbare, suspekte Persönlichkeiten. Aljuscha legte den Kopf so schief, daß ihr Hut beinahe herunterfiel und sah ihn aus kleinen Augen nachdenklich an. „Das glaubt mir hier eigentlich niemand. Und das, obwohl ich bei einem Ball des alten Erzfeld gleich drei Menschen Froschköpfe angezaubert habe.“ Ihre Stimme wurde etwas leiser. „Das war, kurz bevor sie mich hierhergebracht haben. Hm, naja, aber dich werde ich wohl nicht verzaubern.“ - „Das ist aber nett von dir“, meinte Den freundlich. Doch Aljuscha ließ die Arme hängen und machte ein trauriges Gesicht. „Tatsache ist, daß ich’s gar nicht könnte. Sie haben mich aller Fähigkeiten beraubt. Ich mache zuviel Unfug, haben sie gesagt. Stell’ dir das ‘mal vor, nur wegen ein paar Froschköpfen!“ Den machte ein bedauerndes Gesicht. „Und du wirst nie wieder zaubern können?“ Die Miene des Persönchens hellte sich etwas auf. „Doch, bestimmt. Und dann werde ich es ihnen allen schon noch zeigen. Es gibt da dieses Wort, das Wort der Macht. Ich brauche es nur zu sagen und ich kann wieder alles wie vorher.“ - „Na prima“, strahlte Den. „Warum sagst du’s dann nicht einfach, damit ... hm ... du’s ihnen allen zeigen kannst?“ Aljuscha drehte den Kopf zur Seite und gab kleinlaut zu: „Naja, weil ... äh ... weil ich es eben vergessen habe.“

An das Ende seines Gespräches mit Aljuscha konnte sich Den nicht mehr erinnern, er mußte eingeschlafen sein. Als er wieder erwachte, fiel ein dünner Streifen Sonnenlicht in seine karge Zelle. Also mußte es wohl stimmen, was ihm die ehemalige Magierin noch erzählt hatte: Er lag nicht in irgendeinem düsteren Kerker, sondern im ersten Stock eines Turmes, der wiederum ein Teil eines größeren Gebäudekomplexes war. Den wußte nicht, daß er sich im Nachtturm der Anstalt für geistig Kranke befand. Aljuscha hatte es „Lyzeum“ genannt, doch dieses Wort bedeutete ihm nichts. Dem Klang nach bestärkte es eher Den’s schlimmste Befürchtungen: Es mußte eine Art Tempel sein und gleich würden die Priester kommen um ihn ihrem gräßlichen Dämon zu opfern. Und richtig: Wie auf einen stummen Befehl hin öffnete sich die schwere Tür und ein dicklicher Mann in einer dunkelblauen Robe betrat den Raum, gefolgt von drei grimmig dreinschauenden Spießgesellen. Die seltsamen Runenstickereien auf der Robe und die Größe ihres Trägers vervollkommneten das diffuse, von Angst gezeichnete Bild Den’s: Kein Zweifel, dies mußte ein hallakinischer Priester sein, auch wenn seine Hautfarbe eher untypisch dunkel war. Jetzt galt es nur noch Haltung zu bewahren. Den richtete sich mit viel Mühe in eine gerade Sitzposition auf und starrte dem Priester offen ins Gesicht. Er hatte beabsichtigt, seine Worte tapfer herauszuschleudern, doch sie gerieten eher zu einem schwächlichen Nuscheln: „Hast mich gekriegt ... klerikaler Abschaum. Doch nur ... Körper ... nich’ meine Kraft ... wann sterb’ ich ... sag’s mir ...“ Der Blaurock schien erstaunt zu sein, möglicherweise verstellte er sich aber auch nur um Den weiter zu demütigen. „Du wirst sterben, du Tier. Aber nicht so

bald. Hier werden wir dich erst einmal aufbewahren. Denn, wie man mir sagte, bist du eine Gefahr für die Gesellschaft.“ - „Schwafel nich’ ... sag’ mir den Zeitpunkt meiner Opferung ...“ Der Priester zog eine Augenbraue hoch, während einer seiner Diener in ein breites Grinsen verfiel: „He, Großmeister, habt Ihr gehört? Er will, daß wir’n opfern. Soll’n ‘wa nich’...? Der is’ doch sowieso schon nix mehr.“ Doch der so Angesprochene - und jetzt war wirklich der letzte Zweifel Den’s darüber beseitigt, daß er es mit einem Priester zu tun hatte - hob abwehrend eine Hand. Nahezu mitleidig betrachtete er die kraftlose Gestalt auf dem Strohballen. „Bei Mantowin, zuerst hatte ich ja Bedenken bei diesem Freundschaftsdienst. Aber allmählich glaube ich, dieser Wilde ist völlig zurecht bei uns. Nun ja, das bedeutet wieder einmal einen mehr ... Wenigstens wird für seine Verwahrung bezahlt. Gut, beenden wir unseren Krankenbesuch und wenden wir uns wichtigeren Dingen zu.“ Die Vier entfernten sich eilig aus dem Raum und ließen einen leicht verwirrten Den zurück.

Vier Tage später machten sie einen kleinen Spaziergang durch ihr Stockwerk der Lyzeum. „Spaziergang“ war eigentlich nicht das richtige Wort dafür, Aljuscha hatte es nur so genannt. Weil Den durch seine täglichen Portionen Beruhigungsmittel zu schwach zum Gehen war, saß er in einem kleinen Holzkarren. Die Aufpasser hatten nichts dagegen gehabt, sie hatten sogar den Wagen zur Verfügung gestellt um sich über den Anblick des schwachen Muskelberges weiter zu belustigen. Gezogen wurde der Karren von dem Dritten im Bunde, dem Barden Nurin. Dieser Freund von Aljuscha war ein schlanker, hochgewachsener Mensch mit einem türkisfarbenen Hemd, das über und über mit farbigen Handabdrücken bemalt war. Er war schon seit mehreren Monaten in der Lyzeum und ein sehr komischer Kauz. Denn er weigerte sich steif und fest zu singen. Den hatte nur sehr wenig über Nurin herausgefunden, der Barde sprach selten ein Wort. Er war wohl einst ein gefeierter Sänger gewesen, der sogar weit über die Grenzen des Stadtstaates bekannt geworden war. Schließlich sollte er anläßlich eines Stadtjubiläums vor dem Triumvirat auftreten, was seinen Ruhm wohl für alle Zeiten gefestigt hätte. Doch nur wenige Minuten vor seiner Darbietung, dem Höhepunkt des Festes, schien etwas passiert zu sein. Etwas, über das Nurin nicht redete und das so schrecklich gewesen war, daß es ihm - im wahrsten Sinne des Wortes - die Stimme verschlagen hatte. Das Triumvirat war über seinen stummen Auftritt sehr erbost. Um ihr Gesicht vor der buhrufenden Menge nicht zu verlieren, erklärten sie Nurin kurzerhand für einen „verwirrten Geist“ und schoben ihn in die Lyzeum ab. (Wohl als kleine Aufmerksamkeit an die Götter, dachte Den.) Der Barde jedoch schien sich inzwischen an sein Gefängnis gewöhnt zu haben, zumindest beklagte er sich nie. Den konnte nicht verstehen, warum. Er wußte aber, daß sowohl Aljuscha als auch Nurin keine Drogen bekamen. Ihr Freiheitswille schien von selbst erloschen zu sein.
Die Zauberin plapperte nachdenklich vor sich hin, während Nurin und Den schweigend den „Ausflug“ genossen: „Es war irgendwas mit ‘pe’ ... *pe-ta-hau-erat*? Nein, pe ... pe ... oder doch mit ‘-goth’ am Ende? *Iä, Rhan-Tegoth*!!! ... Y*uggoth*? ... *Yog-Sothoth*??? ... Oh, verdammt.“ Während der letzten Worte Aljuschas waren sie an einer offenen Zellentür angekommen. Den warf einen flüchtigen Blick hinein und gab ein empörtes Grunzen von sich. Der Karren hielt an. Den quälte sich in eine aufrechte Position und schleppte sich dann die wenigen Tritt in den winzigen Raum. In einem soliden Bett lag dort auf einer Strohmatratze eine alte Frau. Eine übelriechende Wolldecke bedeckte ihren nackten Körper. Sie hatte schlohweißes, langes Haar, das in verfilzten Strähnen von ihrem runzligen Schädel abstand. Zusammen mit ihren kleinen Augen und einer aristokratisch hervorspringenden Nase ergab der Kopf ein Bild, das Den unwillkürlich an einen hilflosen Igel denken ließ. Sie schien zu schlafen oder gar ohnmächtig zu sein. Daß sie dabei lächelte, war Den völlig unverständlich, denn sie war mit dicken Stricken fest an das Bettgestell gefesselt. Intuitiv begann er die schweren Knoten zu lösen, als die Frau erwachte und einen entsetzten Schrei losließ: „He! Was macht er da mit ihr?“ Den war erstaunt, gab ein unverständliches Brummeln zu hören, fuhr aber in seiner Beschäftigung fort. Die Frau schlug mit einer nun freien Faust auf seine Schulter ein: „Aufhören, sagte sie! Lasse er das gefälligst! Wärter! Helft ihr!“ Bei dem Ruf nach Wärtern drehten sich Aljuscha und Nurin, die vom Flur aus zugesehen hatten, gleichzeitig auf der Stelle um und flohen in ihre Zellen. Die Aufseher waren jedoch an Schreie gewöhnt, keine eiligen Schritte waren zu hören. Schwer schnaufend brachte Den sein Vorhaben zu Ende und warf die Taue mit einer letzten Anstrengung gegen die Wand. Dann knickten seine Beine ein. Stöhnend lehnte er sich an das Bett. Die Alte schob sich so weit wie möglich von ihm weg, zog die Beine an und hüllte sich bis zum Kinn in ihre Decke. Ihre Augen funkelten Den wütend an. „Kein Recht hatte er!“, kreischte sie und dann noch einmal leiser und fast weinerlich: „Kein Recht.“ - „Gefesselt ... kann Fesseln ... und Zwang ... nicht ausstehen ...“, schnaufte

Den. Die Frau blickte ihn so erstaunt an, als ob er gerade behauptet hätte, Elek-Mantow sei im Meer versunken. Dann redete sie mit beschwichtigenden Gesten auf Den ein. Wie ein Heiler, der es mit einem tollgewordenen Patienten zu tun hat, kurz bevor er die Zwangsjacke hervorholt: „Ruuuhig. Gaaanz ruhig. Er ist krank. Seeehr krank.“ Jetzt war Den an der Reihe, erstaunt zu sein. „Aber du ... ich ... ich habe dich befreit. Man hat dir wehgetan. Hab’ dir geholfen.“ Die Alte blickte immer noch überrascht, hielt Den aber wohl allmählich für etwas harmloser. Sie schob ihr Kinn vor, kratzte sich am Kopf und grübelte ein wenig nach. „Befreit, sagt er? Warum? Geschlafen hat sie nur, nur geschlafen. Was kann er meinen?“ Den warf einen überdeutlichen Blick auf die Stricke, die wie bösartige Schlangen auf dem Boden lagen. „Und das da?“ Die Frau schaute kurz hin und dann schweifte ihr Blick weiter durch den Raum, gerade so, als hätte sie nichts bemerkt. „Es tut ihr leid, wenn es hier etwas dreckig ist“, sagte sie „,aber ihre Sklaven scheinen in letzter Zeit etwas nachlässig zu sein. Elendiges Pack, diese multorischen ...“ Den, der wußte, daß die Sklaverei bereits seit einem halben Menschenalter in den Ostländern abgeschafft war, unterbrach sie schnaubend: „Nein, die Taue meint er, äh, ich!“ Doch das schien die Frau nur wieder zu verwundern. Den gab es auf, rappelte sich mühselig hoch. Er schnappte sich eines der Seile, drückte es der Alten in die Hand und schloß ihre magere Faust fest darum. „Dies hier!“ Sie zuckte etwas zusammen und betrachtete intensiv und offensichtlich mit größtem Interesse jede einzelne Faser. Endlich schien ihr etwas zu dämmern. Sie lächelte ein geheucheltes, zahnloses Lächeln. Ihre Stimme wurde brüchig: „Sie erinnert sich nun. Er kann dieses ... dieses Ding entfernen.“ Mit einem Ausdruck der Erleichterung entwand Den ihr das Seil aus der Hand und beförderte es wieder auf den Boden. „Sie erinnert sich. Oh ja. Sie mußte gefesselt werden. Aber, mein lieber Junge, dies ist doch nichts besonderes in unserer Gesellschaft. Wir alle unterliegen doch täglich Tausendern von Fesseln, von Zwängen. Wir sind Abhängige. Von den Sklaven, die uns das Haar kämmen. Dem Koch, der uns das Fleisch zubereitet. Den Wachen, die aufpassen, daß kein Bettlerpack den Haussegen stört. Noch gestern sagte ein hohes Mitglied des Quattrumvirats, ja sogar das ranghöchste, zu ihr: Liebste Cathjana de Sjenda, wir müssen Euch binden, solange Ihr noch nicht erwachsen seid. Wenn Ihr gefesselt seid, so könnt Ihr nicht hinausgehen und seid nicht den Gefahren dort draußen ausgeliefert. Dies hier, mein Lieber,“, sie deutete mit einer verächtlichen Geste auf die Seile „dies ist nichts weiter als ein reiner Selbstschutz. Und somit dient es der Erhaltung der Gesellschaft.“ Den fing allmählich an sich zu wundern: Diese Cathjana sollte nicht hier sein, nicht in diesem ... Tempel. Sie schien vielmehr in ein Heim für geistig Kranke zu gehören, denn ihre Argumentation war doch sehr merkwürdig. „Aber was ist mit Freiheit? Hast du kein Bedürfnis nach Freiheit?“ Die Alte lächelte überlegen und schüttelte den Kopf: „Freiheit! Schnickschnack! Was sollte ich denn damit anfangen?“ - „Nun, alles. Du könntest tun und lassen, was du willst.“ - „Quatsch!“ - „Aber hast du kein Bedürfnisse?“ - „Fischweibergeschwätz! Bedürfnisse haben nur die Armen.“ - „Und Natur? Reisen? Abenteuer?“ - „Höre er zu, junger Mann, die Natur ist lebensfeindlich. Was sollte sie dort? Nein. Nein! Nur die Stadt mit ihren Mauern kann uns Sicherheit geben. Nur innerhalb der eigenen vier Wände kann der Mensch überleben. Wozu ein Risiko eingehen, wenn man es auch so ganz angenehm haben kann?“ - „Aber bist du denn nie aus diesem Zimmer herausgekommen?“ Cathjana überlegte einen langen Moment. „Es gab einmal eine Zeit, da sie in einem anderen Haus war. Sie hatte dort ein schönes Kleid. Ja, und Kräuter. Viele Kräuter.“ Sie lachte leise in sich hinein. „Manchmal hat sie damit kleine Tränke gemischt. Es war nett zu sehen, wenn sich die Hühner auf dem Boden wanden oder ein Sklave auf einmal ganz gelb im Gesicht wurde. Aber das ist lange her. Hier geht es ihr besser. Niemand stört sie. Hier hat sie ihre Ruhe.“ Den konnte diese Behauptungen nicht auf sich sitzen lassen. Er begann zu erzählen. Von seinem Volk, den Nuu-Giik, die als freie Menschen die Berge durchstreiften. Von den Nuu-Giik-Trappern, denen seine Sippe seit Urzeiten immer wieder ein Schnippchen schlug. Von den Tieren, die niemands Knecht und niemands Herr waren. Die Zeit verrann, während er von der Außenwelt, seiner Welt berichtete und Cathjanas Gesicht wurde immer weißer. Schließlich preßte sie sich die Fäuste auf die Ohren und schrie wie ein kleines Mädchen: „Sie hört nicht mehr zu! Hat er verstanden? Sie hört nicht mehr zu!“ Den brach seine Geschichte ab und dachte eine Zeit lang nach. Beide schwiegen. Dann erhob er sich und schlurfte zur Tür. Auf der Schwelle drehte er sich um. „Vielleicht, ehrenwerte Cathjana, ist es wahr, was du sagst. Vielleicht auch nicht. Auf jeden Fall hast du ein Recht auf deine eigene Meinung. Ich werde es nicht mehr anzweifeln und bedauere, daß ich dich gestört habe. Lebe weiter in Frieden.“

Ein weiterer Tag in der trägen Zeitlosigkeit der Lyzeum. Den hatte sich mühsam mit Nurin's Hilfe ins Erdgeschoß geschleppt. Für die Treppe zurück nach oben würde er wohl dreimal so lange brauchen, aber das war es ihm wert. Denn hier, in der untersten Etage, befand sich außer einem fest verschlossenen Zugang zu dem „offiziellen" Teil der Lyzeum und ein paar leeren Zellen auch eine große, grüne Glasscheibe in der Außenwand des Turmes. Sie wußten beide, daß es nur hauchdünnes Glas war, jedoch durch Magie gegen jede Art von Tritten oder Hieben gesichert. Die Scheibe war außer einem Fenster auch gleichzeitig ein Seiteneingang der Lyzeum. Das Personal ging durch sie hindurch wie durch einen Wasserfall. Für alle anderen war das grüne Glas so solide wie eine Wand. Dort draußen lag das faulige Elek-Mantow, das von seinen Bewohnern oft genug als Gefängnis angesehen wurde. Doch für die beiden lag dort draußen die Freiheit. Jetzt saßen sie auf dem Boden vor dem Glas und betrachteten still und jeder für sich die Welt in Grün. „Liebst du die Menschen?", brach Nurin das Schweigen. Die Frage war schwierig für Den und er zögerte lange mit einer Antwort. „Die meisten, glaube ich. Kann ja nicht alle lieben. Nicht die, die mein Volk jagen. Nicht die, die mich einsperrten. Aber ich liebe das Gute im Menschen. Was ihn dazu bewegt, sich an der Natur zu freuen. Sich zu paaren. Kinder großzuziehen. Und ...", Den warf einen lächelnden Seitenblick auf den Barden „ ... und Freundschaften zu schließen." - „Eine lange Rede für dich.", meinte Nurin. „Aber welchen Sinn macht das alles, wenn jeder Mensch, dem du begegnest, dich nur ausnutzt, dich betrügt und hintergeht? Wo sind denn die ach so guten Menschen, von denen du redest? Hier vielleicht? In dieser Stadt der reichen Schweine und ausgehungerten Ratten? Ich weiß nicht, ich kann nicht mehr lieben, nur noch bedauern. Ich blicke umher und sehe überall gescheiterte Existenzen. Menschen, die ehemals glücklich waren. Von mir aus auch liebenswert. Aber dann packt sie das Schicksal, reißt sie heraus aus ihrer Sicherheit und schleudert sie in den Abgrund. Sei es ein lang anhaltender Regen, der dem Bauern die einzige Ernte verdirbt, so daß er gezwungen ist, all seine Kinder als Sklaven nach Multorien zu schicken. Sei es die Ermordung des geliebten Vaters durch einen gedungenen Mörder, die den Sohn zu einem hungrigen Dieb macht und ihn schließlich einen schnellen Tod auf der Straße finden läßt. Oder die Mitteilung, kurz vor dem größten Moment deines Lebens, daß ...", Nurin brach ab und starrte ins Leere. Dann fuhr er mit wiedererstarkter Stimme fort: „Was passiert mit diesen Menschen? Sie verlieren alle Hoffnungen. Und all ihre Würde. Sie werden selbst zu Mördern, Dieben, haßerfüllten Rächern, die ihr eigenes Schicksal wiederum an Andere weitergeben. Und deren Opfer wieder an die Nächsten. Nennst du das eine gerechte Welt? Oder sie resignieren. Werden zu Bettlern, Süchtigen, leichten Opfern, an denen die Starken dieser Welt im Vorbeigehen ein neues Schwert testen. Nennst du das liebenswert? Wo, mein Freund, sind denn die Helden des alltäglichen Lebens, die du so herbeibeschwörst?" - „Weiß nicht.", sagte Den leise. „Vielleicht genau hier. Du, du hast schließlich deine Würde nicht verloren." - „Ich versuche es, Den, mit aller Macht versuche ich sie zu bewahren. Aber ich glaube, das kann ich nur tun, weil ich hier bin. Ich hätte Angst vor einem Nurin, der da draußen, hinter dieser Scheibe um sein Leben kämpfen müßte. Was wäre ich geworden: Nurin, der schreckliche Barde? Der einsame Rächer mit einem tödlichen Lied auf den Lippen? Oder Nurin der Traurige, der für eine zugeworfene Eisensonne mit inzwischen brüchiger Stimme eine Arie aus alten Zeiten darbietet? Hier: ein melancholische Lied für euch Huren! Und nun: ein Spottvers für die Straßenkinder! Oh, der Herr Wachhabende! Für Euch ein Heldenlied? Nein danke!"
Den wußte nicht, was er darauf antworten sollte.

Nach zwei Wochen der Gefangenschaft hatte es sich Den zur Gewohnheit gemacht, täglich eine Runde durch sein Stockwerk zu absolvieren und dabei seine Freunde zu besuchen. Den Aufsehern war das egal. Sie schienen inzwischen alles Interesse verloren zu haben, nur selten ließen sie sich blicken. Einer, der zu schwach war mehr als hundert Schritt zu tun, eine zufriedene Gefesselte, ein Melancholiker mit Phobie vor der Außenwelt und eine Spinnerin: Wohin hätten die Vier schon gehen können? An diesem Nachmittag war Den bei Cathjana „zu Gast". Seit ihrem ersten Gespräch wußte Den nicht viel mit ihr anzufangen, aber er hoffte, daß allein seine Anwesenheit ihr möglicherweise etwas Trost spendete. Zumeist setzte er sich auf den Boden, blickte von ihr weg um die Fesseln nicht sehen zu müssen und redete vor sich hin, sinnierte über die Welt. In der Regel starrte die ausgemergelte Frau dabei nur an die Decke und schien ihn kaum zu bemerken.
Doch heute war ein schlimmer Tag und Den redete nicht über die Welt an sich: „Ich werde sterben, Cathjana. Bald. Kann's fühlen, ich bin am Ende. Gefangenschaft, das ist das Übelste. Keine Ehre, verstehst du? Kein ruhmreicher Tod im Kampf. Nicht 'mal opfern woll'n sie mich. Ich werd' mich heut abend ganz einfach hinlegen und zur Neige gehen wie ein Faß. Das war's. Nie wieder Berge oder

Wälder. Tja, ich wollt' mich eigentlich nur verabschieden. Mach's gut, Cathjana." Doch Cathjana antwortete ihm nicht. Ihr Atem ging leicht wie eine Feder, der Raum war still. Schließlich stand Den mit einiger Mühe auf und schlurfte zur Tür, als er eine klare Stimme aus dem Bett vernahm: „Staub. Sie braucht Staub als Basis." Den drehte sich verblüfft um. „Hmpf?" - „Ist er schwerhörig? Besorge er Staub! Und dann entreiße er ihr drei Haare! Schließlich braucht sie noch Stroh aus ihrer Bettstatt! Es sind zwar keine guten Kräuter, doch sie werden für sein Ansinnen genügen." Den überlegte kurz, ob er nicht auch ohne Stroh, Haare und Staub sterben konnte, beschloß aber dann Cathjana diesen letzten Wunsch zu erfüllen. Mit wenigen Griffen hatte er die Komponenten zusammen und hielt sie Cathjana in der hohlen Hand hin. Die Alte hob leicht ihren Kopf und spuckte auf die Mischung. „Jetzt noch ein Tropfen seines Blutes, so er noch welches hat. Denn Recht hat er: Blut ist Lebenskraft. Erinnere er sich an seine Kraft, seine eigene Potenz! Blute er, blute er für sich selbst! Und er wird leben." Den blickte auf das Gemisch in seiner Hand. Schließlich verstand er: Mit einem leichten Ruck seiner Zähne riß er eine kleine Wunde in seinen Unterarm und ließ ein paar Tropfen in seine Hand fallen. Dann verrieb er die Zutaten zu einer kleinen Kugel und schluckte sie. Blut! Wie lange schon hatte er darauf verzichten müssen! Und was er trotz all des Rauschgiftes, das er in sich hatte, noch schmeckte: Dieses Blut lebte. Das war nicht das Blut eines Toten, oh nein. Es war frisch und warm. Es waren seine eigenen Körperkräfte, die er schmeckte. Dieses Blut redete mit ihm, während es durch ihn hindurchfloß. Es wollte ihm sagen, daß es noch da war, daß es in ihm und für ihn war und daß nichts und niemand verhindern konnte, daß er ein gestandener Nuu-Giik war. Ein kraftvoller Nuu-Giik! Ein wütender Nuu-Giik!!! Er fühlte sich besser. Sehr viel besser. Er würde jetzt da 'raus gehen und keine dieser mickrigen Tempelwachen würde ihn daran hindern! Ein Nuu-Giik ist für die Freiheit geboren!
Er war schon halb an der Tür, als ihm etwas einfiel: „Cathjana, warum tust du das?" Doch seine Retterin schien zu schlafen. Und vielleicht träumte sie von einem großen Palast mit vielen Dienern.

„Ich breche aus, Aljuscha. Kommst du?" - „Oh, schick!" Die kleine Zauberin klatscht in die Hände. Sie springt von ihrem Strohlager auf, doch Den ist schon weitergestürmt. „Naja, das könnte wenigstens Spaß machen", sagt Aljuscha zu sich selbst und trippelt hinterdrein.

„Ich breche aus, Nurin. Was is' mit dir?" Der Barde sieht auf: „Nein, danke." Den tritt an ihn heran, packt ihn an den Armen und schüttelt ihn. „Hör' 'mal. Ich weiß, daß dir Freiheit nichts bedeutet. Und wenn du wirklich nich' mehr an das Gute glaubst, dann bleib' hier und verrecke. Aber wenn du auch nur 'n bißchen glaubst, daß die Welt anders sein kann, anders sein sollte oder wenn du nur 'n kleines Gefühl der Freundschaft für mich hast, dann beweg deinen Arsch, ich brauche deine Hilfe!" Den sieht dem Barden fest in die Augen. Nurins Mundwinkel zucken. Dann seufzt er.

Ein großer Bär poltert die Treppe des Nachtturmes der Lyzeum hinunter. Hinterdrein schleichen eine bunte Figur und eine kleine Dame mit Hut. Zwei Gestalten versperren ihnen den Weg und werden augenblicklich von zwei starken Armen durch die Luft und zu Boden geschleudert. Sie werden erst nach Stunden wieder aufstehen.

„Sag' 'mal, du willst doch nicht wirklich ausbrechen, oder?" Aljuscha zweifelt, während Den auf die Tür zum restlichen Teil der Lyzeum eindrischt. „Klar ... werd' ... ich ... das." - „Oh, naja, ich dachte, du machst vielleicht nur Spaß. Aber ... wenn ihr beide ausbrecht, äh, was soll ich dann noch alleine hier?" Den hält inne und schaut sie intensiv an. - „Oh, gut. Ich denke, dann werd' ich einfach 'mal mitkommen. Nicht wahr?" Sie lächelt.

Die Tür ist massiv. Zu massiv, selbst für jemanden wie Den. Doch er gibt nicht auf. Mittlerweile werden Rufe auf der anderen Seite laut. Und auch Nurin ruft. Er hat eine weitere verschlossene Tür gefunden. Eine, die zu den sonst leeren Zellen des Erdgeschosses führt. Den läßt von der Außentür ab und rammt mit seinem ganzen Körpergewicht die Zellentür ein.

Ein Echsenwesen hat Den noch nie gesehen. Schon gar nicht eines, das mit einer langen Kette an seinem Schwanz an der Decke aufgehängt wurde. „Was tust du hier?", fragt Den. „Wenn'sss Euch nichtsss ausssmacht: Ich hänge hier.", antwortet das Wesen. „Willst du das?", fragt Den. „Na, würdet Ihr esss wollen, wenn man Euch am Schwanzzz aufhängt?" Den verzieht sein Gesicht und grunzt.

„Ich brauche noch meine Sssachen“, sagt das Echsenwesen Srrszzir im Vorraum und öffnet eine Luke im Boden, die die Anderen noch nicht bemerkt haben. „Diessse Trottel sssind sssich ihrer Sssache ssso sssicher, dasss sssie sssich noch nicht einmal Mühe gaben ihr Verssssteck zzzu verbergen.“ Die Luke ist groß genug, das er in den Raum darunter gelangen kann. Sichtlich erfreut greift sich Srrszzir einen großen Kriegshammer aus einem Regal. „Was ist da noch?“, ruft Nurin hinunter. „Ein grössserer Sssack und eine Truhe. Sssie issst mit Eisssenbändern umwickelt. Darin poltert etwasss von innen gegen den Deckel. Esss will herausss.“ - „Mein Knochen!“, schreit Den. „Brich’ die Truhe auf!“ - „Hab’ nicht bemerkt, dasss Euch einer fehlt.“ Mit der Kraft eines Berserkers beginnt der Echs auf die Bänder einzuschlagen.

Mit gewaltigem Knirschen und Quietschen wird eine Tür geöffnet. Eine Anzahl Leute strömt aus dem Haupttrakt der Lyzeum herein. Eine Handvoll Männer und Frauen, mit Schleudern bewaffnet. Ein paar gelehrt aussehende Burschen, ängstlich im Hintergrund. Doch allen voran: der, den sie „Großmeister“ nennen. Der Hohepriester! Und er sieht keineswegs ängstlich aus, oh nein! Er wirkt vielmehr ... müde. Er stellt eine so aufreizende Gelassenheit zur Schau, daß Den unwillkürlich einiges von seiner Selbstsicherheit verliert. Zusammen mit Aljuscha und Nurin zieht er sich knurrend vor dem Pulk der Gegner zurück. Bis er in seinem Rücken etwas Festes fühlt: die Glasscheibe, dieser verhaßte Ausgang, und doch kein Ausweg.

Nur ein Blick und der Großmeister Dot Ikam Matulek hat die Situation erfaßt. Nicht umsonst ist er der Leiter der Lyzeum, der Mann ist seine Macht und seine Verantwortung gewohnt. Und schnelle Entscheidungen: Mit einem leichten Kopfnicken befiehlt er einem seiner Helfer, die Klappe zum Lagerraum zu schließen und sich darauf zu stellen. Srrszzir sitzt in der Falle! Die anderen Bewaffneten verteilen sich im Raum und bilden eine geschlossene Linie mit dem Großmeister im Mittelpunkt. In ihren Schleudern, die sie drohend erheben, stecken unscheinbare, eiserne Pfeilspitzen - tödliche Geschosse. Eine Flucht ist unmöglich: Die Linie der Widersacher zieht sich enger um die Drei herum. Dahinter hört man den Echs unter der Luke poltern.

Der Priester spricht. Aus seinem behäbigen Gesicht tropfen die Worte wie süßes Gift: „Sieh einer an, das Tier zappelt noch. Und Ihr, Herr Barde? Seid Ihr sicher, daß Ihr in der Welt dort draußen zurechtkommt? Und, oh, meine liebe Aljuscha! Wollt Ihr nicht lieber zurück in Euer Bettchen. Ihr habt doch jetzt Euren Spaß geha...“
Der Priester spricht nicht mehr. Statt dessen macht er ein erstauntes Gesicht und fällt dann langsam und sehr steif vornüber.

Die Luke ist aufgesprungen. Der Mann, der auf ihr stand, wird gegen eine Wand geschleudert und bleibt ohnmächtig liegen. Etwas zischt durch die Luft und trifft direkt auf den Hinterkopf des Großmeisters. Das scheint keine böse Absicht zu sein: Der Kopf befindet sich einfach nur direkt im Weg des Knochens zu seinem rechtmäßigen Platz in Den’s Haar. Hinterdrein kommt ein wild um sich schlagendes Echsenwesen.

Die Linie der Bewaffneten hat sich aufgelöst. Dennoch gelingt es Zweien ihre Schleudern einigermaßen gezielt abzufeuern. Eine Pfeilspitze prallt an Srrszzir’s dicken Schuppen ab, die andere schwirrt dicht an seinem Kopf vorbei. Doch ist der Kampf noch längst nicht entschieden: Die Feinde beginnen sich wieder zu formieren, sie ziehen bedrohliche Schwerter. Den zieht seinen geliebten Knochen aus dem Haar und stößt Aljuscha mit dem Ellbogen an: „Wär’ verdammt gut, wenn du jetzt das Wort sagen könntest.“ Aljuscha schaut verängstigt: „Du weißt doch ...“ Aber Den läßt das nicht gelten und schreit sie an: „Verflucht Aljuscha! Wahre Macht, echte Stärke hängt nicht von einem einzelnen Wort ab. Macht kann dir niemand geben oder nehmen. Sie kommt aus dir selbst. Aus deinem Bewußtsein, daß du jemand bist. Du mußt an dich glauben, Aljuscha! Und jetzt ... sag’ ‘was!“
Und Aljuscha sagt ‘was. Doch noch im selben Augenblick wird ihr Wort übertönt von den Schreien und quiekenden Geräuschen ihrer Gegner. Sie greifen sich an den Hals, doch da ist kein Hals mehr. Sie lassen die Schwerter fallen und gehen auf allen Vieren zu Boden. Ihre Kleider werden ihnen zu groß und sie springen auf ihren kleinen Haxen heraus. Ihre winzigen Schweinsäuglein werden zu riesigen Scheiben, als sie entsetzt auf ihre Ringelschwänzchen blicken. Dann wirbelt der ganze Haufen auf dem Absatz, nein, dem Huf herum und rennt in Panik zur Tür hinaus.

„Sieg!“, schreit Srrszzir und reckt mit beiden Armen den Hammer hoch. „Sieg!“, lacht Den und „Sieg!“ piepst auch Aljuscha. Doch Nurin bleibt stumm. Er preßt seine Hand an die Brust. Blut quillt hervor, dort wo ihn die zweite herumfliegende Pfeilspitze getroffen hat. In den Armen Den’s sinkt er zu Boden.

Der Barde röchelt. Ein dünner roter Faden läuft aus seinem Mundwinkel. Mit schimmernden Augen blickt er hinauf zu dem Mann, der ihn hält. „Weine nicht, mein Freund. Ich weiß nicht, ob du Recht hattest. Ob die Welt wirklich so gut ist, wie du sagst. Aber ich weiß, daß ich durch dich wieder etwas gefunden habe. Freundschaft.“ Mit einem Blubbern ergießt sich ein Blutstrahl aus seinem Mund. „Ich werde hierbleiben. Ich bin sowieso schon tot. Du aber, du hast noch den Willen zur Freiheit. Du mußt hier weg.“ Er hustet und spuckt. Und dann, mit einer letzten, verzweifelten Anstrengung packt er den Pelzmantel Den’s an den Schultern und zieht sich daran hoch. Seine Beine sind wacklig, doch Den und Srrszzir stützen ihn. Nurin seufzt und blickt, fast lächelnd, auf Aljuscha. Dann erhebt der Barde seinen Kopf und singt. Keine Worte, nur ein einziger, glasklarer Ton. Als tiefer Basston fängt er an, doch schwingt er sich höher und höher hinauf. Schließlich muß sich die Zauberin die Ohren zuhalten, so schrill wird der Abgesang des Barden. Und mit einem letzten, stahlharten Kreischen zerbirst das grüne Glas, das Symbol ihrer Gefangenschaft. Nurin fällt zu Boden...

Auf jede dunkle Nacht folgt ein neuer Morgen. Auf jeden Sturm eine Zeit der Ruhe. Die drei stehen in der frühen Sonne auf einer Bergspitze außerhalb der Stadt. Über dem einfachen Steingrab erhebt sich ein orangefarbener Himmel. Darunter liegt das stinkende Elek-Mantow, das unerbittliche Elek-Mantow, dessen Bewohner täglich neu den Kampf gegen das erbarmungslose Leben aufnehmen.
„Wasss werdet Ihr jetzzzt tun, Knochenmann?“, fragt Srrszzir. Den schweigt lange. Dann blickt er hinüber auf die schwarzen Morgennebel, die sich aus der Spalte der geteilten Stadt erheben. „Hab’ noch ‘was zu erledigen.“, sagt er leise. „Ich werd’ wohl zurückgehen. Und du, Aljuscha?“ Die wiedererstarkte Zauberin nimmt ihren verbeulten Hut ab: „Oh, ehrlich gesagt, ich habe da noch eine kleine Rechnung offen. Vielleicht sieht man sich ja da unten noch mal wieder.“ Sie blinzelt und macht vor dem Echs und dem Nuu-Giik einen formvollendeten höfischen Knicks. „Auf bald, meine Herren. Und paßt auf, wenn Ihr noch einmal in die Unterstadt kommt. Die Wirkung meines Wortes wird nicht lange anhalten. Möglicherweise könnte Euch der eine oder andere Wächter noch mal begegnen.“ Dann hüpft sie mit einem kleinen Lachen zur Stadt hinunter.
„Möcht’ wissen, was sie da eigentlich gesagt hat.“, brummt Den. „Nun, für einen der Schschschurken wird die Wirkung zumindessst lange anhalten.“, sagt Srrszzir und grinst breit. „Da gab esss einen der Gutangezzzogenen, der meinen Schschschädel öffnen wollte. Er wollte wissssen, welche Drüssse im Hirn für meine Schschschuppen verantwortlich issst.“ Dann lacht er laut, drückt Den die Hand und stapft breitbeinig den Berg herab. Nach ein paar Schritten wirft er etwas über seine Schulter. Den fängt es auf. Es ist ein kleines Schweinsöhrchen.

Schattenfuchs und Schleiertanz

Christel Scheja

„Drei saftige Meringor-Früchte aus Donji Kalemat! Gerade erst frisch eingetroffen! Ich sage euch, vier Eisensonnen sind nicht zuviel dafür verlangt!“ - „Pergemitronischer Balusch! Nur vier Bronzesonnen!“ - „Wollt ihr euer Mädchen anschmiegsam und sanftmütig machen? Dann kommt näher...“

Das Geschrei der Händler hallte über den kleinen Markt im Süden von Elek-Mantow, auf dem sich Stand um Stand, die meisten nur primitiv überdacht, aneinanderdrängten. In den schmalen Gängen dazwischen war die stickige Hitze und Schwüle des Mittmond-tages noch schlimmer. Wenn sich auch manch einer den Schweiß aus dem Gesicht wischte, so zog er sich doch nicht aus dem Gewühl zurück. Immer wieder standen drei oder vier Menschen bei den Buden zusammen und debattierten heftig über das bevorstehende Ereignis. In drei Tagen würde die Triumviratswahl stattfinden - und was das für die Unterstadt, nein, für ganz Elek-Mantow bedeuten mochte, wußte keiner richtig zu deuten.

Viele andere beschäftigte das nicht. Kreischend verfolgte ein Halbwüchsiger eine Herde Gänse, die ihm zu entwischen suchte um einige primitiv zusammengezimmerte Stände, auf denen kleine, verdorrt wirkende Feldfrüchte lagen, und warf dabei eine Kiste mit länglichen Früchten um. Hastig rannte der Jüngling davon, als ihn der fette Händler fluchend und keifend verfolgte. Er duckte sich, als ihm zwei Bewaffnete entgegenkamen, die augenscheinlich ihrer Herrin den Weg bahnten, einer edel gekleideten Dame, deren Gesicht von einem feinen weißen Schleier bedeckt war, so daß man ihre Züge nicht erkennen konnte.

„Was will die hier?“ - „Die soll nur aufpassen, daß keiner ihr...“ Einige Frauen am Brunnen steckten die Köpfe zusammen und tuschelten, deuteten immer wieder mit ihren Händen auf die Frau.

Ein bunt gekleideter Geck, dessen Gewänder einmal bessere Zeiten gesehen hatte, wich schimpfend dem Guß eines Nachttopfes aus, weil er zu dicht unter einem der windschiefen Häuser hergegangen war und trat gegen ein Schwein, das quiekend davonstob und einige Pferde zum Scheuen brachten, deren Reiter laut fluchend an den Zügeln rissen. Einer hieb sogar mit einem gefährlich aussehenden, an der Spitze gezacktem Speer nach dem verängstigten Tier. Mehrere Straßenkinder lachten über sie und riefen laute Spottverse, huschten geschwind wie die Ratten davon, als sie die Aufmerksamkeit der Reiter auf sich gerichtet sahen. Ein Kind mit zinnoberrotem Haar kletterte flink wie ein Äffchen auf einen Holzstapel und streckte die Zunge heraus.

Dicht neben den Berittenen brachte ein Ziegenbock, der durch die Beine seines Herrn lief, diesen zum Stolpern und ließ ihn in einem Dunghaufen landen. Das Tier sprang meckernd durch die Menge davon, auf der Suche nach Fressen oder einem Weibchen, das er bespringen konnte.

Im Tumult des Marktes fielen die zerlumpten Bettler, die unter der Hitze des Mittmondes besonders zu leiden hatten, weil sie ständig von den schattigen Plätzen vertrieben wurden, nur wenig auf.

Ihr Klagen bildete eines der gewohnten Geräusche im Rattenloch von Elek-Mantow, und die elenden Kreaturen wichen schon aus, wenn man nur mit dem Stock nach ihnen schlug. Es war auch angeraten Argwohn zu besitzen, denn die Börsen waren im Gewühl der engen Gassen zwischen den Ständen nicht immer besonders sicher...

Schmale Gestalten wie ein drahtiger Jüngling mit schwarzem Haar, oder ein blondes Mädchen krochen unter den Holzschragen durch, wann immer sie einen Beutel abgeschnitten hatten und machten sich, ehe der Betroffene es merken konnte, durch die Menge davon.

Ein schlanker, blaß wirkender Bursche mit mädchenhaften Gesichtszügen, der eine spitz nach hinten zulaufende Kapuze über sein Haar und einen Teil der Stirn gezogen hatte war nicht so vorsichtig. Flink hatte er eine saftige Frucht stibitzt und biß hinein, während er ruhig von dem Stand wegschlenderte, als habe er das Obst erworben.

Blaugrüne Augen mit einem Silberschimmer blitzten und schienen nach würdiger Beute zu suchen - vielleicht der Börse der Dame, die interessiert feine Stoffe aus fernen Landen betrachtete. Der schmierige Barmian hatte sie unter ein paar grob gewebten Decken hervorgezaubert, nachdem eine Silbersonne den Besitzer gewechselt hatte. Der Jüngling grinste. Das war also der Grund, der das feine Dämchen hergeführt hatte: Sie wollte wohl Geld sparen, indem sie die, vor ein paar Vierteln aus den Lagern des Kaufherrn Dolphinius entwendeten Stoffballen erwarb. Na wenn sie sich dabei nicht in die zarten Finger schnitt... Er wischte sich die Finger an seinem schmutzigbraunen Überwurf ab und machte dann ein seltsamen Zeichen, ehe er sich umdrehte.

„Pawlek!“ Erstaunt zuckte ein Kräuterhändler zusammen, der den Jüngling eben noch neben seinem Stand stehen gesehen hatte. Sofort überprüfte er seine Auslagen und wischte sich erleichtert den Schweiß von der Stirn, als er feststellten daß ihm nichts zu fehlen schien. „Man kann ja nie wissen, was dieses Gauklerpack vor hat!“ murmelte er zu sich selber und blickte argwöhnisch über den Platz. Ja, die Wahlen und das darauf folgende Stadtfest brachte es mit sich, daß Gesindel seinen Weg nach Elek-Mantow fand, das er weit wegwünschte - Nushq' quai und anderes Gesindel.
Der Jüngling war zwischen den Menschen hindurch zu einer Lücke gehuscht und unter einen Stand gekrochen, der neben dem des Stoffhändlers lag. Schlangengleich hatte er sich durch die Schragen gewunden und kauerte nun fast unsichtbar unter dem tuchverhangenen Tisch.
Geschickt lösten seine Finger die bestickte Börse vom Gürtel der Dame, ja der dreiste Dieb wagte es sogar der Maid einen Ring vom Finger zu ziehen, ehe er wieder nach hinten zurückwich und durch den hinteren Teil des Standes auf eine Gasse zwischen den Buden gelangte. Ehe er auftauchte ließ er die Münzen in seinen eigenen Beutel gleiten, den er wieder unter seinen Überwurf schob.
Fröhlich pfeifend warf er die geleerte Börse über den Stand zurück und grinste breit, als er das Wehklagen und Geschrei der Edlen vernahm, die den Diebstahl entdeckt hatte. Unschuldig blickend mischte er sich unter die Schaulustigen und beobachtete, was weiter geschah.
Ihre Leibwachen eilten nun herum wie aufgescheuchte Hähne. Zwei von ihnen jagten ein dürres Kind in Lumpen, das zu auffällig mit der bestickten Börse gespielt hatte.
Entsetzt kreischend entwischte es den zupackenden Händen und stob wie ein aufgehetztes Reh in der nächstliegenden Gasse, verfolgt von den eindrucksvoll großen Kasraliten. Bald war nur noch Fluchen und Kreischen zu hören.
Der Jüngling zuckte mit den Schultern und seufzte. Gemächlich schlenderte zu einem Fleischstand und erwarb dort ein Spießchen. Während er an dem knusprigen Fleisch nagte, setzte er seinen Weg fort, als wolle er sich nur die Stände anschauen.
Der Jüngling zuckte jedoch zurück und riß die Augen weit auf, als er an dem Stand einer Nushq'quai-Sippe vorbeikam. Fast hätte er einen Packen Flickenteppiche heruntergerissen. Eine gebeugte alte Frau hatte tadelnd den Finger gehoben und verzog nun ihr runzliges Gesicht zu einem wissenden Lächeln. „Himbli, Junge, der du glaubst ...“, kicherte sie.
Der Dieb schnaubte und warf den Fleischspieß beiseite, als habe er plötzlich den Appetit verloren drehte den Kopf weg, als er den prüfenden Blick der goldenen Augen nicht mehr ertragen konnte und überquerte hastig den Markt. Erst am Brunnen kam er zur Ruhe und kauerte sich dann zu einem Barden der neben einem der Becken saß, um dessen Gesang zu lauschen.

Als der Sänger seinen Vortrag beendet hatte, neigte er den Kopf und lächelte den Burschen an, musterte verliebt das weiche Gesicht des Jünglings und wisperte etwas in zu ihm, das dieser ebenso rasch und leise erwiderte.
„Füchslein, hab acht, die Leute des Hauptmannes Larkur suchen dich schon wieder. Was hast du nur wieder Leichtsinniges angestellt? Der Preis auf deine Ergreifung ist erhöht, und ich kenne manch einen, der sie sich verdienen will.“
„Ach Reyard, das ist eine lange Geschichte. Ich war in der Oberstadt und habe da ... nein, das erzähle ich später. Ach weißt du, wenn das Leben hier zu schwer wird, dann zieh' ich einfach mit dir fort!“ erklärte der Knabe fröhlich und unbeschwert. „Elek-Mantow ist schließlich nicht meine Heimat. Du weißt ja, daß ich nicht nur dies eine Handwerk ausüben kann.“ Seine Stimme klang weich und schön, als sei sie für Gesang gemacht. „Ich bin zu lang in dieser Stadt, und will mich wahrlich nicht an die Menschen hier binden, sei es durch Verpflichtungen oder ...“
Er verstummte und sah sich aufmerksam um, als er einen, in der Menge herausragenden Federbusch entdeckte. Die blaue Uniform einer Stadtwache stach deutlich unter den bunten Gewändern der Menschen hervor. „Nun, wie ist's? Einen Sänger wie mich kannst du gebrauchen, oder nicht?“
„Ach Füchslein, das Leben eines Barden ist so wild bewegt wie seine Lieder! Zudem habe ich mich einer Gauklertruppe angeschlossen. Ich weiß nicht was Matany sagen wird, wenn ich dich zu ihr bringe! Sie ist eine sehr eifersüchtige Frau und du hast sie schon einmal vor den Kopf gestoßen, falls du dich erinnerst. Damals als du das erste Mal zu uns kamst ...“
„Matany ist eine dumme Gans, du weißt es wohl! Und ich will doch nichts von dir außer deiner Freundschaft, mein dummer großer Freund. Deinen Körper schenke ich ihr gerne!“
Der Barde seufzte und verdrehte die Augen: „Füchslein, du bist trotz allem ein reizvolles Geschöpf, und deine Schönheit übertrifft Matanys. Sie wird nicht zulassen, daß du den anderen Männern den

Kopf verdrehst, weil das nur Unfrieden in der Gruppe bringt. Und um ehrlich zu sein - sie um ihre Wahl unter den Männern!“
„Vergiß eines nicht, ich stelle einen Jüngling dar, und das will ich bleiben! Eben ein Hochseiltänzer, Sänger und Akrobat, auch wenn ... Mutter ... „, er spie das Wort mit einem haßerfüllten Unterton aus, „immer wieder meinte, daß ich meine wahren Gaben vergeuden würde! Vergiß, was du damals am Fluß gesehen hast, ja?“
„Oh Kindlein ...“, seufzte der Sänger verlegen. „Wie soll ich das, können? Überhaupt - du wirst es in einer Gemeinschaft nicht lange verbergen können.“
„Ich bin kein Kindlein mehr! Und das zweite laß meine Sorge sein!“ fauchte der Jüngling erbost. „Du wirst mich nicht noch länger so nennen, sonst ...“
„Es stimmt, du bist seit du das Haus deiner Mutter verlassen hat, erwachsen geworden, und dazu noch eine schöne Maid. Ich kann es nicht glauben, aber es stimmt, was die alte Meka einst prophezeite: Begabt, und schön wie Cherindrasta, die Herrin der Schleier, aber spitzzüngig und frech wie ein Schlänglein Selefras ...“
„... und wie ein Füchslein so geschwind und klug! Vergiß das nicht. Also, nimm mich mit!“ drängelte der Jüngling.
„Die Götter beschützen und behüten mich!“ Der Barde nickte ergeben, machte aber ein verzweifeltes Gesicht, weil ihm die Forderung nicht behagte.
Dann schien ihm etwas einzufallen: „Meinetwegen, Füchslein, aber du mußt vorher noch etwas wissen: Die Seherin Ailanth lebt hier - hier in Elek-Mantow, und Selefra mag mich in den Spalt stürzen, wenn ich lüge! Ich habe sie vorgestern gesehen, als sie über den Markt wanderte! Und ich habe sie sofort erkannt. Schließlich habe ich ein Jahr unter eurem Dach gelebt!“ Er zog die Augenbraue hoch, als er die Überraschung seines Gegenübers bemerkte. „Oh, so ist das. Ich verstehe nicht, wie du das nicht bemerken konntest! Oder sie. Ihr haßt euch doch aufs Blut und eigentlich hätte eine die andere zer...“
„Ich begreife das auch nicht!“ grübelte der Jüngling, der eigentlich ein Mädchen war und starrte den Barden an mit geweiteten Augen an. „Ich habe mehr als ein Jahr hier zugebracht, und kenne das Rattenloch so gut wie meine Taschen, aber sie muß mir entgangen sein. Vielleicht weil ich die Nachtstunden zum Herumstreifen bevorzuge, während sie sich dann auf ihr Dach verkriecht ...“ Sie legte eine Hand auf seine Schulter und verkrallte sich in dem Hemd. „Wo ist dieses elende Weib, das geschworen hat, grausame Rache an mir zu nehmen?“ fragte sie mit kalter Stimme, als erwarte sie eine Antwort.
Der Mann schluckte. „Du weißt, deine Mutter hüllt sich in die Nebel Cherindrastas. Niemand erinnert sich an sie, wenn sie es nicht will. Wie ich erfahren habe, als ich neugierig herumfragte, lebt Ailanth als Wahrsagerin und Mechanica in einem Hause nahe des Hesvite-Tempels, so als erhoffe sie sich durch des Gottes Nähe Visionen und Träume, die.... Nun ja, ich wollte sie besuchen, aber eine Frau mit einer Maske ließ mich nicht ein ...“
Weiter kam er nicht. Das Mädchen sprang auf und verschwand im Schatten der Häuser, als sie sich von einem Soldaten erspäht fühlte, einem hochgewachsenenen dunkelhaarigen Mann.

☯ ☯ ☯

„Ich werde euch benachrichtigen, wenn die Sterne mir ihre Rätsel enthüllt haben.“ Die Stimme der hochgewachsenen Frau klang kalt und tonlos, als sie ihren Besucher verabschiedete, der hastig die Kapuze seines Umhanges über den Kopf streifte und an der Sonnenuhr vorbei zum Gartentor eilte, das eine Magd offenhielt. Sie blickte ihm einen Augenblick nach, dann drehte sie sich um und betrachtete eine der Wandmalereien. Ihre Augen glitzerten, als sie die Figur des Schlangenskorpions kurz musterte und dann durch eine der hinteren Türen verschwand.
Sie begab sich in einen Raum im zweiten Stock des Hauses und wirkte wie die Statue einer Göttin, als sie reglos vor dem Fenster verharrte und über die niedrigen, breitkronigen Bäume ihres Gartens hinaus auf die Straße blickte, auf der eine Menschenmenge ihren Weg durch die enge Gasse suchte. Verdeckt wurde eine weitere Aussicht durch das dunkle zweistöckige Gebäude mit den purpurn im Sonnenlicht schimmernden Fenstern.
Blaugrüne Augen suchten bekannte Gesichter unter den Passanten, und sie lächelte, als sie dann und wann einen ihrer Kunden entdeckte, aber als es ihr zu müßig wurde, kehrte sie an den Tisch zurück, auf dem eng beschriebene Pergamentblätter mit komplizierten Berechnungen lagen. Einen Moment

runzelte sie die Stirn und strich ihr pastellgrünes fließendes Gewand zurecht, dann setzte sie sich wieder und beugte sich über die unvollendete Arbeit. Gedankenverloren griff sie nach der, im Tintenfäßchen stehenden Feder und malte weiter bildhafte Symbole von links nach rechts, überlegte eine Weile und setzte ihre Berechnung fort. Erst als sich die Tür einen Spalt öffnete, sah sie hoch.
„Was ist?“ fragte sie mit ruhiger Stimme.
„Herrin Ailanth, Ashline und Mikari bitten darum, heute früher gehen zu dürfen. Sie wollen ihren Familien helfen, und unten auf dem Markt spielen schon einige Musikanten auf. Sie freuen sich auf den Tanz, glaube ich“, erwiderte die Magd, die nun eintrat und den Kopf senkte. Ihre rechte Gesichtshälfte bedeckte eine emaillierte Maske, die nur bei genauerem Hinsehen als solche zu erkennen war. Ailanth nickte freundlich und winkte das Mädchen näher. Sie hatte dem Mädchen diese gefertigt, um die darunterliegenden Entstellungen - die zerfurchten Narben, die ihr betrunkene Männer zugefügt hatten, zu verbergen. „Sie haben die Erlaubnis zu gehen, Jamiriel. Und was ist mit dir?“
„Ich?“ Die Magd wirkte erstaunt und verlegen , dann schüttelte sie den Kopf. „Die anderen werden mich verspotten. Die Gaukler sind doch die schlimmsten von allen spitzzüngigen Rashquiat!“ wisperte sie haßerfüllt.
„Gaukler sind in der Stadt“, grübelte Ailanth selbstvergessen, so als habe sie die letzten Worte nicht genau mitgekommen. „Ja natürlich. - Aber ich stelle es dir frei. Du kannst an diesem Abend tun und lassen, was du willst.“
„Ich werde mich um Rhysian, eure Tochter, kümmern! Die Kleine treibt sich immer öfter auf den Straßen herum, so als habe sie Freude unter den Straßenkindern gefunden...“ sagte die Magd und verstummte, als ihre Herrin wieder nicht zuhörte. „Herrin Ailanth, habt ihr Sorgen?“
Ailanth schüttelte zerstreut den Kopf. „Nein. Heute jährt sich nur ein trauriger Tag. Ich ...“ Sie sah die Frau an und ihre Augen blitzten purpurn, ein Zeichen, daß sie erregt war. „Bitte laß mich jetzt allein.“
Jamiriel, die die Launen ihrer Herrin kannte, gehorchte schnell, und schloß die Tür hinter sich.
Schon im nächsten Augenblick flog das Tintenfäßchen zu Boden und verteilte seinen Inhalt auf den Holzbohlen. Ailanth war aufgesprungen und hatte die Hände vor der Brust zu Fäusten geballt. Ihre Augen glühen in rotviolettem Licht. Schmerz und Wut vermischten sich in ihrem Gesicht zu einer Maske des Hasses und Zorns. Dann löste sie hastig die Bänder die ihre weißsilbernen Haare hielten und fuhr sich durch die langen Strähnen. Ihre Brust bewegte sich heftig.
„Neun Jahre sind vergangen. Neun Jahre trauere ich um ihn, und noch immer sehe ich ihn in seinem Blut vor mir liegen.“ keuchte sie. „Damals hast du alles zerstört - alles was uns verband ...“ Ihre Stimme sank zu einem Wispern herab. „Ich sehe Mirthanh noch vor mir liegen, mit durchschnittener Kehle und gebrochenen Augen. Fast hätte ich das Kind verloren, das ich damals in mir trug. Oh, du hättest mir am liebsten auch noch das genommen.“ Dann schrie sie: „Warum hat dein Haß alles zerstört?“

☯ ☯ ☯

Nur einen Tag vor der Triumviratswahl in Elek-Mantow brodelte das Leben im Rattenloch. Im unteren Teil der Stadt, auf den Plätzen, in den Schenken und Tavernen herrschte Lärm: Der Trommelklang eines wilden Tanzes vermischte sich mit dem Gekreisch von jungen Mädchen und Männern oder brüllenden Lachen. Sänger versuchten gegen das Stimmengewirr anzukommen, während Gaukler lauthals ihre Attraktionen anpriesen. Auch jetzt, kurz vor dem Fest, daß die oberen ausrichteten, versuchten die Zugereisten ihr Geschäft zu machen, und die Menschen nahmen es dankbar an. In der Schwüle der Nacht konnten ohnehin die wenigsten schlafen.
Doch nicht überall im Rattenloch ging es so zu. Gerade am Rande der Schlucht, aus der wabernd Nebel aufstieg, herrschte fast schon beklemmende Leere und Stille.
Das Mädchen in der Verkleidung eines Jünglings duckte sich in den Schatten des Hesvite-Tempels und beobachtete im Licht der Monde das beleuchtete obere Stockwerk des Hauses gegenüber. „Du konntest es nicht lassen, seine Zeichen aufzumalen“, stieß sie hervor und spuckte zu Boden. Bei ihrem ersten Versuch hatte sie die Malereien an der Hauswand gut erkennen können - leider auch einige Stadtwachen sie. Die junge Frau schnaubte. die Verfolgungsjagd hatte sie kostbare Zeit gekostet, Zeit in der ihre Mutter sie vielleicht schon gespürt hatte - denn der Zeiger der Sonnenuhr im Garten war ihr verdächtig genug vorgekommen. Die Männer suchten sie jetzt bestimmt schon in anderen Teilen des Rattenlochs - oder was wahrscheinlicher war - sie hatten sich anderen Aufgaben zugewandt.

Sie seufzte und zupfte sich die Kapuze eiligst zurecht, nur um dann einen vorsichtigen Blick zu der Mauer zu werfen um abzuschätzen, wie sie diesmal ungesehen über sie gelangen konnte.
Widersprüchliche Gefühle rasten durch ihren Geist.
Aziareya fühlte sich an ihre Jugend, als sie von drinnen Kinderlachen zu hören glaubte, erinnert. Cherindrasta - alles war gut gewesen, sie hatte ihre Mutter geliebt und ihr vollends vertraut. Sie war eine aufmerksame Schülerin gewesen, auch wenn die Lehren der Mechanika und Weisen sie nur gelangweilt hatten - ja, sie hätte sogar den Eid abgelegt, eine ...
Aziareya schüttelte sich angewidert. Aber vor neun Jahren war alles zerbrochen. Nur durch diesen elenden Mirtanh, der zwischen sie und Ailanth getreten war. Aziareya wollte nicht länger daran erinnert werden - und doch, diese Nacht rief alles wieder hervor.
Gegenüber ihrer Mutter hatte dieser falschzüngige Mann schön getan: Er war liebenswert und verständnisvoll gewesen, so daß Ailanth sich ihn in verliebt hatte, aber sie, Aziareya, hatte nur unter ihm leiden müssen: Unter seinen kleinen Boshaftigkeiten, die er ihr anlastete (wie oft hatte er Werke ihrer Mutter beschädigt und hatte behauptet, Aziareya sei es gewesen), unter dem Raub der Liebe ihrer Mutter, die er mit seinem Kind geschwängert hatte ...
Schließlich hatte er sie umbringen wollen, als die ungeliebte Stieftochter zu klug und mächtig werden drohte - Aziareya erinnerte sich an die Konfrontation im Keller des Hauses ... wie er sie gepackt hatte, und ihr seine Pläne verraten, sie dann aber schneller nach dem Messer gegriffen hatte, als er ... wie das Blut über sie gespritzt war.
Seitdem war das Band zwischen ihnen zerbrochen und ihre Mutter ihre größte Feindin gewesen: Sie hatte Aziareya verstoßen und all ihre Besitztümer vernichtet, um ihr Dasein zu leugnen, und wann immer sie sich daraufhin begegnet waren, versucht, es ihr heimzuzahlen, als sei sie eine Blutfeindin.
Das Mädchen wußte, sie konnte sich des Dämons und Schattens, der ihr Leben belastete nur durch eine Möglichkeit entziehen, indem sie ihn auslöschte - nein, indem sie schneller war als dieser!
Ihr Herz begann schneller zu pochen und trieb das Blut durch die Adern, daß ihr warm wurde. Cherindrasta, eines verstand sie immer noch nicht: ein Jahr hatten sie einander nicht bemerkt! Ob die Schleier dies gewollt hatten, oder Ailanth selber.
Aziareya hatte in Elek-Mantow ein gutes Auskommen gefunden, sie stahl, was sie brauchte und lebte, so wie sie es gewohnt war - frei und unbeschwert in den Tag hinein. Sollte sie das jetzt so einfach aufgeben?
Nachdenklich spielte sie mit dem Ring des Patrizierdämchens in ihrer Tasche. Kaum einer wußte, daß „das Füchslein“ ein Mädchen war, das sich weigerte einer der Banden anzuschließen.
Und das war auch gut so, denn manchmal mußte sich Aziareya, wenn ihr die Wache wieder einmal zu dicht auf den Fersen war, als Magd verkleiden, um nicht aufzufallen, und selbst in den einfachen Gewändern einer Schankdirne wirkte sie auf Männer wie ein exotisches Tier: Unter der Kappe verbarg sich die nun fest geflochtene und für ihr Volk typische Haarflut, die bis zu den Hüften reichte. Allerdings juckte die Kopfhaut bei der Hitze im Mittmond mörderisch.
Aziareya begriff nicht, warum die Männer hier sie hübsch fanden. In ihr hatte sich das Blut verschiedenster Vorfahren mit all seinen Vorzügen vermischt und ihr nicht nur das künstlerische Talent der Familie ihrer Mutter und die Gelenkigkeit ihres Vaters geschenkt, sondern auch ein Aussehen, das sie hervorhob. Eindrucksvolle grünblaue Augen mit einem schillernden leichten Silberblick, eine wahre Mähne feurigroten Haares, und die leicht gebräunte Haut machten sie zu einem für ihr Volk häßlichen Mischling, aber für die anderen offensichtlich reizvoll. Auch als Jüngling verkleidet konnte sie dies nicht gänzlich verbergen.
Dann wurde sie unsanft aus ihren Gedanken gerissen.
„Hab ich dich!“
Im nächsten Moment raste eine Faust seitlich auf sie zu und traf sie in der linken Gesichtshälfte. Ihr Kopf wurde schmerzhaft zur Seite gedrückt, Aziareya stolperte einige Schritte weit und stützte sich an den Mauern des Tempelgebäudes ab. Im Licht der Monde konnte sie den vierschrötigen Mann kaum erkennen, der sie so angegriffen hatte. Aber seine Silhouette verriet ihn. Verdammt! Das war Koroush, einer der Burschen aus der größten Bande der Stadt, und er vergnügte sich damit, trotz seines beschränkten Verstandes, Kopfgeldjäger zu spielen.
Sie hätte Reyards Warnung nicht überhören sollen - also stimmte es doch, daß jemand sie - vermutlich der eklige Fettsack aus der Oberstadt, dem sie ein paar kleine aber kostbare Schmuckstücke vor der Nase entwendet hatte, verstärkt suchen ließ!

Der Mann brummte zufrieden. Sie kannte ihn nicht genauer, aber die Arbeit in den Erzminen hatte seine Kraft in dem Maße vergrößert, in dem sein Verstand darunter gelitten hatte.
Schneller als man vermuten konnte, setzte er ihr nach. Obgleich sie noch immer durch den Schlag benommen war, wich Aziareya ihm taumelnd aus und ergriff die Flucht. Ihren Plan - die Mutter zu „besuchen“ mußte sie ein anderes Mal umsetzen. Jetzt blieb nicht die Zeit dazu - mit einem so blutrünstigen Bullen hinter sich, der ihr schon wieder gefährlich nahe kam.
Geschwind wie ein Springhase schlug sie vor seinen zugreifenden Pranken Haken - und bemerkte erst, als sie die Nebelwand vor sich sah, daß er sie an die Schlucht herangetrieben hatte. Es stank bestialisch aus der Tiefe herauf, so daß sie sich unwillkürlich die Nase zuhalten mußte.
Als sie ein schnaufendes Lachen hörte, wirbelte sie herum. Ihr Verfolger versperrte ihr den Weg in die Gasse, aus der sie gekommen war. Einen anderen Weg aus der Sackgasse gab es nur über ein Gitter, dessen Eisenstäbe in scharfen Spitzen endeten - und in die Schlucht.
„So mein kleines Füchslein, jetzt kannst du mir nicht mehr entwischen - und die 20 Silbersonnen für deinen hübschen Kopf habe ich gleich verdient und vielleicht noch'n bißchen mehr ...“, murmelte der Vierschrötige und rieb sich in Vorfreude die Hände. Das klang so, als wüßte er, was sie war. „Nun Knäblein, zermatsche ich dich wie eine Wanze auf meinem Kopf!“ Er klopfte sich auf seine verfilzte Haarpracht und spuckte aus.
Aziareya war nicht zum Lachen, denn er war trotz aller Angeberei in einer besseren Position als sie, zumal noch zwei weitere Männer aus den Schatten auftauchten. Sie sah sich gehetzt um und wich, so weit es ging zurück. Ihre Gedanken wirbelten durcheinander. So wenig wie sie sterben wollte, so wenig wollte sie die Gefangene dieses ekligen Kerls sein ...
Sie holte tief Atem und schüttelte den Kopf. Verdammt war dieser Mittmondtag, diese verfluchte Nacht. Als ob sie es herausgefordert hätte und nun den Preis für ihre Tat vor neun Jahren zahlen müßte.
Beim Schlangenskorpion nein! Nicht umsonst war sie unter Selefras Zeichen geboren und wußte immer einen Ausweg!
Bei Cherindrastas Schleiertanz, es gab nur noch diesen einen Weg. Sie mußte sich selber vertrauen.
Sie drehte sich zum Abgrund hin - und sprang, als der Mann sie mit seinen Pranken festhalten wollte. Lautlos verschwand sie im Dunst und verlor ihren Verfolger, von dem sie nur noch einen Schrei hörte aus den Augen ...

Ailanth schreckte aus dem dumpfen Brüten hoch, dem sie auf der Dachterrasse verfallen war. Trotz der heißen Nacht war der Himmel sternenklar gewesen, und sie zeichnete die Positionen der Sternbilder auf, um aus ihnen Erkenntnisse über den Ausgang der Triumviratswahl zu lesen. Sie lächelte zynisch. Ihrem Auftraggeber würde sicher nicht gefallen, daß ab dem Mittmond des Jahres 167 ein anderer Wind wehen würde. Die Sterne standen gut für das Haus Broschakal, und der Feuervogel verhieß Kraft und Stärke - während der Eisdrache die Hoffnungen ihres Klienten erstarren ließ. Glücklicherweise hatte er sie schon bezahlt, und konnte das Geld nicht mehr zurückfordern, das sie so dringend benötigt hatte.
Noch einmal blickte sie über den Garten hinaus auf die Straße. Unter ihr war es für einen Moment laut geworden, eine Männerstimme hatte die Stille der Gasse zwischen ihr und dem Hesvite-Tempel unterbrochen - doch bevor sie die Störenfriede erkennen konnte, waren diese schon verschwunden. Wahrscheinlich war es nur sich streitendes Gesindel gewesen, um das sie sich nicht weiter kümmern mußte. Obgleich das nicht das erste Ärgernis des Abends gewesen war. Hauptmann Larkur hatte sie kurz nach Einbruch der Dämmerung gestört und ihr von einem Straßenjungen berichtet, der in ihren Garten hatte eindringen, und sie dazu befragen wollen. Und sie hatte ihn erregt, ja wütend aus dem Haus gewiesen, weil sie noch immer von ihren schmerzlichen Erinnerungen gequält worden war. Nun, um eine Entschuldigung würde sie sich wohl kümmern müssen.
Ailanth lehnte sich zurück und wollte sich wieder ihren Beobachtungen widmen, als sie plötzlich eine Schwäche in ihren Gliedern spürte.
Die Feder entglitt ihren steifen Fingern, während sich ihr übriger Körper taub anfühlte. Ihr Blick verschwamm und sie meinte einen Moment das dreieckige Gesicht eines Kindes vor sich zu sehen, dessen Silberaugen sie aufmerksam musterten.
„Bei Cherindrasta, Kind, das ist unsere Gabe und du hast das Gefühl sie zu lenken in dir: Alles ist möglich, wenn du nur daran glaubst - du kannst sogar in der Luft wandeln und einen Abgrund

überqueren - aber um das Gleichgewicht und das Gefüge der Welt zu bewahren, wird diese Kraft einem anderen geraubt."
Ailanth verkrampfte sich und röchelte. Sie konnte nur würgende Laute von sich geben und krallte die Hände in den Stoff ihrer Gewänder.
Endlich ließ das Gefühl nach, und sie konnte wieder atmen, die Kraft kehrte mit einem Kribbeln in ihren Körper zurück. Ailanth sprang auf, fing sich an der Brüstung der Terrasse ab und starrte über die nebelverhangene Schlucht auf die Oberstadt. Ihr Herz pochte bis zum Hals. Bei Cherindrastas Schleier, wer war dieses Wissens kundig? Etwa ... Sie preßte die Lippen fest aufeinander und schlug dann mit der Faust auf die Schmuckziegel des Hauses. „Aziareya!"
„Willst du etwa in dem Dampf da runtersteigen? Bei Hesvites Spiegel - ich werd's nicht tun!" - „Ha, der Bursche ist bestimmt hinüber! Den hat die Schlucht verschluckt!"
Die Männerstimmen entfernten sich, nachdem die Halunken doch noch eine Weile diskutiert und mit einem Stock den Rand der Schlucht abgeklopft hatten.
Aziareya kauerte heftig atmend auf einem Vorsprung ungefähr einen Sprung unter dem Rand der Schlucht und rührte sich nicht. Von hier aus konnte sie leicht nach oben klettern und im Gewirr der Gassen des Rattenloches verschwinden. Aber obwohl es gräßlich stank und das Atmen eine Qual war, wartete sie. Ihre Gegner konnten ihr auflauern, und sie selber fühlte sich benommen. Ihre Wange schmerzte und ihre Glieder zitterten, aber sie mußte vor Freude kichern.
Ihr tollkühnes Vorhaben war gelungen. Sie hatte ganz fest daran geglaubt, und plötzlich war ihr Fall gebremst worden. Wie auf Schaum oder Schlamm war sie die wenigen Tritte bis zum Rand der Schlucht gegangen und hatte auf diesem Absatz Zuflucht gefunden.
Ja! Irgendwie stimmten die Lehren ihrer Mutter also doch! Sie hatte die Kraft gespürt, die ihr zugeflossen war - und das eröffnete ihr ungeahnte Möglichkeiten, wenn sie es genau überlegte. Aziareya genoß das Hochgefühl, das sie erfaßte und dachte an das bunt bemalte Haus nur wenige Pfeilweiten von hier.
Sie würde es an einem anderen Abend noch einmal besuchen. Wenn sie in ihren Fähigkeiten geübter, und Gras über die Sache mit dem Schmuck gewachsen war. Bis dahin würde sie Reyard eben zur Last fallen und ein wenig mit den Gauklern herumziehen.
Bei Cherindrastas Schleiertanz, konnte denn jetzt noch etwas schiefgehen?

Spiel

Thomas Peter Goergen

In der letzten Nacht war wieder Schnee gefallen, dichter Schnee wie Löschkalk, der alles, was er nicht bedeckte, gegen seine Weiße schwärzte, ob Mauer- oder Zimmerwerk, feucht, von glänzender Glätte wie Quarzgestein. Es war ein früher, frostiger, menschenleerer Morgen kurz nach Jahreswende. In die Schneewüste, welche die sommerliche Steinöde der Berge abgelöst hatte, duckte sich Elek-Mantow unter den stehenden Dünstungen seiner Schornsteine als ein frierendes, schlafendes Tier.
Im Rattenloch, wo gemeinhin selbst der Schnee schmutziger war als der in der Oberstadt, hatte, zu dieser Stunde, noch nicht das Gewühl der Leute die Bracke, den gefrorenen Schlamm der Straße mit der Schneedecke vermengt und in das unansehnliche Grau verwandelt, das Sommers wie Winters die Unterstadt zeichnete. Es war ein schönes, lebloses Bild.
In der Früh, kurz nach dem klaren Tagesanbruch, glitt die klobige Kutsche, lautlos bis auf das feine Klingeln der Zaumglöckchen, auf den versprengten Rand der Südstadt zu. Bald passierte sie die ersten schuppigen Häuser. Das eingeschneite Dach ließ darauf schließen, daß sie bei Nacht unterwegs gewesen waren, der Kutscher und sein Pferd, beide in schwere Decken gehüllt, ebenfalls von dünnem Schneeflaum bedeckt; ihr Atem dampfte in die kalte Luft. Der Verschlag war von dunklen Vorhängen verfinstert. Langsam schaukelte der Wagen über das holprige, schneebedeckte Pflaster durch die ausgestorbenen Gassen. Von ferne drang der müde, hohe Hornton der Wachablösung.
Es war seltsam anzusehen, wie das Gefährt ganz regungslos - weder der Kutscher rührte sich, noch tat die Mähre mehr als die spärlichsten Bewegungen, nötig, den Kasten in Fahrt zu halten - durch die Straßen schlich, fast wie von einer inneren, verborgenen Maschine getrieben.
Schließlich, vor einer kleinen Hütte, deren Türe und die Fenster vernagelt waren, wurde angehalten.
Der Kutscher stieg vom Bock, klopfte an seinen Decken herum, daß es Schnee staubte, stapfte dann auf die Baracke zu. Dort ergriff er einen an den Türrahmen gelehnten Spaten; ein kräftiges Gestemm, splitterndes Holz, und die Balken war von der Türe herunter. Vorsichtig öffnete der Mann und spähte in den dunklen Raum. Dann machte er kehrt, zurück zu seiner Kutsche - ein zögerliches Innehalten, bevor er sich wieder hinaufhangelte und oben erstarrte.
Nun, nach einer Weile, in der die Kutsche stumm verharrte, das Pferd mit bald traurig-komischen Gesten sein Maul über die Schneedecke strich, als suchte es zaghaft nach einem letzten, kümmerlichen Gras, öffnete sich der Verschlag. Eine gebückte Gestalt in einem kostbaren Pelz, von öligem Schimmer wie ein Rabengefieder, den Kopf in einen kunstvoll gewundenen Schal versteckt, kletterte heraus. Ohne sich noch einmal umzusehen, schritt sie zügig auf die ärmliche Hütte zu, huschte hinein und schloß die Tür.
Fast gleichzeitig setzte sich die Kutsche wieder in Bewegung. Sie wendete, den Weg zurück, den sie gekommen war. Noch bevor sich die Straße allmählich zu beleben begannen, war sie wieder aus der Stadt verschwunden.

Im Süden dehnte sich die Unterststadt. Ein weites Feld, vielleicht ein, zwei Läufe in Fläche gezählt, ein einsames und unwirsches Land, im Sommer heißer Schutt und Geröll mit schwarzen Bewuchs, jetzt weiß, karge Weiden wie gebückte, erfrorene Schäfer, still und kalt.
Die Unterststadt wurde gemeinhin von allen gemieden; selbst an sonnig-schönen Tagen im Hamilé haftete diesem Ort etwas düsteres an, etwas gespenstisches - im Streichen des Windes, der in einigen Höhlen dort sich wie in Orgelpfeifen brach, im grauen Laub und in den Mustern des Sandes, die vor allem aufgeworfen wurden durch die Unterhöhlungen der Akka-Gräbler, einer heimischen, aasenden Maulwurfsart.
Die Unterststadt war das Vorrecht eines Mannes, der seit bereits etlichen Jahren hier wohl nicht lebte, aber seine Zeit und Kraft auf die Sorge auf den „dritten Stadtteil“ Elek-Mantows verwandte. Auch an diesem Morgen im frühen Erststrahl.
Parcesastre Lugubrues hatte den Leinensack in das Loch versenkt, das er seit einigen Stunden in den steinharten Boden gegraben hatte, und machte sich nun daran, es wieder aufzufüllen. Die Nacht hatte er mit den Vorbereitungen verbracht, den Leichnam, den er gestern abend unweit vom „Totenkopf“ aufgelesen hatte, für die Verscharrung („Beerdigung“ zu sagen, gefiel ihm nicht, das war etwas für Reiche und Priester) hergerichtet: ein Rekschat, augenscheinlich zu Tode gekommen durch den Stich in den Magen, doch im Grunde waren es die Kopfverletzungen, Blutungen des rechten

Schädellappens, verursacht durch einen stumpfen Gegenstand, die des Mannes Schicksal abgeschlossen hatten.
Die Sache stellte sich übrigens als umständlicher heraus als zunächst gedacht, denn um den Hals trug der Leichnam, unter einem Schal versteckt, die obsidiane Flamme der Brennergläubigen, und Parcesastres Pietät gebot die Rücksichtnahme auf etwaige Frömmigkeit, also bei diesem Mann die Einäscherung des Ober- und Unterleibes, die Ausbälgung des Kopfes mit der Asche und die Verschließung der geöffneten Augen mit einem Tropfen Kerzenwachs, wie es der Totenbrauch der Brenner vorschrieb.
Parcesastre hatte sich in die Pflicht ergeben, nachdem der Kohleabdruck des Gesichtes auf Pergament gefertigt war, und die so verewigten Züge des Toten zu den anderen gelegt, die in bereits Dutzenden von Buchdeckeln, alle sorgsam datiert, in seinem Keller trockenlagerten.
Kurz nach Tagesanbruch begab sich der Totengräber schließlich in die Unterststadt, um den schweren Beutel mit dem traurigen Inhalt zu vergraben. Als das Loch wieder verschlossen war, die kurzen Worte des Priesters, der wie so oft an dieser Stelle fehlte, von Parcesastre stellvertretend gesprochen waren, kehrte der Mann mit der weißen Strähne nach Hause zurück.

In der kleinen Hütte hatte der Fremde sich an dem einzigen Tische niedergelassen. Darauf ruhte eine rechteckige Platte, zwei Pfeillängen die Kanten, aus stumpfem, blauem Stein.
Eine Kerze verbreitete mäßiges Licht.
Der Mann schien zu schlafen, er hatte die Augen geschlossen, das Kinn in den seidenweichen Kragen getaucht, die Hände in den Ärmel versunken. Langsam bewegte er sich, fast behaglich, auf dem harten Stuhl. Ein paar mal schnoberte er dösig durch die Nase. Er mochte vielleicht Stunden so verbringen.
Doch er richtete sich auf und den dunklen, haifischartigen Blick auf den tiefblauen Stein; einmal war es, als zöge etwas gegen die Kerze, er starrte versonnen.
Dann! schimmerte die Tafel, ein Licht, als hätte jemand im Innern des Steines eine Türe geöffnet. Weitere Lichter, in symmetrischem Abglanz, tauchten auf, verschwanden, kehrten zurück.
Der behagliche Eindruck des Mannes war jäh verschwunden.
Er war nun ganz der Jäger.

Parcesastre entriegelte seine Pforte.
Nicht, daß es viele Leute in Elek-Mantow, nicht einmal im Rattenloch, gegeben hätte, denen es ein Bedürfnis gewesen wäre; sich widerrechtlich, selbst bei sperrangelweit geöffneter Türe, Zutritt zu verschaffen zu dem schmalen Hause mit den das ganze Jahr über blühenden weißblauen Blütenranken und den ewig rauchenden Schloten. Es war mehr der Ausdruck eines geordneten Lebenswandels.
Beim Eintritt aber stutzte der Totengräber und hob den Kopf. Er drehte sich um, sein Blick schweifte über die leeren Gassen.
Er machte den Eindruck, als versuchte er die Worte eines weiter abseits stehenden Menschen zu verstehen, der ihn in nämlichen Augenblicke unvermittelt angesprochen hätte; weit und breit war aber niemand zu sehen, wiewohl der Totengräber den Kopf reckte, als lauschte er angestrengt.
Unruhig spähte er aus den Augenwinkeln in den Himmel. Da war nun wirklich nichts, nicht einmal die roten Wintervögel, die sonst in dieser Gegend kreisten.
Er senkte den Blick, kniff die Augen zusammen, wie verwirrt; als er sich dann umwandte, um endlich ins Haus zu gehen, war seine Miene besorgt und von mißtrauischer Wachsamkeit.
In seiner Stube verharrte er ein Weilchen, nachdenklich, gedankenverloren.
Da war ein Schrank aus grünem Holz, ein Schreibtisch mit vielen verborgenen und sichtbaren Fächern, die große, damaszierte Ampel von der Mitte der Decke herab, die Anrichte mit irdenen Schalen, Back- und Naschwerk und Gewürze darin in bunter Mischung, das runde Tischchen nach multorischer Schnitzart (es herrschte ein ganz eigentümliches Gewirr unterschiedlichster Möbelstile), auf dem eine silberne Schale stand, in dieser dann ein grauweißgeäderter Stein. Eine Türe führte in sein Schlafzimmer. Zwei Luken im Boden; die eine, die in den wärmenden Ofenkeller führte, die andere, die verschlossen war.
Parcesastre ging zu dem runden Tisch und nahm, zögerlich, Platz in einem beistehenden, verschlissenen Sesselstuhl. Auf dem Tisch wartete die Silberschale mit dem, einige Pfeilbreit in klarer Flüssigkeit, schönen Stein, der in der Mitte ein gleichmäßiges, glattes Loch aufwies, das in der Zeit, in der er noch in einem Bachlauf gelegen hatte, vom fließenden Wasser ausgewaschen worden war.
Parcesastre betrachtete den Stein.

Eine Frau.
Eine Frau mit ernstem Angesicht. Und mit könglichem Gepräge.
Wohl ihr Gefolge. Gesichtslos. Blau und leer, wie nichtgeboren. Aufgereiht.
Kalt. Und mit grausamen Gesichtern, streng, und von härterem Blau, kaltes Angedenken.
Reihe und Reihe, wie schon fast von der Kette gelassen.
Und über allem - die Augen: schwarz, raubfischartig, ausdruckslose Lust.
Kalt. Da war es wieder.

Der Totengräber lehnte sich langsam zurück. Seine Miene war unbewegt, nur blinzelte er ein ums andere Mal; als er neben sich griff, um aus einer Schüssel auf der Anrichte einige farbige Zuckerstückchen zu angeln, zitterte die rechte Hand.
Gegen Abend verließ er das Haus, die Kapuze tief in die Stirn gezogen, und eilte die breite Straße hinauf, die von seinem Haus nach Norden führte.

Es war das Geheimnis des dritten Saalherren, wie es ihm gelang, noch zu dieser Jahreszeit ein derartiges Aufgebot an ibriscischen Seidenrosen aufzutreiben, um aus diesen zartduftenden Blüten mit dem mattbläulichen Schimmer schwindsüchtiger Lippen ein nahezu kathedralisches Gebinde zu fertigen, sogar drei davon, drei dieser kunstreich bestäubten Blumenwunder, um der maßlose Tafel im alten Saal des „Schillerndes Vogels“ eine eindrucksvoll-frühlingshafte Aura zu verleihen.
Aber er wäre nicht der dritte Saalherren des ersten Hauses in Elek-Mantow, würde ihm, in dessen Obwalt ja gerade die hohe Bürde des Tafelschmuckes fiel, nicht dieses Kunststück gelingen.
Und er würde eher *sterben*, als sein Geheimnis *preiszugeben*, wie er den staunenden Gästen an diesem Abend gleich mehrfach versichern durfte...
„...bestand, frage ich Dich, eine wie auch immer geartete Notwendigkeit, darauf hinzuweisen, daß Seidenrosen im Osten vom gänzlichen Verschwinden bedroht sind...?“
„Mutter, ich...“
„...bedroht - was ist das überhaupt für ein Ausdruck - durch 'Mißbrauch als Tischputz'?“
Torador blickte äußerst unglücklich auf die steile Falte auf der ansonsten makellosen Stirne seiner Mutter. Die Richterin im Augenblick maß ihren kleinen Sohn dagegen mit einem mißbilligendem Blick. Derartige Entgleisungen waren zwar selten, stellten sich indes unverhältnismäßig oft bei den Anlässen ein, die eine (sozusagen) gesteigerte gesellschaftliche Bedeutung besaßen. Ein (unseliges) Trefferglück hat der Junge ja, nicht ein, nicht zwei, nein, gleich drei Angehörige des Virates auf einmal, gewissermaßen das Schwarze der Scheibe, standen auf der Gästeliste. Mißbrauch als Tischputz...
„... außerdem wurde es als - als Scherz? ja, als witziger Scherz ja aufgefaßt - der Herr Eborrie hat sogar - nunja, gelacht und...“ Torador fiel nicht auf, daß es ihm mittlerweile peinlicher war als es seiner Mutter jemals hätte sein können; sie zumindest brachte sein Redefluß wieder gedanklich zu den wesentlichen Dingen des Abends zurück, ihren Gästen, wohlverstanden: „Torador“, unterbrach sie somit, milde gestimmt, die wortreiche Abbitte ihres Sohnes,“ daß Eborrie - 'gelacht' hat, ist als strafmaßbegünstigender Umstand hiermit vermerkt. Geh´ nun bitte auf Deinen Platz!“, eine Weisung, die der Heiler nicht unerleichtert umgehend befolgte.
Während die Richterin nun also das Kopfende der Tafel erreichte, dort in die angeregte Unterhaltung mit ihren („Beisitzern“, dachte Torador verdrossen) Tischnachbarn tauchte, beäugte ihr Sohn geistesabwesend die farbenprächtigen Darstellungen des weitläufigen Deckenmosaiks.
In Gedanken war er weniger bei den geeisten Lerchenzungen, die just von dienernden Händen vor ihm zu Tische kamen, als bei den höchst bemerkenswerten Schreikrämpfen eines eigentlich an dauerndem Stumpfsinn leidenden Bäckermeisters - und bisweilen schob sich auch das eigenartige Bild der großen Melirae vor sein inwendig gekehrtes Auge - trotzdem ließ sich nicht vermeiden, die angemessene Höflichkeit gegenüber den Plaudereien einer für ihre geistvolle Unterhaltung bekannten Stadträtin an den Tag zu legen. Zumindest entging ihm auf diese Weise, aufgescheucht aus den wahren Dingen seines Interesses, nicht der seltsame Gast, den er kurz im Türrahmen zum Nebensaale bemerkte - mit einer hastigen Bewegung erhob er sich, bat die doch verwunderte Stadträtin um Verzeihung und verließ, den entgeisterten Blick seiner Mutter im Rücken, den Saal.
Der Mann wehrte gerade einen Bediensteten, der sich darum drängte, ihm den schäbigen Kapuzenmantel abzunehmen, und wanderte auf einen kleinen, sehr versteckten Tisch in der hintersten Ecke

des Raumes zu. Ein paar Schritte vor dem bereits herbeieilenden zweiten Saalherrn erreichte Torador den Tisch.
„Herr Lugubruk...?“
„Ich bitte um Verzeihung, Herr Broschakal...“
„O bitte, nein, ich wollte nur...“
„Ihr - Euer - der Gast Eurer...“
„Lugubrues“, warf der Mann mit der weißen Strähne in den sich verwirrenden Wortwechsel zwischen den beiden vornehm gekleideten Herren ein, „Parcesastre - Lugubrues.“ Damit faltete der Totengräber die Hände auf dem Tisch und betrachtete ruhig die beiden Herren, welche nunmehr sich wieder auf den Grund ihres Zusammentreffens besannen.
Der Saalherr hielt es jetzt für angebracht, sich unauffällig zurückzuziehen; Torador hätte fast ähnliches getan, hätte ihn nicht eine höfliche Nachfrage zurückgehalten: „Ich will eigentlich gar nichts“, antwortete er, „aber ich war nur überrascht - wir hatten noch nie das Vergnügen...“
Ob es für ihn, Torador, ein Vergnügen sei, sei zu bezweifeln, erwiderte der andere unbewegt, er jedenfalls freue sich über die Bekanntschaft. Woher denn Torador ihn kenne?
„Eine - Freundin hat mich einmal - unlängst auf Euch aufmerksam gemacht...“
„Wie schön“, meinte der andere ungerührt.
„...Ihr seid ein - o danke“, ließ sich Torador auf die einladende Geste hin nieder, „ - ein Heiler? auch ein Heiler? wurde mir gesagt...“
Er verfüge über gewisse Kenntnisse des Körpers, entgegnete der Totengräber mit einer Regung um die Lippen, in der man fast ein Lächeln hätte sehen können, „die allerdings eher auf Umständen beruhen, wo für einen Heiler nichts mehr zu tun übrig bleibt.“
„Ich meinte auch nur“, sagte der Heiler, winkte einen Lakaien heran, indes schlug der Totengräber das Angebot eines Glases roten Weines höflich, aber bestimmt aus; erst als Torador, dessen für menschliche Schwächen geschulten Blick des anderen Liebäugelei mit einer am Nebentisch aufgetragenen Pracht aus Schokolade und Trüffeln, Sahne und Nüssen durchaus nicht entgangen war, nämlichen „Winternachtszauber“ von der Küche erbat, wurde Parcesastre nahezu umgänglich, taute sichtlich auf und begann eifrig den Verzehr.
„Ihr seid ein kluger Mann, Heiler Broschakal“, bekannte er zwischen ein, zwei Löffeln, „aber...?“
Torador nahm Abstand davon, ihn zur Vollendung des Satzes zu nötigen. „Ich habe nur“, sagte er zufrieden, „schon vorher einige Male von einem Mann gehört, der den Behörden bei der - Aufklärung, sagen wir mal, von Todesfällen unnatürlicher Art hilfreich gewesen sein soll... meine Freundin erzählte mir auch von Eurer, nun, Tätigkeit in der Unterstadt. Gerade im Sommer ist die - Bestattung (verzeiht, Ihr seid am Essen) unter dem Gedanken etwa der Seuchenvorsorge...“
„Gewiß“, nickte der Totengräber, „doch vor allem denke ich, daß es nur wenige Menschen gibt, die von ihrer Mutter gezeugt wurden, um den Ratten anheimzufallen. Ich habe“, sagte er auf Toradors verdutzten Gesichtsausdruck hin, „eine etwas andere - Beziehung zu den Abläufen und Verstrickungen der Zeit!“
„O, das Schicksal...“
„Schicksal ist etwas für Helden und Liebende“, warf der andere unwillig ein. „Der einfache Mensch hat kein 'Schicksal', nur seine Zeit auf Nontariell!“ Nachdenklich widmete er sich seiner Schokolade.
„Und was meine Zusammenarbeit mit den Behörden anbelangt - Euer Hauptmann Larkur traf mich, vor einigen Jahren, beim Tode des alten Von Erzfeld. Bevor die Untersuchungen abgeschlossen wurden, konnte ich ihn noch darauf aufmerksam machen, daß keinesfalls ein Fehltritt, sondern ein kräftiger Stoß den alten Mann die zehn Sprung in die Tiefe des Stollens befördert hatte. Er ging der Sache nach, und seitdem (ich weiß nicht, wie die Angelegenheit weiterverlief) wurde ich das eine oder andere Mal nach meiner - Meinung gefragt...“
Und woher er wußte, daß Erzfeld nicht verunglückt, sondern...
„Ermordet wurde? Nun“, schaufelte er geschickt einen wundervollen Trüffel aus der Sahne, „Ihr wißt, daß im Auge des Opfers das Bild des Täters...“
„Ich bitte, also bitte Euch“, Torador lächelte mit einer Mischung aus Enttäuschung und Vergnügen über die kauzig-unbefriedigende Erklärung, „was der Volksmund...“
„Welchen Grund sollte der Volksmund haben, Lügen zu verbreiten?“ knurrte der Totengräber, ohne indes den Anschein zu machen, durch den Heiterkeitsausbruch seines Gegenübers sonderlich gekränkt worden zu sein. Torador´s Lächeln gefror ein wenig. „Manchmal“, fuhr der andere fort (schien jetzt jedoch eher zu seiner Süßspeise zu reden als zu dem Heiler), „bleibt das Bild eines Mörders wie eine

Narbe im Bewußtsein des Opfers zurück; noch wenn der Leib erkaltet ist, brennt der Gedanke unauslöschlich weiter: Haß - Schmerz - namenlose Rache - Vergeltung und - Verhängnis!“ Er schwieg.

Die neue Kerze war fast wieder niedergebrannt.
Doch vom Tisch ging jetzt aus ein auf- und abpulsendes, bläuliches Licht, wie ein lohendes, schlagendes Herz: die schwarzen Augen glitzerten saphirisch, Mondsteinen gleich in dem kalten Licht; und der Hai war in der Lagune, sein dunkler Leib, zielstrebig und still.
Steinerne Gestalten auf dem steinernen Brett.
Dann griff er nach einer und bewegte sie vor.

„Was ist mit Euch?“ Torador erhob sich halb in seinem Sessel, als er sah, wie der andere plötzlich zusammensacke, als preßte ihm etwas die Luft aus den Lungen.
Der Totengräber lag schweratmend auf der Bank, der Löffel klimperte zu Boden, und so heftig krallte er sich in den weißen Damast des Tischbezugs, daß Torador nur mit viel Geschick den „Winternachtstraum“ vor dem Umstürzen bewahren konnte.
Der Totengräber kam langsam wieder hoch. Sein ohnehin bleiches Gesicht war jetzt aschfahl, die Lippen waren über die blitzenden Zähne zurückgezogen und in seinen weiten Augen bildeten sich rötliche Risse, als seien Äderchen in großer Zahl aufgrund einer großen Anstrengung geborsten - „Großer Mantowin, Ihr braucht Hilfe“, flüsterte Torador erschrocken...
„Nein“, kam es da gepreßt. „Werft Euch nach links...“
„Was?“ Torador traute seinen Ohren nicht.
„*Werft Euch - nach links*!“
Torador war einen ganz kurzen Augenblick wie erstarrt, dann zögerte er nicht mehr und ließ sich linker Hand aus seinem Sessel gleiten - während neben ihm eine aufwehende Feuerwolke, inmitten entsetzlichen Gescheppers und Geklirrs, auf den Tisch niederprasselt!
Torador lag auf dem Boden, den Kopf in die Arme vergraben, und erwachte wie aus einer Betäubung - um sich herum Stimmengewirr, spitze Schreie und ein Gemurmel, aus dem helle, laute Rufe unregelmäßig aufblitzten; er fühlte wie jemand nach seiner Schulter griff: „Seid Ihr unversehrt?“ fragte ihn ein älterer, weißbärtiger Mann, er dankte der Nachfrage und ließ sich vorsichtig hochhelfen: der Tisch war ein schwarzbrauner Brandherd, ein Lakai schwang gerade eine Wasserkaraffe darüber. Daneben kauerte ein anderer Lakai und der zweite Saalherr wie ein lüsterner Gott der Strafe kreischte über ihm: „Du Tölpel! Du nichtswürdiger, unfähiger Bauer! Du - du - Bauerntölpel...!!“ bis seine Stimme sich überschlug.
Der ältere Herr klopfte freundlich an Toradors Gewand herum: „Eine ganz neue Art, flambierte Palatschinken zu verkosten“, meinte er launig. „Seid Ihr sicher, daß Ihr...
„Danke, mir fehlt nichts, Herr...“
Der Herr nannte seinen Namen, und Torador erkannte ihn als den Angehörigen einer der angesehensten Offiziersfamilien Elek-Mantows.
Mittlerweile war der erste Saalherr hinzugetreten, und erledigte die Angelegenheit mit der augenspielenden Überlegenheit, wie sie nur ein erster Saalherr, Säule und Ausdruck der Würde des Hauses, einzusetzen verstand: ein Seitenblick, Rüge für die unstandesgemäße Entgleisung des zweiten Saalherrn und vernichtender Tadel für den so unglücklich gestrauchelten Lakaien zugleich, der beide auch sogleich entweichen ließ; dann wandte er sich Torador zu, um in wohlgesetzten Worten tiefes Bedauern zum Ausdruck zu bringen.
Der Angesprochene beachtete ihn kaum, seine Augen suchten nach dem Mann, dessen absonderliche Warnung ihn vor dem Unglück bewahrt hatte; in der Tat entdeckte ihn bald am anderen Ende des Saals, sein Anruf erreichte den Totengräber aber nicht mehr, da jener, den Mantel um sich schlagend, in diesem Augenblick eilig den „Schillernden Vogel“ verließ...
Wirres Geschrei schreckte Torador auf; ein leichter Schädelschmerz kündigte sich bereits in seinen so jäh überforderten Nerven an. Indes, die lauten Rufe, das Aufheulen einiger Frauen, drangen aus dem alten Saal, dem Festsaal seiner Mutter, aus dem auch schon die ersten prächtig gekleideten Herren stürzten, lautstark und sichtlich verzweifelt nach einem Heiler verlangten - Torador hastete herbei, der große Saal glich einem aufgescheuchten Vogelnest und alles drängte nach dem Kopfende der Tafel: „Mutter!“

Mit diesem Schrei stolperte der Heiler durch die Menge an sich drängenden Rücken und Köpfen: „Mutter“, entfuhr es ihm entsetzt - sie lag, anscheinend bewußtlos, vom Stuhl dahingesunken, von den Gästen umringt...
„Platz da, geht doch weg“, flehte Torador händeringend, „laßt ihr doch Luft, Luft“, und er fiel neben ihr auf die Knie: das anmutige, strenge Gesicht von lebloser Bleiche, die Glieder schlaff wie schon hinfort, ein bläulicher, giftiger Glanz auf Mund und Lidern - „Wasser, holt Wasser“, schrie Torador, „holt Mikall, einen Träger, einen Träger...“
Doch sein Rufen verlor sich, ging unter in der summenden Menschentraube, die sich wild durcheinander warf, um zu sehen, was dort geschah...

Einen Moment lang schwankte das blaue Licht. Die Gestalten glühten wie geschmiedetes Metall.
Die lichtlosen Augen verengten sich zu einem scharfen Schlitz.
Das Gesicht, das einzige Gesicht in der antlitzlosen Horde um die Königin, war vorgedrungen. Nutzlos, weit hinter sich gelassen, die kleine Gestalt, die zum Ersten bewegt worden war.
Der grausame Mund, das Haifischmaul, verzog sich stumm und in maßlosem Hohn.
Bald regt sich die Hand und ordnet neu die Reihen aus blauem Gestein. Die nächste Gelegenheit bot sich schon.

Draußen war es bereits weit nach Sonnenuntergang. Die winterliche Luft war feucht und kalt, machte die Wangen frösteln, als hätte man sie an eine Glasscheibe gepreßt; und der Nachthimmel über der Stadt war wirklich makellos wie schwarzes Glas, auf das sich Sterne wie funkelnder Sand in rätselhaften, geomantischen Mustern verstreut hatten.
Parcesastre stand am Rand der breiten Straße, die vom westlichen Tore aus geradlinig Elek-Mantow bis zum Marktplatze durchquerte. Nach dem zähen, frierenden Leben, das sich tagsüber auf dieser Straße abgespielt hatte, war der Schnee des Morgens aufgewühlt und von den Furchen der vielen Händlerkarren zerschnitten; er breitete sich, im dampf-flackernden Schein der wegsäumenden Feuerbecken, wie ein gelbliches, zerwühltes Bett vor den Stufen des „Schillernden Vogels aus.
Der Totengräber atmete tief die klare, frische Luft ein.
Aus dem Gebäude hinter ihm lärmte es ins Freie, sie schickten nach den Heilern der Stadt; bald schon würde es ein paar Ratlose mehr geben.
Parcesastre faßte den Mantel enger und stieg zügig die Treppe hinab. Als er die Straße überquerte, auf der Höhe der Feste der Stadtwache, stockte sein Schritt...

Pferde.
Pferde, kraftvoll und gewandt, mit glühendem, rasendem Huf.
Die Reiter, der Zug der Reiter. Steinharte Reiter, in blauem Küraß.
Kalt. Und grausam die Gesichter. Leer.
Und - die Augen: schwarz, raubfischartig, verbissene Gier.
Kalt. *Da war es wieder*.

Der Grollen der kupferbeschlagenen Tore drang dumpf an sein Ohr. Mit von schrillem Kreischen der mächtigen Angeln verzerrtem Nachhall schwangen die dornbewehrten Flügel auf und ins Innere der Feste.
Aus dem Innern drangen wütende Rufe und aufgeschrecktes Pferdegetrampel.
Es ging sehr schnell - Lauschen: Tumult im Innern der Wache, die Befehle und die Flüche - Verharren, *nicht weitergehen* - die Lippen flatterten, als zählte er, dann tat er (sogar noch) einen kleinen Schritt zurück, nicht einen! Augenblick zu früh und nicht einen Daumen zu wenig, denn der im Irrsinn durchgegangene, schaumbedeckte Gaul donnerte keine Pfeilbreite an ihm vorbei, daß der peitschende Schlag des Schweifes ihn noch streifte und der reißende Wind an seinem Umhang zerrte!
Fast umgeworfen hätten ihn dann die Wachen, die im Folgenden aus dem Tore stürmten; einer von ihnen, eine blutige Schramme im Gesicht und die Hand um den rechten Arm gekrallt, brüllte derart, daß die Adern an seinem Halse wie Taue hervortraten.
„Seid Ihr... Ach nein!“, hörte Parcesastre da eine wohlvertraute Stimme.
„Guten Abend, Herr Hauptmann“, erwiderte er und wandte sich um; Larkur stand, noch die Brauen im Ärger verfinstert, am Straßenrand, und betrachtete den Totengräber gereizt. Auf den entbotenen Gruß hin sog er scharf die Luft ein, deutete ein knappes Nicken an. „Ihr seid natürlich unversehrt“, stellte er

kurzer Hand fest, und nun war es an Parcesastre zu nicken: „Inwieweit das natürlich ist“, bemerkte er höflich, „mag dahingestellt sein, doch es ist wahr, ich danke der Nachfrage.“
Larkur musterte ihn noch einen Moment, dann kehrte er sich auch schon ab: „Ihr müßt verzeihen“, sagte er in der Bewegung. „Der Gaul ist wohl verrückt geworden - kaum daß das Tor auf war, warf er den Reiter ab und ging durch - ein anderer“ - ein prüfender Schulterblick zu Parcesastre - „hätte an Eurer Stelle vielleicht weniger Glück gehabt...“ Der Totengräber blieb unbewegt.
Larkur hielt inne, schien nachzudenken: „Wie dem auch sei, es war jedenfalls knapp genug!“ Damit wandte er sich endgültig zum Gehen. Er hatte einen Wachposten zu befehligen. Ein paar harsche Worte zu seinen Männern, Anweisungen, das Pferd zurückzuholen...
„*Indultassi*, Herr Hauptmann!“
Larkur dreht sich (deutlich angestrengt) langsam wieder um, und auch das Reden der nahestehenden Soldaten flaute ab: „Was sagt Ihr?“
Parcesastre zuckte mit den Achseln. „Meines Wissens nach kehren ausgebildete Rösser wie die Euren doch immer in ihren Stall zurück, wenn ihnen der Weg bekannt ist!“
Er wolle sich lustig über ihn machen! Der Hauptmann schnitt dem Totengräber das Wort ab: „...natürlich kennt das Luder den Weg, es ist ihn ja gerade 'durchgegangen', aber - das zum ersten, das Tier ist irre...“
„Hauptmann!“ Larkur fuhr aufs neue herum (allmählich war durch das Hin- und Her die Grenze seiner Geduld erreicht). „Hauptmann, seht!“
„Bei der silbernen - Verdammnis, was zum...“ Da war das Pferd. Da war es. Allmählich zurückgetrabt, stand es nun bei den Männern am Tore, warf ungeduldig den Kopf zurück und schnaubte weißen Dampf in die Nacht: „Hauptmann“, der Mann, ein Rekschat, nähert sich vorsichtig dem Tier, klopfte ihm, ganz ergriffen, den Hals, die Flanke, „es ist wieder da...“
Larkur verzog keine Miene. Er hörte noch die leidenschaftslose Stimme des Mannes mit der weißen Strähne: „Das Tier - ist unschuldig, Hauptmann. Und es hat seinen Zweck - nicht erfüllt!“ Dann, Larkur wußte es, war der Totengräber in der Nacht verschwunden.

Die Kerze war längst verloschen, längst dämmerte die Kammer einzig in dem bläulichen Zwielicht des Steins. Aber das Licht war schwächer geworden. An seinen Grenzen fraßen sich die Schatten der natürlichen Nacht immer weiter auf den Tisch zu.
Die Augen glänzten in Wut.
Nutzlos vertan schon auch der zweite Versuch, der Springer, abgeschlagen, nunmehr ohne Wert...
Das war bitter, aber lehrreich zugleich. Der Hai ist ein Jäger, er jagt mit Bedacht.
Ihm wird nichts entgehen. Er wird siegreich sein.
Parcesastre erreichte die Brücke. Vor ihm lauerte das grob gemauerte Haus der Wache, darin der Torbogen wie eine gähnende Höhle, fahl beleuchtet von den knisternden und in der feuchten Kälte pfeifenden Fackeln. Ein leichter Schneewind schlierte aus der schwarzen Höhe der Nacht.
Der Brückenposten war um diese Stunde verwaist; nur einzelne Soldaten stapften unruhig, frierend umher.
Der Totengräber näherte sich dem nächsten Matjek, der gerade leise über irgendetwas in den filzigen Mantelkragen schimpfte, fingerte in seiner Tasche nach dem Wegeschein und förderte diesen auch, just als er vor dem Posten zum Stehen kam, hervor und dem Manne unter die Nase.
Der Matjek hatte keinen guten Tag gehabt. Die übliche Plage mit einem gelbäugigen Hauptmann, der an Griesgrämigkeit sogar ihn selbst zu übertreffen fähig, sturer noch als Niklion gewesen war. Dienstpläne, Mannschaftsbericht, und wieder Dienstpläne. Als gelte es den Dienst für das nächste Jahrhundert durchzuplanen. Was für ein Aas.
Der Matjek fror, wollte nach Hause und verfluchte wechselnd den Hauptmann, das Wetter, die unsinnige Vorstellung seines Vaters, er müßte unbedingt zu den Stadtwachen gehen. Das lag jetzt auch schon sechs, sechs ganze Jahre zurück. Der Gedanke besserte seine Stimmung ganz und gar nicht.
Der Wegeschein des Fremden war in Ordnung, daran ließ sich auch durch gleich mehrfache Überprüfung nichts ändern. Was soll´s. Mantowin hatte ihm halt keinen gesandt, an dem er seine schlechte Laune hätte scheuern können. Und überhaupt: jetzt sich darüber Gedanken zu machen, wie er anderen das Leben schwer machen solle...
„Hier“, sagte er nur und reichte das Papier zurück. Dann winkte er den Mann im Kapuzenmantel weiter; seufzte, als dieser den Torbogen durchschritt. Gute Nacht. Er blickte nicht hinterher.

Übrigens näherte sich schon der nächste Kunde (wird noch richtig aufregend, die Nacht, dachte er mürrisch), ein leicht abgehetzt wirkender junger Mann, schweratmend, den Schein schon von weitem gut sichtbar vor sich hin gereckt; der Matjek knurrte nur noch etwas, was der Junge zutreffend als Aufforderung den Wegeschein herzuzeigen, verstand. Er vertiefte sich in den Anblick des Schriftstücks, um so sorgsamer, als er die Eile des anderen spürte: immer langsam, junger Mann. Nur nicht hudeln...

Die schmale Hand schwebte einen Augenblick lang über dem Stein, die Finger in leichter, nachdenklicher Bewegung. Dann ergriff sie eine Figur und schob sie über die Fläche, auf die einzelne Gestalt fast in der Mitte des Feldes zu.

„Aufhalten, Matjek, aufhalten!“
Der Posten sah überrascht von dem Papiere auf. Zwei Männer von der Garde bogen soeben um die Ecke an der Straßenkreuzung, ebenfalls abgehetzt und mit gezogenen Schwertern.
Sein Blick traf den des jungen Mannes, dessen geweitete Augen, dann fühlte er schon einen Stoß und in einem verwischten Eindruck - er taumelte und fing sich noch - sah er den Jungen an sich vorbeirennen, durch den Torbogen und auf die Brücke zu...
„Matjek...!!“ brüllte einer der Soldaten, als sie den Posten überholten, und das anschließende Schimpfwort ging in Wind und Schneeregen unter; immerhin hatte der Mann noch genug Geistesgegenwart, zum Wachhorn zu stürzen, mit ganzer Kraft hinein zu stoßen, daß die andere Seite der Brücke vorbereitet sei. Tatsächlich antwortete, dumpf und fern, das Horn der Gegenseite.
Der Junge wetzte derweil schon über die Brücke.
„Stehenbleiben, sofort stehenbleiben“, brüllten die Verfolger, verlangsamten aber zugleich, um wieder zu Atem zu kommen, schließlich war davon auszugehen, daß auch die Südseite der Brücke jetzt einige Männer herüberschicken würde - der Kerl saß in der Falle!
Der Junge sah sich gehetzt um. Der Wind sauste hier, auf halbem Wege der Brücke, noch frei, nicht gefangen in Mauern oder Häuserwänden, und heulte den Schnee in sein Gesicht. Er kämpfte mit sich, wog das Für und Wider ab, wurde langsamer, rannte wieder einige Sprung, unschlüssig und mit klammen Herzen: dann sah er den gebeugten Mann, vielleicht eine Viertel Pfeilweite vor sich, der im Windschutz der Brüstung eilig vorwärtsstrebte, und er faßte einen kühnen Entschluß, zog seinen Dolch und stürzte auf die dunkel gekleidete Gestalt zu.
„Hölle, eine Geisel, der *Powlik* will eine Geisel...“ Der eine Soldat sprintete mit einem Fluche wieder los, sein Freund überschaute das ganze etwas später, um dann dem ersten stolpernd und ausgleitend zu folgen.
Der Junge erreichte den Vordermann, mit einem Satz warf er sich auf ihn - aber der andere wich aus, mit einer Leichtigkeit wie ein kasralitischer Ochsenkämpfer, und auch noch ohne einen einzigen Blick nach hinten geworfen zu haben. Der Angreifer suchte sich zu fangen, geriet aber ungeschickt in eine Bahn halbgefrorenen Schnees - der Boden wurde seinen Füßen lang und glatt, bis zur Brüstung der Brücke, ein harter Aufprall und entsetzt spürte er das morsche Gestein aus den Fugen geraten. Die ersten Brocken prasselten in die Tiefe - verzweifelt ruderte er mit den Armen...
Mit einem Schrei verschwand er in der Finsternis.

Die Figur des Läufers löste sich auf.
Eine unheimliche Verwünschung kam von unsichtbaren Lippen.

Die Soldaten langten inzwischen hustend, keuchend bei der Unglücksstelle an. Vorsichtig lugten beide über den Rand der Brüstung: „Verflucht, das wär´s dann“, meinte der eine, während der andere mißtrauisch mit der Hand über die splittrigen Kanten des Durchbruchs fuhr. Eigentlich wirkte die Mauer gar nicht baufällig oder einsturzgefährdet; nur an dieser Stelle war es, als hätten Würmer gezielt sich durch den Kalk, den Putz, die Ziegel gefressen und nur hohles Löcherwerk zurückgelassen...
„He, wartet, Augenblick, Herr...“ Der Fremde hatte sich schon einige Sprung weit entfernt, erst der Ruf des Soldaten ließ ihn innehalten. Nun wandte er sich ruhig um und erwartete die beiden Bewaffneten, die sich mit großen Schritten auf ihn zu bewegten.
„Nun?“ fragte der Totengräber

„Ihr müßt verzeihen, Herr“, setzte der eine an, „aber zumindest Euren Namen und den Ort Eures Aufenthalts - nur falls...“ Er hob die Schultern. „... eine Untersuchung, Ihr versteht“, ergänzte der zweite. „Nicht, daß es später heißt, wir hätten...“ Und er deutete mit dem Kopf nach hinten.
Der Totengräber nickte, bat aber darum, da er in Eile sei, die Angelegenheit am Südende der Brücke erledigen zu dürfen, nicht etwa wieder zurückgehen zu müssen; die Soldaten willigten sofort ein, einerseits erleichtert über die Umgänglichkeit des Mannes, anderseits doch befremdet über die Gleichgültigkeit, mit der dieser offenbar das Geschehene aufnahm - als sie, ihn begleitend, den Weg fortsetzten, meinte der erste auch, irgend etwas beunruhigend-nachdenklich Stimmendes sagen zu müssen: „Ihr hattet“, sagte er, „großes Glück, müßt Ihr wissen!“
Der Totengräber, den Blick starr nach vorne, hob nur fragend die Braue.
„Jaja“, erklärte der Soldat fast eifrig, „hätte er Euch erwischt, hätte er Euch womöglich mitgerissen“, und er erblich ein wenig, als er den Fremden sagen hörte: „Das war auch beabsichtigt!“
Beabsichtigt? Die Stimme des Soldaten klang schrill. Aber der Totengräber nickte nur mit ernster Miene.
Den Rest des Weges legten die drei schweigend zurück.

Wenig später befand sich Parcesastre in der Unterstadt. Die Angelegenheit in der Südfeste der Wache war vergleichsweise zügig vonstatten gegangen, den meisten Männer dort war er bekannt und deren Zuneigung zu ihm hielt sich in Grenzen. Man verabschiedete ihn so schnell als möglich.
Nur als er das Tor durchschritt, gab es eine kleine Störung: ein Ziegel von einem der beiden Türme zerbarst keinen Tritt hinter ihm am Boden, wo er unmittelbar vorher gestanden, es vorgezogen hatte, einen kleinen Schritt nach vorne zu tun. Einer der beiden Soldaten, die ihn hergeleitet hatten, hatte stieren Blicks erst den Turm, dann den Totengräber auf- und abgestarrt, als hätte sich gerade höchst Außergewöhnliches zugetragen, hatte sich aber jede weitere Bemerkung versagt.
So verließ denn Parcesastre unbehelligt die Feste und eilte nun durch die winterleeren Straßen des Rattenlochs.
Er war wachsam und angespannt. Der Gegner hatte sich noch nicht geschlagen gegeben.

In dem großen Haus an der breiten Straße waren die Fenster mit dunklen Tüchern verhangen, nur spärlich erleuchteten Kerzen die einsamen Räume. Vereinzelt huschten Menschen auf Zehenspitzen von Tür zu Tür, und unterdrückte Wortwechsel klangen aus allen Ecken und Winkeln.
Vor dem Schlafgemach hatte sich eine Vielzahl gut gekleideter Herren um eigens herbeigeschaffte Tische und Bänke geschart und führten einen gedämpften Disput anhand schwerer Bücher und Bergen bekritzelten Pergaments. Ab und an trat einer durch die hohe Türe, um nach kurzer Zeit wieder kopfschüttelnd zurückzukehren: die Heiler Elek-Mantows waren einhellig ratlos.
Die ehrenwerte Richterin Geral Broschakal war diesen Abend in eine tiefe Bewußtlosigkeit gefallen, aus der sie bis zur Stunde nicht erwacht war. Die Ursachen waren völlig unbekannt, es war weder Gift noch eine Krankheit (noch ein Fluch) mit letzter Sicherheit auszuschließen - allerdings unter den Heilern, die für sich in Anspruch nahmen, bisweilen auf die übersinnliche Kräfte der Kunst zurückgreifen zu können, herrschte ein ihnen selbst unerklärliches Unbehagen, sobald sie sich der Bewußtlosen auch nur näherten.
Sarjana ging es ähnlich. Sie war als eine der letzten ans Lager der Kranken gerufen worden und kaum daß sie an das Bett herangetreten war, überkam sie ein Schwindelgefühl, wie einer Schwimmerin, die einen anderen aus einem Strudel herausziehen wollte und dabei selbst fast zu nahe an den Sog geriet - es war ihr, als wäre die Richterin wie in einem tauben Sog gefangen, *vusla donne prado...*
Aber helfen konnte sie auch nicht. Die arme Frau lag mit blau überglänztem Antlitz reglos in ihren kalten Kissen, mit einem so grauenvoll leeren Gesicht, als wäre jede Empfindung aus ihr gewichen - ein Ausdruck des Schmerzes oder des Leides wäre im Vergleich dazu schier menschlich gewesen...
Die Zeit verstrich.

Das eingeschneite, schiefe Flachdach hatte etwas sauber haubenhaftes, etwas daunendeckiges, der dürftig rauchende Schornstein ragte wie ein schwarzer Bettpfosten daraus hervor - allerdings war das auch alles, was entfernt gemütlich schien an dem langgezogenen Haus mit dem rostigen Schild „Zweischneidiges Schwert“, daran die mächtigen Eiszapfen schon wieder geradezu grimmig wirkten.
Die Fenster waren mit Brettern vernagelt, um die Kälte so gut es ging von drinnen fernzuhalten, und zu fortgeschrittener Stunde sollte man es sich gut überlegen, ob man zum Ein- oder Austreten die

Türe öffnen wollte, denn frierende Söldner waren durchaus zu Handgreiflichkeiten in der Lage; Elmar Einarm beheizte einen großen Kamin, nicht mehr und nicht weniger, und diese einzige Feuerstelle war hinter seinem Tresen. Trotzdem war die Schenke immer gut besucht, gerade um diese Jahreszeit, denn bei dieser Kälte galt es so nah wie möglich aneinander zu rücken und sich aufzuwärmen - wenn schon nicht am Herde, so doch am Nebenmann und einer Flasche Branntwein, und Gejohle und Beifall machten die Runde, wenn der mißmutige Wirt dann und wann ein Scheit aufs Feuer legte.
Melirae hatte heute Abend nichts zu tun. Die Richterin hatte einen Empfang gegeben, hatte den kleinen Torador mitgenommen. Dabei wäre sie fehl am Platze gewesen, schade drum war´s nicht, was soll´s. Sie hatte sich nicht lange alleine im Hause aufgehalten, war gleich in die Unterstadt gezogen und hatte es sich eine Zeitlang, erst im „Totenkopf“, sodann im „Zweischneidigen Schwerte“ gut ergehen lassen.
Allerdings brach sie schon recht früh wieder auf; irgendeine flüchtige Überlegung hatte die Zerstreuung wie eine Seifenblase zerspringen lassen - und, ohne sich noch an diesen lästigen Gedanken wirklich erinnern zu können, hatte sie doch plötzlich die Lust verloren und sie war das Gedränge, das kehlige Lachen leid: *dosd ewje*, was soll´s, zahlte sie still ihre Zeche, wischte einen Rempler beiseite und machte sich davon.
Fast ungehalten schlug sie die Türe hinter sich zu, als sofort verschiedentliche Klagen über die Kälte laut wurden.
Sie sah einen großen Schatten in die nächste Gasse laufen, hörte ein rauhes Schnaufen - „der Bärenmann aus den Bergen“, dachte sie noch; kalt war´s, wickelte sie sich enger in ihren Mantel und stapfte durch den Schnee - wer ist denn der... was will denn der... „He da“, machte sie droh-end - was ist das denn: „Verschwinde“, warnte sie, „weg, hau bloß...“ Melirae zog ihre Axt.

Der Totengräber wußte nicht, wie ihm geschah.
Vor ihm, aus dem Schatten des „Zweischneidigen Schwertes“ wuchs ein riesiges, fellbekleidetes Weib mit einem schweren, scharfen Beil in Händen, angriffslustig - dumpf drangen wütende Worte an sein Ohr, er machte eine beschwichtigten Geste - da sprang die Hünin mit einem markerschütternden Schrei auf ihn los und schwang das Mordwerkzeug im pfeifendem Bogen; seinerseits schrie er auf und warf sich zur Seite, etwas streifte seinen Arm...
Mächtig dröhnten ihm die Gedanken im Kopf, die unheimlichen Bilder, falbes Angedenken, eines kolossalen, weiblichen Schädels mit großen, gelben Zähnen - die ihm gekommen waren, als er just den bärenhaften Mann mit dem steingefaßten Knochen am Rücken zwischen den Häusern verschwinden hatte gesehen - o großer Herrscher, durchfuhr es ihn, es geht wieder los... *Er hat es ausgelöst*!!

Aber Melirae bebte vor Zorn: der Wicht, der Zwerg, der aus dem Dunkel gekommen war und sie plötzlich angekreischt hatte mit irrsinnigen, krallenhaften Händen, verkrampft wie im Wahn, als wollte er ihr die Augen aus dem Schädel kratzen - „*Sdanooo*...“, brüllte sie wutentbrannt, diese Ratte, diese Ratte - sie holte weit aus und schlug zu...

Die Gestalt verschwand.
Die kaltblaue Königin stand vor einem leeren Feld.
Mit freudlosem Lächeln lehnt sich der Fremde zurück, auf seinen teigigen Zügen das blaue Licht wie ein Fackelzug des Sieges. Kalt. Gelöschter Durst.
Nun aber! holt sich der Jäger das kaltumkämpfte Wild.
Der Hai reckt sich vor.

Das Zimmer war dunkel bis auf ein, zwei Kandelaber, in denen mit gleichmäßiger Glut zarte Kräuter brannten. Im Vorzimmer lagen auf den Bänken die Heiler der Stadt und schliefen, andere brüteten über ihren Büchern: kalte Umschläge, Riechsalz. Flüssigkeit einzuflößen hatte sich als unmöglich erwiesen. Sie war immer noch nicht wieder zu Bewußtsein gelangt.
Torador saß am Bett seiner Mutter und rückte mindestens zum dutzendsten Male die seidenen Kissen zurecht. Seine Augen waren feuerrot und auch gerötet war die Haut seiner Wangen. Ansonsten war er von übermüdeter Blässe. Er hielt die Wache am Krankenlager der Richterin, inzwischen heiser, hatte er doch ununterbrochen leise, beschwörend geredet und geredet, Gedichte erzählt aus Kindheit und

Jugend oder Klatsch aus längst vergangenen Tagen, daß wenigstens seine Stimme sie erreichte - aber reglos und weiter erkaltend lag sie da, wie aus Marmor gehauen und antwortete nicht.
Er schrak zusammen - „Meister Torador“, flüsterte jemand, hochblickend erkannte er Suszlo, den Kammerdiener. Er brachte nur ein müdes Stöhnen hervor.
„Meister Torador, Ihr müßt Euch etwas Ruhe gönnen“, flüsterte der alte Mann, senkte aber sogleich traurig den Blick, als Torador wie lahm den Kopf schüttelte. Dann winkte er einen Diener mit einer dampfenden Schüssel heran: „Ich habe Euch eine Brühe machen lassen“, wisperte er, „Ihr müßt doch etwas essen!“ Er wies den Diener an, die Brühe auf das Betttischchen zu stellen, dann verließ er besorgt das Gemach.
Als er sich umwandte, um die Türe zu schließen, sah er Torador aufs neue über die Richterin gebeugt und dessen Lippen im Schein der Kandelaber sich bewegen. Leise fiel die Türe ins Schloß.

Der Fremde schreckte hoch.
Er lauschte in die Nacht. Da! Die Stille war aufgescheucht. Ungewöhnliche Geräusche störten ihn.
War ihm nicht versichert worden, die Gegend sei, selbst für dieses - Rattenloch, nahezu verlassen, nahezu totenstill? Über den schwarzen Wölbungen der Augen verzogen sich mißmutig die mäuseschwänzigen Brauen, als er sich wieder der Tafel widmete. In wenigen Zügen - die Schlinge, das Netz: zugezogen.
Mit flinker Hand verschob er einige wie Eiskristalle funkelnde Figuren.
Seine Arbeit wäre dann getan...
Da! Da war es wieder, das Geräusch, als schreie ein Mensch in rasendem Zorn - und es war sicher kein Dutzend Sprung von der Hütte entfernt...
Er saß, zitternd vor Unschlüssigkeit. Dann verstummte der Lärm (es mochte eine Stunde vor Mitnacht sein), so plötzlich wie er aufgeflackert war und die blaupulsende Ruhe kehrte wieder ein: „*Suspicio*“, fauchte der Kahle, dessen Haut so grauglatt und ledrig war, daß er in diesem Licht einer ausgestopften Puppe glich, biß sich vor Erregung in den Daumen, denn seine höchste Aufmerksamkeit war unerhört beeinträchtigt worden - vorwärts, vorwärts, der kalte Sieg, stirb nun, Königin, erstick´ an Deinem Blute - was denn...
Die Pforte flog in den Raum.
Der Fremde fuhr in in seinem Stuhl herum.
Die Gestalt im Türrahmen zuckte und wankte, wie von einem Anfall gepackt, die Nägel rissen am Holz, die Füße scharrten und wütende Laute kollerten in der Kehle - der andere dagegen saß erstarrt.
Dann verging die Erscheinung, floß an dunklen Gliedern hinunter, wie ein Mantel, der zu Boden gleitet, und eine ruhige, beherrschte Stimme sagte nun: „Guten Abend!“
Der Totengräber trat ein und schloß hinter sich die Tür.

Ein Rascheln weckte Torador und etwas Weiches berührte sein vornüber aufs Bett gesunkenes Gesicht: „Torador“, flüsterte eine Stimme, spröde wie lange außer Übung gewesen, „Torador, wie spät ist es...?“
Der Heiler hob ruckartig den Kopf.
Im schwachen Schein der Kandelaber sah er deutlich seine Mutter, in ihrem Bette aufgesetzt und mit verwunderten, geschwollenen Augen umherschauen, die kalte Brühe auf dem Nachttisch, die schwer verglühten Kräuter („O Mantowin, laßt die Fenster öffnen!“), ihren müden und verweinten Sohn am Fuße ihres Lagers...
„Mutter!“ „Schrei nicht so, was...!“
Aber schon hatte ihr Sohn sie mit einer Freude umfangen, daß sie die Frage nach dem eigentlichen Verbleib ihrer Gäste vergaß; dann polterte die Türe auf und eine ganze Schar verdutzter Gesichter drängte sich herein, Kerzen wurden entzündet, ein Bote zum Tempel gesandt, alle zwängten sich vor ihre Lagerstatt, und erstaunte Rufe mischten sich mit Gebeten aller Art - schwierig war´s, das Volk aus ihrem Schlafgemach zu werfen; erst dann beruhigte sich ihr Sohn und hieß sie glücklich sich erst auszuruhen, am nächsten Morgen sollte sie alles erfahren, was sich zugetragen hat in dieser Nacht.
In jener Nacht bliesen die Schornsteine des kleinen Hauses mit den weißblauen Blütenranken schwarzen Rauch und Asche in die Luft.

Am nächsten Morgen wartete eine in einen schwarzen Mantel gehüllte Gestalt am Eingang einer schäbigen, schiefen Baracke im Süden Elek-Mantows. Unter dem Arm hielt sie ein in dickes

Wachspapier eingeschlagenes, eckiges Bündel. Dann und wann griff sie in die Tasche und förderte bunte Sachen hervor, sich in den Mund zu schieben. Am Himmel stiegen, rot, die Wintervögel.
Schließlich, kurz nach Anbruch des Tages, klang von ferne ein feines Klingeln über die sachte beglänzten, weißen Dächer der Stadt. Das Bimmeln rückte bedächtig näher.
Die dunkle Kutsche bog um eine Ecke. Zielstrebig glitt sie über die neuschneeigen Straßen auf die Hütte zu; der Kutscher und sein Pferd, beide in schwere Decken gehüllt und überstreut von zartem Flaum des Schnees der Nacht. Vor der Hütte hielten sie an.
Die Gestalt rührte sich und stapfte auf den Wagen zu. Davor blieb sie stehen und eine Zeitlang kreuzten sich die Blicke des Kutschers und des Sehers; dann griff dieser nach dem Bündel und reichte es zum Bock hoch: „Hier“, sagte er,“ bring´ das zur atamanischen Botschaft in die Oberstadt. Gib es dort ab. Dann verlaß die Stadt und kehre nie wieder zurück!“
Der Kutscher nickte.
Als er sich wieder der Straße zuwandte, setzte sich die Kutsche in Bewegung.
Parcesastre sah den schwarzen Verschlag an sich vorüberziehen, das rotgelbe Wappen an der Türe: der Kopf, den vier Hände linksherum umkreisten und auf Mund und Ohren und Augen zum Liegen kamen - es war das letzte Mal, daß er diese Kutsche sehen sollte, er war sich sicher. Und das gleiche galt für - das Spiel. Es würde die Botschaft niemals verlassen!
Noch bevor das Gefährt um die Biegung gefahren, außer Sicht endlich war, kehrte sich der Seher ab.

Die Schlucht lag lautlos in der kalt-klaren, niedrigen Erststrahlsonne und ihre bleifarbenen Klüfte mit der weißen Maserung des Schnees hatte etwas unschuldig-sonnenbeschienenes wie ein (noch) schlafender Grauwolf. Wer auch immer nächtens dort zu Tode gekommen war, er war so sicher für immer verschwunden, als hätte ihn wahrlich ein Wolf verschlungen.
Der Seher stand auf der Mitte der Brücke, lehnte sich auf die Brüstung und ließ sich die Sonne in den Rücken scheinen. Die Luft war noch feucht und sauber, frisch wie Eiswasser, und er genoß sie in vollen, tiefen Zügen.
Seine Schulter schmerzte noch von dem tiefen Hieb, den er heute Nacht davongetragen hatte. Tarynth hatte nähen müssen. Und der Mantel hatte gestopft werden müssen. Eine denkwürdige Nacht.
Eine meisterliche Finte war der letzte Zug des Fremden gewesen: den eigenartigen Bärenmenschen, die Hallakine, beide klug auf einander abgestimmt... Er mußte gewußt haben, daß der Bärenmann mir Gesichte bringen würde - und was für starke Gesichte, seltsam und von vom Tod gekennzeichnet - daß dieses Gesicht der Tropfen war, der den Damm zum Brechen brachte: seine (unwahre) Verwandlung kraft der Illusion, ausgelöst durch die letzte krankhafte Überreizung seines Geistes, mußte die Hallakine erschreckt und zum Rasen gebracht haben... Eigentlich schade, daß er niemals erfahren würde, welche Veränderung er diesmal erfahren hatte... Es war auch zu unbestimmtes Geschehen gewesen, als daß es unter seine Voraussicht gefallen wäre, unbestimmt wie ein Tonklumpen, aus dem auch keiner ersehen kann, was der Künstler daraus formen wird...
Und wenn nicht der eine Bote dahergelaufen wäre, um dem Weibsbild die - ablenkende - Nachricht vom Unheil ihrer Herrin zu bringen, wodurch er den rettenden Augenblick zu entkommen gewann, hätte der Fremde womöglich Erfolg gehabt und diese hallakinische Höllenbrut hätte ihn in Stücke gehackt - bei der Vorstellung mischte sich Schauder und ein bitteres Lächeln.
Er suchte in seinen Taschen, verzog schmerzvoll das Gesicht, als der Mantel sich über die Schulterwunde spannte, bis er Zuckerguß und Lebkuchen in Händen hielt, es versonnen kaute: die Illusion auszulösen war zugleich auch der große Fehler gewesen - die Gestalt, die er bisher beobachtet, verfolgt und bekämpft hatte, war ja verschwunden, vertauscht gegen das Wesen, welches das Trugbild gebar... und im Schatten jenes Blendwerks gelangte Parcesastre dann zu der verwünschten Hütte, die sich schon klar vor seinem geistigen Auge mahlte...
Der Seher blickte kurz über die Schulter, blinzelte in das warme Licht.
Er griff unter seinen Mantel und zog einen weichen Beutel hervor. Die Kordel war rasch gelöst und dann, der Totengräber zögerte einen Moment, langte er über die Brüstung und über der Schlucht kehrte er den Beutel von innen nach außen: eine Staubwolke stob hervor, graue, stinkende Asche und sank allmählich in die Tiefe der Klamm.
„Lasset den Wurm zu den Würmern gehen“, sagte er leise. Im Frühjahr würde das Schmelzwasser das seinige tun.
„Was tut Ihr da“, hörte er eine Stimme. Er drehte sich um. Eine alte Frau in einem schwarzen Überwurf, einen Lumpenkarren hinter sich, stand vor ihm und betrachtete ihn mit einem neugierigen

Ausdruck auf ihrem faltenübersponnenen Gesicht. Jetzt reckte sie sich und spähte auf den Beutel in den bleichen Händen: „Was war denn das?“ fragte sie und schüttelte erwartungsvoll den Kopf.
Der Mann mit der weißen Strähne sah sie lange an. „Ein böser, mörderischer, gedungener Geist“, erwiderte er hart. „Er wird nicht bei meinen Toten ruh´n!“ Und, dachte er bei sich, wer immer diesen Mann auf die Richterin angesetzt hatte, er hat seine tödlichste Waffe verloren.
Dann löste er sich von der Brüstung, hob grüßend die Hand, und, den Mantel um sich schlagend, wanderte er den Weg hinab nach Süden.
Die alte Frau indes zuckte mit den Schultern, stutzte eine Weile, und schließlich ruckte sie ihren Karren ächzend, aber ob des schönen Tages guter Dinge, die Brücke hinauf und davon.

Ein Sehender unter Blinden

Marc Rösel

37. Talu 165

Die Tür schwang auf wie von Geisterhand.

Jegliche Unterhaltung verstummte, wie mit der Schere durchschnitten, das einzige verbleibende Geräusch war der schwere Atem der düsteren, verschmutzten Gestalten, die sich in der Totenkopf-Kaschemme um wacklige Holztische drängten und zwielichtige Geschäfte besprachen, alle Blicke richteten sich auf die Frau in Rot, die im Eingang stand.

Die Zeit schien stillzustehen, der ganze dunkle Raum war wie gefroren. Hände verhielten mitten in der Bewegung, Gläser stoppten auf halbem Wege zum Mund, und manche hielten sogar den Atem an, um die rotgekleidete Frau im Türrahmen durch das laute, aufdringliche Geräusch nicht auf sich aufmerksam zu machen. Allesamt waren die Besucher des Totenkopfes hartgesottene Kerle, die nichts so leicht aus der Ruhe bringen konnte, aber in diesen Augenblicken gab es keinen, der sich nicht dringlich wünschte, an irgendeinem anderen Ort zu sein, und sei es der Kerker der Stadtwache! Der Geruch der Angst füllte den stickigen Schankraum und überlagerte die vielfältigen anderen stinkenden Dünste.

Die Dame in Rot schritt zur Theke. Ihr rotes Rüschenkleid raschelte leicht, in ihren schmalen, elfenbeinernen Händen hielt sie ein Stück zusammengerollte Menschenhaut, die noch feucht glänzte. Ihre Finger waren befleckt von frischem, schillerndem Blut.

Harl blickte direkt in ihr blasses Antlitz, in dem sich Schönheit mit Bosheit zu einer unheilvollen Mischung verband. Der Wirt der Kaschemme schluckte schwer, Schweiß perlte von seiner Stirn.

„Reiche Er mir eine Kerze, eine Schale mit klarem Wasser, darinnen ich meine Hände zu waschen vermag, und ein Glas Seines besten Weines."

Ihre Stimme hatte einen fließenden, melodischen Klang, und sie sprach mit einem seltsamen Akzent, das „s" fast wie ein „sch", und in einer fremdartigen Betonung der einzelnen Worte. Verachtung und maßlose Arroganz kennzeichneten ihre Bestellung.

Dennoch beeilte sich der fette Harl, ihrem Befehl raschmöglichst Folge zu leisten. Die Dame in Rot ging zielstrebig auf einen Tisch zu, an dem drei stadtbekannte Schwertkämpfer saßen und von ihren vergangenen Taten geprahlt hatten, ehe sie eingetreten war. Fast schon fluchtartig erhoben sich die Männer und räumten ihren Platz. Die Rote Zauberin hatte nichts anderes erwartet und setzte sich mit bösem Lächeln.

Kurz darauf brachte ihr der Wirt das Gewünschte. Die Schale war mit Trinkwasser gefüllt, so klar und rein, wie man es im Rattenloch zu finden vermochte, und damit in der Unterstadt kostbarer als Wein. Das Rote Fräulein wusch die feingliedrigen Finger, dann hob sie den Becher und roch prüfend an dem dunkelroten, schweren Wein, den Harl ihr kredenzt hatte. Der fette Mann stand wie versteinert, sein Herz schlug mit nie geahnter Intensität. Er wußte, wenn der Wein ihr nicht schmeckte, war das sein Todesurteil - oder schlimmeres... Er verfluchte sich, keinen besseren Tropfen in seinen Vorräten zu haben, aber verdammt! für die Halsabschneider des Rattenloches reichte es allemal, und wer konnte schon erwarten, daß sich solcher Besuch in den Totenkopf verirrte!

Die Dame in Rot zog eine schmale Augenbraue hoch. Harl verkrampfte sich, sein Herz setzte einen Schlag aus. An einem der Tische tastete Kam Tak nach seinem Springmesser. Harl war sein Freund, und er würde ihm beistehen, wenn es darauf ankam, aber obwohl Kam der wahrscheinlich beste Assassine von Elek-Mantow und einer der besten Schwertkämpfer war, war seine teilnahmslose Miene nur Außenfassade. Er hatte Angst.

Dann lächelte das Fräulein ihr dünnes, grausames Lächeln und nippte an dem Becher. Immer noch lächelnd setzte sie ihn wieder ab. Rote Tropfen schimmerten wie Blut auf ihren Lippen. Sie machte eine Bewegung hin zu Harl, wie um ein lästiges Insekt zu verscheuchen, und widmete sich dann im flackernden Schein der Kerze dem Studium der Rolle, die sie vorsichtig vor sich auf der Tischplatte ausbreitete. Seltsame Zeichen bedeckten die Menschhaut in verschlungenen und komplizierten Mustern. Die rotgekleidete Frau beugte sich in sichtlicher Faszination darüber und vertiefte sich in die bizarre Symbolik, während sie von Zeit zu Zeit von dem Rotwein kostete. Harl, der sich hastig zurückzog, konnte die Magie förmlich riechen, die von der Schriftrolle ausging. Auch Kam Tak entspannte sich wieder.

Es dauerte nicht lange, und diese drei waren die einzigen Personen, die im Totenkopf zurückgeblieben waren. Alle anderen stahlen sich heimlich davon, während die Dame in Rot abgelenkt war. Für Harl und Kam Tak dehnten sich die Minuten zu einer zeitlosen Ewigkeit des bangen Wartens.
Endlich.
Nach über einer Stunde erhob sich die Dame mit allen Anzeichen deutlicher Zufriedenheit von dem Tisch, blies die Kerze aus und legte eine einzelne Münze auf die Tischplatte. Dann nahm sie ihre Schriftrolle und ging. Die Münze war von einer Art, wie sie Harl niemals zuvor gesehen hatte, aber sie sah wertvoll aus, und der dicke Harl bekam später von einem Geldwechsler in der Nordstadt 200 Goldsonnen dafür! Danach blieb der Totenkopf erst einmal für eine Weile geschlossen. Es sei hinzugefügt, daß der Wein in dem Glas ein anderer war als der, den Harl eingeschenkt hat (die Rote hatte den Becher nur bis zur Hälfte geleert), und als Harl davon kostete, meinte er, es sei das beste gewesen, was er jemals getrunken habe.
Die Dame in Rot wandelte hernach wie ein Gespenst durch die verwaiste Unterstadt, nachdem sie den Totenkopf verlassen hatte, denn natürlich hatte sich die Kunde von ihrer Anwesenheit wie ein Lauffeuer verbreitet. Alle Fenster und Türen waren verrammelt, und nicht einmal die Tapfersten wagten sich mehr auf die Straße.
Allein einer sammelte all seinen Mut, obschon es im Rattenloch gewißlich Tollkühnere gab als ihn, denn seine Neugierde war stärker denn seine Furcht. Doch wäre es falsch, sein Wagnis als aus purer Neugier geboren zu umschreiben, war es doch vielmehr ein inneres Bedürfnis, das ihn trieb. Vielleicht hatte er endlich eine gefunden, die so war wie er...
Der schmächtige Jüngling, fast war er noch ein Knabe, mit dem goldblonden Haar und dem spärlichen Flaum eines noch nicht so zu nennenden Bartes auf den blaßblauen Wangen, die in diesem Augenblick noch weit bleicher waren als zu anderer Stunde, trat aus einem Hauseingang und der Roten Dame direkt in den Weg. Er machte eine galante Verbeugung und blickte ihr mit mehr Festigkeit, als er im Herzen trug, in die blaßgelben Augen. Ein flüchtiges Lächeln huschte über ihr elfenbeinernes Antlitz, während sie einen höfischen Knicks andeutete.
„Sei mir gegrüßt, o süßer Aramar," hauchte sie mit einer Stimme wie der Gesang einer Nachtigall, erfüllt von einer seltsamen Mischung aus Spott und Achtung. „Ein Junge jetzt, ein Eingeweihter einst."
Sie reichte ihm ihre zierliche Hand zum Kuß. Zögernd ergriff der Jüngling die dargebotene Hand der Roten Zauberin und berührte mit seinen mit einem Mal trockenen Lippen ihre blasse Haut, die sich anfühlte wie erlesenster Samt und doch kühl war wie ein Windzug am Abend. Ihn fröstelte, und seine ohnehin aufgesetzte Selbsticherheit schwand dahin. Er blinzelte verwirrt, dann raffte er sich zu einer Frage auf, die angesichts seiner gewohnten Wortgewandheit erschreckend plump und einfältig klang.
„Was meint Ihr damit, ehrenwertes Fräulein?"
Das silberne Glockengeläut ihres Lachens ergoß sich über ihn, ehe sie ihm mit ironischem Lächeln eröffnete: „Wir sind von der gleichen Art."
„Aber ich bin nicht wie Ihr!" rief Aramar erschrocken. Es klang, als wolle er sagen: Ich bin doch kein Dämon!
Es mied ihren Blick, bis er bemerkte, daß ihre Schwefelaugen von einem Schleier überzogen schienen und durch ihn hindurch in unendliche Ferne sahen.
„Du bist nicht wie ich," sagte die Dame in Rot. „Und doch bist Du wie ich. Wir sind umgeben von Blinden, die die Welt bevölkern wie Vieh, Parasiten der Schöpfung. Wir aber, wir sind Sehende. Uns offenbart die Schöpfung ihre tiefsten Geheimnisse. Wir ergründen die Kräfte, die die Welt im Innersten zusammenhält - und machen sie uns untertan."
„Wollt Ihr damit andeuten, holde Dame... auch Ihr habt die Fähigkeit?"
„Nicht Deine Fähigkeit, Aramar. Aber andere Fähigkeiten. Jeder von uns hat sein eigenes Talent, und wir bilden auch keine Gilde oder Zunft, aber wir erkennen einander, wenn wir uns begegnen." Ihr fahler Blick drang ihm durch die Smaragdaugen und schien ihn bis auf den tiefsten Grund seiner Seele zu durchbohren, ihn auszuleuchten, einzuschätzen. Aramar konnte nichts dagegen tun, außer zu bereuen, daß er so vermessen gewesen war, die Frau anzusprechen, die in Elek-Mantow als Dämon galt und der man nachsagte, sie lache über die Gesetze der Götter und über die Götter selbst. Es gab nicht wenige in der Geteilten Stadt, die hielten sie für mächtiger als die großen Gottheiten in ihren Tempeln, für mächtiger als Hesvite oder Selefra und für imstande, diese von ihren Sockeln zu stürzen, auch wenn die Priesterschaft solche Einschätzungen natürlich als Ketzerei verurteilte.

„Ich ziehe meine Kraft aus den Wurzeln der Erde, aber auch aus den Strömungen und Strahlungen, die zwischen den Sternen in der ewigen Nacht flackern. Du hingegen, o Aramar, bist deine eigene Quelle," so sprach sie, und es hallte wie ein dunkles Orakel in Aramars Kopf wider. „Du nährst dein Talent aus deinem eigenen Selbst. Hüte dich, o Aramar, denn so wie ich täglich ins Angesicht des Wahnsinns blicke, das mir aus den Wesenheiten und Schrecknissen, die ich gemeistert habe, entgegenstiert, so magst du dich durch deinen Zauber selbst verzehren und ausbrennen zur leeren Hülle. Unsere Macht hat ihren Preis, kleiner Junge, und wenn du damit spielst, dann spielt die Macht auch mit dir. Hast du den Weg erst einmal eingeschlagen, gibt es kein Zurück mehr."
Der Kasralit senkte die Augen. Das Rote Fräulein musterte ihn kalt, doch auch mit dem flüchtigen Schatten von Mitgefühl. Oder war es Mitleid?
„Warum erzählt Ihr mir davon? fragte er mit brüchiger Stimme.
„Verbundenheit zu meinesgleichen. Es ist wohltuend, inmitten des menschlichen Unrats einen Edelstein zu entdecken."
„Wollt Ihr meine Lehrerin sein?" fragte Aramar, von plötzlicher und wahnwitziger Hoffnung ergriffen.
Ihr Lächeln war kalt wie gefrorener Marmor. „Ich nehme keine Schüler an." Ihre Stimme hatte eine Endgültigkeit, die ihn an den Tod denken ließ.
„Gibt es viele... wie uns?" erkundigte sich der Jüngling, der seine Hoffnung nicht aufgeben wollte (sollte er aufhören zu atmen?) mit mehr vor Aufregung denn vor Furcht bebender Stimme.
„Ein paar. Nicht viele. Der Bergmeister, Abudnebu, Penhaligon... Du wist sie kennenlernen, nach und nach. Sie und andere. Wir treffen einander immer, so als würde unser Talent uns wie ein unwiderstehlicher Magnetismus zueinanderziehen." Eine unheilvolle Glut schlich sich in ihre schwefelgelben Augen. „Doch nicht immer ist es nur des Plauderns willen, daß wir zusammenfinden."
Sie strich Aramar über sein seidenweiches Goldhaar. „Noch bist du ein Kind, unbeschwert und naiv. Aber die Zeiten ändern sich, und du wirst dich mit ihnen ändern. Du wirst wachsen, vielleicht höher als jeder von uns..." Sie packte sein Kinn mit einer Bewegung, die so schnell war, daß der junge Kasralit sie nicht einmal sehen konnte, und hielt es in einem eisenharten Griff, den er dem zierlichen Persönchen nie zugetraut hätte. Ihre Nasenspitze berührte die seine, und er spürte ihren duftenden Atem heiß auf seiner bläulichen Haut.
„Ich werde ein Auge auf dich haben, Aramar, daß du nicht zu hoch wächst," sagte sie dann, ehe sie ihren Griff löste und ihm zärtlich über die Wange strich. Aramar kam sich vor wie eine beiläufig gestreichelte Katze.
Ohne ein weiteres Wort wandte sich die Dame in Rot ab und ging davon.
Aramar stand und zitterte. Sein Kinn schmerzte und würde sich alsbald in einem dunkleren Blau verfärben. Die Dame in Rot hatte ihm seine Bestimmung kundgetan, und er wußte, daß es keine leichte Bürde war, die das Schicksal ihm zugedacht hatte. Als er zu seinem Haus zurückkehrte, glaubte er ein schweres Gewicht auf den Schultern zu tragen, und er hoffte inbrünstig, daß seine Schultern nicht zu schmal und sein Rücken nicht zu zerbrechlich sein mochten.
Die Dame aber schritt weiter bis hin zur Brücke, die die beiden Teile von Elek-Mantow verband und zu einer Stadt zusammenfügte. Die Wachen an der Brücke wurden weiß wie frisch getüncht, als sie die Dame auf sich zukommen sahen. Es muß kaum erwähnt werden, daß sie keinen Passierschein von ihr verlangten, hatte doch gerade einer der Männer eine Geistergeschichte zum Besten gegeben, in der die Dame in Rot als bluttrinkendes Schreckgespenst geschildert worden war - und jetzt stand sie leibhaftig vor dem Erzähler und seinen Zuhörern! Gerade so, als hätte die Gruselgeschichte sie aus der tiefsten Hölle heraufbeschworen... Die Dame in Rot ging bis zur Mitte der Brücke, dann sprang sie einfach in die Tiefe und verschwand in den grauen Nebeln, die ihre rote Gestalt verschluckten.
Es heißt, in dieser Nacht seien die Monde über Elek-Mantow rot gewesen wie Blut.

Epilog

Am 5. Nirtsch wurde ein abgemagertes Bettlermädchen zu Grabe getragen. Sie hatte gerade erst knapp ihre Pubertät erreicht und nicht viel von ihrem kurzen Leben gehabt, ihre erste sexuelle Erfahrung hatte ihr gleich den Tod gebracht. Den Schuldigen würde wahrscheinlich nie jemand finden - nicht, daß es besonders viele Leute gab, die sich überhaupt darum gekümmert hätten. Es war ein typischer Herbsttag, als Parcesastre Lugubrues, der Totengräber von Elek-Mantow, ein Grab für sie aushob, und nur zwei Menschen standen im leichten Nieselregen, um Abschied von dem Mädchen zu nehmen. Das Ganze war kaum eine Beerdigung zu nennen, die Kleine wurde fast schon verscharrt wie ein

verendetes Tier. Über ihre Religion war nichts bekannt gewesen, ebensowenig wie über ihre Herkunft, keiner vermochte sich auch nur daran zu erinnern, wie sie hieß, und auch wenn Parcesastre Lugubrues sich verpflichtet gefühlt hatte, ein kurzes Gebet zu den Göttern zu sprechen (zu allen Göttern, da er ihren Gott, wenn sie einen hatte, nicht wußte) und einen in Elek-Mantow gängigen Bestattungsritus abzuhalten, konnte das ihrer Grablegung doch kaum etwas von ihrer Trostlosigkeit nehmen, zu der der graue Himmel und der feine tröpfelnden Regen ein passendes Stimmungsbild boten. Die Trauer der beiden Anwesenden aber war echt.
Sarjana, die Heilerin, hatte der Kleinen oft kostenlos geholfen, wenn sie verletzt oder krank war, und Aramar hatte ihr von seinem mageren Lohn als Hauslehrer in der Oberstadt regelmäßig ein paar Eisensonnen zugesteckt. Beide hatten das Mädchen wirklich gemocht.
„Das war´s," meinte der Totengräber schließlich und wischte sich die Hände ab. „Ihr könnt nach Hause gehen, die Kleine hat es hinter sich."
Er blickte in ihre betretenen Gesichter, und ein Schatten huschte über seine Züge, als er das für andere Augen unsichtbare Signum erspähte, mit dem der junge Kasralit gezeichnet war. Mariannette Flambertin hatte ihn berührt, mit der Hand und mit ihrer Macht. Parcesastre las Tod und Untergang in Aramars Augen, aber dieses eine Mal war es anders als sonst, keine Gewißheit, sondern nur eine *Möglichkeit.* Der Totengräber runzelte überrascht die Stirn.
„Was habt Ihr, guter Mann?" fragte Aramar, dessen scharfer Beobachtungsgabe nicht entgangen war, daß er einer kurzen, aber intensiven Musterung unterzogen worden war.
Aber der Seher schwieg.

Totentanz

André Wiesler

Prolog

„Ding dang dingding didang dingding...“

Drei Paare -Königspaare- drehten sich auf einer großen Scheibe herum, jedes für sich auf einer kleineren noch einmal um sich selbst. Wie das Bild eines Ballsaals, nur soviel kleiner und soviel prunkvoller. Goldgeschmückt, Edelsteine als Augen, Perlen statt Schuhe und Perlmutt als Haar. Drei Paare, immer herum, immer im Takt. „Ding dang dingding didang dingding...“

Zufrieden betrachtete der Feinschmied sein Werk. Wenig größer als zwei seiner Finger zusammen war jede der Figuren, die dort ihre Kreise auf der kleinen Spieluhr drehten. Die Uniformen, die Kleider der Damen, die Melodie, alles war so wie es sein sollte. Jeder erkannte sofort, mußte sofort die letzten Könige Multors nebst ihren Gemahlinnen in den Figuren erkennen.

Ein letztes Mal drehte der schon recht alte Multorier den Kasten herum, hängte ihn in ein Gestell, damit der edle Überzug der Figuren nicht abgeschabt wurde und öffnete die Unterseite. Unzählige kleine Räder aus bestem multorischen Metall drehten sich, schoben andere Räder weiter, spannten jene Feder, schob diesen Hebel weiter. Alles lief wie er es geplant hatte. Einmal aufgezogen, ließ die Spieluhr das Hohelied der Könige dreimal ganz hören. Über 100 Mal drehte sich das große Rad dabei, die Paare selbst wirbelten an die 300 Mal herum. Sorgsam verschloß er die Uhr und zog die Schrauben fest. Fast hatte es ihm leid getan Schrauben in dieses edle Holz zu rammen, aber anders war es nicht zu machen gewesen. Er drehte das Kunstwerk herum und stellte es auf den Tisch. Ein -zwei -drei Umdrehungen des kleinen Hebels an der Rückseite des Kästchens und schon erklang das lustige und doch stolze Lied wieder: „Ding dang dingding didang dingding...“

Sogar Platz für eine kleine Schublade hatte er gefunden. Man konnte sie an einem Perlenknopf herausziehen und sie bot Platz für ein paar Ringe oder sogar eine dünne Kette.

Er trat einen Schritt zurück, betrachtete das Reigen der Könige und nickte zufrieden. Ja, es war vollbracht. Ein Jahr seines Lebens hatte er in diesen Kasten gesteckt, jede Stunde ein Opfer für seine Familie. Doch mit dem Geld, das ihm der Kriegsherr zahlen würde, könnte er seinem Sohn ein schönes Haus in der Stadt kaufen, in dem er mit seiner jugen Frau leben könnte. Das wäre etwas anderes, als diese schäbige Holzhütte, in der sie jetzt lebten.

Ja, es war vollbracht, und anscheinend keinen Augenblick zu früh. Der Handwerker hörte von draußen das Klappern von Pferdehufen auf dem einfachen Lehmweg, der von der Hauptstraße zu seiner Hütte führte. Hier kamen nicht oft Leute vorbei, es sei denn sie suchten ihn.

Ein schneller Blick aus dem Fenster bestätigte seinen Verdacht. Es war ein Befehlshaber der stolzen multorischen Armee, in seiner Begleitung zwei Berittene. Die Gruppe hielt und der stolze Kommandant stapfte auf die Hütte zu, aus deren kleinen Kamin ein lustiger Rauchfaden stieg.

Bevor er klopfen konnte, öffnete der alte Mann die Tür von Innen: „Ah, Herr Hauptmann. Kommt doch herein, immer erfreut einen so stattlichen Soldaten zu sehen. Ich nehme an ihr wurdet von Kriegsherr Blu´Kelar geschickt?“

Der Soldat öffnete den Verschluß seines langen Reitermantels und legte ihn neben sich auf den Tisch. Auch seine Handschuhe zog er aus, und warf sie daneben. Die Rüstung, die darunter zum Vorschein kam, war scheint´s sehr neu oder außerordentlich gut gepflegt. Der Kettenpanzer blitzte in den Strahlen der Sonne, die durch die offene Tür fielen.

„Dem ist so! Ihr werdet meine Ungeduld verstehen, aber die Uhr soll ein Geschenk des Kriegsherrn für den König sein. Wenn ich jetzt also...“

Der Krieger wurde von der aufgeregten Stimme des Schmieds unterbrochen, der seine schwitzigen Hände an seiner Lederschürze abwischte: „Ja sicher, kommt hier herüber, hierher! Da steht sie, das Werk eines Jahres. Wartet ich laße sie ihr Lied spielen.“

Ein -zwei -drei Umdrehungen, sie soll ja nicht zu lang laufen, und schon: „Ding dang dingding didang dingding...“.

„Sehr schön wirklich, der Kriegsherr wird zufrieden sein.“ Das Gesicht des Mannes war unverändert ernst und doch von einer gewissen Vorfreude erfüllt. Seine Augen funkelten verschwörerisch und ab und an blitzte ein kurzes Zucken in den Mundwinkeln des unrasierten Gesichts auf. Vermutlich freute er sich auf das Lob seines Herrn, wenn er dieses erlesene Stück zu ihm brachte. Draußen, durch die offene Tür deutlich zu sehen, saßen die beiden Begleiter ab und der eine machte sich an seiner Satteltasche zu schaffen.

Der Soldat näherte sich der Uhr und sagte, mit freundlicher Stimme: „So werde ich das Prachtstück nun mitnehmen. Der Dank des Herrn ist euch sicher!“
Etwas stimmte nicht, jetzt spürte es auch der einfache, etwas einfälltige Handwerker. „Ja sicher, aber von Dank alleine ist schlecht leben. Ihr entsinnt euch sicher, in der Abmachung heißt es `bei Erhalt der Ware 500 Goldsonnen an den Schmied´. So war es besprochen und beschlossen.“
Der Kommandant blickte über seine Schulter. Der Handwerker folgte dem Blick und sah, zuerst mit Verwunderung, dann mit Schrecken, daß der eine der Soldaten eine gespannte Armbrust erhoben hatte.
„Sicher, nun ist es aber leider so, daß mein Herr zur Zeit das Gold etwas knapp nur hat und sich deswegen entschlossen hat“, hier machte er einen Schritt zur Seite, „euch mit Eisen zu bezahlen.“
Ein Sirren erfüllte die Luft und der Schmied spürte einen stechenden Schmerz in der Brust. Der Bolzen hatte seine Lederschürze durchschlagen und war tief in seine Brust gesunken. Nurmehr die Federn waren zu sehen, rote Federn, kurz und ausgefranst.
Der Hautpmann lachte und stieß den verdutzt auf seine Brust starrenden Schmied zur Seite. Auch die Soldaten lachten laut und saßen wieder auf.
„Habt Dank!“,sagte der Kommandant mit höhnischer Stimme, als er die Spieluhr aufnahm und sich zur Tür wandte, „Schade nur, daß die Welt einen Mann eures Talentes verlieren muß. Es trifft doch immer die Falschen.“
Der Wirt setzte sich mühsam auf. Haß sprühte aus seinen blutunterlaufenen Augen und nur mühsam, röchelnd konnte er sprechen: „Niemals sollt ihr Freude an meinem Werk haben. Die Melodie soll auf immerdar in euren Ohren sein und ihr sollt tanzen. Tanzt den Todestanz“
Dann brach er zusammen und mit einem letzten Husten löschte er sein Lebenslicht aus. Der Kommandant stand noch einige lange Augenblicke dort. Warum konnte er nur die Worte des alten Mannes nicht abschütteln, wie er die Flüche der vielen Anderen abschüttelte? Und wo zum Petek kam dieser Wind her.
„Wir reiten!“, rief er den noch immer wie Milchmädchen kichernden Soldaten zu, die sich nach diesem gelungenen Scherz in Hochstimmung fühlten. Er saß auf und sie preschten los. Es sollte ihr letzter Ritt sein.

Das erste Band

Das monotone Stampfen der Hufe auf das Kopfteinpflaster und das hin- und herwiegen des Wagens schläferten A´Tjall ein. Sie waren schon seit den frühen Morgenstunden, kurz vor Sonnenaufgang unterwegs und würden mit etwas Glück Elek-Mantow schon am frühen Abend erreichen. Der Neue machte sich gut. Er war noch unerfahren und manchmal etwas nervös, aber er konnte mit Tieren umgehen und wußte den Wagen zu steuern. Auch jetzt hatte er die Zügel in der Hand. Sie warf ihm einen nachdenklichen Blick zu. Er war nicht besonders groß, obwohl er sie noch immer um fast eine Hand überragte. Auch kräftig war er nicht, aber das konnte noch kommen, immerhin war er höchstens 16 Jahre alt. Sein genaues Alter wußte niemand, anscheinend nicht mal er selber. Er war ein typischer Junge Elek-Mantows, wenn er auch das Glück gehabt hatte, auf der besseren Seite der Stadt geboren zu werden. Seine Mutter war im Dienste des Hauses Broschakal. Sein Name klang seltsam in A´Tjalls Ohren: Fenuk. Irgendwie erschien es ihr, daß ein solcher Name eher zu einem Hallakine passen würde, oder zumindest zu einem großen, kräftigen Mann und nicht zu einem solchen Jungen.
Aber egal, sie mußte sich langsam überlegen, was sie Herrn Tibrand über den Jungen erzählen sollte. Er war sicher ein guter Arbeiter, hatte hart mit angepackt und schien fast unermüdlich. Auf der anderen Seite war er etwas tolpatschig und unbedacht. Vielleicht hing das mit seiner Jugend zusammen. Und er mußte lernen sich durchzusetzen.
Sie hatten die Ladung schneller als erwartet abgeliefert, gerade bei diesem Schnee eine beachtliche Leistung und sich dadurch den versprochenen Bonus verdient. Der Händler aber wollte sich herausreden, er habe nicht genug Gold um auszuzahlen, beim nächsten Male aber, da würde die Summe selbstverständlich aufgeschlagen. Der Junge wollte sich schon darauf einlassen, doch A´Tjall hatte sich den Händler vorgenommen und wenig später hatte er einiges herausgerückt. Der Junge bekam ein Schwert und ein Pony, das nun hinter dem Wagen herlief. Sie selbst hatte auf etwas bestanden, daß man zu Geld machen konnte.
Sie lehnte sich nach hinten und hob ihren Teil der Prämie auf, drehte ihn in den klammen Händen. Es war ein verzierter Holzkasten auf dem neun Figuren standen. Es schien Multorisch zu sein, denn drei der Figuren waren multorische Soldaten, angebracht auf einer runden Scheibe, die sich sicher drehen

ließe, wenn da nicht diese sieben stählernen Bänder wären, die kreuz und quer über den Kasten gespannt waren. Die anderen sechs Figuren waren zu drei Pärchen zusammengefaßt und jedes dieser Pärchen auf einer weiteren, kleineren Scheibe angebracht. Auch sie wurden von den etwa eine Pfeilbreite meßenden Bändern zur Bewegungslosigkeit gebannt. Es war erstaunlich, wie detailreich die Soldaten gearbeitet waren. Jeder Haar schien man an den Eisengrauen Figuren erkennen zu können. Scheinbar war der Schaffer dieses Kunstwerks nicht mit seiner Arbeit fertig geworden, denn die anderen Figuren waren mit Gold und Silber, Edelsteinen und Perlen verziert. Es sollte wohl gut und gerne seine 10 Goldsonnen wert sein, also das Doppelte der versprochenen Summe. Die Abmachung gebot es, sie erst Herrn Tibrand zu zeigen, so daß er sie für 5 Goldsonnen kaufen konnte. Das schien ungerecht, aber bei anderen Fuhrunternehmen war es üblich, das der Fahrer gar nichts außer seinem Lohn bekam.
Doch was war das? War da nicht, verborgen unter den Bändern, eine Schublade? A´Tjall versuchte die Bänder zu verschieben, aber sie waren zu stramm gespannt. Mit einem Seufzer schob sie ihre Hand unter ihre dunklen Haare und zog eines ihrer Wurfmesser aus seiner Nackenscheide. Sie steckte es unter eines der Metallbänder, an der Stelle, wo es zusammengefügt schien und drehte das Messer. Der erste Versuch schlug fehl und die abrutschende Messerklinge hinterließ einen tiefen Kratzer in dem von der Feuchtigkeit des Winters weichen Holz. Fluchend und alle Götter auf diese Bänder herabbeschwörend versuchte es die Rekschat nochmal. Mit einem leisen metallischen Klirren riß das Band und fiel, bevor A´Tjall es auffangen konnte, vor dem Wagen in den Schnee. Sie ließ es liegen. Erst jetzt fiel ihr auf, daß Fenuk sie anblickte.
„Was gibt´s?“, fauchte sie ihn an, viel härter, als sie eigentlich vorgehabt hatte, aber dieses Wetter störte sie immens. Immer war es kalt, feucht und rutschig.
Er stammelte: „Ich...also...was machst Du da?“
Sie verdrehte die Augen und antwortete dann, freundlicher diesmal: „Nach was sieht es denn aus?“
In diesem Moment sah sie die dunklere Stelle im Schnee, zu spät jedoch. Sie rief noch: „Paß auf, Dummkopf!“, aber da war der Wagen schon voll mit dem Vorderreifen in das Loch in der Straße gekracht. Die Pferde wieherten Angstvoll, als sie den schweren Ruck spürten, der Wagen drohte umzustürzen und Fenuk machte mit seinem Gezerre an den Zügeln nur alles noch schlimmer.
A´Tjall stürzte nach hinten und lehnte sich weit zur anderen Seite des Wagens heraus. Eine zeitlang schwebte der Wagen mit zwei Rädern in der Luft, dann fiel er polternd zurück auf alle vier. Sofort sprang A´Tjall nach draußen, lief um den Wagen herum und begann beruhigend auf die Pferde einzureden. Nach einigen Minuten gelang es ihr tatsächlich die Tiere zu besänftigen und sie auszuspannen. Solange man nicht sicher wußte, was mit dem Wagen los war, sollte er besser nicht bewegt werden. Vielleicht war die Achse angebrochen oder aus der Halterung gesprungen.

Es dauerte den ganzen Vormittag, bis sie den Wagen wieder flott hatten. Das Vorderrad war gebrochen gewesen. Zum Glück hatten sie ein Ersatzrad dabei.
Diese Verzögerung sorgte nun aber dafür, daß sie Elek-Mantow erst weit nach Sonnenuntergang erreichten. Entgegen A´Tjalls Befürchtungen aber ließen sie die Wachen nach Einsicht in ihren Passierschein ohne Murren durch. Es hatte durchaus seine Vorteile für einen so einflußreichen Mann wie Herrn Tibrand zu arbeiten.

Als der Wagen auf den gepflasteten Hof der Tibrands polterte, war man im Inneren des Hauses überaus erstaunt. Man hatte den Wagen nicht vor Anfang des nächsten Viertels erwartet und bis dahin waren es immerhin noch drei Tage. Sogar Mirtan Tibrand selber warf sich einen Mantel über und lief dem Wagen entgegen: „Was wollt ihr denn schon hier? Habt ihr keine Rast gemacht?“
A´Tjall nickte nur stumm. Fenuk wollte zu einer Erwiederung ansetzten, wurde aber von der Stimme Ilske Tibrands, der Frau des Hauses, unterbrochen: „Ihr müßt ja halb erfroren sein, kommt herein und setzt euch ans Feuer. Es ist auch noch Braten da!“

Nach dem Essen fiel ihr der Kasten wieder ein, der noch irgendwo im Wagen liegen mußte. Nach kurzer Suche hatte sie ihn gefunden und hielt ihn Mirtan Tibrand vor: „Die Prämie!“
„Sehr schönes Stück“, erwiderte er, „aber was soll ich damit?“
„Es ist mehr wert als 5 Goldsonnen!“
„Das sehe ich“, das berüchtigte Lächeln erschien in dem dunklen Vollbart unter der krummen Nase, „oder willst du mir die Kunst des Schätzens absprechen? Trotzdem ist es deine Belohnung, immerhin

hast du dir fast den Tod geholt, nicht ich. Wenn du also auch nur ein bißchen von mir gelernt hast, gehst Du morgen los und holst dir eine Menge Gold für dieses Ding! Und nun geh schlafen, du bist schon ganz blaß!“
Tatsächlich war A´Tjall wirklich sehr müde, blaß jedoch konnte sie bei ihrer dunklen Haut wohl kaum werden.

Am nächsten Morgen ritt sie als erstes mit ihrem geliebten Tavian aus. Dann machte sie sich auf, den Kasten zu Gold zu machen. Um ein solches Ding loszuwerden bot sich nichts so sehr an, wie Rominas Laden in der Unterstadt. Diese Frau kaufte und verkaufte nahezu alles. Keiner wußte, woran sie ihre Preise festmachte und wie sie sich ernährte, aber durch ihre Hände war wohl schon fast alles gegangen.
Als A´Tjall den Laden betrat, krächzte der bunte Papagei, der auf einer Stange neben einer der Vitrinen saß laut: „Kundschaft!“.
A´Tjall wartete einen Augenblick und tatsächlich tauchte in der einen Ecke, halb verborgen von einem hohen Stapel bunter Tücher, der braune Lockenkopf Rominas auf. Ihre goldbraunen Augen wanderten suchend durch den Laden, bis sie die Rekschat entdeckten.
„Kommt doch herein, was kann ich für euch tun? Interessiert ihr euch vielleicht für einige Tücher der Fruchtbarkeit? Ganz frisch hereingekommen, damit empfangt ihr garantiert die Frucht der Lenden eures Geliebten.“
A´Tjall konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen: „Ich muß euch enttäuschen. Ich bin hier um euch etwas anzubieten.“
„Oh“, Romina wirkte keineswegs enttäuscht. Sie ließ die Tücher zurück auf den Stapel fallen und man sah, daß die mottenzerfressen waren. „Dann zeigt her, was ihr habt.“
A´Tjall stellte den Kasten auf eine der Vitrinen und Romina kam herbeigeeilt, um die Ware zu begutachten. Nach einigem „Mmh“ und „Aha“ sagte sie: „Ich gebe euch sieben Goldsonnen für dieses Ding.“
A´Tjalls Lächeln wurde ein Stück breiter. Wenn sie schon mit sieben anfing, sollte es ein leichtes sein sie auf mindestens 15 hochzuhandeln.

A´Tjall verließ den Laden mit 9 Goldsonnen und war im Nachhinein noch froh, ein so gutes Geschäft gemacht zu haben. Beim Brenner, diese Romina konnte feilschen. Da konnte ja sogar der Tibrand noch etwas lernen. Nun galt es aber etwas Geld auszugeben. Neue Stiefel konnten nicht schaden und wenn möglich wollte sie auch ein neues Hemd erstehen. Und den Barbier würde sie zur Arbeit rufen. Noch gab es keinen, mit dem sie eines von Rominas Tücher gebrauchen konnte, aber wer wußte schon was die Zukunft -vielleicht schon der heutige Abend- brachte...

Das zweite Band

Aramar trat aus seinem Haus und blickte sich um. Die kalte Winterluft schlug ihm ins Gesicht und ließ seine Atem zu kleinen Wölkchen gefrieren. Er steckte die Hände tief in die Tasche und stapfte los. Es gab keinen besonderen Grund, er wollte einfach nur mal raus. Die letzten Tage hatte er intensiv an seinen Kräften gearbeitet. Mittlerweile konnte er schon seinen gesamten Tisch vom Boden abheben und im Raum herumschweben lassen. Es war ihm aufgefallen, daß bestimmte Formeln eine größere Wirkung hatten als andere. Jetzt jedoch brummte ihm der Kopf vom vielen Nachdenken und ein bißchen Ablenkung würde ihm sicher gut tun. Schon jetzt vertrieb der kühle Winterwind die Nebel aus seinem Kopf.
Ohne es zu merken, war er die Spalte entlang Richtung Multor gelaufen. Die Ränder und der Boden der Spalte waren weiß von Schnee. Es war wohl ungesund, sich bei diesem Wetter der Spalte auf mehr als zwei Tritt zu nähern, sonst lief man Gefahr hinunter zu stürzen. Ob es wohl möglich wäre, nicht nur den Tisch, sondern vielmehr sich selbst schweben zu lassen. Eine Art Abstoßen vom Boden. Grübelnd blieb er stehen. Nachdem er einige Augenblicke nachgedacht hatte, blickte er sich um. Er stand am Rande der Stadt, vor ihm nur ein weites, weißes Feld. Neben ihm jedoch erhob sich Rominas Ramschladen. Hier hatte er schon mehr als einmal etwas Interessantes gefunden. Dies, und die Tatsache, daß er langsam anfing zu frieren, brachten ihn dazu den Laden zu betreten. Sorgsam achtete er darauf, daß er keinen Schnee mehr an den Füßen hatte, dann überschritt er die Schwelle. Das heisere, ihm schon wohlbekannte „Kundschaft“ von Myrrlon, dem Papagei hieß ihn willkommen und gleich darauf gesellte sich auch die helle Stimme Rominas dazu. Die fröhliche Frau war einige Jahre

älter als Aramar, allerdings von ungefähr seiner Größe. Ihr braunes Haar hatte sie heute nach oben gebunden, was ihr ausgesprochen gut stand. Allein bei diesem Gedanken merkte er, wie seine Gesichtshaut eine satte Röte zu erreichen drohte, also beeilte er sich: „Schön warm hier!“ zu sagen.
Romina lachte: „Auch euch einen schönen guten Morgen! Was kann ich für euch tun?“
Aramar errötete noch ein wenig mehr und brachte dann ein: „Wollte mich nur mal umschauen“ heraus, während er sich abwandte.
Sein Blick streifte über die Regale und Vitrinen. Wie Romina es nur immer wieder schaffte ihrem Laden innerhalb weniger Tage ein vollständig anderes Aussehen zu geben. Noch bei seinem letzten Besuch hatten dort in dem Regal Dutzende häßlicher Vasen gestanden. Die konnte sie unmöglich alle verkauft haben. Plötzlich streifte sein Auge etwas Ungewöhnliches. Er bemerkte es erst, als er den Kopf schon weiter gedreht hatte. Er schaute noch einmal hin -Nichts! Doch als er den Kopf abwandte, erschien es wieder. Ein gelbliches Leuchten, nicht so hell wie ein Feuer oder eine Lampe, eher so wie reflektiertes Sonnenlicht in einem klaren Bergsee. Er schaute hin und der Glanz verschwand. Was immer es war, es konnte nur aus dem Augenwinkel entdeckt werden. Also schaute er zur Seite und ging langsam auf die Quelle des Lichtes zu. So konnte er erkennen, daß die Lichtstrahlen von einem Holzkasten, vielleicht eine Hand mal eine Pfeillänge mal drei Ring groß ausging. Oben auf diesem Kasten standen einige Figuren, ein paar reich verziert, einige andere ganz schmucklos. Der Kasten wurde von sechs Bändern aus Metall umfangen, die auf irgendeine Art und Weise magisch zu sein schienen. Mit feuchten Händen hob Aramar den Kasten auf und schaute ihn sich genau an. Es waren keine magischen Zeichen oder Runen zu sehen, nichts woran man eine magische Formel festmachen könnte. Trotzdem war an diesem Kasten etwas Besonderes.
„Na, habt ihr etwas nach eurem Geschmack gefunden?“, Romina tauchte irgendwo aus ihrem Gewühl auf und stand neben ihm.
„Vielleicht“, schwindelte Aramar. Wenn er etwas in Elek-Mantow gelernt hatte, dann war es das feilschen.

Einige Momente später verließ Aramar den Laden, den Kasten eng an seine Brust gepreßt. Er hastete nach Hause und stellte den Kasten auf den Tisch. Seinen Verfolger hatte er nicht bemerkt.
Lange Augenblicke saß er einfach vor dem Kasten und probierte herum. Tatsächlich, wann immer er den Kasten nur aus den Augenwinkeln sah, schien er zu leuchten, blickte er ihn jedoch direkt an, war nichts Außergewöhnliches zu sehen...
Und wofür wohl diese Bänder waren? Sie waren etwa eine Pfeilbreite breit und ziemlich dick. Auch schien es ihm, als wären die Figuren eigentlich beweglich. Auf der Vorderseite ließ sich unter einem dieser Bänder etwas ertasten. Es schien eine Art kleiner Kugel zu sein. Zögerlich zog er an dem Band. Es war stabil, ließ sich kein Stück bewegen. Vielleicht waren ja an der Innenseite Runen eingeritzt, anders war es kaum zu erklären. Aramar holte also das kleine Messer, mit dem er sein Brot zu schneiden pflegte und fing an das Band zu zerschneiden. Es dauerte ziemlich lange und als er es endlich durch hatte und es mit einem leisen Schnacken auseinandersprang, waren seine Hände richtig klamm. Die Kugel stellte sich als Perle heraus. Aber diese Kälte... der Ofen mußte erneut ausgegangen sein. So ein Mist! Er huschte nur schnell zum Herd und schürte das Feuer, setzte ein bischen Wasser für einen Tee auf und wollte sich dann wieder dem Kasten zuwenden. Doch dort, wo er noch einen Augenblick zuvor gestanden hatte, lag nun nur noch das metallene Band auf dem Tisch. Durch die nun offene Tür fegte der Wind verirrte Schneeflocken herein. Er war sich doch sicher gewesen, die Tür geschlossen zu haben. Verzweifelt rannte er in den Schnee hinaus auf die Straße und schaute hin und her. Natürlich war niemand mehr zu sehen. Er mußte vergessen haben die Tür zu verschließen und nun war irgendein Taugenichts mit seinem Hab und Gut auf und davon. Wer brachte so etwas nur fertig?
Aramar ging zurück in sein Haus, verschloß die Tür hinter sich und setzte sich traurig an den Tisch. Gedankenverloren spielten seine Hände mit dem metallenen Band. Na toll, nicht mal Runen auf diesem dummen Band! Was hatten die Götter nur gegen ihn?

Das dritte Band

Jamir streckte seine Hände dem wärmenden Feuer entgegen. Irgendwie war das noch nicht das Wahre. Der schwere Stoff, den er quer durch den Höhleneingang gespannt hatte, hielt zwar den Wind recht gut ab, die Kälte aber kroch trotzdem hinein. Er würde besser mal nach dieser verzogenen Göre schauen, nachher erfror die ihm noch und dann war Essig mit dem Lösegeld. Vorher aber würde er sich etwas genauer mit dem Diesbesgut beschäfftigen, das er von diesem jungen Burschen erstanden hatte. Er war wirklich übel dran, völlig gebeutelt, zitternd und gierend nach Rauschkraut. Zum Glück für Jamir. Er lachte rauh auf. Eine Silbersonne hatte er ihm gegeben, nicht mehr. Alleine die Diamantenaugen der Tänzer waren das Zehnfache wert, mindestens. Sollte er sie und die Perlen und das ganze Gold wohl herausbrechen und einzeln verkaufen? Besser nicht. Die Leute aus der Oberstadt würden wohl mehr für dieses Ding bezahlen, wenn es intakt war. Die mochten ja solchen Kram, nannten ihn Kunst und zahlten gleich das dreifache. Vorher würde er aber diese dämlichen Bänder abmachen müßen. Aus dem hinteren Teil der Höhle war ein erstickter Schrei zu hören. Meine Güte, ja, die Höhle war naß dahinten und es liefen Ratten herum, aber deswegen mußte man ja keinen solchen Aufstand machen. Er würde das Balg mal richtig vertrimmen müßen. Und wer weiß, vielleicht war ja trotz Kälte auch noch was anderes zu machen! Dieses Mädchen war irgendwie anregend, vor allem weil sie trotz ihrer 13 Lenze schon so gut entwickelt war. Ja, mit einem guten Feuerchen würde sich die Kälte schon besiegen lassen. Lachend kratzte er sich im Schritt. Dann erhob er sich und zog dabei ein kleines Messer aus dem Stiefel. Auf dem Weg in den dunklen hinteren Teil des Höhle schnitt er eines der Bänder auf und ließ es zu Boden klirren. Darunter kam ein kleiner Hebel zum Vorschein. Mit etwas Gewalt konnte man ihn ein Stück drehen, und dann zuckten die Figuren. Auch war ein unmelodisches „Deng“ zu hören. Na, mal sehen wie es sich anhörte, wenn die anderen Bänder ab waren. Er nahm das Messer wieder in die Hand und wollte es unter das nächste Band schieben, als sein Fuß wegrutschte. Er schlitterte zu Boden, fiel mit dem Kopf knapp neben einen spitzen Stein. Der Kasten entglitt seiner Hand und kullerte einige Tritt weit über den feuchten Steinboden. Der Arm eines der Tänzer brach ab und sprang funkelnd beiseite. Jamir blickte sich suchend um und sah zu seinem Schrecken, wie der Kasten in einen dunklen Schacht fiel. Er machte einen Satz nach vorne, der ihn wieder auf den harten Boden beförderte. Er schlitterte auf dem Bauch nach vorne, konnte aber nur noch dem leisen Scharren und Poltern hören, mit dem der Kasten den dunklen, vom Wasser gewaschenen Tunnel hinunterfiel. Weg! Das Ding konnte er vergessen, wer weiß wo dieses Schacht hinführte und außerdem war er eh zu eng und zu dunkel. Aber er hatte ja noch einen kleinen Schatz, der sehnsüchtig auf ihn wartete. Er erhob sich, drehte sich um und wußte gar nicht, wie ihm geschah, als ihn ein zierlicher Mädchenstiefel erst in den Magen und als er zusammensackte ein paar Mal zwischen die Beine trat. Jamir wußte nicht, was er zuerst tuen sollte, ohnmächtig werden oder sich Übergeben vor Schmerzen. Er entschied sich für das Erste, so daß er die schlanke Gestalt nicht mehr sah, die zurück nach Elek-Mantow lief.

Das vierte Band

„Nun komm schon Bärchen!“. Mitarra wandte sich in dem engen Gang um. Ein gutes Stück hinter ihr kam der runde Kopf von Gutram, genannt Bärchen, in den Schein ihrer kleinen Laterne. Die rostroten Haare des jungen Regthils schimmerten sanft. Nicht so sanft waren seine Flüche: „Verdammt noch mal, ist das eng hier, Scheiße, Autsch!“. Gutram war nicht besonders geschickt, er war auch nicht der Hellste, aber er war stark und vor allem war er Mitarras Freund.

„Was ist denn nun Gutram, kommst Du?“ Mitarras Stimme zitterte vor Ungeduld. Wenn sie nicht bald da wären, würden sie den Zeitpunkt verpassen und noch einmal konnte selbst sie Bärchen nicht überreden mit ihr Nachts in die Höhlen zu steigen.

„Autsch, ich... ich stecke fest, verdammt noch mal, verflucht!“, Gutrams Stimme wurde immer ärgerlicher, also kletterte Mitarra den sogar für sie engen Schacht wieder zurück und reichte Bärchen eine Hand. „Komm schon. Und hör auf zu fluchen, damit rufst Du nur Selefra herbei!“ Mit einem Ruck war er frei und kletterte weiter.

„Was willst Du mir überhaupt zeigen? Ich hoffe nur es lohnt sich.“, es war ihm anzuhören, das er keine Lust mehr hatte. „Überhaupt ist es gefährlich in den nicht erkundeten Gängen herumzuklettern. Wir verbieten euch Kleinen das nicht umsonst.“

„Argh!“ Mitarra wandte sich mit einem wütenden Schnauben herum. Sie haßte es, wenn die Falken sie als „Kleine“ bezeichnete. „Ich war schon so oft hier! Ich weiß wo man aufpassen muß. Und jetzt beeil dich ein bischen, sonst kommen wir zu spät.“

„Zu spät wo... Autsch, verdammt... wozu?“ Aber Mitarra war schon weitergeklettert.

Endlich erreichten sie den Eingang zu der großen Höhle. Sie blieb einige Zeit am Eingang stehen, um Gutram Zeit zu geben zu ihr aufzuschließen. Er erreichte keuchend das Loch am oberen Ende des Tunnels. Er rieb sich unzählige blaue Flecken und sein Gesicht war griesgrämig, schlimmer sogar noch, als morgens kurz nach dem Wecken. Damit er nicht auf die Idee kam umzudrehen, stieg sie im Inneren der Höhle wieder herunter.
„Na toll, eine große Höhle“, brummelte Bärchen, wie um seinem Namen Ehre zu machen, „und was ist daran so besonders?“
„Wirst Du schon sehen, komm jetzt!“ Langsam wurde Mitarra auch ungeduldig. Konnte er ihr nicht einmal vertrauen? Schließlich hatte sie ihn noch nie in irgendwas Unangenehmes reingezogen. Naja, nicht so richtig unangenehm wenigstens. Und auch nur ganz selten.
Endlich war auch Bärchen am Grund der großen, runden Höhle angekommen. Er blickte sich um. Eine Höhle wie jede andere, oben ein paar Löcher, unten ein paar Löcher, an den Seiten ein paar Löcher. Gut, sie war größer als viele Andere, aber auch kleiner als viele Andere. Nichts also was eine nächtliche Klettertortur in engen, naßen, kalten Gängen mit spitzen Kanten rechtfertigen würde. Zu allem Überfluß hatte Mitarra nun auch noch die Laterne ganz heruntergedreht
„Und nun?“
„Warte noch einen Moment.“ Als hätte die Natur nur auf ihr Stichwort gewartet, fielen plötzlich fahle Strahlen durch eines der Löcher in der Decke. Sie trafen auf den Boden, wurden da von irgendetwas reflektiert und gestreut. Wo sie auf die Wände trafen, wurden sie erneut zurückgeworfen. Das ganze pflanzte sich immer und immer weiter fort. Im Nu war die ganze Höhle taghell erleuchtet. Die beiden Kinder Hesvites standen in der Mitte des Höhle, umflossen von hellen aber weichen Strahlen. Bärchens Mund stand weit offen und er blickte sich erstaunt um. In völliger Stille standen sie da, auch Mitarra immer wieder auf´s Neue überrascht von der Schönheit des Anblicks. So schnell, wie das Licht gekommen war, verschwand es auch wieder. Fast kam es Gutram so vor, als könne man die Strahlen beobachten, wie sie ausliefen, aber es waren wohl doch nur die Flecken auf seinen Augen.
Noch als es wieder dunkel war, standen die beiden schweigend da, ergriffen von dem unglaublichen Anblick. Ohne es bewußt zu merken, hatten sie sich bei der Hand genommen. Jetzt ließ Bärchen ihre Hand los und machte einen kleinen Schritt zur Seite: „Das... das war einfach... einfach wunderbar!“
„Habe ich es Dir nicht gesagt?“ Mitarra blickte ihn triumphierend an. Sein Blick war noch immer etwas verklärt. Jetzt erhob er den Arm und fragte, während er auf etwas zeigte: „Was ist denn das?“
Mitarra schaute seinem Finger nach. Tatsächlich, da drüben, auf dem Felsvorsprung lag irgendetwas, das sanft im schwachen Licht der Laterne blitzte.
„Moment!“ Sie drehte die Laterne wieder hoch und hielt sie in die Richtung des Vorsprungs. Jetzt funkelte das Ding dort drüben wie verrückt.
„Ich geh mal gucken!“, rief Bärchen und kletterte schon die etwa zwei Sprung die Wand hoch: „Ui!“ sagte er nur. Dann kam er mit diesem glitzernden Ding wieder herunter. Mitarra lief zu ihm herüber um im Licht der Laterne sah sie einen Holzkasten in Gutrams Händen ruhen. Seine Seiten waren goldbesetzt, oben drauf standen einige Figuren. Um den ganzen Kasten waren vier Bänder aus Metall geschlungen. Die Figuren waren mit Gold und Glitzersteinen verziert und sogar die eine oder andere Perle war dabei. Drei standen irgendwie abseits und sahen aus, als wären sie im Nachhinein drauf gesetzt worden. Die anderen sechs bildeten drei Paare, aber dem einen Tänzer fehlte der rechte Arm.
„Was mag das sein?“, fragte sie mit großen Augen ihren Begleiter. Der zuckte nur die Schultern: „Vielleicht ist irgendwas drin?! Ich seh mal nach!“ Er nahm eine stabile Eisenstange aus der Tasche. Seit er beim Schmied gesehen hat, wieviel man damit anfangen konnte, hatte er immer eine dabei. Diese war etwa eine Hand lang. Er schob sie mit einiger Mühe unter eines der Bänder und drehte.
Mitarra hob den Kopf und lauschte: „Was war das?“.
Gutram hob den von der Anstrengung geröteten Kopf und blickte sie fragend an.
„Da war ein Geräusch, ich habe was gehört!“
Gutram holte tief Luft und drehte weiter. Gepreßt sagte er: „Der Wind.... mmh... vielleicht. Ha!“
Mit einem lauten Knall, der Mitarra herumwirbeln ließ, war das Band gesprengt. Zufrieden blickte er auf. „Also was hast du gehört?“
„Es war so ein Quitschen. So wie ein...“ Mitarra schrie auf. Aus einem Loch neben ihnen schoß ein Schatten, vielleicht zwei Tritt lang und einen hoch. Weiße Zähne blitzen auf, ein schuppiger Schwanz schleifte über den Boden. Vor Schreck warf Bärchen den Kasten hoch, zu seinem Glück!

Das Wesen rannte über ihn hinweg, preßte ihn mit unglaublichem Gewicht auf den Boden und die Luft aus seinen Lungen. Mit einem lauten Krachen schloßen sich die Zähne des Wesen um den durch die Luft wirbelnden Kasten. Mit einem Sprung war das Wesen in einem weiteren Loch verschwunden. Gutram atmete stoßweise, war totenbleich und Schweiß rann in dicken Strömen seine Schläfen herunter. Er kämpfte sich auf die Beine, schaute Mitarra an und sah auch in ihren Augen Panik. Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, wußten sie, was zu tun war. Sie drehten sich um und rannten, kletterten so schnell sie konnten die Wand hoch und rutschten den Tunnel fast hinunter. Erst als sie wieder in den Gängen von Hesvites Schatten waren, hörten sie auf zu rennen.

Das fünfte Band

Die klagende Stimme einer Geige mischten sich mit dem Geheul des Winterwindes zu einer Symphonie der Melancholie. Schnee fiel in dicken Flocken zu Boden, wehte an der kleinen Höhle vorbei, in die sich Kareç vor dem Unwetter geflüchtet hatte. Ein kleines Feuer flackerte in der Mitte der Höhle und spendete klägliche Wärme und nicht viel mehr Licht. Aber das machte Kareç nichts aus. Er war diese Umstände gewohnt, ja suchte sie sogar manchmal, wenn die Sehnsucht nach seinem Heimatland ihn wieder verzehrte. An solchen Tagen stieg er hier hinauf in die Berge, spielte seine Geige und genoß das Alleinsein.

Während die letzten Töne seines Spiels noch von den Wänden der Höhle, die sich hinter ihm noch weit in den Berg erstrecken mußte, wiederklangen, legte er die Geige zur Seite und drehte den Braten des kleinen Hasens an dem Spieß langsam herum.

Er spürte ein menschliches Bedürfnis nach Auslaß verlangen. Um seine Lagerstadt nicht zu beschmutzen, trat er in den Sturm hinaus und erleichterte sich eilig.

Als er in die Höhle zurücktrat, sah er gerade noch einen Schatten im Dunkel verschwinden. Blitzschnell hatte er ein Messer in der Hand, doch was immer es war, es war zu schnell wieder weg. Mit den Schultern zuckend ging Kareç zurück zum Feuer. Er würde halt darauf hoffen müßen, das dieses Wesen nicht wiederkam.

Als er sich dem Braten zuwenden wollte, mußte er erschrocken feststellen, daß er weg war. Kein Grund also für den Dieb, noch einmal wiederzukommen, immerhin hatte er ein Abendessen. Im Gegensatz zu Kareç. Als sein, nun noch dunkler gewordener Blick über den steinigen Boden der Höhle schweifte, blieb er an einem schimmernden Gegenstand hängen. Was war das? Sicher nichts, was er mitgebracht hatte. Vorsichtig erhob er sich und ging hinüber. Bei einem zweiten Gedanken griff er nach einem der brennenden Äste.

Der Gegenstand entpuppte sich bei näherer Betrachtung als goldverzierter Kasten, mit kleinen Figuren darauf. Kareç zog erneut eines seiner Messer und stuppste den Kasten an. Nichts besonderes daran, scheinbar. Er tippte ihn mit einem Finger an, zog ihn aber vorsichtshalber schnell wieder zurück. Das war ja mal etwas ganz Neues. Ein Dieb aus den Tunneln, der für seine Mahlzeiten bezahlte. Und großzügig wie es aussah. Aber seinen Hunger stillte das im Moment auch nicht.

„Und ich soll das Ding für dich verkaufen?“ Corwin blickte Kareç verdutzt an. Er mußte sich erst daran gewöhnen, daß ihm jemand so einfach vertraute. Aber noch mehr verwirrte es ihn, daß er nicht mal mit dem Gedanken spielte, Kareç zu betrügen. Das war ihm noch bei keinem so gegangen. Das war es wohl, was man Freundschaft nannte. Seltsames Gefühl!

„Ja!“, antwortete Kareç, „Du hast Kontakte und Freunde in der Stadt.“

„Und es lag einfach so da? Einfach so?“

„Wenn ich es Dir doch sage!“

Corwin drehte den Kasten, der früher sicher einmal wirklich prachtvoll gewesen sein mußte, bevor irgendetwas seine Zähne ins Holz geschlagen, irgendjemand einem der Tänzer einen Arm abgebrochen und etwas einen tiefen Kratzer auf der Seite hinterlassen hatte. Trotzdem sollte der Materialwert Einiges sein, mindestens 5 oder 6 Goldsonnen. Aber was war denn das? Da war doch tatsächlich eine Schublade in dem Kasten.

„Wollen doch mal sehen, was in dieser Schublade ist. Muß ja was Wertvolles sein, warum sollte sonst jemand drei Metallbänder darüber spannen?“

Kareç blickte Corwin mißtrauisch an: „Und wenn es, naja, irgendwie magisch...?“

Corwin hob beruhigend die Hand. „Wird schon nicht!“

Er blickte sich einmal mehr um im Totenkopf. Natürlich konnte er nicht stillsitzen, Corwin konnte nie irgendetwas in Ruhe tun.

Sein Blick wanderte über den dicken Wirt zu dem Tisch, an dem früher immer Kam Tak saß. Nun war er tot. Richtig so, der Bastard hatte ihm mehr als einmal Ärger gemacht. An einem Nebentisch erzählte ein alter Jäger Lügengeschichten über die Wesen, die er in den Tunneln gefangen hätte und an einem anderen Tisch verlor ein Multorier, umgeben von seinen Freunden, gerade ein Wettsaufen gegen eine Hallakine. Das mußte diese Melirae Todesstreich sein, die mit Yanec d´Ibisco oder so ähnlich für den Tod des Meuchlerkönigs Elek-Mantows verantwortlich war. In der Ecke sah man auch ihren ständigen Begleiter, dieses verwöhnte Broschakal-Bürschchen.
Keiner achtete auf die beiden Freunde. Corwin zog seinen Dolch, schob ihn unter das Band und lächelte Kareç an. Dann holte er tief Luft, drehte den Dolch und sprengte damit das Band. Die Beiden schauten sich an und warteten. Dann stieß Corwin den Atem aus und lächelte wieder. „Siehst Du, nichts passiert! Also das Nächste!“
Gerade wollte er den Dolch unter das vorletzte Band schieben, da wurde es still um ihn herum. Das Gegröhle der Multorier verstummte und auch die Stimme des Jägers verlief sich im Nichts. Corwin blickte erstaunt auf und sagte dann leise, resignierend: „Oh Mist!“

Das sechste Band

Der Atamanai war es gewohnt, daß man ihm aus dem Weg ging. Manchmal aber, wenn die Gier der Menschen groß genug war, überflügelte sein ungesprochenes Versprechen von Gold die mystisch große Angst des Ungewissen. So im Fall von Almir, dem Bettler. Der Alte hatte ihm von einem Kunstwerk erlesener Güte erzählt, das im Besitz des wandelbaren Bergmenschen sei. Heimlich natürlich, im Schutz der Dunkelheit und sicher, daß keiner sie gesehen hatte. Und natürlich voller Angst. Keiner begegnete dem Sammler mit etwas anderem als Angst und Mißtrauen.
Es konnte kein *Domomai* sein. Dessen Anwesenheit hätte er gespürt. Dennoch rief ein Kunstwerk gleich welcher Art immer sein Interesse heraus.
Also war er auf dem Weg in den Totenkopf, die Schenke der Unteren, Hinterhältigen, der Niedertracht Anheimgefallenen. Dort trat er ein und wie immer war Stille sein Begleiter. Etwas nach ihm kam dann das Wispern, das auf ihn Zeigen, das Schlagen der Schutz- und heiligen Symbole. So auch diesmal. Aber er hatte entdeckt, was er suchte. Der Mann, den sie Kareç nannten und den er suchte, saß bei Sell am Tisch. Der größte Schwindler der Stadt blickte ihn erschrocken an und war bleich geworden. Doch in seiner Natur lag die Täuschung und schon jetzt sprang wieder das falsche Lächeln in sein Gesicht. Lanungo Buzecchia, der Sammler in Elek-Mantow, ging auf Corwin Dery alias Sell zu. Als dieser bemerkte, daß er das Ziel des Rotgewandeten war, erhob er sich, legte etwas neben sich auf den Tisch und kam auf ihn zu. Der Blick des Sammlers glitt an ihm vorbei und fand den Kasten auf dem Tisch. Corwin eilte hinter ihm her und blieb schnell stehen, als sich Lanungo ihm wieder zuwandte: „Ihr werdet mir diesen Kasten verkaufen wollen, nehme ich an?“
Corwin blickte auf Kareç, der den Roten unverwandt anstarrte.
„Nun, wenn ihr mir ein gutes Angebot macht, Herr, könnte ich meinen Freund eventuell davon überzeugen...“
Eine fließende Bewegung des rotbewehrten Armes und auf dem Tisch landete ein klingender Beutel. „Das wird reichen, Cer Corwin!“
Er nahm die Spieluhr auf und ließ sie, während er zur Tür ging, in seinen Beutel gleiten. Hinter sich hörte er das erstaune Keuchen, als Corwin den Beutel mit den goldenen Sonnen öffnete.
Draußen umarmte ihn der kalte Hauch des Winters. Nachdem er einige Straßen weit gegangen war, hielt er unter einer der wenigen Laternen der Unterstadt an. Er würde hier bereits einen Blick auf das Kunstwerk werfen, um sicher zu sein. Er hob den Kasten vor sein Auge. Es war eine Spieluhr aus Multor. Man erkannte deutlich die Königspaare der letzten drei Regierungen. Dem ältesten König fehlte ein Arm. An den Rändern standen multorische Soldaten, in Uniformen der heutigen Zeit, ein seltsamer Stilbruch. Auch paßte das Material und die einfache Ausführung der Soldaten so gar nicht zu dem Rest der Uhr. Kratz und Beißspuren waren über die ehemals prunkvolle Oberfläche verteilt. Nein, leider kein Domomai, sicher nicht. Aber trotzdem ein Stück von erlesener Qualität, wenn auch von der Zeit und den Umständen getroffen. Es wäre sehr schade, wenn diese Arbeit in die Hände von Unwissenden geraten sollte, Lanungo würde die Spieluhr in die Botschaft bringen und sie dort aufbewahren. Welche Melodie sie wohl spielen mag. Es wäre nur angebracht, wenn es das Hohelied der Könige wäre. Das würde sich herausfinden lassen. Mit einem Ruck des Fingers löste er eines der Bänder. Als er sich gerade an den zweiten Eisenriemen machen wollte, vernahm er das leise Knirschen von Reiterstiefeln, die sich anschleichen wollten. Es waren einige, etwa ein Dutzend.

Lanungo steckte die Spieluhr in seinen Beutel und machte sich bereit. Ein Rückzug war nicht möglich, zumindest nicht, solange sie ihn von allen Seiten umringten.

Das siebte Band

Es war eine lange und mühsame Arbeit gewesen, aber nun, nach über einem halben Jahr, war ihr Ziel zum Greifen nahe. Der Kriegsherr hat gesagt: Findet die Spieluhr und bringt sie mir. Seit der Kommandant mit ihr verschwunden war, war der Herr außer sich gewesen. Immerhin hatte er 10 Goldsonnen angezahlt und stand nun mit einem zweitklassigen Geschenk für den König da.
Die Multorier umringten den Rotgewandeten. Sie alle hatten die Geschichten über die Atamanai gehört und es lief ihnen kalt den Rücken herunter. Aber nach Jahren in der harten multorischen Armee waren die Befehle des Kommandanten sogar stärker als die Angst und der Aberglaube.
Also stürmten sie vor, als der Kommandant das Zeichen gab. Der vorher ruhig dastehende Rote verwandelte sich in einen Wirbelsturm. Mit spielerischer Leichtigkeit wich er den Säbelhieben aus. Seine Hand schnellte hervor, einen roten Schatten hinter sich herziehend und sandte einen der Söldner zu Boden. Ein weiterer wurde von seinem Bein, daß er bis über den eigenen Kopf erhob, gefällt. Der Säbelstreich der kampfgeprüften Hand eines dritten Soldaten wurde umgeleitet und traf einen Kameraden. Der vierte Soldat starb als der Atamanai ihn wie ein Schild vor sich hielt. Ehe die Multorer es sich versahen, war ein Drittel ihrer Gruppe ausgelöscht. Ein Weiterer fiel, von dem roten Stab der Gestalt umgeworfen. Doch als der Sechste entwaffnet wurde, schaffte es einer den Beutel zu greifen. Er riß mit aller Gewalt daran und der Träger gab nach. Lanungo tänzelte einen Schritt zur Seite, wollte den Fliehenden mit einer Fußsense zu Boden schicken, mußte aber zwei Säbelhieben gleichzeitig ausweichen und verfehlte deswegen den Soldaten. Ohne Möglichkeit etwas daran zu machen, blickte er dem Soldaten nach. Zwei weitere Multorer fielen, bevor die anderen sich eiligst zurückzogen. Der Beutel- der Uhr entledigt- lag achtlos hingeworfen am Boden. Der Rote machte keine Anstalten ihnen zu folgen. Scheinbar fand er die Spieluhr nicht wichtig genug.
Noch in der selben Nacht brachen die Multorer auf, nun nur noch die Hälfte an der Zahl. Sie ritten lange Tage, bis sie endlich die weiten Ebenen Multors errreichten und schließlich die stolze Hauptstadt des Reiches selber, Multor.

Man brachte den Kommandanten des Stoßtrupps vor den Kriegsherrn. Er erwartete ihn in seinen prunkvoll eingerichteten Privatgemächern. Seine Sklavinnen schickte er heraus, ebenso seine Diener.
„Kommt herein, tapferer Soldat! Habt ihr, worum ich schickte?“
Der Soldat senkte den Kopf und beugte sein Knie: „Ja, Herr.“ Mit noch immer gesenktem Kopf streckte er beide Hände nach vorne, darin die Spieluhrs des multorischen Kunstschmiedes.
Der Kriegsherr nahm sie ihm aus der Hand. Wütend stapfte er nach einem Blick darauf auf und ab: „Das soll das gepriesene Kunstwerk sein? Die Spieluhr, die eines Königs, meines Königs würdig wäre? Dieses Ding, schäbig, zerkratzt und abgerissen?“
Der Kriegsherr trat von unten gegen den geneigten Kopf des Soldaten und die harten Stiefel seine Uniform brachen die Nase des jungen Mannes.
„Spielt sie wenigstens ihr Lied noch?“
Der Soldat erhob sich mühsam wieder in die kniende Position.
„Ich habe dich was gefragt, Bursche.“ Wieder traf der Stiefel den Kopf des Soldaten und wieder wurde er zu Boden geworfen. Seine Schläfe blutete und er hatte Mühe zu sprechen, nur lallend brachte er ein: „Ich weiß nicht, Herr!“ hervor.
„Nun, das wird auszuprobieren sein! Aber vorher:“, er beugte sich vor dem Soldaten nieder, „Ihr habt mich sehr enttäuscht, Soldat.“
Der Kriegsherr zog seinen Dolch und durchschnitt mit einer schnellen Bewegung das letzte der sieben eisernen Bänder. Mit leisem Klirren fiel es zu Boden. Dann rammte der Herr seinem Soldaten den Dolch bis zum Heft ins Ohr. Er fiel zu Boden und sein Blut färbte das Metallband rot.
„Wollen doch mal sehen...“, sagte der Kriegsherr und zog die Spieluhr auf. Ein- zwei- dreimal gedreht. Die Figuren auf der Oberfläche begannen zitternd sich zu umkreisen, erst leise, dann deutlich hörbar, erklang das Hohelied der Könige: „Ding dang dingding didang dingding...“

Epilog

Man fand den Leichnam des Soldaten wenige Stunden später. Das Zimmer war angefüllt mit dicken Schwaden hellen Rauches. Als man den Rauch abziehen ließ, fand man auch die leere Uniform des

Kriegsherren. Stiefel, Rüstung, Schwert, alles lag dort, in einem Haufen am Boden. Nur der Körper des Herrn fehlte.
Eine Sklavin stahl die Spieluhr. Sie entdeckte in der genauen Mitte der großen Scheibe die Figur eines nackten Mannes. Sie sah genau so aus wie der Kriegsherr, bis ins kleinste Detail. Sogar das grausame Lächeln sah aus wie seines.
Die Federn und Räder der Spieluhr waren aus den Fugen geraten. Nie mehr würden sie sich drehen, nie mehr würde sie ihr fröhliches Lied spielen. Sie hatte ihre Aufgabe erfüllt.

Vogelfreiheit

Stephan Packard

I.

Mit dem Herbst kamen die Krähen.
Sie kreisten unter dem eisblauen Himmel der frühen Morgenstunden, setzten sich zwischen den ersten gelb gewordenen Blättern in die starren Baumkronen und schrien ihr lautes Krächzen in eine Welt hinaus, die sich nach den Regenstürmen im Oberring auf die nun folgende kalte Jahreszeit vorbereitete.
Einer der schwarzen Vögel hatte sich vor einem Fenster festgekrallt, schüttelte sich ein paar Mal und plusterte sich auf. Das Fenster war nicht verglast, sondern vergittert. Teures Glas konnte sich der Besitzer nicht leisten; das Gitter war in der Unterstadt von Elek-Mantow eine überlebenswichtige Selbstverständlichkeit.
Drinnen befand sich ein kleiner aber stabiler Schreibtisch, auf dem sich eine Feder rasch über ein unebenes Stück Pergament bewegte. Sie zeichnete die Worte auf, die der Besucher ihr diktierte.
„...und die Ernte ist diesmal nicht gut. Nun kommen letzten Monat einige hohe Herren und fragen nach mir. Und sie sagen, ich muß noch mal mehr zahlen als letztes Jahr. In Pro-Zehn."
Die schreibende Hand war in der Kälte blau angelaufen und zitterte ein wenig. Am Ringfinger spiegelte sich ab und zu der Kerzenschein in einem schmalen, plumpen Ring aus Blei. Man wurde nicht reich als Schreiber.
„Ihr meint gewiß Prozent?" Die Frage klang höflich, unbeteiligt.
„Irgendsowas."
„In Ordnung." Die Feder vollendete den Satz und setzte einen
Punkt. Der Ring blitzte kurz. Dann wartete die Hand geduldig auf die nächsten Worte.
„Und wir sind sowieso arm. Und haben kein Geld. Und der Boden hier ist nicht sehr gut. Also habe ich gesagt, wir können nicht noch mehr zahlen. Und die hohen Herren sagen, ich muß."
Die Feder kratzte, die Worte erschienen. Der Schreiber versuchte nicht, ihnen eine ansprechendere Form zu geben, noch gab er dem Bauern einen Rat. Er schrieb nur.
„Wir leben gerne in Elek-Mantow, aber wir können Euch Hohen Herren nichts zahlen, das wir nicht haben. Seit unser Sohn Jekal in die Stadt hineingezogen ist, haben wir viele Probleme auf dem Hof."
Der Bauer wartete kurz. Dann fragte er leise:
„Meint Ihr, man kann das so schreiben?"
Der Schreiber zuckte mit den Schultern.
„Gut." sagte der Bauer. „Hm... Und ich hoffe, daß Ihr mir das laßt, was ich brauche. Äh. Darum schreibe ich. Vielen Dank, Bauer Gunther."
Die Feder schrieb, der Ring blinkte.
„Ist das dann alles?"
„Äh. Ich denke schon, ja."
Die Hand legte die Feder flach auf die Tischplatte. Dann stützte sie sich ab, und der Schreiber erhob sich. Er war keine besonders große Person. Seine weite schwarze Kutte raschelte, als sie auf den Boden fiel. Sie warf weite Bögen um die knochigen Glieder des Alten.
Der Bauer war sich seiner Sache nicht sicher.
„Der Brief soll zu den Hohen Herren im Triumvirat. Äh. Meint Ihr, die werden mir helfen?"
„Ich weiß es nicht." Seine Stimme war ruhig.
„Aber sie müssen mir doch helfen! Sie können mich doch nicht verhungern lassen, oder?"
„Ich weiß nicht." Die Stimme zeigte kein Interesse.
„Aber sie werden den Brief doch wenigstens lesen, nicht wahr?"
„Das weiß ich nicht. Das macht 12 Eisensonnen."
Der Bauer zuckte zusammen, aber er zahlte. Und ging. Nachdem sich die Türe geschlossen hatte, seufzte Manyr kurz und rückte seine Brille zurecht. Dann zog er die Schublade an seinem Tisch aus. Drinnen lag, direkt unter dem unreinen Pergament, das er gerade gefüllt hatte, ein sauberer Stapel besten Panlîlpapiers. Daneben lag eine Feder mit golden schimmerndem Schaft. Der alte Mann zog den Ring von seinem Finger und strich damit einige Male über die leere Seite.
Die Feder zitterte kurz, dann richtete sie sich langsam auf. Sie schwebte knapp über dem Holz hinüber zum Papier und setzte an:

„An die hohen Herren des Hohen Triumvirats von Elek-Mantow:
Liebe Hohe Herren,
ich habe ein großes Problem. Ich lebe draußen vor der Stadt und bin Bauer und zahle meine Steuern als Korn. Es sind viele Steuern, und die Ernte ist diesmal nicht gut..."
Schnell wanderte die goldene Federspitze hin und her und schrieb den Brief ein zweites Mal zu Ende. Als sie wieder ruhig neben dem Stapel lag, nahm Manyr das oberste Blatt heraus und schloß die Schublade wieder.

☯ ☯ ☯

Im Herbst kommt es an der Ostküste Nontariells häufiger zu schweren Stürmen. Die Fischer von Jargas fahren in dieser Zeit nicht allzu weit aufs Meer hinaus, sondern beobachten lieber die Küste und hoffen, daß die Wellen ihnen ein neues Zeichen Rautos bringen. Im Talu läßt die Strömung treibendem Gut kaum eine andere Wahl, als am Kontinent angespült zu werden, ganz gleich, ob es sich nun um eine göttliche Botschaft oder um die Überreste einer Havarie handeln mag.
Die Fischer sagen: Wenn sich die heiligen Krähen hoch über der Brandung sammeln und ihr lautes Geschrei hören lassen, feiern sie die Schönheit von Regthil und preisen die Klugheit Rautos.

☯ ☯ ☯

In Elek-Mantow haben die Menschen meist andere Probleme als das Geschrei der Krähen, und wenn sie doch einmal darauf achten, verwünschen sie ihr entnervendes Kreischen.
Als die Sonne schon ein gutes Stück höher stand und den Frost des Morgens vertrieben hatte, mischten sich zwischen das Krächzen der Vögel und das andere geschäftige Treiben in der Unterstadt die Schläge eines Hammers, der in einem kleinen Haushof nahe der Spalte auf ein weiches Stück unreinen Eisens einschlug, in der vagen Hoffnung, daraus möge eine Klinge werden.
Lyr konnte die kalte Jahreszeit nicht leiden. Sie war heute morgen aufgewacht und hatte gefroren. Die Arbeit ging ihr schwer vonstatten, ihre Arme waren müde und verkrampft. Eigentlich hatte sie vorgehabt, heute an der Hundefamilie weiterzuarbeiten, die unfertig in einer Ecke am Zaun stand. Es war ihr erster Versuch in eigentlicher Bildhauerei, und dafür, fand sie, sah es eigentlich recht gut aus. An einer Stelle war der Stein leider gesplittert, aber sie würde einfach eines der Welpen opfern und die linke Hinterpfote der Mutter etwas anwinkeln, dann wäre der Schaden abgefangen.
Aber bei diesem unfreundlichen Wetter war sie nicht in der Stimmung für ihr Hobby. Also hatte sie sich statt dessen an das Schwert gemacht, das schon vor mehr als einem Viertel bestellt worden war. Schwerter lagen ihr nicht besonders.
Ihr eigenes Schwert hatte sie bei Toshi im Süden der Stadt gekauft; wenn wirklich einmal ihr Leben davon abhängen sollte - eine Situation, die ihr bislang zum Glück erspart geblieben war - wollte sie die beste Qualität, die sie sich nur irgendwie leisten konnte.
Wenn sie mit der Klinge fertig war, würde es zwar kein besonders gutes Schwert geben; aber die Silbersonnen, in die es sich verwandeln ließ, waren um so hochwertiger.

☯ ☯ ☯

Die einzelne Krähe starrte noch immer durch das selbe Fenster. Auf Manyrs Schreibtisch lagen jetzt viele Dutzend Seiten Papier verstreut. Er schrieb Zusammenfassungen und ordnete die Flut aus Informationen. Hier fanden sich neben den Schwierigkeiten verarmter Bauersfamilien auch Rechnungen und Quittungen, offizielle Mitteilungen, Anzeigen, Gesuche nach Söldnern und ganz selten einmal sogar persönliche Briefe an die Lieben und Verwandten in fernen Städten, die, falls sich überhaupt ein Reisender finden ließ, der die Nachricht mitnahm und ablieferte, erst einmal zu ihrem eigenen Schreiber laufen mußten, damit er ihnen die Neuigkeiten vorlas.
Unzählige Kopien von dringenden Bitten, überraschenden Absagen, kühlen Drohbriefen und freundlichen Einladungen hatte der Schreiber im letzten Jahr gesammelt. Was jetzt vor ihm lag, war ein Abbild fast aller Vorgänge im Rattenloch während der letzten neun Monate.

Schließlich sammelte er die Blätter ein, brachte sie in die richtige Reihenfolge und stapelte sie säuberlich auf. Dann nahm er noch einen unverbrauchten Bogen und schrieb eine Aufstellung über alle gesammelten Daten. Er machte seine Arbeit gut.

☯ ☯ ☯

Draußen vor der Stadt lagen nur wenige Höfe; der Boden der Gunthers war keine Ausnahme, das Land war einfach nicht dazu gemacht, Getreide wachsen und Sträucher sprießen zu lassen. Statt dessen bot der Berg den Bewohnern Elek-Mantows einige reichhaltige Erzadern, und in den letzten Jahrhunderten hatten sich zahlreiche Minen tief ins dunkle Innere der Erde gegraben.
Die Menschen, die hier siedelten, hatten die Erzförderung schon lange vor der Zeit dieses Staates betrieben. Einige ihrer uralten Tunnel waren noch immer in Betrieb; die meisten aber waren irgendwann aufgegeben worden. In vielen hatte sich das Erzvorkommen ganz einfach erschöpft, andere waren mit der Zeit in Vergessenheit geraten oder eingestürzt. Oder sie mußten aus ganz anderen Gründen geschlossen werden. Die alte Mine im Nordwesten bekam weder von Menschen noch von Krähen Besuch; alles Leben mied diese Stelle - mit einer Ausnahme.

☯ ☯ ☯

Es war unklar. Hier fehlte eine wichtige Information; einer der berüchtigtsten Attentäter der Unterstadt war verschwunden, und es gab keine plausible Erklärung dafür.
Natürlich konnte man im Rattenloch nicht erwarten, daß ein Mord aufgeklärt oder auch nur eine Leiche gefunden wurde; aber dieser Tak hatte offensichtlich schon mehrere Jahre lang gute Arbeit geleistet, und es war nicht einzusehen, wieso er bei einem Routineauftrag das Leben lassen sollte.
Und an seiner Statt war ein neuer Assassine aufgetaucht, der sich jedoch niemals offen zeigte und einen Wirt als Agenten benutzte, um neue Aufträge zu erhalten.
In dieser Stadt war Schriftverkehr nicht so häufig, wie Manyr es sich wünschte, und seine bisherigen Methoden reichten nicht mehr aus, Übersicht über alle wichtigen Vorgänge zu erhalten.
Er stützte den Kopf auf die rechte Hand, während er mit der Linken in seinen unvollkommenen Aufzeichnungen blätterte. Sein Blick fiel auf die Krähe vor dem Fenster.

☯ ☯ ☯

Eine zweischneidige Klinge, noch rot von der Glut des Feuers.
Gut sah es aus, das Schwert; wie lange es halten mochte, war Lyrs Sorge nicht. Es war ein geringer Preis, den sie für ihre Waffen verlangte, und das Metall war ebenso billig.
Sie stieß das Schwert kurz in das zischende Wasser. Eine Dampfwolke stieg auf und nahm ihr kurze Zeit die Sicht. Mit einer langsamen, müden Handbewegung wischte sie sich den Schweiß von der Stirn, dann ging sie zurück ins Haus. Drinnen wartete ein Kunde.
Wie er die Türe geöffnet hatte, wußte sie nicht. Er saß einfach auf einem harten Holzstuhl in der Ecke des Zimmers und wartete auf die Schmiedin. Als sie schließlich kam, stand er auf und machte eine steife Verbeugung; wer hatte in der Unterstadt Zeit für solche Höflichkeiten?
„Guten Morgen. Ihr seid Lyr, nehme ich an?“
„Das kommt darauf an. Wer seid Ihr?“
„Mein Name ist Manyr.“ Die kleine, dunkel gekleidete Person streckte ihr eine Hand entgegen.
„Ich bin eine Schmiedin.“ bot Lyr an. Die Hand ignorierte sie.
„Und ich bin ein Schreiber, die meiste Zeit über. Aber wenn meine Arbeit mir Platz läßt für die angenehmeren Dinge -“dann raube ich gerne junge Frauen aus, erwartete Lyr halb und wußte nicht, ob sie sich verteidigen oder laut loslachen sollte. Der Greis mit seinem Buckel und den fahrigen Bewegungen war gewiß kein Gegner für sie.
„ - dann beschäftige ich mich ein wenig mit Kunst.“ Manyr ließ die Hand wieder sinken und fiel auf den Stuhl zurück.
„Ahso.“ Sie atmete tief durch. „Aber ich bin eine Schmiedin. Wenn Ihr also ein Pferd beschlagen lassen wollt-“
„Nein.“

„Oder wenn Ihr ein Eisengitter oder eine Kette braucht, um Euer Haus zu schützen -“
„Nein, ich interessiere mich mehr für Euer Hobby, Schmiedin. Wie ich hörte, schnitzt Ihr in Eurer Freizeit gerne kleine Skulpturen aus Holz, hübsche kleine Tierchen wie der Fuchs dort oben.“ Er zeigte auf ein von der Wand hängendes Brett. Neben einem Wenigen an Geschirr stand dort tatsächlich ein kleiner hölzerner Fuchs samt Eingang zu seinem Bau, alles aus einem Stück, einer ihrer größeren Erfolge.
„Oh, normalerweise schnitze ich eigentlich Menschen.“
„Ich weiß. Aber mich interessieren die Tiere.“
„Woher wißt Ihr das alles überhaupt, alter Mann?“
Manyr schüttelte kurz den Kopf, als wäre er senil und hätte die Frage nicht ganz verstanden. Dann entgegnete er: „Habt Ihr Euch auch schon mal an Vögeln versucht?“

☯ ☯ ☯

Seit etwa drei Monaten hatte die Mine nun einen Bewohner, einen Menschen und Einsiedler. Vor langer Zeit einmal hatte der alte Mann einen Namen gehabt, aber nun dachte er von sich selbst nur noch als dem Einzelnen. Die anderen waren zusammen geblieben, er hatte sich von ihnen getrennt.
Die anderen blieben ihr ganzes Leben lang winziger Teil einer gewaltigen Gruppe, keiner erfuhr jemals Ruhm oder Ehre, noch die Furcht seiner Mitmenschen. Nur der Einzelne hatte die Welt kennengelernt, und die Welt ihn. Im Staate Elek-Mantow war er zwar unbekannt, doch einige Völker im Süden Nontariells und sogar einige wenige Bewohner anderer Kontinente hatten seine Bekanntschaft gemacht und die Begegnung gewiß noch nicht vergessen.
Er saß im Schneidersitz auf dem Boden des steinernen Tunnels, sein Rücken war gerade, die Hände ruhten sacht auf den Schenkeln. Durch den dunklen Gang schien vereinzelt der schwache Schein der wenigen Kerzen, die vor ihm an den Spitzen eines in den Untergrund geritzten Sternes standen. Fünf Strahlen, drei Kerzen. Es fehlten zwei Kerzen und zwei Artefakte; drei Schlösser waren geöffnet, es brauchte noch zwei Schlüssel.
Er hob einige Fetzen Pergament auf und überflog die Zeilen, wie er es schon so oft getan hatte. Eine Geschichte, die hundertfünfzig Jahre alt war und die die Menschen in diesem Land ohne Gedächtnis natürlich längst vergessen hatten. Keiner machte sich hier die Mühe, die Vergangenheit zu ehren. Aber häufig war die Vergangenheit wertvoll, nicht selten enthielt sie die Wege zu wahrer Macht und manchmal war sie wie eine Landkarte der Gegenwart, mit der man das, was heute geschah, mühelos entziffern und seinen wahren Sinn erkennen konnte.
Der Talu brachte den Wind über die Wasser, und der Wind trug die Schätze des Meeres an Nontariells Küste.

☯ ☯ ☯

Kein Gruß zum Abschied. Kein unnötiges Wort. Und keine Erklärung. Entweder verbarg der kleine Alte mit seinen grauen Haaren, den schrägen Mundwinkeln und dem seltsamen Gerät auf seiner Nase gezielt etwas vor ihr, oder - und das war wahrscheinlicher - der eintönige Beruf des Schreibers hatte seine Seele über die Jahrzehnte mit ebensoviel Staub überzogen, wie auf seiner Kutte lag, und er hatte das Interesse an anderen Menschen verloren.
Statt dessen sammelte er Holzfigürchen. Die Götter alleine wußten, was er mit ihnen in den dunklen Stunden der Nacht anfing, wenn seine wenigen Kunden schlafengegangen waren. Wahrscheinlich redete er mit seinen Skulpturen! Braver Hund, braver Hund, gell, du wartest auf deinen Herrn, ja, oh, hast du wieder einen Splitter in der Pfote? Ach so, das ist ja dein eigenes Holz...
Es gab schlimmere Sorten von Wahnsinn in dieser Stadt, aber trotzdem... Lyr hatte nie verstanden, wie sich ein Mensch mit Lesen und Schreiben beschäftigen konnte, solange die Tavernen noch geöffnet waren. Eines war sicher: Viel Geld konnte der alte Mann nicht besitzen, sonst hätten ihn seine Nachbarn längst ausgeraubt. Und wenn er sich nun eine Krähe aus Holz wünschte, um glücklich zu werden, und dafür sein letztes Geld auszugeben bereit war - er hatte ihr den Preis von drei Schwertern geboten -, dann sollte er seine Krähe auch bekommen.
Plötzlich fiel Lyrs Blick auf die Vögel, die in ihrem Hof auf dem Boden hockten und nach spärlicher Nahrung zwischen den Eisenspänen pickten. Sie lachte noch einmal leise über den

Auftrag des Alten, dann holte sie sich ein kleines Stück Pergament, griff nach einem Stück unverbrauchter Kohle aus dem kleinen Eimer neben dem Eingang und begann, einen Entwurf zu zeichnen.

☯ ☯ ☯

Die Sonne wanderte im Verlauf des Tages über Elek-Mantow und die anderen Ostländer hinweg, streifte das Reich der Multorier, schickte ihr bleiches Herbstlicht dem hallakinischen Imperium, schenkte einem der letzten Nuu-Giik rote Abendstunden, bis er an den Wunden, die die grausame Nordfaust ihm geschlagen hatte, verblutete. Hinter den letzten Ausläufern des Gebirges verschwand ihr Licht, dann wurde es dunkel und Nacht auf Nontariell.

II.

Wie jeden Morgen seit Anbeginn der Welt vollzog sich auch an diesem Morgen wieder das unendliche Wunder, das den Bewohnern Nontariells Leben und Licht schenkte: In der unruhigen Ostsee, die wilde Stürme peitschten und hohe Flutwellen durchzogen, wurde die Sonne wiedergeboren und verteilte ihre warmen Strahlen von Neuem auf die Welt.
Noch in der Kälte des frühen Tages wirbelten auch die Krähen aufs Neue hoch hinauf in den Himmel, umkreisten die Häuser Elek-Mantows und ließen ihr nervtötendes Geschrei erklingen. Das ganze Land bedeckten sie, nur die einsame Mine im Nordwesten sparten sie aus.
Der Einzelne blickte lange Zeit auf den fünfeckigen Stern. Drei Strahlen besetzt, es fehlten noch zwei Schlüssel. Es war nicht ganz einfach gewesen, die ersten drei aufzuspüren; der erste hatte Jahrhunderte lang in der Bibliothek der anderen herumgelegen, und er hatte ihn mit sich genommen, als er sich von ihnen absonderte und seinen eigenen Weg anfing. Wahrscheinlich hatten sie sein Fehlen nie bemerkt; weder den Schlüssel noch den Einzelnen selbst würden sie vermissen. Er vermißte die anderen auch nicht.
Den zweiten hatte er gegen teures Geld bei einem fahrenden Händler erworben, den er in den Südländern getroffen hatte. Damals ahnte er noch nicht einmal, daß diese beiden Stücke zueinandergehörten, hatte nicht die geringste Vorstellung vom wahren Wert der Artefakte.
Erst als ihm der dritte Schlüssel auf dem fremden Boden eines anderen Kontinents in die Hände gefallen war, erkannte er den Wert dieser Kleinodien. Sie sollten ihm ein Tor öffnen, er würde hinübergehen in die andere Welt, und wenn er dann zurückkehrte, würde er mächtig genug sein, daß die anderen in ihren verstaubten Hallen und zwischen ihren vergilbenden Pergamenten ein weiteres Buch schreiben müßten - ein Buch über ihn, eine ganze Enzyklopädie!

☯ ☯ ☯

Manyr erwachte aus einem Alptraum.
Die ganze Nacht hindurch hatte ihn die junge Schmiedin mal als Mensch und mal mit dem Körper einer Krähe durch dunkle Tunnel und düstere Gänge gejagt, immerzu kreischend: „Perger! Du bist ein Perger!“
Er holte mehrmals tief Luft und schüttelte sich dann. War es falsch gewesen, eine Bewohnerin der Stadt anzusprechen? Hatte er sich verraten? Gewiß ahnte die junge Frau, daß er etwas zu verbergen hatte - was, wenn sie kam, um nachzusehen, was es war?
Die Krähenfigur würde ihm sicherlich gute Dienste leisten, und er brauchte dringend eine Möglichkeit, den Geheimnissen im Rattenloch beizuwohnen, während sie noch passierten. In den letzten zwei Jahren hatte sich mehr wunderbares und seltsames zwischen den kleinen, eng beieinander stehenden Häuschen und in den verräucherten Tavernen getan als in den ganzen vierzig Jahren davor - wie es dazu kam, war ihm schleierhaft, aber es waren offensichtlich eine Menge Dinge in Bewegung geraten.
Es reichte nicht mehr aus, den stillen Schreiber zu spielen und sich darauf zu verlassen, die Menschen würden mit ihren Geheimnissen schon selbst zu ihm kommen. Er seufzte tief auf und stand auf. Ein Mal erlaubte er sich zu gähnen, dann begann er die Morgenmeditation, die die Sonne auf ihn aufmerksam machen und ihr Feuer in seine Kraft fließen lassen sollte.

Wenn alles gut ging, würde er heute noch exzessiven Gebrauch von der Hohen Kunst machen, und er brauchte alle Konzentration, die er aufbringen konnte. Über die Jahre hinweg waren, so fürchtete er, seine magischen Fähigkeiten wohl ein wenig angerostet.

☯ ☯ ☯

Die Krähen, die Lyrs Haus aufsuchten und sie mit dem mittlerweile schmerzhaft bekannten, unerträglichen Geschrei aus dem Schlaf rissen, flatterten diesmal besonders aufgeregt vor dem Gitter ihres Fensters herum. Drinnen sahen sie einen der ihren - einen kleinen Vogel mit scharfgeschnittenen, leicht angehobenen Flügeln und spitzem Schnabel, der auf dem kleinen Schemel in dem Zimmer saß und seit Stunden dabei war, abzuheben, um sich in die Lüfte zu schwingen und seine Artgenossen auf ihrer herbstlichen Wanderung zu begleiten.
Aber etwas wichtiges schien er falsch zu machen, denn er verharrte völlig reglos in der instabilen Haltung und machte keine Anstalten, den Vorgang des Abflugs zu Ende zu bringen.

☯ ☯ ☯

Zum erstenmal seit vielen Jahren gingen dem Einzelnen wieder die Lehren Isagars des Weißhaarigen durch den Sinn:
Bist du im Dunkeln, verwandelst du oft das Antlitz der Menschen,
Zwingst du die Tiere und hörst nicht das Flehn aller Wesen, dann werden
Jene müssen; Bist du jedoch im Hellen, gebrauchst
Alle Kräfte der Hohen Kunst zum Sehn und zum Wandern,
Darfst du. So ist der Lauf der Welt, und so ist
Deine Entscheidung. Die Welt aber, sie braucht gleichmäßig
dunkle Monde und helles Licht von der Sonne, um zu bestehen.
Er war also im Dunkeln; denn im Dunkeln lag die Macht, und Macht war die einzige Sicherheit. Wenn der Mensch Macht besaß, war er kein Opfer, nicht Objekt, sondern Subjekt; das Geschehen ging von ihm aus, er hatte die Initiative. Diese Freiheit war Grundzug des Menschen; wenn er sie verlor oder auch nur ein Stückchen davon aufgab, verlor er das Menschliche in sich selbst und wurde zum Sklaven der Umwelt.
Nachdem er diesem Gedankengang, wie schon so oft in seinem Leben, bis zum bitteren Ende gefolgt war, reinigte er seinen Sinn von allen Gefühlen und sperrte jede Ablenkung aus. Als er vollkommen ruhig geworden war, ging er zu einem großen Beutel in einer Ecke der Höhle im Stein und entnahm ihm eine kleine Flasche, die anscheinend mit schwarzem Rauch gefüllt war.
Vorsichtig hob er eine Hand an den Verschluß und zog.

☯ ☯ ☯

Als Manyr sein Haus verließ, flatterte ein großer Krähenschwarm vor seiner Tür auf, der dort im Boden herumgepickt und die Straße mit Beschlag belegt hatte. Ein paar Mal mußte der alte gebeugte Schreiber mit seinen dünnen Armen wild in der Luft herumrudern, bis ihn die großen dunklen Vögel in Ruhe ließen.
Plötzlich hörte er einen ungewohnten Laut zwischen dem Gekrächze und Gekreische. Ein Blick nach oben bestätigte seine Ohren: Dort vor den vereinzelten weißen Wolken zog ein verirrter Falke durch die Luft, ein dunkelgefiederter einzelner Bergfalke, wie Manyr ihn in seiner Jugend oft in der Nähe der Akademia beobachtet hatte. Ein Lächeln machte kurz auf seinem Gesicht Halt, bevor es wieder weiter mußte; der Schreiber mochte diese Vögel gerne leiden.
Schließlich machte er sich auf den Weg zu Lyrs Schmiede.

☯ ☯ ☯

„Es sieht schön aus."
„Ja, nicht wahr? Selbst mir gelingt nur selten eine Klinge von dieser Qualität." Lyr verdrehte kurz die Augen und hoffte, daß ihre Kundin es nicht bemerkte. Die Frau, eine Händlerin mittleren Alters, die wohl plötzlich beschlossen hatte, ihre Wagenzüge selbst gegen Räuber zu verteidigen, hatte offensichtlich keine Ahnung von Waffen.

„Aber der Preis bleibt doch derselbe, nicht wahr?“ fragte sie.
„Wie? Warum denn nicht?“
„Weil die Arbeit so außerordentlich gut gelungen ist, meine ich. Aber die Abmachung von vorhin gilt doch noch, oder?“
Beinahe hätte Lyr laut aufgelacht. Wie konnte die Vettel Händlerin sein und so wenig Ahnung von Geschäften haben? In Elek-Mantow hätte nicht einmal der unerfahrenste Marktschreier auch nur im Traum daran gedacht, freiwillig einen anderen, ungünstigeren Preis vorzuschlagen. Aber sie durfte nicht lachen; vielleicht konnte sie ja tatsächlich noch eine weitere Eisensonne herausschlagen.
In diesem Moment öffnete sich die Tür, und Manyr kam herein.
Als er sah, daß schon eine andere Kundin da war, zuckte der Alte merklich zusammen und beschloß offenbar, sofort wieder umzukehren.
„Wartet einen Augenblick, alter Mann!“ rief Lyr. „Ich bin mit Eurer Arbeit bereits fertig; sie steht im anderen Raum vor dem Fenster. Geht doch schon einmal hinüber -“ sie stockte kurz, überzeugte sich dann aber selbst davon, daß der Greis ihr nichts anhaben konnte, auch wenn sie ihn allein ließ - „und schaut Euch die Ware an.“
Manyr zögerte, dann nickte er knapp und ging mit ein paar eiligen Schritten bis zur Tür, durch die er verschwand. Nachdem sie sich hinter ihm geschlossen hatte, sagte Lyr:
„Ihr habt natürlich schon recht, Herrin: Die Arbeit ist mir exzellent gelungen.“
„Das dachte ich mir.“ Die Frau seufzte. „Ich werde also nicht darum herumkommen, Euch einen Bonus zu entrichten, wie?“
„Es ist die übliche Geschäftspraxis,“ log Lyr und hob die Schultern. „Aber da Ihr das nicht wußtet, werde ich mich mit einer einzigen zusätzlichen Eisensonne begnügen.“
„Eine ganze Eisensonne?“
Manyr kam zurück, die etwa anderthalb Pfeillängen große Holzstatuette unter den Arm geklemmt. Mit wenigen Schritten hastete er bis zu dem wackligen Tisch in der Ecke, legte dort sechs Eisensonnen ab. Er wollte schon gehen, dann drehte er sich noch mal um, gab Lyr mit komplizierten Handzeichen hinter dem Rücken der Kundin zu verstehen, daß er die Holzkrähe jetzt mitnahm und daß das da drüben das Geld war und wieviel und warum, und daß er jetzt ging.
Lyr nickt ihm mehrmals zu und wandte sich dann wieder an die Händlerin, die mittlerweile mit sich selbst darum rang, ob sie nicht noch eine vierte Eisensonne in die tüchtigen Hände der Schmiedin wandern lassen sollte.
Der Morgen ließ sich für Lyr gut an.

☯ ☯ ☯

Vollkommen schwarz war der Falke, und überdurchschnittlich groß. Schnell hatte er alle Krähen vor Lyrs Fenster vertrieben, und nun saß er auf dem Fensterbrett und fixierte das kleine metallene Objekt auf dem Tischchen wie eine Maus, die er bei seinem Flug über weites Gelände ganz unten zwischen zwei Grasbüscheln entdeckt hatte.
Seine Augen blitzten gelb auf. Noch immer waren sie starr auf den kleinen Gegenstand gerichtet. Sein Schnabel öffnete sich einen Spalt weit, seine Flügel zitterten vor Anspannung. Dann begann das Objekt im Innern des Hauses zu vibrieren, rührte sich, und stieg plötzlich einige Daumen hoch in die Luft. Dort verharrte es kurz, und der Falke krächzte leise.
Schließlich schwebte das geschmiedete Stück Metall leise auf das vergitterte Fenster zu, drang durch die engen eisernen Maschen, und fiel schließlich auf das Fensterbrett herunter, wo der große Raubvogel schnell zuschnappte und es aufhob. Mit wenigen Flügelschlägen löste er sich vom Fensterbrett und flog davon.
Kaum, daß er verschwunden war, öffnete Lyr, die ihrer Kundin tatsächlich volle vier Eisensonnen abgenommen hatte, die Tür. Sie holte einen Beutel aus dem Innern ihres Gewandes und ließ der Händlerin und Manyrs gutes Geld hineingleiten. Dann verschnürte sie die Börse wieder und verbarg sie in ihrem Wams. Seltsame Leute waren heute unter ihren Kunden. Was wollte der Alte nur mit einer hölzernen Krähe anfangen? Ihr Blick fiel auf den Tisch.

☯ ☯ ☯

Manyr saß an einem Tisch in seinem Keller. Die Wände des Raums waren mit hohen Regalen vollgestellt, in denen kleine Phiolen und bauchige Reagenzgläser sich mit unzähligen dicken Wälzern und einigen verstreuten Pergamentrollen abwechselten. Der größte Teil des Bodens war leergeräumt und mit Sand bedeckt worden, in den der alte Schreiber zwei ineinander verschlungene Dreiecke gezeichnet hatte. Wo sich drei der Linien trafen, hatte er die kleine Figur aufgestellt.
Das einzige Licht im Keller seines Hauses kam von den an der Wand angebrachten Fackeln, deren zitternde Flammen ihren Schein mal hierhin und mal dorthin warfen. In den Halbschatten sah die Krähe noch lebendiger aus als vorher, der vorgestreckte Kopf schien bereit, nach der Hand eines Menschen zu schnappen, die scharfen Krallen mochten fähig sein, menschliche Augen auszukratzen.
Manyr hatte in einem seiner Folianten die richtige Stelle gefunden. Er stand vom Tisch auf - das Buch ließ er aufgeschlagen liegen - und ging hinüber zu der schweren Türe, die zur Treppe hinaufführte. Mit einem nicht geringen Kraftaufwand entriegelte und öffnete er sie. Ein Vogel mußte fliegen können.
Dann wanderte er zu der seltsamen Figur im Sand zurück und kniete sich an eine Spitze des Vielecks. „- gebrauchst Alle Kräfte der Hohen Kunst zum Sehn und zum Wandern -“ ging es ihm durch den Kopf. Dann schloß er die Augen und konzentrierte sich auf die Worte der Macht. Die alten Pirman-Silben schlichen sich aus einem dunklen Winkel seiner Person in sein Bewußtsein hinein, begannen einen unendlich langsamen Tanz um das Bild der Krähe in seinen Augen.
PIR EN ROT. PIR AL ROT. PIR EN ROT. flüsterten sie: Gedanken in mir, Gedanken fort, Gedanken in mir... Die Augen der Holzfigur öffneten sich. Der Schnabel der Krähe schnappte ein paar Mal auf und zu.
PIR AL ROT. PIR EN HOS. PIR AL ROT. - Gedanken fort von mir, Gedanken in dir, Gedanken fort von mir... Manyr zuckte plötzlich unter einem schmerzhaften Krampf zusammen. Im selben Augenblick schlug die Krähe einmal mit den Flügeln, dann lagen sie wieder starr an ihrer Seite.
ROT EN HOS! schrie Manyr auf, während sich sein Körper ruckartig zusammenrollte. Die Fackeln zitterten. Die Flammen schrumpften. In die dunklen Schreie des Menschen mischte sich das schrille Krächzen eines Vogels. Manyr litt grausame Qualen. Seine Flügel waren taub, seine Füße krallten sich krampfhaft in den Sand unter seinen Füßen. Immer und immer wieder schrie er seinen Schmerz in die große Halle über ihm hinaus. Dann raffte er sich zusammen und floh diesen Ort mit ein paar Flügelschlägen.

☯ ☯ ☯

Die Diebesbeute im Schnabel, glitt der schwarze Falke über dem Rattenloch dahin. Sein Blick streifte über die kleinen und großen Häuser, über das geschäftige Treiben in den engen Gassen. Er beobachtete, wie eine junge Frau in einem Hinterhof ihr Leben ließ und wie eine Gruppe junger Knaben von erfahreneren Beutelschneidern ausgeraubt wurde.
Den ersten Teil seiner Aufgabe hatte er erfüllt; es fehlte noch eine Hälfte der Beute, dann konnte er zurückkehren. Wo war das zweite teure Stück, nach dem er suchen mußte?
Plötzlich erkannte er unter den vielen hastig eilenden Menschen und den langsam einherwandernden Händlern die Schmiedin, deren Erbe zwischen seinen Kiefern steckte. Sie rannte gerade aus einer Taverne heraus und quer über die Straße zu einem winzigen Bau ohne Obergeschoß. Dort schlug sie wie wild gegen die Türe und begann laut zu rufen.

☯ ☯ ☯

Der Morgen war wunderschön, wenn auch kalt. Die anderen Vögel flogen gemeinsam, er alleine. Die Luft schmiegte sich an seine Federn. Die anderen Krähen hatten einen Schwarm, er flog alleine.
Verwirrung machte sich breit. Was tat er hier? Die Winde, die seinen Körper umfaßten, die Höhe, in die er sich begeben hatte, das alles kam ihm falsch vor. Wer war er eigentlich? Gehörte er überhauot in die Luft?
Er hatte etwas vorgehabt - was war es gewesen? Einzelne Worte rannten durch seine Gedanken wie eine heiße Klinge, die einen Rücken hinauflief und erst am Nacken haltmachte. Kam, erinnerte er sich. Und Tak. Und Suche. Und Finden. Das war es - das mußte es sein. Er mußte - diesen -

Menschen - finden - aufspüren - wenn er sich nur lang genug daran erinnern konnte! Er mußte Kam Tak suchen und finden, in Erfahrung bringen, was mit ihm-
Ein dunkler Schatten sauste über ihm durch die Wolken. Ein Großer. Von den Bösen. Ein Raubvogel, sein Gefieder ganz schwarz wie der Himmel der Nacht.

☯ ☯ ☯

„Macht auf, wenn Ihr da seid, Schreiber! Ich will nur mein Hab und Gut zurück!“ Drinnen regte sich nichts. Lyr fluchte rasch, dann hämmerte sie weiter auf die Tür.
Der harmlose alte Schreiber hatte sie doch noch bestohlen. Das liebe Erbstück von ihrer Mutter hatte er mit sich genommen, als er mit dem Vogel aus Holz ihre Werkstatt verlassen hatte. Wieso sollte er so etwas tun? Übermäßig kostbar war das Objekt nicht, das Material war billig; nur ihr bedeutete es viel, und sie wollte es wiederhaben.
Mit welcher seltsamen Person hatte sie da einen Handel geschlossen? Was wollte er mit dem Vogel, und was mit ihrem spärlichen Erbe anfangen?
Schließlich verlor sie die Geduld, nahm Anlauf und rannte gegen Manyrs Türe.

☯ ☯ ☯

Der Falke hatte die Krähe gesehen, die anders war als die anderen. Diese Krähe bestand aus Holz, das sich wider alle Vernunft bewegte. Sie flog ebenso elegant wie ihre Artgenossen, aber sie folgte keinem Leitvogel. Und sie hatte ihn gesehen. - Ein pechschwarzer Falke war ungewöhnlich in diesen Breiten. Manyr flog in einem weiten Bogen zurück zu dem Raubvogel und betrachtete ihn genauer. Was hielt er da in seinem Schnabel? - Holztiere flogen nicht von selbst. Wer konnte diesen Vogel beseelt haben? Es war eine ganz besondere Technik vonnöten, den Geist in Totes fließen zu lassen und es dann zu beleben. Die Projektionsmagie war eine seltene Kunst. Nur die anderen, aus
deren Händen er vor so langer Zeit ausgerissen war, beherrschten diese besondere Methode. Die Schlußfolgerung war klar: Ein Perger flatterte hier neben ihm durch die Luft! - Der Falke war nicht echt. Ein Blick in seine gelbglühenden Augen hatte genügt. Es war ein Magier, der Manyrs Flug hier begleitete, und in seinem Schnabel trug er ein Artefakt - offensichtlich wertvoll. - Wenn hinter der Krähe ein Perger steckte, dann durfte sich der Falke ihr nicht lange genug zeigen, um erkannt zu werden. Einen der zwei Schlüssel hatte er nun gefunden, den anderen würde er ein anderes Mal holen müssen. Für den Augenblick jedenfalls machte er sich aus dem Staub. -
Der Falke drehte ab und flog nach Norden. Aber Manyr war jetzt neugierig geworden. Soweit seine gesammelten Informationen reichten, gab es in Elek-Mantow keinen Magier nach dieser Art. Offensichtlich war er hier auf ein weiteres Geheimnis gestoßen, von dem er keine Ahnung hatte. Der Falke schien ihn noch nicht bemerkt zu haben; also folgte er ihm in einiger Entfernung.

☯ ☯ ☯

Es war nicht leicht gewesen, die Türe aufzubekommen. Das Holz hatte schon beinahe nachgegeben, da war Lyr plötzlich eine furchtbare Fratze erschienen, ein aus Flammen gebildetes Gesicht mit einem riesigen Maul und langen Zähnen. Sie war zurückgeschreckt, und das Gesicht war verschwunden.
Als sie es das zweite Mal versuchte, öffnete sich die Tür ohne weitere Probleme. Offensichtlich hatte der Schreiber sein Haus mit magischen Mitteln vor Einbruch geschützt. Woher nahm er das Geld dafür? Zauberer waren nicht billig, und gerade in der Unterstadt Elek-Mantows fand man nur selten einen, der bereit war, seine Kunst für solche Zwecke zu verkaufen. Hinter dem tatterigen Alten steckte offenbar mehr, als Lyr erwartet hatte.

☯ ☯ ☯

Obwohl der Falke ein gewaltiges Tempo vorlegte, war die Krähe mit ihren wild schlagenden Flügeln noch immer hinter ihm her. Längst hatten sie die Oberstadt mit ihren teuren Fassaden und dem güldenen Inhalt, mit ihren mächtigen und reichen Bewohnern hinter sich gelassen, und nun

flogen sie über die weiten kargen Felder, die sich nach Norden hin anschlossen. Dem Falken gefiel nicht, daß der andere ihm folgte. Wenn er sich nicht abschütteln ließ, mußte er ihn wohl töten.

☯ ☯ ☯

Der Raum war winzig klein, nur ein Schreibtisch und zwei Stühle standen darin. An der Wand war ein schmales Brett angeschraubt, auf dem ein paar Folianten lagen. Welches Leben konnte ein Mensch zwischen den papiernen Seiten führen, das es wert war, gelebt zu werden? Und wieso hatte der alte Mann diese karge Stube mit magischer Hilfe gesichert?

☯ ☯ ☯

Schon drei Erzminen hatten die beiden Vögel jetzt auf ihrer Jagd überflogen, und nun endlich änderte der Falke seine Richtung und bog nach Westen ab. Die Krähe folgte ihm weiter.

☯ ☯ ☯

Lyr hatte eine Türe gefunden. Es war ein schweres, gut geriegeltes Schloß daran, aber der Türflügel stand einen Spalt weit offen. Mit einiger Anstrengung zerrte Lyr das eiserne Portal zur Seite und spähte auf eine Treppe hinunter.
Kurze Zeit nur zögerte sie, dann legte sie wie zur Beruhigung die Hand auf das Schwert an ihrer Seite, richtete sich auf und ging die von Fackeln beleuchteten Windungen hinunter.

☯ ☯ ☯

Jetzt griff er an. Eben noch hatte der Falke alle Kraft darauf verwendet, möglichst schnell nach Hause zu kommen, jetzt bremste er urplötzlich ab, machte eine Kehrtwende und sauste mit einem Mal auf die etwas unter ihm fliegende Krähe hinab.
Manyr erschrak, konnte gerade noch ausweichen. Kurz war er ins Trudeln gekommen, jetzt pumpte er sich mit seinen hölzernen Flügeln in eine bessere Position hinauf.
Der Falke war in seinem Sturzflug fast bis zum Erdboden gelangt. Kurz streiften seine Krallen den steinigen Untergrund, dann erhob er sich wieder. Mit wenigen Flügelschlägen hatte er eine günstige Luftströmung erreicht und machte sich an einen zweiten Angriff.

☯ ☯ ☯

Am unteren Ende der Treppe befand sich eine weitere Tür, noch besser gesichert als die obere, aber ebenfalls geöffnet. Lyr stieß sie zur Gänze auf und warf einen Blick in Manyrs Keller.

☯ ☯ ☯

Noch zweimal konnte die Krähe ihrem neuen Verfolger ausweichen, nur ihr linkes Bein war vom hölzernen Rumpf abgesplittert und die vielen Sprungweiten bis zum Boden gefallen.
Der Gebirgsfalke wurde mit jedem Mal zorniger, seine Bewegungen ständig schneller. Diesmal würde der andere nicht entkommen. Er ruhte sich auf einem kurzen Gleitflug in Wolkenhöhe von der letzten Strapaze aus, dann löste er sich ganz sanft von dem kreiselnden Kurs und fiel auf Manyr zu.

☯ ☯ ☯

Ein wildes Krächzen jagte durch den dunklen Keller.
Gleichzeitig krümmte sich Manyrs schlafender Leib auf dem Sand zusammen. Lyr hatte eine der Fackeln aus dem Treppenhaus von der Wand losmachen und in den Keller mitnehmen müssen, weil alle Flammen in diesem Raum verlöscht waren.
Jetzt beugte sie sich mit fragendem Gesicht über den wild zuckenden Greis und versuchte herauszufinden, ob er nur schlecht träumte oder womöglich krank und ins Fieber gefallen war.

☯ ☯ ☯

Diesmal konnte der hölzerne Vogel nicht rechtzeitig aus weichen. Wie lange spitze Nadeln bohrte der dunkle Falke seine Krallen in den kleinen Krähenleib. Ein Holzflügel riß sich vom restlichen Körper los, schlug noch ein paar Mal und raste dann auf den Erdboden zu.
Der Falke holte mit dem Kopf weit aus und begrub dann seinen Schnabel im Hals des anderen. Das schmerzhafte Kreischen verstummte.

☯ ☯ ☯

Der Schreiber hatte unter verzweifeltem Krächzen einen Arm weit von sich geschleudert, jetzt winkelte er ihn wieder eng an seinen Körper an, verschlang seine Gliedmaßen ineinander. Tränen flossen über das blasse Gesicht mit den fest geschlossenen Augen, sickerten langsam bis zu dem Mund des Fiebernden herunter, aus dem ein schwaches Blutrinnsal quoll.
Lyr rüttelte ihn an beiden Schultern, wußte nicht, womit sie es zu tun hatte und wie sie ihm helfen konnte. Das Erbstück, das er ihr entwendet hatte, war für den Augenblick völlig aus ihrem Gedächtnis verschwunden.
Als sie an dem Alten zerrte und ihn wild hin und her schüttelte, verstummte das Kreischen plötzlich.

☯ ☯ ☯

Die Diebesbeute war während des Kampfs aus dem Schnabel des Falken gefallen. Nachdem sein Gegner in der Mitte entzwei gebrochen und zur Erde hinabgesegelt war, flog der Raubvogel einen eleganten Bogen nach unten und hob das kostbare Stück wieder auf.
Die Bruchstücke des Holzvogels ließ er auf dem Kies und Geröll des Gebirgsbodens liegen.

☯ ☯ ☯

Manyr sank in Lyrs Händen nach hinten, ließ seinen Kopf rücklings fallen. Der Mund stand nun weit offen, Blut floß reichlich über sein Kinn. Die Augen blinzelten in einem fort, doch sonst regte sich kein Glied an dem Greis.

☯ ☯ ☯

Der Falke hatte sein Ziel erreicht. Elegant flog er durch den engen Spalt im zusammengefallenen Höhleneingang und glitt durch den dunklen Gang, bis er den in den Boden gezeichneten Fünfstern erreichte.
Der einzelne Mensch im Schneidersitz öffnete die Augen und grinste kurz. Er entkorkte die jetzt leere Flasche und hielt sie mit der Rechten über sich, die Linke streckte er geöffnet aus. Der Falke schrie kurz, dann ließ er das Artefakt in die offene Hand fallen.
RES ANAR! rief der Einzelne, und noch im Flug wurden die Konturen des Vogels unscharf, verwandelte sich sein Körper in eine dunkle Wolke mit vagen Umrissen, bis nur noch dichter schwarzer Rauch übriggeblieben war, der wie von selbst in die Flasche glitt. Der Einzelne stöpselte sie rasch zu. Dann nahm er das Beutestück zwischen zwei Finger, hob es auf Augenhöhe und
untersuchte es so genau, wie es der unruhige Schein der Kerzen zuließ. Langsam breitete sich ein Lächeln auf seinem Gesicht aus.

III.

Es waren zwei Tage vergangen, seit Manyr unter Krämpfen und von schrecklichen Schmerzensschreien begleitet in seinem Keller aufgewacht war, wo ihn Lyr erwartete. Jetzt brannte die Mittagssonne von den Berggipfeln auf den Rastplatz der beiden weit nördlich der Stadt herunter. Sie sprachen nicht miteinander, sondern waren jeder in seine eigenen Gedanken vertieft.

☯ ☯ ☯

Lyr versuchte, die Informationen über ihre eigene Herkunft, die sie von dem angeblichen Schreiber erhalten hatte, Stück für Stück zusammenzusetzen. Er hatte ihr nur mit kleinsten Bruchteilen des Geheimnisses ausgeholfen, gab ihr auch keinen Hinweis darauf, woher er selbst dieses Wissen nahm.
Die junge Schmiedin wußte wohl, daß ihre Familie nicht immer ihrem jetzigen Handwerk nachgegangen war, hatte sich von ihrer Großmutter in Kindertagen häufig von der goldenen Zeit ihrer Urgroßeltern erzählen lassen, die in der Oberstadt Elek-Mantows ein reiches Leben zwischen herrlichen Tempeln und großartigen Ratsgebäuden geführt hatten.
Was diesen glücklichen Zustand damals beendet und warum ihre Familie offensichtlich Konkurs erlitten hatte und ins Rattenloch abgestürzt war, darüber hatte die Großmutter keine Auskunft geben wollen. Auch Manyr schwieg sich in diesem Punkt aus; er redete von einer noch viel weiter entfernten Vergangenheit, meinte, unter ihren Vorvätern seien einige Begabte gewesen, Menschen zwar, aber mit besonderen Talenten gesegnet, die sich noch heute in ihrer Arbeit äußerten.
„Von hervorragenden Talenten habe ich bei der Arbeit nie etwas gemerkt.“ hatte sie gesagt. „Eigentlich gibt es in der Stadt einige Schmiedemeister, die besseres leisten können als ich.“
„Es geht nicht ums Schmieden,“ hatte Manyr abgewehrt. „Das ist kaum mehr als eine Pfründe für Euch. Die wahre Berufung Eurer Familie liegt in der plastischen Kunst.“
„Worin?“
„In der Bildhauerei, im Schnitzen von naturgleichen Bildern der Welt. Ihr seid eine ausgezeichnete Künstlerin.“
„Darum wolltest du die Krähe von mir gefertigt haben.“
„Ja. Sie ist - war - vom ästhetischen Gesichtspunkt aus wertvoll und besaß auch noch... andere Qualitäten.“
Lyr hatte eine Weile geschwiegen, bis sie hinter diese Andeutung gestiegen war. „Du bist damit geflogen, nicht wahr?“
„Ja.“
Dann hatte Manyr sich erhoben und war Feuerholz suchen gegangen. Wann immer Lyr sich der Anwort auf ihre Fragen zu nähern meinte, brach er das Gespräch ab. Daß er das Erbstück gestohlen habe, leugnete Manyr. Statt dessen erklärte er ihr, er habe den wahren Dieb auf seinem Flug beobachtet und wisse, wo sie den Ring wiederbekommen konnten. Außerdem erklärte er, es sei von ungeheurer Wichtigkeit, daß der neue Besitzer dieses Kleinods unter keinen Umständen an den zweiten Ring gelangte, den ihre Mutter ihr hinterlassen hatte.
Sie zog das Stück Messing von ihrem Finger und betrachtete es im Sonnenschein. Es war vielfach abgerieben und geplättet, die stumpfen Stellen schimmerten kaum mehr im Licht. Trotzdem legte Manyr anscheinend großen Wert auf den Erbring, war sogar selbst bereit, aus seiner Stube, die er so selten verließ, aufzubrechen und das Pendant zurückzuholen. Nach Norden müßten sie, hatte er gesagt, und dann nach Westen, etwa zwei Tagesreisen weit.

☯ ☯ ☯

Dunkel also braucht die Welt, gleich wie das Licht ist’s Nötig, damit die Fugen der Realität nicht brechen Zwischen dem Druck der zaubernden Menschen. Einer hingegen, Der all sein Leben in Ruhe will bleiben, den jener Zweikampf Nicht so begeistert, daß er das eigene Wohl hinten anstellt, Um einer Seite zum Sieg zu verhelfen, der ruhe stetig In der Mitte der Waage, nicht soll er je sich verschreiben Dunkler Macht noch auch dem Licht. Alleine wenn einer Um ihn ist, der große Kraft im Dunkeln oder im Hellen Sammelt, so wende der Sinn sich des Manns in der Mitte: Nunmehr Muß er dem Schicksal sich fügen, die Waage selbst richten, und selber Gegengewicht sein, gleich, wie viel an Blut es ihn kostet.
Die weisen Worte Isagar des Weißhaarigen wiederholten sich wie von selbst wieder und wieder in den Gedanken des Pergers. Perger! Jahrzehntelang hatte er nicht mehr so von sich gedacht.
„Wenn du das Leben eines Schreibers führst, eines alten Mannes, dem seine eigene Existenz gleichgültig ist, und wenn du lange genug seine Gedankenwelt auswendig lernst und seine Rolle zur Perfektion bringst - Irgendwann verliert sich dein altes Ich im Hintergrund.“ Mit diesen Worten hatte er es Lyr beizubringen versucht. „Irgendwann verlierst du das Interesse an deinen eigenen Übungen, verlierst mit dem Interesse auch die Magie selbst.“

Jetzt saß er da mit seinem Stab, den er aus einer staubigen Ecke in seinem Keller geholt hatte. Er hatte beschlossen gehabt, Magie einzusetzen, echte und große Magie, um das Geschehen im Rattenloch zu überwachen. Das war die Aufgabe der verstreuten Perger auf ganz Nontariell: Wissen sammeln. Mehr tat der Alte Orden zu Pergemitron nicht mehr. Zu mehr war er nicht mehr in der Lage.
Legenden erzählten davon, daß die Magier und Gelehrten in dem kleinen Gebirgsstaat zwischen den hoch aufgetürmten Spitzen der östlichen Berge einstmals um die Wahrheit hinter der Welt gekämpft, daß sie diese Wahrheit nicht nur gesucht, sondern selbst gemacht hätten...
Jetzt war mit all den weisen Männern vom Berge dasselbe passiert, was Manyr in seinem selbstgewählten Exil widerfuhr: Sie waren in die Mitte der Waage gerutscht. Nicht im Licht war ihr Wesen, auch nicht im Dunkeln; sie machten einfach keinen Unterschied mehr. Sie wirkten nicht. Sie handelten nicht. Sie lebten ja kaum mehr.
Aber sobald er es wagte, wieder eines der großen Wunder zu wirken, sobald er eine Höhere Projektion versucht und selbst zum Vogel geworden war, hatte er sich in einer Richtung in Bewegung gesetzt. Er hatte Licht gewirkt, und kaum war diese Entscheidung gefallen, mußte er als Licht vor dem Dunkeln bestehen.
Denn kaum, daß er den Zauber gewirkt hatte, tauchte auf der anderen Seite ein Gegenspieler auf. Kaum hatte er sich zur Handlung entschieden, wurde er wieder hineingerissen in den Kampf zwischen dem Hellen und dem Dunkeln.
Lyrs Ringe... Sie stammten nicht von diesem Kontinent, waren ein Erbstück ihrer fremden Vorfahren. Sie konnten Tore öffnen, nicht diese zwei Ringe alleine, aber wenn einer fünf von ihrer Art gesammelt hatte, konnte er hinüberwechseln, hinüber in die Halbwelt, - Ein kann der gehn in die Schatten des Halbdunkels. Dort aber wartet Macht, mit der er Großes in beiden Welten bewirkte.
Und er, Manyr, der Schreiber, war ausgezogen, den anderen, den Falken, den Dunkeln, aufzuhalten. Ihm den einen Ring zu entreißen, den anderen vor seinem Zugriff zu schützen... ein uraltes Motiv in Märchen und Legenden. Fast so, als sei die Zeit der Sagen wiedergekehrt. Oder als wäre er in die Welt dieser Erzählungen hinübergerutscht, als er sich in die Krähe bewegte, in ihrem Körper flog und in ihrem Leib litt. Er, Manyr, würde jetzt wieder handeln müssen.

☯ ☯ ☯

Eine flüchtige kühle Brise ließ Lyr erschauern. Ein Perger! Sie versuchte sich zu erinnern, welche Rolle Pergemitron in den Märchen ihrer Großmutter gespielt hatte. Land der hundert Weisen... Eines Tages war der Schlaf über ihre Große Schule gefallen, die Graubärte waren endgültig über ihren Büchern zusammengesackt, und eine hohe Hecke war um den großen Bau gewachsen... Nie wieder hatte man etwas von den Gelehrten gehört.
Wenn sie sich einen dieser Schläfer, die in alten Sagen oft vom Held gefunden, aufgeweckt und um Hilfe befragt werden mußten, vorstellen wollte, dann käme Manyr ziemlich genau hin: Klein, steif, uralt. Die Gelenke mußten ihn schmerzen, er sah nichts mehr ohne das seltsame Linsenkonstrukt auf seiner Nase; erstellte er Wettervorhersagen nach dem jüngsten Ziehen in seinem Zauberstab?
Überhaupt: Zauberstab. Ein alter, ausgebleichter Holzstecken, wie der abgefallene Stiel eines Besens. Auch eine nette Vorstellung: Manyr, wie er sich an den Haaren einer Hexe festklammerte und hinter ihr auf einem Besenstiel durch den Kamin ritt! Der lange Holzstecken war mit ebensoviel Staub bedeckt wie Manyrs Kutte und wie seine Seele. Was wollte der alte Mann schon ausrichten?

☯ ☯ ☯

Wenn er jetzt handelte, dachte Manyr bei sich, würde er der wirklichen Welt der Taten und Entscheidungen nicht mehr auskommen. Wenn er sich jetzt profilierte, würde das Profil haften bleiben, und er würde weiterhin die Zauber des Lichts wirken müssen, um am Leben zu bleiben; seine Aktion würde Reaktionen hervorrufen, und die geruhsame Rolle des alten Schreibers wäre dann für ihn gestorben.
Wie sollte er seinen Auftrag dann noch erfüllen? Große und berühmte Zauberer eigneten sich nur wenig zum typischen unbeteiligten Beobachter, den ein Perger abgeben sollte. Würden sie

ihn aus dem Orden gar verstoßen? Vielleicht sollte er doch aufs Zaubern verzichten - aber ein toter Perger, erinnerte er sich, nützte der Akademia auch nichts.
Und die junge Schmiedin, die er mit hineinzog? Oder zog sie ihn? Es war ihr Ring, aber die Verhältnisse der Magie waren ihre Sache nicht. Was wäre geschehen, wenn sie ihn nicht getroffen hätte? Sie hätte nichts von der besonderen Natur ihres außernontariellschen Erbes erfahren, der Falke wäre wiedergekommen und hätte ihr auch den zweiten Ring noch abgenommen. Dann hätte der Zauberer, der dahinter steckte, zwei Ringe gehabt... die anderen drei, die er brauchte, hatte er vielleicht schon gefunden oder konnte sie womöglich auftreiben, dann hätte er alle Schlüssel beisammen, um das Tor zu öffnen. Und dann? Manyr wollte es lieber nicht wissen.
Aber was, wenn der Mensch hinter dem schwarzen Falken selbst von außerhalb Nontariells stammte und die Ringe nur sammelte, um sie in seine Heimat zurück und damit in Sicherheit zu bringen?

☯ ☯ ☯

Was tat Lyr eigentlich hier? Der Alte hatte ihr nur spärlich von den Gründen erzählt, aus denen sie die Ringe unbedingt zurückbekommen mußten, nichts wußte sie von Manyrs eigener Vergangenheit. Und war er tatsächlich in der Lage, ihr Erbe zu retten? Dieser alte Mann, der sich an seinem angeblichen Zauberstab festhielt wie an einem Gehstock?
Und wenn sie die Ringe tatsächlich wiederbekommen hatten, würde er sie ihr dann zurückgeben, wo sie doch für ihn so wertvoll waren?

☯ ☯ ☯

Sie hatten nun schon eine gute Stunde gerastet. Manyr erhob sich steif und unter Ächzen. Als Lyr es bemerkte, sprang sie sofort auf. Noch eine halbe Tagesreise, dann hätten sie ihr Ziel erreicht.

IV.

Wieder saß der Einzelne im Schneidersitz in der alten Mine. Vor sich war der Fünfstern in den Boden gezeichnet; vier Kerzen brannten nun, vier Ringe lagen an dem ihnen vorbestimmten Platz.
Wo war der letzte? fragte er sich. Der Falke war losgeschickt worden, die zwei letzten Ringe von der jungen Frau zu holen, deren Erbe die Stürme des Talu einst an die Küste Nontariells gebracht hatten. Aber etwas hatte ihn aufgehalten: Er hatte länger gebraucht, als sein Meister erwartet hatte, und war mit nur einem einzigen Ring zurückgekehrt.
Jetzt beugte sich der Einzelne tief über den kleinen Kreis, den er etwas abseits von den vier Ringen mit einem Ast in den Boden geritzt hatte. Er strich ein paar Mal mit der Hand darüber, dann kräuselte sich der steinerne Boden wie die Wellen eines Teichs, wurde durchsichtig und zeigte ihm seinen neuerworbenen Widersacher.
Willst du erfahren, was in der Ferne geschieht, so zeichne Rasch dir ein Auge, ein drittes, das weiter sieht als die eignen. Isagar der Weißhaarige hatte gewußt, wovon er sprach, als er die 23 nützlichen Epen für den Magus verfaßte.
Lange Zeit blieb der Einzelne so sitzen, betrachtete die Informationen, die der Zauberkreis ihm eröffnete: Es war einer von den anderen, der sich auf seiner Spur befand. Einer von jenen Greisen, aus deren ruhmlosen Kreis er sich schon vor so vielen Jahren gelöst hatte. Einer von denen konnte ihm nicht mit Gefahr drohen; die alte Mine barg mehr Geheimnisse als auf den ersten Blick zu sehen war. Der andere würde ihm den fünften Ring ganz von selbst bringen.

☯ ☯ ☯

Wie schon so oft zuvor wanderte die Sonne von den Ostländern, wo einst die ersten pirgid gesiedelt hatten, über das Reich der Multorier bis ins Imperium der Hallakine, wo sie sich zum Horizont senkte und den Abend machte.
Weit im Osten standen am Fuße eines der kleineren Berge zwei kleine verlorene Menschen vor einem Höhleneingang. Die uralte Mine war dem Berg wichtig. Er selbst war dort empfindlich, aber

auch mächtig. Seinem eigenen Wesen lag viel an dem Ort, wo jetzt die alten Schächte und Gänge lagen.
Davon ahnten die junge Frau und der alte Mann nichts, als sie sich ihre Fackeln anzündeten und durch die dunkle Öffnung im Stein traten.
„Es ist besser, Ihr gebt mir den Ring, Schmiedin."
„Warum sollte ich? Es ist mein Ring."
„Und ihr sollt ihn zurückerhalten. Aber da drin ist es vielleicht zu gefährlich für Euch - vielleicht wäre es klüger, Ihr bliebet glcih hier draußen."
Lyr schnaubte. „Auf keinen Fall, alter Mann! Den Ring werde ich dir geben - nur für den Augenblick. Aber hinterher-"
„-hinterher bekommt Ihr ihn natürlich zurück." Er seufzte. „Wie ich es Euch versprochen habe."

☯ ☯ ☯

Kommt nur, dachte der Einzelne. Hier warte ich auf euch im Zentrum einer Macht, deren Reichweite ihr gar nicht abschätzen könnt. Ich warte still und leise, bis ihr mir den Ring gebracht habt. Und dann werdet ihr das größte und das letzte Wunder eures Lebens sehen.

☯ ☯ ☯

Der dunkle Gang war lang und feucht, ganz so wie die Geheimgänge in den Geschichten, die Lyr früher von ihrer Großmutter gehört hatte. Auch das vereinzelte Geräusch von fallenden Wassertropfen fehlte nicht.
Manyr blieb kurz schnaufend stehen. Es ging bergauf, und er war solche Gebirgswanderungen nicht mehr gewohnt. Während er sich auf seinen Stab stützte, versuchte er die Kraft seiner Jugend wieder heraufzubeschwören, mit der er damals wie eine Gemse durch die Schluchten und Berge rings um die Akademia geklettert war. Zu lange her; er war alt geworden.

☯ ☯ ☯

Kommt nur. Kommt schneller. Ich warte schon. Der Einzelne erhob sich aus seinem Schneidersitz, das lange feuerrote Gewand fiel in Falten um ihn, der geringe Schein der vier Kerzen zitterte zwischen seinen Füßen. Langsam breitete er die Arme aus, streckte beide Hände weit von sich wie zum Gebet.
Die Berge von Elek-Mantow waren alt und voller Leben. Leben war eine Sache der Geduld; schon vor Urzeiten hatte der Berg ein eigenes Ich entwickelt, eine eigene Seele. Und nicht nur einmal; oft waren aus den kargen Flächen, den tiefen Schluchten und den hohlen Behausungen, aus den weiten Nadelwäldern und dem gelegentlichen Donner der Steinlawinen Persönlichkeiten entstanden, hatten auf ihre eigene Art begonnen zu atmen, zu sein - und zu herrschen.

☯ ☯ ☯

„Woher willst du wissen, daß das die richtige Abzweigung ist?"
„Es ist die gerade Fortsetzung des Gangs, durch den wir gekommen sind." erklärte Manyr, nachdem er mit Mühe Luft geholt hatte.
„Eben. Wenn sich der Dieb vor uns versteckt, ist er vielleicht in einen der Seitengänge geflohen."
„Nein." brachte der Alte mit rasselndem Atem hervor.
„Nein?"
„Nein, er wird sich nicht verstecken. Und er wird ganz sicher nicht fliehen." Er schloß die Augen. „Er wird dableiben und mich zwingen zu zaubern, zu handeln..."

☯ ☯ ☯

Wenn die Macht des Berges zu eigenem Leben erwachte, kamen oft Menschen dazu, die diese Macht übernehmen wollten. Oft war es ihnen auch gelungen. Der Einzelne dachte kurz an den Bergmeister, eine der jüngeren Inkarnationen des Berg-Seins. Nicht ganz Mensch, aber auch nicht ganz Naturgewalt, lebte er mit und von dem Atem des Gebirges. Aber wie die Unbekannten von der

Akademia blieb er fast immer abseits vom Geschehen der Welt, handelte kaum einmal. Und wenn er doch einmal etwas bewirkte, dann waren es Kleinigkeiten, die nie einen Unterschied machten.
Der Einzelne war anders. Sein Wirken sollte einen Unterschied machen. Er würde sich nicht dem Berg hingeben, sondern der Berg würde ihm einen Teil seiner Macht schenken. Er würde ihm diesen Teil entreißen, und es war so einfach wie der Diebstahl einer verlorenen Münze auf der Straße, die keinem Menschen mehr gehörte. Es war einfach, wenn man wußte, wie es ging.

☯ ☯ ☯

Lyr blieb stehen. Manyr war neben ihr zu Boden gefallen. Seine Hand war auf der glatten Oberfläche seines Stabs ausgerutscht, und das ganze spärliche Gewicht seines kleinen Körpers war hinterdrein gefallen. Was wollte dieser alte Mann denn um Mantowins Willen ausrichten, fragte sie sich wiederum, während sie zusah, wie der Schreiber nach seiner Brille tastete, sie endlich fand und aufsetzte und sich mühsam wieder hochzog. Was konnte der denn tun, um ihr zu helfen?

☯ ☯ ☯

Die Arme weit ausgebreitet, reglos, stand der Einzelne eine Weile. Dann erinnerte er sich an die Silben, nach und nach kam jede einzelne in sein Gedächtnis zurück, schob sich langsam auf seine Zunge, und er sprach die Worte aus. LOUROS! reif er, und das Wort hallte durch die Gänge.

☯ ☯ ☯

Jetzt blieb Manyr stehen. „Was war das?“ fragte Lyr.
SPEDOS! folgte das nächste Wort.
„Ich weiß es nicht...“ begann Manyr.
CHALANDRIANI! rief die dunkle Stimme.
„Aber ich fürchte, ich ahne es...“ Er hob seinen Stab und ging schnell weiter. Jetzt hatte Lyr beinahe Schwierigkeiten, ihm zu folgen.

☯ ☯ ☯

GROTTA! PELOS! DOKATHISTMATA!
Der Berg hörte die uralten Silben.
Etwas in ihm regte sich.
Etwas anderes in ihm sträubte sich.
Etwas in ihm zog in eine Richtung.
Etwas anders sperrte sich.
Etwas in ihm war bereit zu dienen.
Etwas anderes wurde getrennt.
Etwas in ihm diente.
Etwas anderes schrie.

☯ ☯ ☯

„Wieso gehst du jetzt so schnell?“
KEROS!
„Ich möchte -“ schnaufte Manyr.
SYROS!
„- ankommen, bevor der Zauber fertig ist, -“ KEPHALA!
„- wenn ich kann.“

☯ ☯ ☯

Die Worte erklangen in den engen Gängen und den tiefen Schächten der Mine, hallten im ganzen Berg wieder und wurden von flüsternden Stimmen in den Ecken und Nischen des Gesteins tausendfach wiederholt.
Langsam bildeten sich Risse in der steinernen Wand in der Nähe des Einzelnen. Kleine, kaum einen halben Sprung große Figuren zeichneten sich in dem dahinterliegenden Grau und Schwarz ab, menschenähnliche Körper schälten sich langsam aus dem glatten Fels.
Ein tiefes, dunkles Stöhnen erklang, als einer der neuerstanden Diener seinen Fuß aus dem Inneren des Bergs herausriß und auf den Boden der Höhle setzte. Jetzt kamen sie alle hervor, fünf oder zehn an der Zahl, kleine steinerne Homunculi mit langen Armen und Beinen und weitgestreckten Hälsen, klobig waren ihre Häupter und glatt ihre Gesichter, stumpf und rund ihre Hände und Füße, düster und langsam ihr Geist.

☯ ☯ ☯

Sie kamen aus dem Berg.
Sie kamen und waren viele.
Da war einer.
Ein Zweibein - Mensch.
Er herrschte.
Sie waren Diener.
Sie standen im Kreis um den Menschen.
Dieser Mensch war der Erste.
Der Erste war der Herr.
Dann kamen die Zweiten.
Zwei Zweibeiner - Menschen.
Sie waren die Zweiten.
Die Zweiten herrschten nicht.
Die Zweiten standen da und schauten.
Der Erste redete zu den Zweiten.
Der ältere Zweite antwortete.
Der Erste lachte.
Der Erste winkte.
Die Diener näherten sich den Zweiten und drohten.

☯ ☯ ☯

Lyr war überrascht, fühlte sich überrumpelt. Plötzlich war die Geschichte des Alten Realität geworden, plötzlich war sie in Gefahr. Die kleinen beweglichen Statuen kamen immer näher, und sie wußte nicht, wie sie sich gegen sie verteidigen sollte.
Und der Mensch, dem sie begegnet waren - er sah fast genauso aus wie Manyr, nur irgendwie echter. Er war größer, seine Schultern breiter, seine Stimme tiefer, sein Haar zwar ebenso weiß, aber voller.
Auch dieser Mann stützte sich auf einen Stab, aber das war kein abgeriebenes Stück Holz, sondern eine lange, gedrechselte rote Stange, eine Waffe und ein Insignium.
Und die steinernen Zwerge hörten auf das Wort dieses Menschen, und sie kamen näher.

☯ ☯ ☯

Der eine von den Zweiten blieb stehen.
Die andere von den zweiten zog ein Stück Metall.
Sie zog es von ihrer Hüfte.
Jetzt kam die weibliche Zweite auf die Diener zu.
Die Zweite wollte den Dienern wehtun.
Aber die Diener waren stärker.

☯ ☯ ☯

Manyr hatte gerade noch mitbekommen, daß Lyr ihre Fackel zu Boden geworfen hatte, dann sah er sie sich auch schon, ihr Schwert in der Hand, auf die Molegs stürzen.
Die Molegs, die steinernen Diener -
Bist du im Dunkeln, dann kannst du sie rufen, die Geister Aller Berge, die Geister aller Quellen, die Geister Aller Himmel. Sie alle rufst du, und rufst nicht umsonsten.
er hatte in Isagars Schriften von den steinernen Dienern gelesen, aber dies war das erste Mal, daß er sie mit eigenen Augen sah. Und er wußte nicht, was er tun sollte.
Neben ihm schrie Lyr.

☯ ☯ ☯

Die Diener hatten der einen Zweiten das Stück Metall genommen.
Die Diener hatten die eine Zweite gepackt.
Die eine Zweite hatten geschrien.
Die Diener hatten die eine Zweite losgelassen.
Aber die Diener blieben nahe bei ihr.
Die Diener dienten gut.

☯ ☯ ☯

„Und jetzt, Manyr alter Knabe -“ Welch ein Witz, daß es ausgerechnet dieser sein mußte! Der Einzelne freute sich unbändig über diesen gelungenen Scherz des Schicksals. Er erinnerte sich:

☯ ☯ ☯

„Ich kann nicht im Stillen leben.“
„Am Ende lebt ein jeder still, sagt Isagar.“
„Ich weiß, Manyr! Ich weiß, was Isagar sagt, aber ich bin für
das Leben im Stillen nicht gemacht.“
„Was willst du tun?“
„Ich werde gehen. Ich muß gehen, Manyr.“
„Das ist gegen die Gesetze!“
„Ich weiß, aber ich kann nicht anders. Du wirst doch nichts verraten, bevor ich weg bin, oder?“
Manyr hatte gezögert, dann hatte er leise „Nein.“ gesagt. Die beiden Jungen hatten sich damals gut verstanden, besser noch als die voll ausgebildeten Gelehrten der Akademia oft untereinander auskamen.

☯ ☯ ☯

Manyr also mußte es sein! Und jetzt, bald schon am Ende der Reise, trafen sie sich wieder.
„Und jetzt, Manyr, alter Knabe“ - der Einzelne sang die Worte beinahe - „jetzt wirst du mir den Ring geben, und dann werde ich das Tor öffnen und gehen. Wenn ich zurückkomme, können wir ja ein bißchen über alte Zeiten plaudern, nicht wahr? Oder warte - dann wirst du ja nicht mehr am Leben sein, ich vergaß!“
Manyr zitterte. Gegen die Molegs konnte es keine Gegenwehr geben.

☯ ☯ ☯

Der Erste befahl dem einen Zweiten.
Der Erste wollte etwas von den Zweiten.
Der eine Zweite gab es dem Ersten.
Der Erste jubelte.
Die eine Zweite schrie etwas.
Der andere Zweite senkte den Kopf.
Der Erste ließ die Zweiten gehen.
Der Erste war der Herr.
Er war Herr über die Diener.

Und er war Herr über die Zweibeiner.
Er war der Herr.
Die Zweiten gingen.

V.

Die Sonne war schon beinahe vollkommen untergegangen, als Lyr und Manyr stehenblieben. Sie waren aus der alten Mine gerannt - Lyr hatte immer noch den Widerhall ihrer schnellen Schritte durch die feuchten Gänge im Ohr - und immer weiter waren sie gelaufen, bis sie nicht mehr konnten. Dann waren sie stehengeblieben.
„Und jetzt?“
Manyr setzte sich auf den Boden, bevor er antwortete. „Was jetzt?“
Lyr sog die kühle Abendluft ein, spürte das Pochen in ihrer Lunge. „Was soll jetzt werden?“
„Wieso?“
„Der Dieb hat jetzt zwei Ringe, und du hast gesagt, das darf niemals passieren. Was wird jetzt geschehen?“

☯ ☯ ☯

Die Molegs waren wieder im Gestein verschwunden. Der Einzelne zündete langsam, mit zitternden Fingern, die fünfte Kerze an und stellte sie an die Spitze des Sterns zurück. Der Fünfstern begann hellrot zu glimmen, das Leuchten wurde heller und steigerte sich zu einem beinahe schmerzhaften Glänzen.
Im fünften Strahl bildete sich ein kleiner, kreisrunder schwarzer Fleck im roten Feuer des Sterns. Der fünfte Ring fehlte noch. Hier sollte er liegen.
Der Einzelne atmete ein paar Mal tief durch, um sich zu beruhigen. Dann nahm er den Ring, betrachtete kurz das billige Metall, aus dem dieses so kostbare Artefakt gemacht war; dann ließ er seine Hand langsam sinken und legte das Kleinod exakt in den kleinen schwarzen Rund hinein.
Schnell zog er seine Hand zurück; eine Flamme war entstanden in der Mitte des Rings, jetzt sprangen die flackernden Lichter auch aus den vier anderen Ringen in die Luft, breiteten sich über den Stern aus und bildeten ein Meer aus rotem Feuer.
Der Einzelne murmelte schnell einige Silben, um die neugeborene und doch uralte Macht auf ihn selbst zu fokussieren.
In der Mitte des Fünfsterns richtete sich eine große Flammensäule auf, begann sich zu drehen und dabei noch weiter zu wachsen. Immer schneller rotierte sie. Der Einzelne hielt den Atem an. Die wachsende rote Säule erreichte die Decke der Höhle. Die Wände der Mine zitterten. Der Einzelne wartete. Das Feuer loderte noch einmal auf, dann sprang es zur Seite weg und bohrte sich in den Stein, wo es verlosch.
Überraschung ergriff den Einzelnen; so hatte er es sich nicht vorgestellt. Schnell lief er hinüber zu der Stelle in der Wand, die noch immer Wärme abstrahlte, und blickte auf die mannshohen, rotglühenden Buchstaben, die ins Gestein gebrannt standen:
An die hohen Herren des Hohen Triumvirats von Elek-Mantow:
Liebe Hohe Herren,
ich habe ein großes Problem. Ich lebe draußen vor der Stadt und bin Bauer und zahle meine Steuern als Korn...

☯ ☯ ☯

„Ihr habt nicht richtig zugehört, meine Liebe.“ Jetzt grinste Manyr. „Ich habe nicht gesagt, er dürfe niemals zwei Ringe besitzen. Es dürfen nur nicht gerade diese beiden sein.“
Er streckte eine Hand aus und reichte ihr ihren Erbring, den sie mit Verwunderung annahm.
„Was hast du ihm gegeben?“
„Einen meiner eigenen Ringe. Einen, den ich nicht so dringend brauche.“

☯ ☯ ☯

Zwei Tage vergingen, und der Schreiber hatte sein zeitweilig unterbrochenes Geschäft wieder aufgenommen.
„Ich wollte schon vorgestern kommen, aber ich fand Eure Türe verschlossen.“ sagte Bauer Gunther.
„Ja, ich weiß. Ich war ein wenig erkältet. Hatte wohl ein paar Schwierigkeiten mit der herbstlichen Kälte.“ Er streckte sich kurz. „Das Alter, nicht wahr.“
„Oh, das verstehe ich gut.“ Heute schien der Schreiber etwas geselliger aufgelegt zu sein, und Gunther verfiel ins Plappern.
„Mein eigener Großvater hat ein ganz ähnliches Problem, auch immer im Herbst. Schon ein paar Tage, bevor es richtig kalt wird, spürt er so ein Ziehen in der rechten großen Zehe, das heißt, eigentlich spürt er es das ganze Jahr, aber um diese Zeit kommt es von der Kälte, sagt er-“
„Ja. Ich bin sicher, er hat recht.“ Der Schreiber rückte seine Brille zurecht. „Und was kann ich heute für euch tun?“
„Oh. Entschuldigung.“ Der Bauer rügte sich selbst für seine Redseligkeit. „Das Triumvirat hat auf meinen letzten Brief nicht geantwortet, und wo doch schon fast wieder ein halbes Viertel vergangen ist, habe ich gedacht...“
Während er die erneute Bitte des Bauern auf das Pergament bannte, schweiften Manyrs Gedanken ungewöhnlich weit ab. Er hatte sich aus dieser Situation befreien können, ohne Magie einzusetzen:
Vielleicht würde er doch der alte, harmlose Schreiber bleiben können, den er so liebte.
Obwohl er sich dieser Liebe inzwischen nicht mehr gar so sicher war. Es machte Spaß, aktiv zu werden und Handlungen auszulösen oder zumindest zu reagieren, statt immer nur zuzusehen. Vielleicht sollte er wieder mehr Zeit seinen magischen Studien widmen. Vielleicht brauchte die Welt ihn ja? In der Akademia hatte man ihn eine andere Philosophie gelehrt, aber wie sagte schon Isagard der Weißhaarige:
kamen zwei Geister zu mir und sie sprachen, als hätten sie Zungen:
Sei dir nie sicher, denn was du auch siehst, es ist nur ein Abbild,
Abglanz der Welten; die Wahrheit hat viel mehr Gesichter. Ihr Perger Faßt eure Zauber in Formeln, in Silben der Macht, doch sonstwo Wirken die Menschen Magie noch viel freier, mit ebenso großer Macht und Gewalt. Woher willst du wissen, daß deine Augen Richtig sehen, daß deine Bilder alleine nur wahr sind?
Vielleicht sollte er ein paar Experimente in Richtung freier Magie wagen. Vielleicht. Aber nicht heute; morgen vielleicht. Wer wußte das jetzt schon zu sagen?

Wiedersehen

Vanessa Niederkinkhaus

Es war noch kälter geworden - und dunkler, da kein einziger Lichtstrahl durch die dicke Wolkendecke zu dringen vermochte, um das verschneite Land zu erwärmen. Der Sturm, welcher schon seit Stunden über das Land hinwegfegte und das ganze Land in Unruhe versetzte, hatte etwas nachgelassen, die Temperatur war dafür noch um einige Grad gesunken. Das monotone Weiß, das in dieser vom Winter befallenen Welt vorherrschte, wurde nur von einem einzigen kleinen Berg unterbrochen, der gerade hoch genug war, um nicht von der dicken Schneedecke gänzlich bedeckt zu werden. Niemand hätte in dieser Kälte ohne Schutz überleben können und doch konnte man noch schwach eine Spur im Schnee entdecken, die erst einige Minuten alt sein konnte, da sie sonst schon wieder vom Neuschnee bedeckt gewesen wäre. Nur ein Verrückter würde sich zu dieser Zeit hier aufhalten und doch mußte dies geschehen sein, denn es war eindeutig eine menschliche Spur. Ein Beobachter hätte erkannt, daß die Spur von zwei zweibeinigen Wesen stammen mußte, doch konnte man nirgendwo die dazu gehörigen Personen entdecken. Plötzlich zerriß ein gellender Schrei die Stille der Eiswüste; ein Schrei der nur von jemanden in höchster Todesangst stammen konnte, doch niemand schien sich dafür zu interessieren, da sofort wieder die gespenstische Stille der Einöde vorherrschte, die nur gelegentlich von dem Heulen des Windes unterbrochen wurde. Nichts geschah und langsam wurde es immer dunkler. Bald würde nur noch der Schnee, welcher die schwachen Strahlen der Monde reflektierte, das Land erhellen. Als es völlig dunkel geworden war, erhellte sich ein Teil des Berges wie von Geisterhand. Dieses Licht war nicht beständig, sondern flackerte und lies riesige Schatten auf die schwach erhellte Schneedecke fallen, die an grausame Wesen der Unterwelt erinnerten. Als die Morgendämmerung einsetzte war der Berg wieder so dunkel und normal, wie er es auch am vorherigen Tag gewesen war. Die Wolkendecke war aufgerissen und vereinzelte Sonnenstrahlen bestrahlten das Land mit ihrer wohltuenden Wärme. Das Land schien von sich aus zu strahlen, da der Schnee die Lichtstrahlen reflektierte und so heller den je strahlte. Es war zur Mittagszeit, als sich plötzlich eine kleine, schwarze Gestalt vom Umland abhob. Sie rannte in Richtung Süden und schien in großer Eile zu sein, denn trotz der schweren Kleidung die sie trug bewegte sie sich sehr schnell vorwärts. Nach zwei-drei Stunden wurde die Gestalt immer langsamer und stolperte häufiger, wobei sie immer mehr Schwierigkeiten hatte wieder aufzustehen. Langsam kam der Sturm zurück. Für die Gestalt gab es keine Rettung, denn nirgendwo konnte sie Schutz vor dem Unwetter finden und so wurde sie von den Windböen wie ein leichtes Blatt herumgewirbelt. Nach einer halben Stunde ließ der Wind von ihr ab, und sie fiel einige Meter auf den Boden, wobei sie in grotesker Haltung regungslos liegenblieb. Einige Zeit später war die Leiche gänzlich vom Schnee bedeckt und keine Spur war von ihr übriggeblieben...

Mek Liones wanderte fluchend auf den kleinen Berg zu, wo er sich mit einem alten „Freund“ aus dem Süden treffen wollte. Die Sonne schien und der Schnee begann bereits zu schmelzen, so daß seine Stiefel wasserdurchtränkt waren.
„Wie konnte ich mich nur darauf einlassen? Warum ist diese verfluchte Egoistin nicht selbst hierhin gestiefelt, um sich mit diesem Halunken zu treffen? Aber nein,’ Mek mach du das mein Liebling, du kennst dich besser dort draußen aus, schließlich kenne ich noch nicht einmal die Mauern der Stadt von außen’, OK, hab ich gesagt, schließlich ist sie ja ´ne Frau und sieht dazu noch einmalig aus. Sie hat mich mal wieder mit ihrem treuen Hundeblick rumgekriegt. Da will man sich dann als ehrenwerter Kavalier aufspielen und erklärt sich dazu bereit hierhin zu latschen und ich denke auch noch ihr damit einen großen Gefallen zu leisten, obwohl ich mir denken kann, daß dieses Miststück nur keine Lust hatte einmal die Stadt zu verlassen. Sie wußte ganz genau welch ein Wetter wir haben. Na ja, was tut man nicht alles für eine Frau, obwohl sie gar keine sein will.“
So und in ähnlicher weise vor sich hinfluchend bemerkte Mek plötzlich einen dunklen Fleck in der weißen Schneedecke. Eigentlich nichts ungewöhnliches in dem tauenden Schnee, doch hatte dieser Fleck eine verdammte Ähnlichkeit mit einem menschlichen Wesen. Als Mek Liones ganz nah war, erkannte er einen toten Mann, der dank der Eisschicht, die über ihm lag noch gut erhalten war. Da Mek schon seit seiner Geburt in dem Rattenloch Elek-Mantows gelebt hatte, besaß er keinerlei Angst mehr vor einem Toten, schließlich hatte er selbst einigen Bürgern der Stadt zu einem frühzeitigen Tod verholfen. Ihn interessierte nicht der Mensch sondern seine Kleidung in der sich vielleicht einige Wertgegenstände aufhalten könnten. Mek durchsuchte zuerst die Jacke des Toten, konnte jedoch

nichts finden, was von finanziellen Wert war, worauf er sich der Hose der Leiche zuwendete, dort jedoch ebenfalls nichts wertvolles finden konnte, bis auf ein Lederbündel, welches er auch sofort öffnete. In dem Bündel war ein Brief versteckt, dessen Inhalt Mek sehr in Aufregung versetzte.

Nontariell, 165 n.G.
An den ehrenwerten Hinozius Elba, Trimvirat, Elek-Matnow Ehrenwerter Herr, Eure Nachricht hat mich zuerst erstaunt, da ich seit der Flucht meiner Familie aus der Stadt, die durch ihre Hilfe geschah, nichts mehr von ihnen vernommen hatte, auch als mein Vater starb, und ich ihnen auf Grund dessen eine Nachricht zukommen ließ. Es erfreut mich, daß sie uns, meine geliebte Mutter, sowie meinen jüngeren Bruder und meine beiden Schwestern, nicht vergessen haben. Ich möchte ihnen nochmals für ihre aufopfernde Hilfe danken, die uns damals ermöglichte vor dem grausamen Beschluß des damaligen Triumvirats die Heimat meiner Mutter zu fliehen. Ihre Bitte nun folge zu leisten, die besagt, daß ich so schnell wie mir nur möglich nach Elek-Mantow zurückzukehren und ihnen dort einen Gefallen zu erweisen solle, fällt mir zwar schwer, doch erkläre ich ihnen in diesem Brief, daß ich spätestens im Monat Hamilé eintreffen werde, da ein früheres Eintreffen durch das Wetter, sowie von privaten Problemen beeinträchtigt wird. Ich habe ihrer Vermutung, daß ein Kurier verfolgt werden könnte beachtet. Der Kurier kennt nur Bestimmungsort des Briefes. Er ist ausreichend bewaffnet und ist zusätzlich sehr verschwiegen, ferner besitzt er mein vollstes Vertrauen.
Hochachtungsvoll,
Ale Lieor,
Adlabina, Seelenruh.

Mek Liones kannte den Namen Hinozius Elba sehr gut, denn dieser hatte ihm schon viele Probleme bereitet. Er war erst vor kurzem zum Triumvirat erwählt worden und doch war er bekannter als seine zwei Bundesgenossen. Im Untergrund wurde oft von einer Revolte gegen die anderen Mitglieder des Rates gesprochen. Mek und seine Freundin Kimber waren auch schon oft angesprochen worden, ob sie dabei nicht mitwirken wollten, doch hatten sie entschieden abgelehnt, da die Bezahlung zu niedrig war. Den Namen Ale Lieor hatte er noch nie zuvor gehört und auch der Ort Adlabina war ihm Unbekannt. Den Staat Seelenruh kannte er vom Hörensagen, schließlich wußte jeder, daß sich dort die Rekschat aufhielten. Aus dem Inhalt ging hervor, daß dieser Lieor früher einmal in Elek-Mantow gelebt haben muß, nun aber in Seelenruh lebte. Ohne es bewußt zu merken war er weitergegangen und stand nun am Fuße des kleinen Berges auf dem er den Südländer treffen wollte. Oben angekommen sah er den verwilderten Mann an einem mickrigen Feuer sitzen auf einen Punkt starren, den Mek Liones nicht erkennen konnte, da er durch einen Felsen verdeckt war.
„Sei gegrüßt du Halunke“, rief Mek, „was starrst du so vor dich hin zeig mir lieber ein fröhliches Lächeln, wenn du mich siehst, schließlich schickt mich Kim-Lo mit guten Nachrichten für dich.“
Wortlos zeigte der Fremde in die Richtung in die er die ganze Zeit über geschaut hatte.
Mek folgte seinem ausgestrecktem Arm, was ihm nun möglich war, da er einige Schritt näher gekommen war. Was er sah versetzte ihn in Erstaunen.
„Noch so einer“, entfuhr es ihm, „Hier muß ja irgendwo ein Nest von denen sein. Hast du ihn schon durchsucht?“
„Du bist wohl verrückt, ich fasse so einen nicht mal mit den allerdicksten Lederhandschuhen an. Wie kannst mich so etwas nur fragen?“
„Pure Gewohnheit, und Neugier dazu, denn vor keiner Stunde habe ich noch so einen gefunden, sah jedoch etwas frischer aus als dieser hier, muß wohl an dem Eis liegen, welches hier ja nicht liegt.“
Der Gegenstand um den es sich bei dieser makaberen Unterhaltung drehte war ein Mann, und zwar ein Toter, dessen Ende schon ein bis zwei Monate zurückliegen mußte, da die Verwesung schon stark eingetreten war. Mek wunderte sich, daß der anscheinend feige Südländer hier sitzengeblieben war, denn der Gestank den die Leiche aussandte war schier unerträglich. Er schien komischerweise nur einen kleinen Radius einzunehmen, da er bei seiner Ankunft nichts gerochen hatte. Vielleicht lag es auch nur daran, daß es im Rattenloch überall so stank.
Mek näherte sich der Leiche und begann ihre Taschen zu durchsuchen. Diesmal fand er einen prallgefüllten Geldbeutel die seine 10 Goldsonnen enthalten mußte, dazu entdeckte er noch eine Nachricht:

Befehl an alle treu Untergebenen!
Jeder der diese Nachricht liest, wird umgehend aufgefordert, den Kurier Hinozius Elbas sofort zu eliminieren und die Nachricht, die jener überbringt zu vernichten!
Gezeichnet
Randor Pelis

Auch dieser Name war Mek Liones gut bekannt. Pelis war einer der Kandidaten für eine Richteramt und würde somit dem Triumvirat angehören. Anscheinend waren ihm die Machenschaften Elbas bekannt, da er dessen Kurier töten lassen wollte, was ja auch geschehen war, ob mit oder ohne Hilfe, des Besitzers dieser Nachricht ist noch unbekannt. Doch schien dieser Mann hier eher gestorben zu sein, da der andere näher an Elek-Mantow gestorben war als dieser hier. Nach nähere Untersuchung entdeckte er eine Schnittwunde am Rücken des Getreuen Pelis. Nachdem Mek dieses alles wahrgenommen hatte, wendete er sich wieder dem Südländer zu der indessen neugierig zugeschaut hatte. „Eins würde mich noch interessieren, „fragte Mek den Anderen, „warum bist du hier geblieben und hast dich nicht woanders breitgemacht, schließlich ist es nicht jedermanns Sache bei diesem Gestank hier zu bleiben?“
„Na ja, hier ist der einzige Platz wo man ein Feuer entfachen kann und mir ist ziemlich kalt. Ich bin das kalte Wetter des Nordens nicht gewohnt. Auch hat mich interessiert, was du mit der Leich anfangen würdest.“
„Also gut, jetzt laß uns aber mit dem Geschäftlichen anfangen, ich will so schnell wie möglich wieder in die Stadt zurück.“ Und zu Kimber, fügte er im Gedanken hinzu.
„Erst zeig mir einmal die Bezahlung alter Halunke“ ,forderte er den Südländer auf.
Dieser zeigte ihm einen etwa Daumennagelgroßen Rubin, den Mek nach eingehender Überprüfung als echt beurteilte.
„Und nun die Information. Kim-Lo hat mir ein paar sehr interessante Dinge erzählt, die dich brennend interessieren müßten.“ „Fang endlich an“, forderte der andere ihn ungeduldig auf. Er wollte nicht länger als unbedingt nötig in diesem kalten Land bleiben, sondern so schnell wie möglich zu seinem Herrn zurückkehren. Mek Liones begann zu erzählen und nachdem er geendet hatte und seinen Lohn erhalten hatte, verabschiedete er sich und machte sich dann auf den Weg nach Elek-Mantow, um Kimber Loor den Brief des Toten zukommen zu lassen. Natürlich nicht umsonst versteht sich. Bei diesem Gedanken umspielte ein schelmisches Lachen die Lippen Mek Liones, denn er sah sich schon mit der Schönheit von einer Frau in seinem großen Bett liegen, eng umschlungen versteht sich.

Es brannte noch licht in dem kleinen Zimmer. An einem alten, kleinen Tisch saß eine Frau tief in ihre Arbeit versunken. Ihre langen, feuerroten Haare hingen ihr wirr um den Kopf und wenn sie ab und zu zur Tür hinüberblickte, konnte man ihre geröteten Augen sehen, die Zeuge einer menschlichen Schwäche waren. In diesem Zustand konnte man denken ein junges Mädchen vor sich zu haben, doch lebte diese aufregende Frau schon an die 27 Jahre. Kimber Loor war wieder von einem ihrer Träume heimgesucht worden, als sie völlig übermüdet am Tisch eingeschlafen war. Sie hatte diesen Traum schon oft erlebt und teilweise entsprach er auch der Wahrheit - einer lang entfernten Wahrheit...
Eine alte Frau kam auf sie zu, ihre traurigen Augen schauten das kleine Mädchen an, welches kaum drei Jahre zählte. Sie schloß Kimber in die Arme und flüsterte ihr tröstende Worte zu. Doch das Mädchen hörte sie nicht, sie sah nur die grausam verstümmelten Menschen am Boden ihrer Hütte liegen. Diesen Menschen waren mal ihre Familie gewesen. Ihre Mutter, ihr über alles geliebter Vater, ihre Brüder und ihre Schwestern, keiner war noch am Leben, nur sie, die jüngste der Familie. Langsam erkannte sie einen Sinn in den Worten der alten Ärztin. Sie erklärte ihr, daß ihre Familie einer Seuche zum Opfer gefallen war, einer unheilbaren Krankheit. Irgendwie kamen ihr die Personen anders vor, sie sahen nicht so aus, wie sie noch vor ein paar Tagen ausgesehen haben. Der Körper der ihre Mutter zu sein schien war dicker als sonst, ihr Vater wirkte verkrüppelt, obwohl er doch immer so stark gewesen war, ihre Brüder und Schwestern hatten andere Figuren als sonst. Die Alte zog sie sanft aus der Nähe des Hauses. Fremde Männer häuften Zweige aufeinander, dann legten sie die Körper ihrer Familie darauf. Ein Mann mit einem häßlichen Gesicht kam auf sie zu und erklärte der Frau irgend etwas. Kimber starrte nur wie gebannt auf ihrer Verwandten. Die einzigen Menschen, die sie kannte und liebte. Plötzlich stachen Flammen aus den Zweigen und ergriffen den Körper ihres ältesten Bruders. „Nein, nein“, hatte sie geschrien mit ihrer kindlichen Stimme, „laßt ihn, ihr tut ihm

doch weh!“ Sie war auf den Scheiterhaufen zugerannt, hatte ihren Bruder in den Arm schließen wollen, doch kräftige Hände zogen sie wieder hinfort.
„Laßt mich zu ihnen, tut ihnen doch nicht weh!!“, hatte sie gefleht, doch niemand hörte auf die Worte eines kleinen Mädchens. Sie biß einem Mann in die Hand, die sie festhielt und dieser ließ sie mit einem Schmerzensschrei los. So schnell wie ihre kurzen Beine sie trugen, rannte sie weinend auf das Feuer zu, doch nirgendwo war ihre Familie. Plötzlich stand ein großer Mann vor ihr, er schrie sie an, und als sie nicht hörte schlug er sie nieder. Ein dreijähriges Mädchen. Danach sah sie nur noch schreckliche Monster, die ihre Eltern verspeisten und andere von häßlichen Wunden und Eiterbeulen verunstaltete Gestalten, die sie fangen wollten. Dazwischen sah sie immer wieder den Mann der sie niedergeschlagen hatte. Kimber lief, floh vor diesen Monstern, doch sie war zu klein, die schrecklichen Gestalten kamen immer näher und manche berührten sie schon. Kimber fing an zu schreien... Schnell wischte Kimber sich die Tränen aus dem Gesicht, doch ganz konnte sie die Beweise ihrer menschlichen Schwäche nicht auslöschen. Schritte wurden außerhalb der altersschwachen Hütte hörbar und wenig später trat ein ziemlich durchnäßter Mann ein. Dieser hatte dunkelbraune Haare, Rehbraune Augen und ein sehr attraktives Gesicht. Er schien nicht älter als Kimber zu sein, und eine Narbe, die sich von dem linken Ohr zur Wange führte, zeugte von langer Kampferfahrung. Über seiner braungebrannten Haut trug er eine dreckige, dunkelrote Lederhose und ein schmutziges, gelbes Hemd, welches teilweise von einer braunen Lederweste verdeckt war. Schwere, schwarze Lederstiefel vollendeten die Kleidung des Mannes. In seinem Gürtel steckte ein schwerer Dolch, sowie die Scheide eines Kurzschwertes. Seine grasgrüne Jacke hatte er an einem Haken an der Tür aufgehängt. Kimber hoffte, daß Mek Liones nicht erkennen würde, daß sie geweint hatte, doch erkannte sie schon an dessen nächster Bemerkung, das sie falsch gehofft hatte.
„Du scheinst mal wieder einen deiner Alpträume gehabt zu haben mein süßer Liebling?“, sagte er.
„Muß wohl so gewesen sein, Schatz, doch glaube ich das du mir weitaus wichtigeres zu erzählen hast, wie ich an deinen funkelnden Augen erkennen kann“, erwiderte sie ungetroffen.
„Stimmt genau. Setzt dich, ach, du sitzt schon, gut, halt dich fest ich habe dir viel zu erzählen...“
Mek erzählte ihr alles, was er erlebt hatte, seitdem er sie verlassen hatte, verschwieg jedoch den Gelbbeutel der zweiten Leiche, da er Kimber gut genug kannte, um zu wissen, daß sie das Geld sofort fordern würde.
„Von Elba habe ich schon gehört, Pelis kenne ich auch, doch dieser Ale Lieor ist mir vollkommen unbekannt. Nie von ihm gehört. Uns sollte das aber wenig interessieren, schließlich haben wir herzlich wenig mit dem Triumvirat zu tuen. Versuchen wir lieber den Rubin zu gutem Geld zu machen. Angelegenheiten anderer langeweilen mich, obwohl mich schon interessieren würde, wer dieser Lieor ist, jedenfalls ein Rekschat sonst würde er nicht in Seelenruh leben.“
Damit war ihre Unterhaltung beendet. Kimber stand auf und umarmte Mek Liones sanft. Sie küßten sich stürmisch und zogen sich gegenseitig die Kleidung aus. Nachdem sie völlig nackt waren, nahm Mek Kimber auf die Arme und trug sie zum Bett, wo sie sich liebten und dann engumschlungen einschliefen. Froh sich gegenseitig zu haben.

☯ ☯ ☯

Dunkel, alles war dunkel, kein Lichtschein vermochte die Dunkelheit zu zerstören Kälte - tödliche Kälte, die langsam kam und dann unbarmherzig tötete. Dieser Mann, er hatte kalte, schwarze Augen, Augen die schon oft den Tot gesehen hatte. Sie saß in einem Keller, es war dunkel - und kalt. Niemand liebte sie, gab ihr wärme, nur dieser Mann, dieses Monster von einem Menschen, besuchte sie, vergewaltigte sie, fügte ihr Schmerzen zu, und sie konnte sich nicht wehren, konnte nichts dagegen anstellen, sie war ja erst zehn. Danach gab er ihr Essen. Eine eklige Brühe, die für einen Hund zu schlecht gewesen wäre, doch für sie war sie gut genug. Er wollte, daß sie auf die Straße hinaus ging und sich verkaufte. Andere Männer sollten ihrer perversen Dinge mit ihr treiben, damit er Geld bekam. Das hatte er ihr oft genug erzählt. Sie haßte ihn, denn er hielt sie schon seit über einem Jahr hier gefangen und während dieser Zeit hatte er sie nur schlecht behandelt. Die Wut überkam sie, sie nahm das Messer, welches sie zum Essen benutzt und stieß es ihm ins Herz. Der Mann gab nur ein kurzes Röcheln von sich, dann viel er um und bewegte sich nicht mehr. ICH HABE IHN UMGEBRACHT!! Durchfuhr es das Mädchen. Erschrocken rannte sie hinaus, hinaus in die Freiheit, wie sie dachte, weg von ihrer Tat, weg von dem Menschen den sie gehaßt hatte. Sie lief und lief,

durch die Straßen der Stadt, alles war unbekannt, doch sie lief, lief immer weiter bis sie vor Erschöpfung umkippte...
Schreiend erwachte Kimber von ihrem Alptraum. Sie zitterte am ganzen Leibe und war über und über mit Schweiß bedeckt. Neben ihr war Mek erwacht und versuchte sie an sich heranzuziehen, um sie seine Wärme spüren zu lassen, doch sie wehrte ab. Immer noch von dem Ekel erfaßt der der Traum wieder in ihr erweckt hatte.
„Hast du wieder das gleiche geträumt?“, wollte er wissen. „Komm her, du mußt vergessen was damals geschah.“
Ärgerlich schlug Kimber die Hand ihres Freundes weg. „Laß mich, niemand kann mir helfen“, entfuhr es ihr zornig. Sie stand auf, kleidete sich rasch an und begab sich zur Tür. „Ich muß allein sein“, rief sie im noch zu und verschwand aus dem Lichtschein der noch brennenden Kerze. Stumm den Kopf schüttelnd löschte Mek Liones das Kerzenlicht und legte sich dann wieder hin um zu schlafen. Angst brauchte er nicht um sie zu haben, schließlich war sie Kimber Loor und nicht ein anderes ängstliches Weib.

☯ ☯ ☯

Verwirrt rannte sie durch die Straßen des Rattenloches. Niemand kann mir helfen hallten die Worte in ihr nach - und doch, er hatte ihr schon geholfen mehr als er dachte. Erinnerungen kamen in ihr hoch, Erinnerungen, die sie ihr Leben lang versucht hatte zu verdrängen.
NIEMAND KANN MIR HELFEN, NIEMAND!!!
Sie mußte allein damit fertig werden. Mit den schlimmen Ereignissen ihrer Vergangenheit. Mit dem plötzlichen und schrecklichen Tod ihrer Familie und mit den Ereignissen während ihrer Gefangenschaft bei dem Mann, der sie vergewaltigt und gedemütigt hatte. Doch seine Taten waren gerächt. Sie hatte ihn ermordet, erstochen und somit einen grausamen Wesen von der Welt der Lebenden verbannt. Ihre Kleidung war völlig durchnäßt von ihrem Schweiß und immer öfter begann sie vor Erschöpfung zu taumeln. Kimber rannte blind durch die Straßen, vor ihren Augen sah sie Bilder aus der Vergangenheit, Bilder die sie verfolgten, sie erschreckten und sie in blinder Verzweiflung durch die Gassen der Stadt taumeln ließen. In ihrer Blindheit übersah sie eine vereiste Stelle der Straße, rutschte aus und schlug mit dem Hinterkopf hart auf den Pflaster. Dann verlor sie das Bewußtsein.

☯ ☯ ☯

Der Morgen begann schon zu grauen als eine junge Frau die Gasse hinunterging. Ihre bis Taille reichenden, rotbraunen Locken hingen ungebunden herab und ihre grünen Augen zeugten von viel zu wenig Schlaf. Sarjana war für einen Krankenbesuch in der Oberstadt gewesen und dieser hatte sie bis zu den frühen Morgenstunden davon abgehalten, endlich wieder ein paar Stunden Schlaf zu finden. Sie vermißte ihre warme, behagliche Hütte, sowie ihre Katze Sehschijah. Als Sarjana um eine Ecke bog, stutze sie, da sie einen regungslosen Körper auf der Straße liegen sah. Eigentlich nichts ungewöhnliches in diesem Teil der Stadt, doch war sie viel zu sehr Heilerin, als das sie hätte einfach weitergehen können. Sie näherte sich der Gestalt der Gestalt, um zu sehen ob noch etwas Leben in ihr war. Geschockt trat sie einige Schritte zurück, als sie erkannte, daß eine Frau auf der Straße lag. Lange, rote Haare umrundeten ein zartes, weißes Gesicht, das schmerzlich verzehrt war, auch bemerkte die Heilerin, daß die junge Frau am Hinterkopf verletzt zu sein schien, da der Schein ihrer Lampe eine noch relativ frische Blutlache beschien. Gerade als Sarjana sich anschicken wollte, der Verletzten den Puls zu messen, um festzustellen, ob sie noch lebte, gab diese ein schmerzliche Stöhnen von sich. Dann schlug sie die Auge auf. Rabenschwarze Augen, die im Licht der Lampe flackerten und die Heilerin wiederum einen Schritt zurücktreten ließen. Irgendwie erinnerten sie diese großen, geheimnisvollen Augen an etwas, doch konnte sie sich beim besten Willen nicht daran erinnern, wo sie solche Augen schon jemals gesehen hatte.
„Komm her mein Mädchen“, flüsterte sie der Verwundeten zu. „Ich werde dir helfen. Doch zuvor mußt du mir helfen, da ich dich beim besten Willen nicht ohne deine Hilfe zu mir bringen kann.“
Kimber gab ein schwaches Kopfnicken von sich, dann versuchte sie sich mit Hilfe der Heilerin aufzurichten.

Mit Mühe und Not erreichten sie Sarjanas Heim und dort bettete diese Kimber auf eine weiche Unterlage.
„So, nun muß ich mir ersteinmal deine Wunde ansehen bevor wir weiterschaun“, erklärte sie Kimber liebevoll. Sie schien nicht zu bemerken, daß sie eine älter Frau als sich selber vor sich hatte. Kimber gab keinen Laut von sich, als die Heilerin ihre Kopfwunde nähte, was Sarjana sehr verwunderte, da sie sonst nur wehleidige Frauen und Mädchen behandelte, die trotz ihrer Magie wimmerten und weinten.
„Ich danke dir“, erklärte Kimber als Sarjana mit ihrer Arbeit fertig war. „Ohne dich wäre ich vielleicht nicht mehr am Leben. Du kennst ja diese Stadt, Sarjana, wenn ich mich nicht irre.“ „Ach, da ist nichts zu danken, ich helfe gerne und wo ich kann. Vielleicht könntest du mir aber erklären, wie du auf offener Straße plötzlich fallen kannst, denn anders kann ich mir diese Wunde nicht erklären,“ erwiderte die Helferin. „Am besten fängst du damit an, daß du mir deinen Namen verrät´s.“
Kimber sah ein, daß sie diese Frau nicht belügen konnte, schließlich reagierte diese nicht auf die Reize, die einen Mann dazu veranlaßt hätten ihr alles zu glauben.
„Ich nenne mich Kimber Loor. Ich bin auf dem Eis ausgerutscht, als ich durch die Straßen gerannt bin, dabei hatte ich nichts gesehen und so ist es dann passiert.“ Kimber hatte das Gefühl, das sie dieser Frau alles erzählen konnte und so zögerte sie auch nur ganz kurz als sie anfing den Grund ihrer Blindheit zu erklären, indem sie der Heilerin von ihren zwei Alpträumen erzählte...
Sarjana hörte der Geschichte gebannt zu, und als die Erzählerin die alte Frau und das Schicksal der Familie Kimbers berichtete, viel es ihr wie Schuppen von den Augen. Natürlich, daher kannte sie diese Augen. Augen die einen hypnotisieren könnten, würde diese Gabe richtig ausgenutzt werden. Sie erinnerte sich auf einmal an eine der Geschichten, die ihre Großmutter ihr früher oft erzählt hatte. Sie wollte ihre Ahnung bestätigt wissen. „Hattest du damals einen anderen Namen, Kimber, den du nur heute geändert hast?“ „Ich könnte mich nicht daran erinnern“, antwortete Kimber, verwundert über diese merkwürdige Frage. „Solange ich denken kann, besitze ich diesen Namen. Warum?“
„Du mußt wissen, daß meine Großmutter mir einmal, von so einer Geschichte erzählt hatte. Damals war sie von einem ehemaligen Triumvirat gebeten worden, diesem und seiner zu helfen. Wie dies genau geschah, weiß selbst ich nicht, doch mußte ein Familienmitglied zurück bleiben, damit die Flucht getarnt werden könnte. Zuerst hat sich meine Großmutter um die jüngste der Familie gekümmert. Sie hat oft davon erzählt, daß dieses kleine kaum vierjährige Mädchen wundervolle, große, schwarze Augen besaß und meine Großmutter sich manchmal regelrecht vor diesen gefürchtet hat, denn in diesen loderte ein Feuer, wie sie es nur bei alten und erfahrenen Menschen, die nach Rache sühnten, entdeckt hatte. Die Beschreibung dieser Augen paßt genau auf dich, Kimber auch ist die Farbe deiner Haare gleich und da du eine ähnliche Geschichte zu berichten hast wie meine Großmutter, so muß ein gewisser Zusammenhang da sein. Doch eins macht mich stutzig. Der Name des ehemaligen Trimuvirats war da Lior und nicht Loor, was aber durch deine Jungend von damals erklärbar ist.“
DA LIOR!!!
LIOR!
War das nicht der Name der auf dem Brief an Hinozius Elba gestanden hatte. Nein, das ist unmöglich. Erstens war meine Familie keine Rekschat und zweitens ist sie tot. Tot. Oder doch nicht. Sollte der Tod meiner Familie nur Täuschung gewesen sein? Doch warum sollten sie mich zurückgelassen haben. Ihre jüngste Tochter? „Nein, nein das ist unmöglich“, brachte sie schließlich kopfschüttelnd heraus. „Meine Familie ist tot. Ich habe sie mit eigenen Augen gesehen.“
„Nun gut“, erwiderte Sarjana,“ das mußt du wissen. Ich habe dir alles darüber erzählt, was ich weiß. Vielleicht habe ich mich auch getäuscht, doch die Augen dieses kleinen Mädchens habe ich mir immer so vorgestellt, wie du sie hast.“
„Ich muß nun gehen“, erklärte Kimber, dann griff sie in ihre Tasche zog einige Bronzesonnen hervor, die sie zur Zeit als einziges Geld mit sich führte und verschwand, ehe Sarjana dieses abweisen konnte, durch die Tür.
„Eine merkwürdige Frau, Sehschijah“, sagte die Heilerin, als sie wieder allein war.“ Sie hat gelitten, und kann die Wahrheit nicht erkennen. Doch sie ist die kleine da Lior - und diese Augen...“

☯ ☯ ☯

Das Gasthaus 'Totenkopf' war mit Menschen überfüllt. Den Lärm, den diese Masse veranstaltet konnte man noch hundert Sprünge entfernt gut hören. Überall saßen und standen Männer, hatten ein Glas Bier oder anderes in der Hand, lachten und trieben Scherze. Manche erzählten einer Gruppe ihre angeblichen Heldentaten, andere vergnügten sich mit den zahlreichen Huren, die zu dieser Zeit ein gutes Geschäft witterten. Niemand schien die einsame Gestalt zu beachten, die still in einer Ecke saß. Ein flüchtiger Beobachter hätte meinen können, daß diese, in einen langen, schwarzen Mantel gehüllte Person, schlief, denn man konnte das Gesicht nicht erkennen, da eine Kapuze dieses verhüllte.
Plötzlich flog die Tür auf und ein Mann trat herein. Kaum merklich hob die schwarze Gestalt den Kopf, um zu sehen wer eingetreten war. Der Mann hatte kurzgeschnittene, schwarze Haare, war braungebrannt und hatte ein feines, von einigen Fältchen durchzogenes Gesicht. Seine schmale Nase, wirkte direkt klein im Vergleich zu den großen Augen, dessen Farbe auf diese Entfernung nicht erkennbar war. Der Fremde schritt, die neugierigen und abschätzenden Blicke, der Gäste nicht beachten, durch den Raum zum Wirt, dann setzte er sich an einen bereits überfüllten Tisch und nahm dort ein bescheidenes Mahl zu sich. Die schwarze Gestalt beobachtete ihn genau, denn sie schnupperte ein Geschäft. Doch bevor sie sich ihm vorstellen konnte, schlug die Tür abermals auf und eine weitere Gestalt trat ein, die dem heimlichen Beobachter gut bekannt war.
Der Neueingetretene schaute sich kurz um, dann schritt auch er auf den Wirt zu, um sich ein kühles Bier zu bestellen. Danach setzte sich auch dieser an einen Tisch. Ob es Zufall war, daß der andere Fremde am gleichen saß oder nicht wußte man nicht.
Und abermals flog die Tür auf, diesmal war es eine stark verhüllte Gestalt, die sofort zielbewußt auf den Fremden zuschritt und sich neben diese setzte.
Nun erhob sich die schwarze Gestalt, die davor mit immer größer werdender Neugier in ihrer Ecke gesessen hatte und versuchte sich unauffällig einen Platz in Hörweite zu sichern. „...endlich geschafft hierhin zu kommen. Ich glaube, daß niemand mir gefolgt ist, doch wundert es mich, daß ihr meine Nachricht nicht erhalten habt", erzählte der Fremde.
„Nun", erwiderte der Vermumte." Dieses kann mehrere Gründe haben, die uns jetzt aber nicht mehr zu interessieren brauchen. Ich hoffe, daß von nun an alles nach Plan verlaufen wird, denn die Zeit eilt. Morgen werden sie sich einige Helfer besorgen, dann werden wir weitersehen. Am besten treffen wir uns morgen an der Spalte.." Es folgten genaue Positionsangaben, danach verabschiedeten sich die beiden fremden Männer. Der Fremde verweilte noch einige Zeit in der Kaschemme, der Andere verließ sie sofort.
Der Mann, der nach dem fremden eingetreten war und dem Gespräch der beiden Personen unauffällig zugehört hatte, folgte dem Vermumten.
Arbeitsteilung, wie nett, dann kann ich mich derzeitig um den Fremden hier kümmern. Später kann ich dann mit Corwin Informationen austauschen, obwohl das bestimmt sehr zeitraubend werden kann. Die schwarze Gestalt näherte sich dem Fremden und setzte sich neben diesen.
„Ihr seid fremd hier, wenn ich mich nicht irre", fragte sie den Fremden. „Gestatten sie, daß ich mich vorstelle? Man nennt mich hier Kim-Lo."
„Oh, sehr nett, mein Name ist Ale Lior", erwiderte der Fremde. LIOR. Also, das war dieser geheimnisvolle Schreiber, des Briefes, den Mek gefunden hatte. Unwilkürlich betrachtete Kimber Ale genauer. Seine Augen waren wasserblau und seine Hände, die er um das Glas Wasser, das er trank, geschlungen hatte, zeugten von harter Arbeit. Unter seiner Kleidung traten die Muskeln deutlich hervor und sein Alter schätze sie auf 35-40 Jahre.
„Darf man fragen, was euch in diese elende Stadt getrieben hat?", wollte Kimber wissen.
„Nun...eigentlich nicht. Doch könntet ihr mir einen Gefallen erweisen. Ich suche gute, zuverlässige Männer, Söldner oder ähnliches, der Preis sollte aber nicht zu hoch sein."
„An wie viele habt ihr denn gedacht?", hackte Kimber nach.
„Ich meine, daß fünf genügen sollten."
„Nun gut, fünf werden wohl aufzutreiben sein. Müssen sie in der Oberstadt?"
„Wahrscheinlich."
„Wahrscheinlich? Ich bräuchte schon nähere Informationen." „Die werde ich ihnen morgen um die gleiche Zeit geben. Jetzt entschuldigen sie mich bitte, ich muß mich um ein Nachtlager umsehen, denn dieser „Gasthof" scheint mir dafür nicht geeignet zu sein." Ale Liors verabschiedete sich und verließ die Taverne. Kimber brauchte nicht lange warten, da betrat Corwin Dery wieder die Schenke.
„Nun was hast du erfahren Dery?", fragte Kimber, nachdem sich dieser gesetzt hatte.

„Nun ja, erzähl ersteinmal was du erfahren hast, Kim-Lo“, erwiderte dieser.
„Nein, nein, nein. Erst du“, antwortete Kimber.
„Nein du!“
„Nein du!!“
„Du!!!“
„Nein du!!!!“
„Jetzt komm schon, bevor ich ungeduldig werde. Ich könnte genauso gehen.“
„Und ich könnte relativ ungemütlich werden“, drohte Kimber.“ Erzähl, wer war der Vermummte?“ Unterdessen spielte sie, wie gelangweilt mir ihrem Dolch, was Corwin Dery wohl dazu überredete zuerst zu erzählen. „Na gut. Doch ich habe wirklich nicht viel erfahren“, fing er unscheinheilig an.“ Der Vermummte ist eine Frau, die sich ohne das Wissen ihres reichen Ehemannes hier mit Männern trifft. Also wirklich nicht besonders interessant. Nun erzähl du.“
„Ich habe auch nicht sehr viel erfahren“, berichtete Kimber im gleichen unschuldigen, naiven Ton, wie Corwin. „Diese Mann, trifft sich hier ohne das Wissen, mit einigen Huren, da seine Alte es nicht mehr bringt. So nun hast du es. Jetzt können wir ja gehen.“ Beide verließen sie den Totenkopf und gingen gemeinsam die dunkle Gasse hinunter. Plötzlich ergriff Kimber Corwin beim Kragen und drückte ihn an die nächste Hauswand.
„So, und jetzt erzähle mir die Wahrheit. Ich habe keine Lust, mir andauernd deine miserablen Lügengeschichten erzählen zu lassen. WER IST DER FREMDE, CORWIN?“
„Also gut, aber ich verlange auch eine entsprechende Entschädigung, da dein Erzählung auch nicht gerade die interessanteste war und langweilige Geschichten meinem frischen Teint schaden, da meine Augen so oft zufallen.“
„Sehr witzig, Dery. Als Entschädigung werd´ ich dir meinen Teil der Geschichte erzählen. Ist das nichts?“
„Geht klar. Also der Vermummte ist ein gewisser Triumvirat namens Hinozius Elba. Die Wachen an der Brücke haben seinen Namen ehrfürchtig herausgeschrien, als dieser über die Brücke gegangen ist. Jetzt du, Kim-Lo!“
„Nun gut. Der Fremde heißt Ale Lior und kommt aus Seelenruh.“ „Wenn du es sagst, wird es wohl stimmen. Schließlich hat Kim-Lo noch nie seine Freunde belügt, oder?“
„Ich wußte nicht das wir Freunde sind. Wer hat dir so etwas erzählt?“ „Äh, das habe ich mir so gedacht. Schließlich unterhalten wir uns hier fröhlich und so. Leider muß ich jetzt schnell gehen. Du weißt schon, wichtige Termine...“
Beide verabschiedeten sich schnell voneinander und verschwanden in entgegengesetzten Richtungen.

☯ ☯ ☯

„Also fünf Mann brauchst du. Viele sind das nicht gerade, aber das macht nichts. Drei kann ich ohne weiteres auftreiben, den vierten mußt du dir suchen. Wie ich dich kenne willst du selbst auch mitmachen, was dann die fünfte Person ist. Also gut, bis morgen hab ich die drei Mann. Wo willst du sie haben?“ Kimber hatte gewußt, daß sie sich auf Mek verlassen konnte. Er kannte die besten und einen einzelnen aufzutreiben würde nicht schwer sein.
„Morgen um Mitternacht will ich sie vorm Totenkopf treffen“, erwiderte sie, „Jetzt mach ich mich ersteinmal auf den Weg, um selbst ein oder zwei Mann aufzutreiben. Bis morgen, Liebling.“ Kimber umarmte Mek und gab ihm einen flüchtigen Kuß, dann war sie auch schon wieder verschwunden.

☯ ☯ ☯

Auf Bewohner der Oberstadt war das Rattenloch ein Ort in dem sich nur Mörder, Söldner, Diebe, Huren und anderes Gesindel aufhielten. Nun ja, die Unterstädtler waren stolz darauf. Vor der Stadtwache war man relativ sicher und es gab genug Möglichkeiten in diesem Teil Elek-Mantows für immer zu verschwinden. Doch nicht nur die Angst vor den Bewohnern des Rattenlochs, ließ die Oberstädtler auf ihrer Seite der Spalte bleiben. Auch der Unrat und die Krankheiten, die in den ärmsten aller Armenviertel vorherrschten, schreckte sie davon ab, das Rattenloch in ihrer morgendlichen Spaziergänge mit einzubeziehen. Kimber Loor liebte die Unterstadt. Sie liebte die Freiheit, die man hier genoß und der Geruch von Abfällen, Kot und Leichen machte ihr nicht viel aus. Sie lebte hier schon, solange sie denken konnte und hatte deshalb viele Freunde, die jederzeit ihr

Leben geben würden, um ihr aus der Klemme zu helfen. Andererseits würde sie das gleich für diese tun. Kimber würde mit geschlossenen Augen, jedes Haus finden, da sie ständig umherstreifte, um jede Kleinigkeit ihrer Heimat genaustens zu kennen. Wer ihre Gefühle für das Rattenloch kannte, hielt sie für verrückt, da jeder sofort wegziehen würde, wenn da nicht die Stadtwache wäre, von der viele ihrer Freunde gesucht wurden. Kimber machte sich nichts daraus. Vielleicht lag es auch daran, daß sie Elek-Mantow noch nie verlassen hatte, denn für sie hörte die Welt hinter den Toren auf...
Kimber suchte nach Enrico Shirin, einen Söldner und alten Freund von ihr. Nachdem sie ihn in seiner derzeitigen Behausung nicht angetroffen hatte versuchte sie es in den Kneipen der Unterstadt. In einer hatte sie Glück. Als sie eintrat, entdeckte sie Enrico an einem hinteren Tisch. Er spielte mit zwei Kimber unbekannten Freunden Karten und schien zu gewinnen. Als Enrico sie erkannte, stand er auf und begrüßte sie laut rufend. „Kimber Loor, mein Edelstein, was beschert mir die Ehre dich einmal wieder sehen zu dürfen. Komm her und setz dich zu mir."
„Hallo Enrico, wie nett dich mal wiederzusehen. Sag, hast du ein wenig Zeit für mich?", erwiderte Kimber.
Immer doch, mein Rubin. Wer könnte bei deinem Anblick schon nein sagen."
Gut, dann komm mit hinaus", forderte Kimber Shirin auf. Enrico verabschiedete sich von seinen zwei Freunden, die Kimber mit ihren Blicken fast auszogen, und ging mit ihr hinaus. Still gingen sie ein paar Straßen entlang, bis Enrico endlich das Wort ergriff. Sag, was willst du, meine Kostbarkeit?"
Kim-Lo schickt mich. Er braucht einen zuverlässigen Söldner, Bezahlung unbekannt, und da hat er an dich gedacht." Ich bedaure. Die Bezahlung muß schon festliegen, bevor ich irgend etwas annehme."
Das hat sich Kim-Lo auch gedacht und deshalb schickt er mich schon mal als Bezahlung. Also was sagst du?"
Enrico überlegte kurz, dann antwortete er mit einem Lächeln auf den Lippen: „Gut, ich nehme an, wann will Kim-Lo sich mit mir treffen?" Morgen um Mitternacht vorm Totenkopf mit voller Bewaffnung. Der genaue Zeitpunkt ist noch unbekannt. Wo gehn wir hin?" Zu mir. Beeil dich", forderte Enrico ungeduldig auf. Er konnte sich nicht erklären warum diese Frau so einen Einfluß auf ihn besaß. Vielleicht lag es an ihren Augen, die ihn immer traurig ansahen. Er faßte sie an der Hand und führte sie zu seiner bescheidenen Behausung, die am südlichen Rand der Stadt lag. Kimber betrat nach ihm die kleine Hütte und folgte ihm in sein Schlafgemach. Wie leicht diese Männer doch zu beeinflussen sind, dachte sie, sobald man verspricht mit ihnen zu kommen, werden sie weich.
Enrico zog Kimber an sich heran und begann sie stürmisch zu küssen. Sie fühlte seine Hände überall und fragte sich warum die meisten ihrer Freunde wohl so gut wie Enrico aussahen. Als Enrico ihr den Rock auszog bemerkte er den Dolch an ihrem Oberschenkel. „Immer noch so vorsichtig, wie früher meine Sonne?", fragte er während er ihr das Messer abschnallte. Kimber bedeutete ihm nur still zu sein. Als die beiden nackt aufeinander lagen und Enrico sich anschickte zum Ende zu kommen, mußte Kimber an Ale Liors denken. Seine Augen hatten sie an etwas erinnert, auch hatte sie das Gesicht schon einmal gesehen, doch wurde sie von Enrico abgelenkt, der nun von ihr abließ und sofort einschlief. Kimber wartete bis sie seine regelmäßigen Atemzüge hören konnte, dann kleidete sie sich wieder an und verschwand.

☯ ☯ ☯

Kimber war schon etwas früher gekommen. Sie saß in einer Ecke der Kaschemme und wartete auf Ale Liors. Dieser trat gerade ein, als Kimber ihr Bier gelehrt hatte. Ohne erst mit dem Wirt zu sprechen, schritt der Fremde, dessen wasserblaue Augen eigentlich nicht zu einem Rekschat paßten, auf sie zu, nahm sich einen Stuhl und setzte sich neben sie.
Wißt ihr nun, wann und wo ich meine Leute hinschicken soll?", fragte Kimber.
Ja", erwiderte Ale, und erklärte ihr wann er ihre fünf Mann in der Oberstadt erwartete. Er selber würde ohne Probleme hinüberkommen. Kimber verabschiedete sich von und verließ die Taverne, um ihre fünf Mann zu unterrichten.
Sie mußte noch eine Stunde warten, dann erschienen Erico Shirin und drei andere Männer, die Kimber dem Namen nach bekannt waren. Es waren Johann Leizen, Jeremias Ansha und Quar Lun, ein braungebrannter Südländer. Da Mek diese Leute angeheuert hatte, konnte Kimber sich darauf verlassen, daß sie zuverlässig waren.

Folgendes Männer“, fing sie an zu erklären, „Unser Auftrag lautet den Richter Randor Pelis unschädlich zu machen und zwar morgen Nacht. Vorher gibt es fünf Goldsonnen nach getaner Arbeit erhält jeder weitere zehn. Noch Fragen?“
Es gab keine weitere Fragen. Ort und Zeit wurden noch genau festgelegt, dann eilten alle davon.

☯ ☯ ☯

Es war ruhig in der Oberstadt. Keiner der Bürger wagte sich noch zu so später Stunde hinaus - trotz der Stadtwache. Nur sechs einsame Personen versteckten sich in einem dunklen Hauseingang und versuchten die Zahl der Wächter herauszufinden, die das Haus von Randor Pelis bewachten.
Es sind sechs, zwei vor der Tür, einer auf dem Dach und die restlichen drei halten sich im Gebäude auf“, erklärte Quar Lun, nachdem er einen Rundgang gemacht hatte.
O.k. wir werden folgendermaßen vorgehen: Du Quar Lun versuchst mit Enrico den Mann auf dem Dach unschädlich zu machen. Ansha und Leizen nehmen sich die beiden vor der Tür vor. Lior und ich gehen durch ein Fenster und der Rückwand hinein. Treffpunkt ist hier in genau zwei Stunden. Sollte etwas dazwischen kommen versucht jeder allein durchzukommen. Noch Fragen?“, Kimber schaute sich um, doch niemand schien noch etwas unklar zu sein. „Nun gut, dann los. Quar ihr zuerst!“
Behende wie eine Katze verschwand Quar Lun, dicht gefolgt von Enrico Shririn, in der Dunkelheit. Kurze Zeit darauf schlichen Ansha und Leizen auf je einen Türposten zu. Ale und Kimber gingen um das Haus herum und suchten ein Fenster, das für ihr Vorhaben geeignet war. Das rechte Fenster, erstes Stockwerk steht offen. Dort könnten wir reingehen“, schlug Ale vor.
Ausgezeichnet. Haben sie das Seil bei sich?“
„Ja“
Dann los!“
Kimber schmiß das Seil, an dessen Ende ein Hacken befestigt war, hinauf und zog es dann straff. Dann begann der Aufstieg. An der Steinwand waren genug Vorsprünge, um schnell nach oben zu gelangen. Nachdem sie in einen dunklen, unbewohnten Raum hineingesprungen war, half sie Ale Liors hinauf. Dieser schaffte den Aufstieg weitaus leichter, da er größere körperliche Kräfte besaß. Sie erkannten, daß sie in einen Essalon waren, der zu dieser späten Zeit aber unbenutzt war. Vorsichtig öffnete Kimber die Tür zum Hausflur, doch schloß sie die Tür sofort wieder als sie eine Wache vor dem Zimmer Pelis sitzen sah.
Wir müssen warten bis er eingeschlafen ist“, wisperte sie Ale zu, „laßt uns hier warten.“
Ale gab mit einem Kopfnicken zu verstehen, daß er einverstanden war.
Sie setzten sich in eine Ecke des Essalons und warteten einige Zeit.
Nach einer halben Stunde versuchte Kimber es noch einmal an der Tür. „Er scheint eingeschlafen zu sein. Kein Wunder, wenn man sich die billigsten Wachleute der Stadt beschafft. Kommt, wir müssen ihn unschädlich machen“, flüsterte Kimber Ale zu. Leise schlichen sie sich, jedes laute Geräusch vermeidend, den Flur entlang zur schlafenden Wache. Als die Beiden diese erreicht hatten, packte Kimber blitzschnell zu und brach der Wache mit einen gekonnten Griff das Genick. Dieses zerbrach mit einen leisen Knacken. Danach lies sie den Mann ungeachtet auf den Boden liegen. Durchsuchen konnte sie ihn immer noch. „Mußte das sein?“, murmelte Ale, als sie beide an der Tür zum Schlafraum Pelis standen. „Natürlich“, erwiderte Kimber ebenso leise, „sonst wäre er womöglich zu früh aufgewacht und hätte irgendwie Lärm schlagen können.“ Mit dieser Erklärung mußte Ale sich zufrieden geben, da Kimber sich nun anschickte die Tür aufzubrechen. „Leise hinein und dann schnell einen Dolchstoß verpassen. Alles muß ganz schnell gehen, damit er nicht vorher aufwacht. Die Wachen müßten zwar alle ausgeschaltet sein, aber man kann nicht vorsichtig genug sein“, erklärte Kimber ihrem Begleiter.
Schnell schlichen sie sich ans Bett ihres Opfers und schon blitzte der Dolch in Ale Liors Hand. Mit einem gekonnten Stoß traf das Messer das Herz Pelis und dieser war sofort tot.
Das wäre erledigt“, flüsterte Kimber, „jetzt wollen wir nur noch den Verdacht erwecken, daß gewöhnliche Räuber hier gewesen sind, das erspart einiges.“
Schnell durchsuchten sie die Räumlichkeiten Pelis, nachdem sie ihre Gefährten hereingeholt hatten. Diese hatten, ebenso wie Kimber, die restlichen Wachen für immer zum Schweigen gebracht. Sie stifteten Unordnung und nahmen einige Wertgegenstände mit, dann verließen sie das Haus, die Leiche des Richters nicht weiter beachtend...

☯ ☯ ☯

Es war schwül diese Nacht, doch ein Gewitter, das sich durch tiefes Donnergrollen schon ankündigte, würde Abhilfe verschaffen. Nur mit einer leichten Bluse und einem langen, blauen Rock bekleidet, ging eine zierliche Frau durch die Straße des Rattenlochs. Ab und zu erhob sie grüßend den Arm, wenn sie auf junge Männer traf, die sie anscheinend gut kannten. Ihre rote Lockenmähne wurde von keinem Lüftchen erfaßt und doch konnte man nirgends Anzeichen von Schweiß sehen, obwohl die Hitze jedem zu schaffen machte. Kimber hatte sich vorgenommen etwas mehr über den Fremden aus Seelenruh zu erfahren und da keiner in der Stadt ihn kannte, mußte sie sich an die betreffende Person selbst wenden. Zaghaft, wie es zu einer zierlichen Frau paßte, klopfte sie an die Tür, hinter der Ale Lior Quartier bezogen hatte. Wer da?“, ertönte Ales laute Stimme.
Herr, macht auf“, erwiderte Kimber mit unterwürfiger Stimme. Kimber konnte schlurfende Schritte in der Kammer hören und kurze Zeit darauf wurde die Tür langsam geöffnet.
Wer bist du?“, wollte er wissen, als er Kimber im spärlichen Licht erkannt hatte, daß aus seinem Zimmer kam.
Man nennt mich Maryn Ostega, ich bin auf Wunsch von Kim-Lo hier, der meinte, daß ihr einer Abwechslung bedarf - natürlich umsonst“, erklärte Kimber.
Nun gut, komm herein.“
Kimber atmete auf, als sie erkannte, daß Ale Lior ihr die Erklärung abnahm. Schnell trat sie in die kleine Kammer ein. Ale schien bald abreisen zu wollen, da er schon gepackt hatte. Als sie diesen darauf aufmerksam machte, erklärte er ihr nur das er so bald wie möglich heimkehren wollte.
Ihr kommt aus Seelenruh?“, fragte Kimber, währen sie sich langsam auszog, „Kim-Lo hat es mir erzählt.“
Damit hat er dir die Wahrheit erzählt“, erwiderte Ale, der sich nun ebenfalls anschickte sich zu entkleiden.
So viel ich weiß, wohnen in Seelenruh aber nur Rekschat. Ihr seht nicht aus wie einer. Ihr habt blaue Augen.“
Es gibt auch Mischlinge, Maryn. Meine Mutter war nur Rekschat. Aber nun genug geredet.“
Beide waren nun vollkommen nackt. Langsam ging Kimber auf Ale zu, der sich auf sein Bett gesetzt hatte. Sie sah, daß er eine gut gebaute Figur besaß, die zeigte, daß er von körperlicher Arbeit lebte. Als sie vor ihm stand betrachtete auch Ale den Körper, der Frau, die er für eine gewöhnliche Hure hielt, doch stockte er plötzlich, als er das Muttermal entdeckte, welches Kimber auf ihrem Bauch hatte. Erschrocken ließ er sie los und zog eine Decke heran, um Kimber Körper damit bedeckte, was diese noch mehr verwundete, da es normal gewesen wäre hätte er den eigenen Körper versteckt.
Was habt ihr, Herr?“, fragte sie mit unsicherer Stimme. Sie konnte nicht erklären, was Ale so erschrocken hatte.
Wie ist dein richtiger Name?“, wollte er wiederum wissen,“ du mußt ihn mir sagen.“
Wie kommt ihr darauf, daß ich einen anderen Namen habe, Herr?“ Ich habe in meinen Leben schon vieles gesehen, aber noch nie zwei Menschen, die das gleiche Muttermal besaßen. Das Muttermal welches ihr aber auf eurem Bauch habt, das gleiche hatte meine jüngste Schwester.“ Nun gut. Mein Name ist Kimber Loor. Doch meine Familie ist schon seit langem tot, darum kann ich euch nicht weiterhelfen, Herr.“ Ale Lior schien sich damit nicht zufriedenzugeben. Während er eine Lampe holte, die auf dem Tisch brannte erklärte er Kimber: „Meine Schwester hatte drei Merkmale. Erstens, dieses Muttermal. Zweitens rote Haare und Drittens Augen wie die tiefste Nacht. Schwarz und unergründlich.“
Mit einer schnellen Bewegung hob er die Lampe vor Kimbers Gesicht und betrachtete eingehend ihre Augen. Kimber war geblendet, konnte deshalb nicht sehen, daß Ales Gesicht von großer Überraschung überzogen war. Wie gebannt schaute er in die schwarzen Augen von Kimber. Nachdem er sich von diesem Anblick lösen konnte, betrachtete er die lange, rote Haarmähne. Auch diesmal zeugte sein Gesicht von großem Unglauben. Erzähl mir den Tod deiner Familie“, verlangte er,“ Wenn ich mich nicht irre wird er sich mit meinen Erinnerungen decken.“ Das glaube ich nicht“, erwiderte Kimber. „Es war vor etwa 24 Jahren, als meine Familie an einer Seuche starb. Niemand hatte ihr helfen können, sogar die große Heilerin nicht. Damals war ich drei Jahre alt und ich war die jüngste der Familie. Meine Eltern, meine Brüdern und Schwestern waren alle gestorben.“
Kennst du den Namen der Heilerin noch?“, wollte Ale wissen. Er schien sichtlich erschroken, über die Geschichte Kimbers. Ja, sie hieß Salija, und war eine der besten Heilerinnen in Elek-Mantow. Ihre

Enkelin hat jetzt ihre Position übernommen. Diese hat mir vor kurzem eine interessante Geschichte erzählt. Demnach hat sie einer verfolgten Familie geholfen zu fliehen, der Vater war ehemaliger Triumvirat gewesen. Sarjana, die Enkelin behauptete, daß ich die jüngste der Familie gewesen sein soll, die hatte zurückbleiben müssen. Ich habe ihr nicht geglaubt. Schließlich würde eine Familie nie ihre Jüngste alleine lassen. Oder was glaubt ihr, Ale?“ Ale war während Kimbers Erzählung immer unruhiger geworden. Eine ungeheurer Verdacht stieg in ihm hoch, doch anstatt die Frage Kimbers zu beantworten stellte er seinerseits eine Frage. Kannst du dich an Namen deiner Familie erinnern, Kimber?“

Ja, ich glaube schon. Die Namen meiner Eltern kenne ich nicht mehr, doch glaube ich, daß die Namen meiner Schwestern Anastie und Emelie gewesen sind. Mein Bruder hieß Alek und der Andere Genobe oder ähnlich.“

„Bei allen Göttern, das ist nicht möglich“, entfuhr es Ale, „Nach so langer Zeit.“

Was habt ihr, ihr weint ja, Ale.“

Ale hatte zu weinen angefangen und umarmte Kimber unverhofft.

„Hast du noch immer nicht verstanden. Kimber, du bist meine Schwester. Alle Indizien sprechen dafür. Kimber, dein Name ist nicht der, den du mir genannt hast. Dein Name ist in Wirklichkeit Katrine da Lior. Mein Name war einmal Alek Pat da Lior. Begreif doch, du bist meine Schwester.“

Kimber war nicht mehr fähig ein Wort über ihre Lippen zu bringen. Sie erkannte die Wahrheit und diese tat ihr weh. Bilder der Vergangenheit kamen in ihr hoch. Sie sah das Leid, welches sie hatte ertragen müssen nach dem Tod ihrer Familie. Nie zuvor war sie so sprachlos gewesen, nie zuvor empfand sie einen Haß. Einen Haß auf ihren eigenen Bruder! Gewaltsam löste sie sich aus den Armen ihres Bruder. Als dieser sie verwundert ansah, erkannte er den Haß in den Augen seiner Schwester. Verwirrt fragte er sie was sie denn habe und die Antwort erschreckte ihn.

„Was ich habe? Ihr, ich meine du, willst wissen was mich bedrückt. Du scheinst nicht zu wissen, wie es ist als vierjähriges Kind im Rattenloch aufzuwachsen. Weißt welch Leid ich hatte ertragen müssen. Man hat mich geschlagen, gefangengehalten, vergewaltigt und gequält.

Jetzt frag mich noch einmal was mich quält.“

„Ich verstehe dich, Kimber oder Katrine, wie du willst. Doch auch wir haben gelitten. Am besten ich erkläre dir ersteinmal, was sich damals zugetragen hat:

Ich war damals etwa vierzehn Jahre alt und unser Vater war Triumvirat. Er war im Norden geboren und was viele nicht wußten war, daß seine Frau, also unsere Mutter eine Rekschat gewesen ist. Nun ja, alles fing damit an, als ein anderer Triumvirat, ein Multorier dies herausfand... Der Triumvirat, sein Name war Jules Kamens, hatte die Mentalität eines typischen Multoriers, er haßte und verachtete jeden Rekschat. Deshalb war es für ihn ein Skandal, daß sein Kollege, Elosis da Lior, eine Rekschat als Frau hatte. Er konnte es nicht zulassen, daß Elosis noch länger Triumvirat blieb. Es plante ein Komplott gegen ihn, welches ihn und seine Familie für immer ruinieren sollte. Auch wollte er Elosis Frau, Merin da Lior, töten lassen. Der Anschlag gelang ihm nur halb. Zwar konnte er erreichen, daß Elosis aus seinem Amt entlassen wurde, doch konnte er seine Frau nicht töten. Elosis verschwand spurlos. Erst drei Jahre später erfuhr er, daß da Lior sich in der Unterstadt versteckt gehalten hatte. Doch kam er zuspät, da die ganze Familie, außer der jüngsten Tochter, Katrine da Lior, an einer Seuche gestorben war. Was er nicht gewußt hatte, war, daß ein Hinozius Elba der Familie geholfen hatte zu fliehen, indem er den Tod der Familie vortäuschte. Niemand stellte nähere Nachforschungen an, da die Leichen, sofort nach der Entdeckung verbrannt worden waren.

Wir hatten dich zurücklassen müssen, da es nicht glaubhaft genug gewesen wäre, wenn alle gestorben wären. Auch ein grausamer Mann, wie Jules Kamens, konnte nicht glauben, daß Elosis seine jüngste Tochter zurücklassen würde. Nun ja, die Flucht gelang. Schon damals, hatten wir beschlossen nach Adlabina zu fliehen. Ein kleines Dorf in Seelenruh, wo Verwandte unserer Mutter lebten. Die Reise war anstrengend und hatte lange gedauert, da wir im Winter hatten fliehen müssen, um unsere Tarnung zu verbessern. Vater ist damals an den Folgen der Reise und unseres Schicksals zugrunde gegangen. Er starb kurz nach unsere Ankunft in Adlabina. Ich, als ältester Sohn der Familie hatte nun für die Familie zu sorgen. Mutter, war nicht mehr ansprechbar, da sie den Verlust ihrer jüngsten Tochter nicht hatte verschmerzen können. Sie hatte dich abgöttisch geliebt, Kimber, da deine Augen sie fazniniert hatten. Emelie und Anastie hatten dich schnell vergessen, sie waren nur fünf und sechs Jahre alt, als wir aus Elek-Mantow geflohen waren. Genorre mein jüngerer Bruder, der die gleichen roten Haare hat wie du, war damals zehn Jahre alt gewesen. Er war auch erst nach einiger Zeit über den Verlust über seiner Schwester hinweggekommen. Ich selbst hatte meine Gefühle vor den Anderen

verheimlicht, da jemand sich um die Familie hatte kümmern müssen. Ehrlich gesagt machte mir dein Schicksal nicht viel aus, da du für mich keine wahre da Lior gewesen bist. Ich war damals ein ziemlich verwöhnter Junge, der den Adel und den Reichtum der Oberstadt gewohnt war. Du warst im Rattenloch geboren worden und ich gab dir die Schuld an unserem Elend. Nun ja, wir gewöhnten und allmählich an das einfache Leben bei den Rekschat, obwohl wir auch jetzt noch als außenstehende betrachtet werden, da wir nur Halb Rekschat sind. Vor einiger Zeit erreichte mich dann ein Brief von unserem damaligen Retter Hinozius Elba. Dieser verlangte von mir, nach Elek-Mantow zu reisen und ihm zu helfen. Als ich hier ankam..."
„Du brauchst nicht weiterreden, Ale. Ich kenne den Rest."
„Wie, was?", Ale schien verwirrt. Kimbers Äußerung hatte ihn aus der Vergangenheit wieder in die Gegenwart zurückgeholt. Ich sagte, du brauchst nicht mehr zu erzählen, den Rest kenne ich schon. Kim-Lo hat ihn mir erzählt."
„Ach ja, ich vergaß, du bist die Hure die dieser geschickt hat und..." Ale stockte, erst jetzt wurde ihm bewußt, daß er noch immer unbekleidet war. Auch Kimber hatte nur seine Decke vor ihren nackten Körper gehalten. Mit einen verlegenen Lächeln ergriff er seine Kleidung und zog sich rasch an. Als Kimber seine Absicht erkannte machte sie es ihm nach.
„So, nun können wir unsere Unterhaltung fortsetzen", erklärte Ale, nachdem er wieder vollständig bekleidet war.
„Du weißt ja gar nicht, wie schwer es ist hier zu überleben, Ale. Doch jetzt habe ich mich daran gewöhnt und würde nirgendwo lieber leben." „Auch wir hatten es nicht gerade leicht. Doch möchte ich, daß du mit mir nach Seelenruh gehst, um unsere Familie zu sehen. Du glaubst gar nicht was für eine Freude du mir damit bereiten würdest." „Bedaure", erwiderte Kimber, „Doch ich glaube nicht, daß ich dazu fähig bin die Stadt zu verlassen. Ich kenne die Elek-Mantow nur von dieser Seite her. Auch wenn ich meine Familie gerne sehen wollte, ich kann nicht von hier weggehen."
„Nun gut, vielleicht überlegst du es dir noch anders. Ich werde morgen früh abreisen, wenn du mitwillst, komme morgen hierhin." „Gut, ich werde es mir überlegen." Mit diesen Worten verabschiedete Kimber sich von ihrem Bruder, dann verließ sie die Hütte, um ihre eigene aufzusuchen...

☯ ☯ ☯

Es war kurz vor Mitternacht. Die Luft hatte etwas abgekühlt, doch hatte es immer noch nicht geregnet. Kimber ging langsam die Straße hinunter, tief im Gedanken versunken, als sie verdächtige Geräusche hinter sich hörte. Kimber kannte diese Geräusche. KAMPF! Ohne zu bedenken, daß sie ihren Mantel nicht anhatte, beschrieb sie eine 180° Drehung und rannte in Richtung Kampflärm. Als sie vor der Hütte ihres Bruders ankam, konnte sie gerade nur noch sehen, wie eine dunkle Gestalt Ale Lior ein Messer ins Herz bohrte. Eine andere Gestalt stand etwas abseits und schien zu beobachten. Kurz entschlossen zog Kimber ihren Dolch und ging, mit funkelnden Augen, die der Mörder nicht sehen konnte, auf die Fremden zu.
Beide Männer drehten sich um und betrachteten interessiert die junge, hübsche Frau, die mit erhobenen Dolch auf sie zuging. „Oh", staunte der Mörder, „Wen haben wir denn hier, zu so einer späten Stunde?"
Erschrocken blickte Kimber an sich herunter. Sie hatte vergessen, daß sie nicht ihren Mantel trug. __Macht nichts, meine Kräfte sind die gleichen und Tote reden nicht viel.
„Nun, ihr Hübschen, wenn ich mich vorstellen darf. Mein Name ist Orlana Ramenn und ich bitte euch mir zu sagen, wie ihr dazu kommt, einen guten Bekannten von mir so einfach umzubringen."
„Äh, öh, nun ja, nette Lady, das ist ganz einfach. Aber was interessiert ein Weibsbild, was starke Männer machen. Ich habe schon immer gesagt, daß Frauen sich nicht in die Angelegenheiten der Männer einmischen sollten. Sie sind viel zu schwach."
„Na wenn das so ist."
Blitzschnell sprang Kimber auf den Mörder zu und hatte ihm, ohne ihrem Gegner Zeit zu Gegenwehr zu geben, ihren Dolch in sein Herz gestoßen. Dieser brach sofort tot zusammen. Der andere Mann war noch immer starr vor Schreck, daß eine Frau zu so einer Tat überhaupt fähig war. Auch mit diesem hatte Kimber leichtes Spiel. Als der Fremde daran dachte, sich zu wehren, schlitzte Kimber ihm schon die Kehle durch. Auch dieser stürzte nach einem kurzen Röcheln tot zu Boden. Erst jetzt konnte Kimber sich um ihren Bruder kümmern. Sie erkannte das jede Hilfe zu spät kommen würde und

spürte wie Tränen in ihr hoch stiegen. Obwohl sie diesen Mann erst seit kürzester Zeit kannte hatte sie ihn gemocht. Sie wußte nicht warum er getötet worden war und wer der Schuldige war, doch wollte sie versuchen den Mörder zu finden und danach würde sie dann nach Seelenruh gehen und den Rest ihrer Familie suchen...

Epilog

Mit Hilfe Corwin Derys und Kareç erfuhr Kimber kurze Zeit darauf, daß Hinozius Elba schuld daran war, daß ihr Bruder getötet worden war. Der ehemalige Retter der Familie da Lior hatte nicht gewollt, daß irgendwelche Zeugen übrigblieben, die nachweisen konnten, daß er der Auftraggeber für den Tot an Randor Pelis gewesen ist.Er hatte nicht wissen können, daß Kimber ebenfalls davon wußte. In einer Nacht und Nebel Aktion stieg Kimber mit ihrem Freund Enrico Shirin und einem anderern Assassinen in den Palast Elbas ein und tötete diesen mit einem gekonnten Dolchstoß zwischen die Rippen. Danach ließ sie eine Nachricht Jules Kamens, dem Verräter der Familie da Lior, zukommen. Auf Grund dieser ließ sich dieser nur noch mit einer persönlichen Wache außerhalb seines Hausen blicken, da er Angst vor der Rache der da Liors hatte. Die Nachricht lautete wie folgt:

Sehr geehrter Herr,
vielleicht habt ihr schon vieles aus Eurer Vergangenheit vergessen, doch bin ich mir sicher, daß ihr den Namen da Lior nicht vergessen habt. Auch glaube ich, daß ihr das Schicksal und das Elend, das dieser Familie widerfahren ist, Euch noch immer bekannt ist. Wahrscheinlich könnt ihr Euch ebenfalls den Haß erklären, mit dem diese Familie auf Euch erfüllt ist.
Katrine da Lior,
Tochter Elosis da Liors.

Kimber nahm sich vor den ehemaligen Triumvirat in Angst leben zu lassen. Später würde sie ihn töten. Da ihr Bruder nun nicht mehr unter den Lebenden weilte, mußte sie nach Seelenruh reisen, doch dies ist eine andere Geschichte zu einem andere Zeitpunkt...

Jenseits des Fensters

Oliver Nothers

Das Haus war Vermillion schon des öfteren aufgefallen. Seltsam sah es aus, oder vielmehr „interessant“. Irgendwie paßte es nicht so recht in das gewohnte Bild der Südstadt... Die Fassade war in einem ungewohnt intakten Zustand, und außerdem bunt bemalt... Ganz zu schweigen von diesem seltsamen Ding da im Garten... Schon oft hatte sie sich gefragt, was wohl darin vorgehen würde, wer dort wohne und wozu dieses seltsame Ding wohl gut sei. Aber diese Frage würde sich wohl nie erklären, wenn nicht mal ein Wunder... Nanu! Da war ja plötzlich ein Gesicht hinter dem Fenster aufgetaucht - das Gesicht eines Mädchens, das sogar ein wenig Ähnlichkeit mit ihr hatte! Sie hatte auch rote Haare, und mochte ungefähr in ihrem Alter sein... und jetzt winkte sie sogar!

☯ ☯ ☯

Rhysian war ein wenig langweilig gewesen, also hatte sie ein wenig verträumt aus dem Fenster geschaut, und hatte nicht schlecht gestaunt, als plötzlich ein Mädchen in ihrem Alter in ihrem Blickfeld erschienen war. Man hätte meinen können, die Luft hätte ein wenig geknistert, als ihre Blicke einander trafen, und irgendwie hatte Rhysian ein gutes Gefühl bei der Sache, dem anderen Mädchen zuzuwinken. Umso enttäuschter war sie, als das andere Mädchen zwar zurückwinkte, sich dann aber umwandte und flugs wieder verschwunden war. Das wäre doch mal etwas gewesen, jemanden kennenzulernen... jemanden in ihrem Alter... jemanden von *jenseits des Fensters*...

☯ ☯ ☯

Verdammt! Wo war er wieder, wenn man ihn mal brauchte? „Shatt! Wo steckst du, du Schlafmütze?“ Eigentlich war er ja wirklich ein netter Charach, und nützlich obendrein, aber warum mußte er immer unauffindbar sein? „He, Faulpelz, wo steckst du?“ Irgendwo im Tunnel war leises Schnarchen zu hören. „Das schlägt dem Faß ja den Boden aus - der schläft! Aufstehen, du Schnarchsack! Es gibt was zu tun!“ „Hmmmmmmmm? Autsch! Laß sofort mein Ohr los!“ „Nur, wenn du aufstehst!“ „Das wollen wir doch mal sehen...“ Innerhalb weniger Augenblicke wälzte sich ein Knäuel aus Armen und Beinen, teils bepelzt, teils nicht, durch die Höhle. Einige Zeit später einigten sich die beiden dann auf ein Unentschieden aus Müdigkeit. „Jetzt aber mal zur Sache - weshalb mußte ich denn unbedingt aufstehen?“ „Komm einfach mit, du wirst schon sehen, was los ist.“ „Vermillion... ich warne dich... wenn du mich hier veräppeln willst, dann...“ „Habe ich dich jemals veräppelt?“ „*Nein, DU doch nicht*... ach, was soll´s, ich habe sowieso nichts besseres zu tun, und wach bin ich jetzt ja sowieso...“ „Du willst ja bloß nicht zugeben, daß du neugierig bist!“ „WAS ist los?“ „Fang mich doch!“ „Na warte!“ und mit einem ziemlichen Tempo rannten die beiden durch den Tunnel, und später in die Unterstadt, zu dem Haus, in dem Vermillion das Mädchen gesehen hatte.

☯ ☯ ☯

Nanu! Da war sie ja wieder! Aber was war DAS denn? Ein seltsames Wesen war da in Begleitung des Mädchens aufgetaucht - es war größer als das Mädchen, und pelzig... irgendwie erinnerte es an einen Wolf. Komisch, sowas mitten in der Stadt... Und sie kamen sogar alle beide zu ihrem Fenster herüber! Was... öffnen sollte sie? Oje, hoffentlich würde Jamiriel nichts davon merken... Rhysian wollte gar nicht darüber nachdenken, was sie oder ihre Mutter für einen Aufstand machen würden, wenn - ach, was soll´s, sie brauchten es ja nicht zu wissen. Sie wurstelte ein wenig am Öffnungsmechanismus des Fensters herum - verdammt, warum ging das verflixte Teil denn nicht auf? Beim dritten Versuch gelang es ihr, einen Fensterflügel zu öffnen.

☯ ☯ ☯

„Hallo du da oben! Hat du Lust mal rauszukommen?“ rief das Mädchen ihr zu. Oh ja, und wie Rhysian Lust hatte. Aber wenn ihre Mutter das erführe... „Kommt ihr doch erst mal rein!“ „Quatsch, hier unten ist es viel lustiger!“ Damit mochte das Mädchen sogar recht haben. Sie hatte hier drin zwar Spielzeug, aber irgendwann stieß man immer wieder an die Grenzen des Zimmers. „Nun komm

schon! Shatt, hilf ihr mal da runter!“ Das bepelzte Wesen hielt ihr die Arme hin - Rhysian sah sich noch einmal um, daß Jamiriel auch ja nicht in der Nähe war, und dann kletterte sie aus dem Fenster geradewegs in Shatts Arme.

☯ ☯ ☯

„Herzlich Willkommen auf dem Boden der Tatsachen - ich bin Vermillion, das ist Shatt; wer bist du?“ Vermillion sah das andere Mädchen erwartungsvoll an. „Rhysian heiße ich - sag mal, WAS ist Shatt eigentlich?“ Vermillion brach in schallendes Gelächter aus, und Shatt grinste, was einen schauerlichen Anblick bot. „Habe ich was falsches gesagt?“ erkundigte sich Rhysian. „Nein“ gluckste Vermillion, die vergeblich versuchte, ihren Lachanfall zu unterdrücken, „aber das ist bei so ziemlich jedem, der ihn zum ersten mal sieht, die erste Frage...“ „Um es kurz zu machen: Ich bin ein Charach.“ meldete sich Shatt nun zu Wort. „Brauchst du mich noch als was anderes als als Trittleiter für deine Freunde?“ „Ach Shatt, nun sei mal kein Spielverderber... ich dachte, wir machen uns heute mal einen lustigen Nachmittag... Du hast doch sonst immer Lust auf Spaß, oder?“ „Na gut, überredet.“ Shatt grinste wieder. „He, worüber redet ihr eigentlich?“ Rhysian schaute die beiden erwartungsvoll an. „Ich dachte, ihr könntet mir vielleicht mal die Stadt zeigen?“ Vermillion und Shatt grinsten einander an. „Aber sicher, Rhysian... das gibt einen Spaß, den wirst du nie vergessen...“

☯ ☯ ☯

„WAS wollt ihr von mir? Ihr seid doch lebensmüde!“ Rhysian konnte es kaum fassen. Über die Spalte wollten die beiden! Und das UNTER der Brücke hindurch. „Angsthase! Jetzt bist du schon mal aus dem Haus, und dann traust du dich nicht mal, hier rüberzuklettern!“ Vermillion war mit einigen schnellen Bewegungen unter der Brücke. „Siehst du? ist gar nicht schwer!“ Rhysian überlegte. Es hatte wirklich einfach ausgesehen, aber Vermillion machte das bestimmt auch nicht zum ersten mal...

☯ ☯ ☯

„Na, was ist? Hast du die Hosen voll?“ Vermillion wurde ungeduldig. Vielleicht war Rhysian durch ein paar Frechheiten zu motivieren. Und es schien Wirkung zu zeigen. Die Kleine hatte also doch was auf dem Kasten. „Mach es mir einfach nach, dann kommst du ganz einfach rüber!“ Vermillion zeigte ihr eine Möglichkeit, relativ einfach unter der Brücke hindurch zu kommen.

☯ ☯ ☯

Shatt erwartete die Beiden schon auf der anderen Seite. „Na endlich! Dann laß mal sehen, was die Oberstadt uns heute so zu bieten hat!“ Shatt sah so aus, als wollte er alles auf einmal machen - Hauptsache, es machte Spaß. Und den konnte man in der Oberstadt haben, wenn man sich nicht erwischen ließ. Just dämmerte es - also eine ideale Zeit, um etwas abenteuerliches zu unternehmen.

☯ ☯ ☯

„Nun sieh´ dir mal an, was sie heute schon alles in die Oberstadt lassen - so schmutzige Kinder! Das kann doch einfach nicht wahr sein.“ Tirael rümpfte die Nase. „Wie Recht du doch hast“ entgegnete Sfadral. „Was können wir froh sein, das solcher Pöbel in unserem Haus nicht toleriert wird.“ Die beiden sahen wieder aus dem Fenster. „Jetzt stehen diese Gören auch noch direkt vor unserem Zimmer - das ist doch die Höhe!“ „Warte, Sfadral. Hilf mir mal...“ Tirael schleppte einen Eimer mit Wasser heran. „So, und jetzt...“

☯ ☯ ☯

Platsch! Mit einem mal waren Rhysian und Vermillion pitschnaß. „Was zum...“ albernes Gelächter von oben ließ Vermillion innehalten. Das waren zwei von den dummen Gänsen aus dem Internat! „Viel gebracht hat´s ja nicht.“ rief eine, „aber wenigstens etwas sauberer als vorher seid ihr jetzt!“ Grrrrrrr! Die konnten froh sein, daß Shatt jetzt nicht dabei war, der würde glatt da hochklettern und den beiden mal kräftig den Hintern versohlen. So aber - Moment! „Ihr blöden Ziegen!“ schrie Rhysian

neben ihr. „Laß mal... fluchen hilft bei denen nicht viel, auch wenn du´s mittlerweile kannst, aber die kriegen noch die Quittung dafür... ich habe auch schon eine Idee... wartet nur, Rache ist süß..“

☯ ☯ ☯

Erst mußte sie Shatt wiederfinden - aber das war nicht allzu schwer. Natürlich war er auf dem Marktplatz gewesen, und hatte noch einiges bei den mit Einräumen beschäftigten Händlern abgestaubt. Aber nun brauchte sie seine Aufmerksamkeit. „Du Shatt...“ „Wieso seid ihr denn so naß?“ „Später... besorge doch mal einen Eimer Kohle, ja?“ „Was hast du vor?“ „Wirst du schon sehen, aber bring einen Eimer Kohle zum Internat, wir treffen uns da. Los, Rhysian, komm mit, wir haben noch was zu tun.“

☯ ☯ ☯

„So, nun mach den Eimer an dem Seil da fest - und halte gut gegen, der wird gleich schwer...“ Vermillion kraxelte an der nördlichen Wand der Felsspalte herum. Da war ja das, was sie suchte - die Abflußöffnung der Thermen. Hilfe, das stank ja sogar für ihre rattenlocherprobte Nase. So, jetzt den Eimer davor... und schon war er voll Stinkbrühe. „So, jetzt gut festhalten... es ruckt jetzt!“ damit ließ Vermillion den Eimer langsam in die Senkrechte gleiten. Flugs war sie wieder nach oben geklettert und half Rhysian dabei, den Eimer nach oben zu ziehen.

☯ ☯ ☯

Was Vermillion wohl wieder vorhatte? irgendein Blödsinn würde es schon wieder sein. Nun gut, er hatte einen Eimer Kohlen besorgt, wo war jetzt - da kam Vermillion ja schon mit ihrer neuen Freundin um die Ecke. Und die beiden hatten auch einen Eimer dabei. „Gut, dann kanns ja losgehen“ meinte Vermillion und grinste verschwörerisch. Als sie den beiden ihren Plan erklärte, machte sich auch auf deren Gesichtern ein diebisches Grinsen breit.

☯ ☯ ☯

„He, Mädels!“ Der Ruf kam von draußen. Sollten etwa diese Gören wieder - nein, niemand war zu se... Platsch! Ein Schwall stinkender Brühe ergoß sich über Tirael und Sfadral, und machte auch vor ihrem Zimmer nicht halt. „Oh, Entschuldigung, das war wohl ´ne Fehllieferung, hier kommt der Rest!“ Bei diesem Kommentar wurde den beiden im wahrsten Sinne des Wortes schwarz vor Augen. Eine Eimerfüllung Kohle polterte über sie hinweg und in den Raum. „Mit besten Empfehlungen aus dem Rattenloch!“ Die drei „Attentäter“ sahen zu, daß sie wegkamen.

☯ ☯ ☯

„Wie sieht es denn hier aus?“ Demariz war außer sich vor Wut. „Nein, ich möchte jetzt keine Erklärungen hören. Es ist mir auch furchtbar egal, wie das passiert ist - ihr macht hier sauber. Und zwar sofort. Und dann geht ihr euch gründlich waschen. Und jeglichen Dreck, den ich danach noch hier finde, eßt ihr morgen zum Frühstück, habt ihr das verstanden? Ach, übrigens, bevor ich das noch vergesse - ihr habt die nächsten drei Monate Putzdienst, damit das klar ist! Irgendwann muß euch ja mal Disziplin beigebracht werden. Wieso arbeitet ihr noch nicht? Los, aber mal ein bißchen plötzlich!“ Demariz knallte die Tür hinter sich zu und ließ zwei schmutzige, stinkende Mädchen zurück, die so, wie sie jetzt aussahen, im Rattenloch nicht aufgefallen wären.

☯ ☯ ☯

„Na? War das spaßig?“ fragte Vermillion, als die drei wieder auf der Südseite der Brücke angekommen waren. „Sicher - aber jetzt muß ich nach Hause, meine Mutter macht sich bestimmt schon Sorgen.“ „Na gut - aber ich hole dich bestimmt nochmal ab! Und dann machen wir den Ramschladen unsicher! Und...“ „Vermillion! Komm jetzt endlich!“ Es war zum verrücktwerden mit ihr. Shatt wußte nicht, warum er sich immer wieder von Vermillion für solche Sachen einspannen ließ - nun ja, es machte ja wirklich Spaß...

☯ ☯ ☯

„Wo bist du denn gewesen? Ich habe mir Sorgen gemacht!“ Ailanth war sichtlich aufgebracht. „Ach, ich habe nur gespielt...“ „Gespielt? Wo denn? Mit wem denn? Egal, mach, daß du dich wäschst und ins Bett kommst!“ Offensichtlich hatte ihre Mutter es immer noch nicht ganz gefaßt, daß ihre Tochter „alleine“ einen „Ausflug“ gemacht hatte - Rhysian wußte allerdings sicher, daß das bestimmt nicht der letzte gewesen war. Schon beim Einschlafen malte sie sich aus, was Vermillion und sie nächstes mal wohl machen würden...

Stiefkinder der Schöpfung - der Geschichte erster Teil
Die vier Jahreszeiten
Aus dem Tagebuch der Atakuela de Kuansa (Verle 165 n.G. bis Talu 167)

Marc Rösel

1. Wie alles begann...

Frühlingsgefühle
3. Verle (165 n.G.)
Heute morgen habe ich in der Pension „Lindenblatt“ Quartier bezogen.
Als ich die Kranichgasse zum ersten Mal betrat - wobei ich hinzufügen muß, daß mir der Ausdruck „Gasse“ anbetrachts der breiten gepflasterten Straße als ein wenig fehl am Platze erscheint - ,fühlte ich mich um gut hundert Jahre in der Zeit zurückversetzt und starrte bewundernd auf die imposanten vom Alter gezeichneten Gemäuer, die durch den allmählich einsetzenden Verfall ihrer hohen und kunstvoll behauenen Fassaden mit den spitzbögigen Fenstern und den eingemeißelten Verzierungen an den Fensterrahmen und am Dachfirst nichts von ihrer Faszination eingebüßt hatten, vielmehr noch verlockender und geheimnisvoller wirkten. Ich war damals erst elf, und ich träumte mit offenen Augen von der verblichenen Pracht verflossener Epochen. Es ist immer das Alter, das Altehrwürdige, das gerade - aber nicht nur - auf Kinder einen besonderen Reiz ausübt, der Flair vergessener Geheimnisse, schaurig-schöner Geschichten, die nur darauf warten, erzählt zu werden, ein leichter Grusel, der einen wohlig durchflutet... Welches Kind träumt nicht davon, in einem verwunschenen Schloß zu spielen und dort wunderbare Abenteuer zu erleben?
Die alte Straße - welcher armselige Tropf kam auf die Idee, sie als Gasse zu benennen? - hat heute noch die gleiche Wirkung auf mich wie damals, in meiner Kindheit, und jetzt endlich ist mein Traum wahr geworden. Es handelt sich bei meiner zukünftigen Heimstatt um ein schmales fünfstöckiges Gebäude, erbaut wie auch alle die Nachbarhäuser in dem verschnörkelten und für die heutige Zeit altertümlich wirkenden architektonischen Stil der Gründerjahre, die Fassade ist stellenweise abgebröckelt und schadhaft, der Stein von rotem Efeu überwuchert. Das Haus wirkt romantisch und irgendwie... verwunschen. Ich lache über mich selbst, eine Dame von 26 Jahren, die den Fantasien ihrer Kinderjahre nachhängt, aber warum auch nicht? Ich denke, daß ich mich hier wohlfühlen werde.

4. Verle
Mistress Yatzikenia bietet für diejenigen ihrer Gäste, die diese Leistung in Anspruch nehmen wollen, ein gemeinsames Abendessen an. Sie ist eine sehr gute Köchin. Heute abend habe ich die meisten der übrigen Bewohner der Pension kennengelernt.
Es erscheinen mir durchgehend integere und anständige Zeitgenossen, was nicht weiter verwundert, bedenkt man das tugendhafte Wesen der Hauswirtin. Sie ist Witwe und betreibt die Pension alleine, natürlich würde sie keine Zimmer an leichtfertige Mädchen, Trunkenbolde und lärmende Burschen vergeben. Allerdings hat der im Dachgeschoß wohnende Kestril Dimitri, ein junger und kecker Geselle, eine für meinen Geschmack etwas zu spitze Zunge und eine gar zu freche Ausdrucksweise, die auf eine lockere Lebenseinstellung verweist. Er ist in den Prunk vergangener Tage gekleidet, trägt eine einstens teure, wenn auch inzwischen abgewetzte und ausgeblichene Weste und Jacke aus Samt über einem zerknitterten Rüschenhemd und für meinen Geschnack gar zu viele versteckte Dolche und Messer (die meinem Blick dennoch nicht entgangen sind). Jedoch scheint ihn die Wirtin ins Herz geschlossen zu haben und behandelt ihn wie einen großen Jungen, was nahelegt, daß es sich bei ihm zumindest um keinen Strauchdieb oder gar einen Assassinen handelt. Doch möchte ich hinzufügen, daß Mistress Yatzikenia keine Kinder hat und in ihm vielleicht so etwas wie einen Ersatzsohn sehen mag, was ihre Urteilsfähigkeit natürlich erheblich einschränkt. Bin ich zu mißtrauisch?

6.Verle
Die Hauswirtin, Mistress Yatzikenia Kwasazmín, ist eine resolute ältere Person, die den rechten Umgang zu wahren weiß. Sie führt ihre Pension mit strenger aber auch mütterlicher Hand. Ich mag sie und zweifle nicht daran, daß ich gut mit ihr zurechtkomme.
In der letzten Zeit denke ich oft an Mutter, die ich nie richtig kennenlernte, da sie bei dem Großen Krieg in der Alten Heimat den Tod fand, als ich noch ein Säugling war. Meine Erinnerungen an sie sind nur vage und verschwommen. Vater hat mir natürlich oft von ihr erzählt, aber das ist nicht

dasselbe. War sie wirklich eine so beeindruckende Frau, etwas ganz Besonderes, wie Vater sie beschreibt, oder ist sein Blick nur von seiner Liebe getrübt, die auch nach über zwei Jahrzehnten nicht erloschen ist? Es ist müßig, über vergangene Dinge nachzusinnen, sich auszumalen, was gewesen wäre, wenn. Ich lebe im Hier und Jetzt.
Das alte Haus hat nichts von seiner mystischen Aura verloren, und doch merke ich, daß es bereits jetzt, nach nur vier Tagen, für mich alltäglich geworden ist. So früh schon. Ich empfinde diese Erkenntnis als erschreckend, obwohl ich natürlich weiß, daß es lächerlich ist, sich über so etwas Gedanken zu machen. Ich bin eben einfach kein Kind mehr. Nur Kinder können im Zauber leben, für Erwachsene ist der Traum längst ausgeträumt. Der Alltag hat mich eingeholt.
Aber was beklage ich mich? Endlich bin ich wirklich selbstständig, weder abhämgig von meinem Vater, noch von Mistress Ophelia, meiner Lehrerin und mütterlichen Freundin. Ich arbeite gerne als Erzieherin im Prinz-Schukan-Internat für höhere Töchter, dennoch bin ich froh, ausgezogen zu sein und mir eine eigene Bleibe gesucht zu haben. Ophelia ist sehr fürsorglich und aufmerksam. *Sehr* fürsorglich- Wie soll ich junge Mädchen erziehen, wenn ich selbst noch behandelt werde wie eine Schülerin? Eine Meisterschülerin, zugegeben. Genau das war ich ja auch, und deshalb bot mir Mistress Ophelia an, zu unterrichten, aber es wird Zeit, daß ich endlich auf eigenen Füßen stehe! Immerhin bin ich 27... Ob ich zur alten Jungfer werde? Ja, und genau das möchte ich auch. Wenn ich mir die Männer anschaue, die hier in Elek-Mantow herumlaufen, diejenigen, die sich für mich interessiert haben... aber ich werde sie schon auf Abstand halten. Das bringe ich auch meinen Schülerinnen bei: Männer sind ein notwendiges Übel, aber laßt sie niemals die Herrschaft über euer Herz erringen. Dann seid ihr ihnen hilflos ausgeliefert, während sie nur mit euch spielen, euch entmündigen, euch befehlen und doch in Wahrheit nur an eurem Körper interessiert sind.

18.Verle
Mittlerweile habe ich mich mit zwei jungen Frauen angefreundet, die einen Stock über mir wohnen.
Shivistri Srimavo ist eine kleingewachsene zierliche Person mit dunkler Haut und intensiven schwarzen Augen, die aus dem fernen Süden stammt, aus einem Land, das auf keiner in Elek-Mantow erhältlichen Karte verzeichnet ist. Auf die Frage, was sie gerade in diese Stadt verschlagen hat, lächelt sie ein unergründliches Lächeln und schweigt. Ansonsten jedoch ist sie sehr höflich und zuvorkommend, und als Taomonoi habe ich sehrwohl Verständnis dafür, daß sie ihre Lebensgeschichte nicht gleich jeder Fremden erzählen möchte. Ich sitze abends öfter bei ihr auf dicken gewebten Teppichen und bestickten Seidenkissen in bunten Farben und trinke gemeinsam mit ihr grünen Tee, den sie vorzüglich zuzubereiten weiß. Sie ist hier als Schneiderin tätig, und ihre Kleider sind wirklich exquisit. Shivistri hat mir angeboten, eines für mich zu entwerfen, was ich dankbar annahm.
Ihre Mitbewohnerin Eolyn Abdéru, eine blasse, aber lebenslustige junge Frau mit bernsteinfarbenem Haar und hellen strahlenden Augen, verfügt über heilende Hände. Diese Gabe ist höchst selten und verlangt dem, der sie besitzt, alles ab. Eolyn vermag selbst schwerste Wunden und tödliche Krankheit zu heilen, doch gefährdet sie damit ihr eigenes Leben. Nachdem sie einem Kranken die Hand aufgelegt hat, so berichtete mir Shivistri, schläft sie oft für Tage in tiefer Besinnungslosigkeit.
Gerade erst gestern erlebte ich, daß sie sehr geschwächt, ihre Hände zitternd und alle Farbe aus dem ohnehin bleichen Gesicht gewichen, ins Zimmer kam, wo ich mit Shivistri saß, Tee trank und plauderte. Shivistri sprang sofort auf und nahm sie in die Arme, bettete sie sanft auf die weichen Kissen. Sie ist seitdem nicht wieder erwacht.

25. Verle
Die gemeinsamen Abendessen sind stets ein sehr angenehmer Abschluß des Tages, und nicht nur wegen der hervorragenden Kochkünste der Hauswirtin. Ich stehe mit den meisten Gästen der Pension „Lindenblatt“ auf sehr gutem Fuße, die Atmosphäre des abendlichen Beisammenseins ist gelöst und heiter. Dimitri ist ein wenig undurchsichtig und redet nicht gerne davon, womit er sein Geld verdient, bisweilen habe ich ihn auch bei offenen Lügen ertappt, so behauptete er einmal, er wäre Dichter und würde damit seinen Lebensunterhalt finanzieren, doch als ich ihn darauf ansprach, er möge mir doch einmal einen seiner Poesiebände ausleihen, da ich mich sehr für Gedichte interessiere, schien er verlegen und brachte mir schließlich ein paar lose, mit fahriger Handschrift verfaßte und vielfach korrigierte Blätter. Es sieht nicht so aus, als hätte er bislang auch nur ein einziges seiner Gedichte veröffentlicht, allerdings muß ich eingestehen, daß er sehr begabt ist, was ich ihm auch gesagt habe.

Seine Verse sind sehr poetisch, manchmal überaus amüsant, und zeugen von einem tiefen Einblick in die menschliche Seele und Gefühlswelt. Ich habe inzwischen sowohl Liebesgedichte als auch teilweise sehr pointierte Satiren und Spottverse von ihm gelesen, die mich durchaus beeidnruckt haben. Er freute sich über mein Lob und schien förmlich aufzublühen. Seine Gesellschaft bei Tisch hält die Langeweile fern, und oft unterhält er die Runde mit Anekdoten oder amüsanten Geschichten. Störend erweist sich einzig der Umstand seines übermäßigen Alkoholkonsums bei den gemeinsamen Essen und dem darauffolgenden Plausch, andererseits erlebte ich ihn nie betrunken. Es ist erschreckend und höchst bedenklich, wieviel dieser Bursche verträgt!
Ein weiterer angenehmer Gesprächspartner ist Ludomill Penhaligon, der ein Buchgeschäft in der Nähe der Pension betreibt. Er ist ein hagerer Mann, der die Mitte seines Lebens bereits überschritten hat und ebenso verstaubt und antiquiert wirkt wie die Bücher, die er verkauft, seine Anzüge sitzen schlecht und sind meistens völlig ausgeblichen, so daß die ursprüngliche Farbe kaum mehr zu erkennen ist, seinem wirren staubgrauen Haar würde die Bekanntschaft mit einem Kamm gut anstehen. Aber er ist außerordentlich gebildet, ein unglaubliches Wissen paart sich mit ruhiger, gelassener Weisheit. Ich mag normalerweise keine Männer, aber von Magister Penhaligon bin ich fasziniert (Nicht, daß ich mich in ihn verliebt hätte!).
Meine Freundschaft mit Shivistri und Eolyn habe ich vertieft und empfinde im Umgang mit ihnen eine menschliche Wärme, die ich lange vermißt habe. Das Kleid, das Shivistri für mich angefertigt hat, ist übrigens wunderschön.

29. Bri
Shivistri ist sehr schweigsam und verschlossen. Heute abend aber hat sie mir zum ersten Mal etwas über sich erzählt. Es hat mit ihrer Religion zu tun, mit der Statuette des achtarmigen tanzenden Gottes, für die sie in einer abgeschiedenen Nische ihres Zimmers einen kleinen Altar errichtet hat und täglich Rauch- und Trankopfer darbringt. Gerne würde ich hier weiterschreiben, doch was Shivistri Srimavo mir berichtet, tat sie unter dem Siegel der Verschwiegenheit, und ich bin keine Frau, die ihr Wort bricht. Ich werde schweigen, auch gegenüber meinem Tagebuch. Morgen werde ich ihr etwas über die Alte Heimat erzählen. Sie ist die beste Freundin, die ich je hatte.

31. Bri
Trotz all meiner Mühen gelang es mir nicht, die Veröffentlichung wenigstens einiger der Verse von Kestril Dimitri in die Wege zu leiten. Die reichen Männer Elek-Mantows haben keinen Sinn für Poesie! Meinen Schülerinnen, denen ich bisweilen seine Gedichte vorlese, gefallen sie hingegen sehr gut. Leider hat sich Dimitri geweigert, mich einmal in das Internat zu begleiten und seine Verse selbst vorzutragen.

38. Bri
Shivistri begrüßt die aufgehende Sonne auf ihre eigene Weise. Ich habe ihr heute morgen, bevor ich ins Interbat ging, dabei zugesehen. Bei Einbruch des Tages vollführt sie im Innenhof der Pension Waffenübungen, die gleichzeitig die Funktion eines Rituals zu Ehren ihres achtarmigen Gottes erfüllen. Ihre Bewegungen entsprechen stets exakt einem von mehreren genau vorgezeichneten Abläufen; eine solche „Form“ dauert meistens etwa 10 Minuten. Als Waffen verwendet sie den Speer oder zwei kurze Stöcke, die sie beidhändig einsetzt. Ihr Kampfstil ähnelt einem rasch wirbelnden Tanz, ihre Bewgungen sind fließend und gleitend und von einer Schönheit, die mir ein seltsam flaues Gefühl im Magen verursacht. Shivistris Meisterschaft mit der Waffe ist einzigartig, ich weiß, daß sie besser ist als ich, und ich glaube, sie übertrifft sogar Vater.

44. Bri
Ich weiß nun, daß Eolyn und Shivistri ein Liebespaar sind. Am Anfang erschien mir das in höchstem Maße unmoralisch, aber andererseits, bei den Männern dieser Welt, wer kann es einer Frau dann verübeln, wenn sie sich zum gleichen Geschlecht hingezogen fühlt?

13. Hamilé
Mir ist inzwischen aufgefallen, daß meine letzten Eintragungen eigentlich nur noch von Shivistri Srimavo handeln. Wenn ich Shivistri sehe oder auch nur an sie denke, läuft es mir heiß und kalt den Rücken herunter. Bei Atuasi, ich fürchte, ich habe mich in sie verliebt...

15. Hamilé
Heute nacht hatte ich verwerfliche erotische Fantasien, die ich kaum wage, meinem Tagebuch anzuvertrauen. Ich träumte mit offenen Augen davon, wie ich mich gemeinsam mit Shivistri *und* Eolyn heißen Liebesspielen hingebe! Bei allen Märtyrern, was ist nur mit mir geschehen? Bin ich verhext?
Mein Entschluß steht fest, es ist die einzige Möglichkeit. Ich werde mich von Shivistri distanzieren und in Zukunft auch nicht mehr in meinem Tagebuch von ihr schreiben. Ich muß einen Schlußstrich ziehen, ehe mein unmoralisches Begehren mich zu einer unüberlegten Tat verleitet.

Sommer der Liebe
14. Mittmond (166 n.G.)
Die erste Eintragung seit über einem Jahr.
Ich habe mich verliebt. Nicht in Shivistri, auch wenn sie mir immer noch sehr viel bedeutet. Ich habe im Internat einen jungen Mann kennengelernt, den älteren Bruder einer Schülerin. Er ist Taominoi, allerdings von weitaus höherem Stand als ich, der Sohn eines Griondo. Sein Name ist Dan Joao de Leolo, und er wirbt um mich. Ich hätte nie gedacht, daß ich mich jemals in einen Mann verlieben könnte!
Ich werde ihm ein eigenes Tagebuch widmen.

30. Mittmond
Seit ich Joao kenne, fühle ich mich leicht und gelöst. Ich liebe ihn. Aber für ihn kann unserer Bekanntschaft nur ein Spiel sein, und selbst, wenn er es ernst meint, er wird einmal den Titel eines Griondo erben und kann unmöglich eine niedrige Adlige ehelichen, wie ich sie bin. Ich sollte meinen Traum vom Glück solange genießen, wie er währt.

38. Mittmond
In der letzten Zeit habe ich das Gefühl, beobachtet und verfolgt zu werden. Gestern sah ich Dimitri am Fenster, als ich mich von Joao mit einem Kuß verabschiedete. Er tat so unauffällig, daß es mir sogleich auffiel.

10. Oberring
Jetzt bin ich mir sicher. Es ist in der Tat Kestril Dimitri, der mich regelrecht beschattet. Soll ich ihn zur Rede stellen? Nein, ich habe darüber nachgedacht, wahrscheinlich wirde er von Dan Ladrisim bezahlt, den Umgang seines Sohnes und Erben zu prüfen. Ich muß die Angelegenheit mit Würde über miche ergehen lassen.

13. Oberring.
Kestril Dimitri wohnt unter dem Dach, und sein beengtes Zimmer erinnert an die Studierstube eines Gelehrten. Gestern lud er mich zu einem Te ein, un ich bin der Einladung gefolgt. Der Tee schmeckte widerlich und zählt sicherlich nicht zu den Getränken, die Dimitri im Normalfall zu sich nimmt. Ich entdeckte hinter aufgetürmten Büchern und Manuskriptseiten eine rerschreckende Anzahl von leeren Weinflaschen.
Die Unterhaltung verlief sehr einseitig, und ich gewann bald den Eindruck, einem Verhör unterzogen zu werden, ließ mir aber nichts anmerken. Das einzige, was ich über ihn erfuhr, war, daß er an der Universtät von Multor studiert hatte, sein Studium aber aus Geldmangel abbrechen mußte. Ausnahmsweise war das eine Geschichte, die ich ihm sogar glaubte.

27.Oberring
Ich habe meinerseits Nachforschungen über Dimitri angestellt, der in der Unterstadt auch unter dem Beinamen „der Student“ ein Begriff ist. Mein Informant, der Bettler Almir, wußte mir zu berichten, daß Dimitri ein stadtbekannter Urkundenfälscher ist. Manchmal arbeitet er als Spion, beschattet Personen und fertigt Dossiers über ihren Werdegang, ihr Verhalten und ihre Gewohnheiten an (so wie bei mir), aber seine Haupterwerbsquelle sind gefälschte Passierscheine. Ich werde ihn nicht bei der Stadtwache anzeigen, denn auf das Fälschen von Passierscheinen steht in Elek-Mantow der Tod, und ich mag ihn, obwohl ich enttäuscht bin, daß er mir so in den Rücken gefallen ist.

11. Talu
Egal, wie Dimitris Dossier ausgefallen ist, der Griondo hat Konsequenzem gezogen und dafür gesorgt, daß Joao und ich uns nicht mehr treffen können. Joao wurde „zur Vervollkommnung seiner körperlichen und geistigen Kräfte“ zur Ausbildung nach Kasralit geschickt. Werde ich ihn je wiedersehen?

6. Nirtsch
Seit einigen Wochen wohnt ein neuer Gast in der Pension. Sein Name lautet Kirlian Radegast, und er will den Herbst und Winter im „Lindenblat“ verbringen, ehe er im Frühjahr wieder auf Handelsreise geht. Er handelt mit Messern aller Arten und Größen, in den warmen Monaten zieht er durchs Land und bietet überall seine Klingen feil, während er im kalten Teil des Jahres neue Ware einkauft und nur dann und wann, wenn das Glück oder sein kaufmännisches Geschick es will, ein Messer bei einer Hausfrau, einem Krieger oder bei einem Halsabschneider in der Unterstadt in bare Münze umsetzt. Schon in anderen Jahren zuvor hat er in der Pension von Mistress Yatzikenia überwintert, und viele Dauergäste kennen ihn, allerdings ist er nicht sonderlich beliebt. Radegast ist ein großer hagerer Mann, der selbst beim gemeinsamen Abendessen im Aufenthaltsraum seinen langen schwarzen Mantel und seinen breitkrempigen schwarzen Hut nicht ablegt. Die abgewetzte Ledertasche mit seinen Messern steht stets neben ihm. Er macht einen mürrischen und verschlossenen Eindruck und sondert sich von den anderen Pensionsgästen ab. Trotzdem ist sein Einfluß im „Lindenblatt“ spürbar. Mit Radegast zog der Mißmut in die Pension ein, seine Anwesenheit hemmt das Gespräch am Tisch, kaum einer hat Lust zu scherzen oder sich auch nur angeregt zu unterhalten.
Hinzu kommt die Distanz, die ich gegenüber Kestril Dimitri an den Tag lege, seit er als Spion für Dan Ladrisim de Leolo tätig war, und die auch den anderen nicht verborgen bleibt, waren es doch bislang im Hauptteil wir beide, die die Gesprächsrunde in Gang gesetzt haben. Nach dem Essen und nachdem die Hauswirtin das Geschirr weggeräumt hat, zerstreut sich die Runde recht bald, und alle gehen auf ihre Zimmer. Mir ist das ganz recht, denn meine Stimmung ist ebenso düster und unerfreulich wie die des neuen Gastes, Kirlian Radegast, und ich verspüre auch wenig Bedürfnis nach unbeschwerter Konversation. Fast bin ich Radegast dankbar für sein Auftauchen, das die Geselligkeit beendet hat. Manchmal erscheint es mir so, als wäre der Schatten, der seit Joaos Abreise über mein Gemüt herabgesunken ist, nach außen gerückt und hätte sich in dem Handelsreisenden verkörpert.
Ich stürze mich in die Arbeit und versuche, meinen Liebsten zu vergessen. Der Sommer geht zur Neige und mit ihm mein kurzes Glück.

2. Das Verhängnis nimmt seinen Lauf...

Herbststürme
39. Mittmond (167 n.G.)
Es ist eine schwüle Sommernacht. Meine Finger sind so feucht, daß ihnen die Feder fast entgleitet, dicke Schweißtropfen fallen auf die Seiten meines Tagebuches und verwischen die Tinte zu schwarzen Farbklecksen. Bis zum Sonnenaufgang werden noch einige Stunden vergehen, aber mein Schlaf war so aufgewühlt und von schlechten Träumen begleitet, daß ich keine Ruhe mehr finde. Wahrscheinlich ist die drückende Hitze schuld daran. Schweiß verklebt mein Haar und heftet mein dünnes Kleid wie mit Leim an meinen erhitzten Körper. Schon seit einigen Tagen trage ich mich mit dem Gedanken, ohne Nachthemd ins Bett zu gehen, bisher jedoch hat mich mein Sinn für Schicklichkeit davon abgehalten. Nur leichte Mädchen schlafen nackt. Ich mag den Sommer nicht. Doch anstatt weiter zu lamentieren und Unsinn in mein Tagebuch zu kritzeln, sollte ich lieber etwas Sinnvolles tun. Ich werde ein paar Fechtübungen machen und dann meine Unterrichtsstunden für die kommende Woche vorbereiten. Wenn es nur nicht so heiß wäre!

12. Oberring
Die Hitze hat ein wenig nachgelassen, die Astrologen sagen, daß der Herbst früh kommt, dieses Jahr. Ich hoffe, sie haben sich nicht getäuscht. Meine schlechten Träume dauern dennoch an, ich komme morgens übermüdet in die Höhere-Töchter-Schule, und Mistress Ophelia hat mich bereits gefragt, was mit mir nicht stimmen würde. Aber mit mir ist alles in Ordnung, ich träume nur schlecht. Wenn ich mich wenigstens an meine Träume erinnern könnte!

15. Oberring
Dieser Messerverkäufer ist mir wirklich unheimlich. Nicht daß ich eine schreckhafte Frau wäre, aber irgendetwas an ihm läßt mir eine Gänsehaut über den Rücken rieseln, jedesmal, wenn ich ihn sehe. Ich habe auch den Eindruck, daß er mich seltsam anschaut, und manchmal lächelt er so merkwürdig. Warum ist er überhaupt im „Lindenblatt“, es ist doch noch Hochsommer? Meistens kommt er erst im Spätsommer nach Elek-Mantow (bisweilen überwintert er auch in einer anderen Stadt), kurz bevor die heftigen Regenfälle und Herbststürme einsetzen. Lief das Geschöft diesmal so gut, daß er sich eine längere Ruhepause gönnen kann? Ein bizarrer Gedanke geistert durch meinen Kopf, wobei ich keine Ahnung habe, woher er kommt: vielleicht hat er alle seine Messer an Mörder und Halsabschneider verkauft und lebt nun zufrieden von seinem Blutgeld, während seine Messer den Tod über Unschuldige bringen... Atakuela, zügele deine Fantasie! Radegast ist ein ganz normaler Vertreter, etwas mürrisch und verschlossen zwar, aber keine Inkarnation des Todes, die eine blutige Saat ausstreut!

19. Oberring
Dimitri der Student erhält in letzter Zeit in allerhöchstem Maße bedenklichen Besuch: ein rothaariges Mädchen, deren üppige Körperrundungen und die Art, wie sie sie offen zur Schau stellt, durch ihre Kleider eher betont als verhüllt, eine eindeutige Sprache sprechen, was ihr Gewerbe anbelangt, untermauert durch ihren reichhaltigen und aufdringlichen Goldschmuck, der bei jeder Bewegung, die sie macht, übrigens sehr aufreizende Bewegungen, die nur darauf abzielen, Männern den Verstand zu rauben, laut klimpert, und durch das erotisierende Parfum, das sie aufgelegt hat. Dimitri ist ganz vernarrt in sie, und auch die anderen Männer in der Pension werfen ihr begierliche Blicke zu, sogar der geistig zurückgebliebene Sohn des Ehepaars Feheli, der zwar aussieht, als wäre er dreißig, aber den Verstand eines Kleinkindes hat. Ich habe versucht, Dimitri ins Gewissen zu reden, aber obwohl er meinem strafenden Blick schuldbewußt ausgewichen ist, habe ich doch im Endeffekt keinen nennenswerten Erfolg erzielt. Er trifft sich weiter mit der Rothaarigen, die auf den Namen Yssa hört, überhäuft sie mit Geschenken und hofiert die Dirne, als wäre sie eine Dame. Der Fälscher und das käufliche Mädchen, ein sauberes Paar! Heute morgen beim Frühstück habe ich mit Mistress Yatzikenia gesprochen, aber sie entgegnete nur, sie mische sich nicht in die Angelegenheiten ihrer Gäste, solange diese keinen Ärger machten. Ich hatte mehr von ihr erwartet. Ihr Profit geht ihr anscheinend über die Tugend, und um ihre Gäste nicht zu vergraulen, ist sie sogar bereit, aus ihrer Pension ein Stundenhotel zu machen!

22. Oberring.
Heute hat es geregnet und ist merklich kühler geworden, sehr ungewöhnlich für diese Jahreszeit. Ich wurde bis auf die Haut durchnäßt, während ich mich auf den Weg zu Ailanth k´irianh L´ye machte, die aufzusuchen Mistress Ophelia mir geraten hatte, weil meine schlimmen Träume nicht aufhörten, sondern vielmehr immer unangenehmer wurden. Ich kann mich nur bruchstückhaft an meine Träume erinnern, aber sie rauben mir den Schlaf. Mittlerweile sind meine Augen gerötet und mein Gesicht ist eingefallen, ich bin unkonzentriert und abgelenkt. Tropfnaß stand ich vor dem schönen, hell gestrichenen und mit bunten Ornamenten, Spiralen und geometrischen Zeichen bemalten Haus, bewundernd betrachtete ich ihre inzwischen in ganz Elek-Mantow - zumindest in gebildeten Kreise - berühmte Sonnenuhr. Der Regen machte mir nichts mehr aus, so naß wie ich ohnehin schon war. Eine Dienerin, deren Gesicht hinter einem dunklen Schleier und einer Maske verborgen war, wies mir den Weg zur Herrin des Hauses, die mir gelassen und mit einem seltsam wissenden Ausdruck in ihren türkisfarbenen Augen entgegenblickte, so als hätte sie mich erwartet, obwohl ich meinen Besuch nicht angekündigt hatte. Die Dienerin brachte mir ein Handtuch, mit dem ich wenigstens die ärgste Nässe aus meinem Gesicht und meinen Haaren wischen konnte, und die Gastgeberin bot mir Tee an, den ich dankend annahm. Bevor wir zum geschäftlichen Teil übergingen, plauderten wir zunächst eine Weile

lang nett miteinander, wobei sich Ailanth als ruhige, aber sehr charmante Gesprächspartnerin erwies. Dann sagte mir die magere Frau mit dem silberblonden Haar und dem milchig-weißen Teint offen und unvermittelt ins Gesicht. „Ihr habt Alpträume, Denim Atakuela, die Euch den Schlaf stehlen."
Ich war bereits dabei, ihr ein Lob für ihr hellseherisches Talent auszusprechen, als Ailanth mich lächelnd unterbrach: „In erster Linie bin ich eine Gelehrte. Um Euer Problem zu erkennen, Denim, bedarf es keiner Wahrsicht. Die dunklen Ringe unter Euren roten Augen und Eure fahrigen Bewegungen sind auch von einem aufmerksam beobachtenden Laien zu interpretieren."
Ich war ehrlich beeindruckt von Ailanth, die sowohl als gelehrte Frau, als auch als Wahrsagerin und Astrologin einen guten Ruf in der Oberstadt genoß. Sie deutete mir die Sterne und legte mir die Karten, hernach schwieg sie lange und nachdenklich.
„Ihr steht unter einem negativen Einfluß, Denim Atakuela," erklärte sie mir schließlich. Ihre Stimme klang sehr ernst und von Mitgefühl bewegt. „dessen Ursprung ich aber nicht genau ausloten kann. Eine schwarze Wolke verdunkelt Eure Zukunft. Ich lese eine Vielzahl dunkler Omen, verfaßt in einer Symbolik, in der ich nicht bewandert bin. Aber Eure Alpträume sind erst der Anfang." Offensichtlich ratlos drehte sie mehrere Karten in ihrer Hand. „Da gibt es den „Märtyrer", die „Schwertdame", die „Stimmen" und den „Puppenmeister". Ich weiß nicht, wie ich die einzelnen Positionen einordnen soll, denn sie werden erst zu einem Zeitpunkt offenbar, da ein... Schatten alles, was dahinter liegt, in Finsternis hüllt." Verwirrt und mit einem sichtlichen Gefühl des Unbehagens hielt Ailanth inne. „Ich vermag Euch nur die *möglichen* Bedeutungen der Karten zu enthüllen, sie wirklich interpretieren kann ich nicht."
Und so erfuhr ich Folgendes: Der „Märtyrer" steht für ein willentlich gebrachtes Opfer, für völlige Selbstaufgabe. Die „Schwertdame" steht für Stärke und Entschlossenheit, aber auch für Verbohrtheit, Fanatismus, eine einseitige Weltsicht. Einerseits verkörpert sie Erfolg, andererseits Blindheit und Irrtum. Sieg und Versagen liegen in dieser Karte dicht beeinander, und was sie konkret bedeutet, hängt von den Karten ab, mit denen sie korrespondiert. Die „Stimmen" stehen für Ratgeber, für die Wahlmöglichkeit, für die Gabelung im Weg. Aber auch hier hängt es von der Gesamtkonstellation ab, ob sie zum Guten oder zum Schlechten hin weisen. Der „Puppenmeister" schließlich steht für den überlegten Geist, den Intellekt, der sich mit Geschick und Manipulation alle anderen Karten untertan macht. Er ist die mächtigste Karte im Spiel.
Ich kann nicht behaupten, daß ich jetzt sehr viel mehr weiß als zuvor, außer, daß ich einer ungewissen und sehr beunruhigenden Zukunft entgegengehe. Die Karten lassen soviel Interpretationsmöglichkeiten offen, daß es sinnlos ist, überhaupt damit anzufangen. Sie können *alles* bedeuten.
Als ich die Wahrsagerin bezahlen wollte, schüttelte Ailanth den Kopf. „Wo ich nicht helfen kann, verlange ich auch keine Bezahlung." Sie reichte mir eine kleine Dose mit einem durchsichtigen, kristallinen Pulver. „Damit werdet Ihr wenigstens wieder schlafen können. Tief und traumlos." Deprimiert kehrte ich nach Hause zurück.

25. Oberring
Meine Träume haben aufgehört. Durch das Pulver, das Ailanth mir gab, schlafe ich wie ein Stein. Aber ich habe den Eindruck, als würde meine innere Unruhe sich nun auf die Stunden meines Wachseins verlagern. Genau betrachtet, habe ich wenig gewonnen. Ich bin gereizt und unleidlich. Man beginnt, mir aus dem Weg zu gehen.

27. Oberring
Dimitri erhält immer noch Besuch von der Dirne, ohne daß es einen kümmern würde, allenfalls, daß sie ihn beneiden. Manchmal sitzt sie auch abends mit bei Tische, plaudert auf ihre anzügliche Weise mit den Hausbewohnern, flirtet und schäkert. Ob sie neue Kunden gewinnen möchte? Wird am Ende das gesamte „Lindenblatt" mit ihr ins Bett gehen? Mistress Yatzikenia schweigt. Sie scheint die Metamorphose ihrer Pension zu einem Bordell stillschweigend zu akzeptieren. Meine Achtung vor ihr hat erheblich nachgelassen. Befremdlicherweise wirkt der Messerverkäufer aufgetaut, manchmal fast aufgedreht, obschon man ihn nie einen Tropfen Alkohol anrühren sieht. Seine Gesprächsthemen sind einseitig, zugegeben. Er führt allen Pensionsgästen seine Messer vor, egal, ob sie daran interessiert sind oder nicht. Er schwärmt von ihrer Schärfe, demonstriert sie auch, indem er damit Haare und Papier zerschneidet (wo bekommmt er so scharfe Klingen her?), preist die Qualität des Stahls und die Verarbeitung an. Eine neue Verkaufstaktik? Aber eigentlich scheint er seine Messer gar nicht

verkaufen zu wollen. Er ist einfach nur stolz darauf, fast wie verliebt. Mir ist der fanatische Glanz in seinen Augen aufgefallen, wenn er seine Messer aus der abgewetzten Ledertasche packt und sie präsentiert. Irgendwie beginnt mich Radegast in zunehmendem Maße zu beunruhigen.

28. Oberring
Heute bin ich mitten in der Nacht aufgewacht und wie von unsichtbaren Fäden gezogen zum Fenster gegangen (der „Puppenmeister“?). Im Schatten der gegenüberliegenden Häuserfront sah ich eine rotgekleidete Gestalt, die die Pension beobachtete. Dann, urplötzlich, wurden mir die Augenlider schwer, und als ich kurz blinzelte, war die rote Gestalt verschwunden. Ich fand den Rest der Nacht keinen Schlaf mehr, trotz Ailanths Wunderpulver.

30. Oberring
Ich habe das seltsame Gefühl, verfolgt zu werden. Dimitri? Nein, er ist viel zu beschäftigt mit seiner Hure. Außerdem, wer hätte noch Grund, mich beschatten zu lassen, jetzt, wo Joao in Kasralit ist? Ich bin keine wichtige Persönlichkeit, ich habe keinen politischen Einfluß, und reich bin ich auch nicht. Trotzdem habe ich mir angewöhnt, lieber meinen Rapier mitzunehem, wenn ich auf die Straße gehe. Vielleicht geht es ja um eine meine Schülerinnen, ein Komplott, das gegen sie geschmiedet wird, und ich bin der Köder oder irgendeine Randfigur, die miteinbezogen wird. Wieder kommen mir die Karten in den Sinn, die Ailanth mir gelegt hat. Der „Puppenmeister“...

33. Oberring
Die Gäste der Pension verhalten sich sehr merkwürdig in der letzten Zeit. Dimitri ist zu einem parfumierten Popanz in pseudo-schicker Kleidung degeneriert, die kein echter Aristokrat tragen würde, aus Scheu, sich lächerlich zu machen. Er macht Yssa weiterhin den Hof, und die Liebesgedichte, die er ihr vorträgt, sind das Schlechteste, was ich bislang aus seinem Munde vernommen habe, und doch schmilzt sie dahin wie Wachs. Yalno, der gestörte Sohn der Feheli, schleicht im Haus herum und ist immer da, wo man ihn am wenigsten erwartet. Mit großen leeren Augen starrt er einen an, daß man glaubt, darin zu ertrinken wie in einem bodenlosen Zwillingssee. Radegast sitzt im Aufenthaltsraum und schleift seine mörderischen Messer, erzählt jedem, der hereinkommt, wie leicht es ist, einem Menschen damit die Halsschlagader zu öffnen, schwärmt davon, daß seine Klingen Fleisch und Knochen schneiden wie Butter. Penhaligon wird fast jeden Tag von zwei jungen Männern aufgesucht, die ihn in Gespräche über Themen verwickeln, die er scheinbar lieber meiden möchte. Der dünne, wie ausgemergelt wirkende Tibidago, der immer einen hohen schwarzen Hut auf dem Kopf hat, tut sehr geheimnisvoll, während der goldhaarige Kasralit, Aramar, einen aufgeschlossenen Eindruck macht und offen mit Penhaligon spricht, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Die Gespräche kreisen um Mystik, uralte Bücher und um Magie - was Tibidago jedoch zu kaschieren versucht. Der verstaubte Antiquar hat sich bisher geweigert, sie in seine Wohnung mitzunehmen, so daß ihre Unterhaltungen im Salon der Pension stattfinden. Aramar stört das nicht weiter, Tibidago sehrwohl. Soweit ich herauskristallisieren konnte, möchten beide junge Männer Penhaligons Schüler werden, worauf er jedoch sehr zurückhaltend, um nicht zu sagen ablehnend reagiert. Ich denke, es ist an der Zeit, herauszufinden, was das alles zu bedeuten hat.

35. Oberring
Almir hat mir wie stets gute Auskunft erteilt. Yssa Caerdonthiel ist eine Hure aus dem „Succube“, die sich mit Dimitri „angefreundet“ hat. Aramar ist ein junger Zauberlehrling, Tibidago ein Mystiker - und von Ludomill Penhaligon heißt es, er sei ein uralter Meisterzauberer, der sich zur Ruhe gesetzt hat... Kirlian Radegast, so wußte mir der alte Bettler zu berichten, streift manchmal durch die Unterstadt, versucht Streit zu provozieren... um dann mit seinen tödlichen Messern ein Blutbad anzurichten. Mittlerweile geht man ihm in der Unterstadt aus dem Weg, denn selbst das Gesindel, das dort haust, legt sich nur ungern mit einem verrückten Mörder an, der Gefallen daran findet, Menschen sterben zu sehen, zu beobachten, wie ihr Blut über seine Hand strömt und zu Pfützen zusammenfließt. Almir erzählte mir nichts wirklich Neues, aber ich fand alle meine Verdachte bestätigt.

36. Oberring

Meine schlechten Träume sind wiedergekehrt. Ailanths Pulver wirkt nicht mehr. Im Wachen wie im Schlafen bin ich in steter Unruhe, gehetzt blicke ich über meine Schulter,
ob mir nicht jemand folgt, beäuge mißtrauisch mein Umfeld. Aber, bei Atuasi, ich habe auch allen Grund für mein Mißtrauen! Ich lebe mit einem blutrünstigen Mörder unter einem Dach, mit einem Geistesgestörten (und wir alle wissen, daß solche Menschen zu Gewalttätigkeit neigen, manchmal aus einem Impuls heraus oder weil sie sich bedroht fühlen, andere Leute umbríngen!), und wer weiß, welche Rituale Penhaligon früher durchführte, bevor er sein Antiquariat eröffnete! Man denke nur an die Greueltaten von Sariel Mizgar. Was, wenn auch Penhaligon ein Diener Selefras war? Oder vielleicht ist er es immer noch, vielleicht *tut* er nur so, als hätte er sich zur Ruhe gesetzt... Natürlich, ich bin überspannt, übervorsichtig (in der letzten Zeit trage ich immer meinen Rapier bei mir, habe ich das schon gesagt?, auch wenn ich nur spazieren gehe, und auch - gerade dann! - wenn ich mich mit dem Gelichter, welches mit mir in der Pension zusammenlebt, zum Abendtisch begebe), aber vielleicht wäre ich bereits tot, von Radegast ermordet, um mein Blut fließen zu sehen, von Yalno geschändet und danach bei lebendigem Leib aufgefressen (ich hörte schon von Schwachsinnigen, die zu Kannibalismus neigen!), von Penhaligon Selefra geopfert, wenn ich *nicht* so vorsichtig wäre. Man kann nie vorsichtig genug sein. Mich kriegen sie nicht!

37. Oberring
Die anderen Pensionsgäste, sie blicken mich manchmal so seltsam an, unterhalten sich flüsternd hinter meinem Rücken. Manchmal verebbt das Gespräch, wenn ich den Salon betrete. Ich gewinne mehr und mehr den Eindruck, daß sie etwas vor mir verbergen wollen. Shivistri und die sanfte Eolyn sind die einzigen, denen ich noch Vertrauen schenke.
Ich träumte heute nacht davon, daß der verrückte Yalno Feheli, dieser erwachsene Mann mit dem Geist eines Kindes (aber hat er auch die *Bedürfnisse* eines Kindes, oder nicht vielmehr die eines erwachsenen Mannes?) mich vergewaltigen würde. Schreiend und schweißgebadet schreckte ich aus dem Bett. Ich kleidete mich sofort an, nachdem ich mich einigermaßen beruhigt hatte, und klopfte an die Wohnungstür dieses unverantwortlichen Ehepaares, die ihren geisteskranken Sohn unbeaufsichtigt herumlaufen lassen, um ihnen davon zu erzählen, was ihr bestialischer Sohn mir angetan hatte. Sie versuchten mich zu beruhigen, versicherten mir, daß Yalno völlig harmlos sei, aber ich weiß es besser, ich *weiß*, was diese Bestie mir angetan hat! Xelesia Feheli wies mich darauf hin, daß ich nur geträumt hätte, doch ich erkannte natürlich sogleich, daß sich die Mutter nur schützend vor ihren Sohn stellte. Typisch, Mütter verzeihen ihren Kindern alles, selbst einen Mord! Ich ging Xelesia Feheli an die Kehle. Ihr Gemahl, Absidian, stellte sich dazwischen. Ich schlug ihn zu Boden. Dann verrauchte meine Wut, so rasch, wie sie gekommen war. Ich ging zurück in meine Wohnung, doch nicht, ohne Xelesia und Absidian Feheli vorher zu warnen. Beim nächsten Mal würde ich ihren geisteskranken Sohn mit meinem Rapier aufspießen wie einen Schmetterling. Danach konnte ich tief und traumlos schlafen, den Griff meiner Waffe fest in der Hand.

38. Oberring
Träume, Träume, einer schrecklicher als der andere! Ich sehne mich in die Zeiten zurück, da ich mit dem Erwachen meinen Nachtmahr vergaß, nur wußte, daß ich schlecht geschlafen und schlimm geträumt hatte. Jetzt erinnere ich mich an jeden einzelnen Alptraum, und es ist mir, als könnte ich nur noch schreien und nie mehr damit aufhören. Ich hielt ein Kindlein in Armen und säugte es an meiner Brust, ich liebte das Baby inniglich, denn es war mein eigenes - doch dann wuchsen ihm Zähne und Klauen, und es zerfetzte mich und verschlang mein Fleisch!
Selbst hiernach war mir kein Erwachen vergönnt, vielmehr stürzte ich in einen neuerlichen Nachtmahr, in dem die schattenhaften Gestalten meiner toten Mutter und der toten Denim Atuasi, Heilsbringerin der Taominoi, düster und bedrohlich auf mich zukamen. Jeden Augenblick erwartete ich, auch sie würden sich in Monster verwandeln, doch dann verblaßten sie einfach und verschwanden. Und ich konnte endlich erwachen.

39. Oberring
Als ich gestern abend aus dem Internat zurückkam, sah ich eine mir vertraute Person, die mich im Salon erwartete. Für einen Augenblick war ich versucht, ins Zimmer zu stürmen und sie in liebevoller Umarmung zu umschlingen, denn es war Yesil, die Tochter des multorischen Imperators und eine meiner engsten Freundinnen. Doch dann entsann ich mich des Traumes der vergangenen Nacht. *Ein*

Säugling, den ich behutsam in die Arme nehme, mein eigenes Kind... das seinen Mund aufreißt, spitze Zähne entblößt und mich verschlingt! Ich bin wachsam geworden, inzwischen, und ich weiß die Omen zu deuten. Ein Kind, das ich an meiner Brust genährt habe, Yesil, die ich erzogen und ausgebildet habe, die ich liebe wie meine leibliche Tochter. Das kann kein Zufall sein! Die Person in dem Salon ist nicht Yesil! Sie ist... irgendjemand, die sich für Yesil ausgibt. Ich werde ihr nicht ahnungslos in die Fänge laufen, mich von ihr verschlingen lassen, wie in meinem Traum. Ich bin gewarnt. Ohne, daß die falsche Yesil mich benmerkt hätte, ziehe ich mich zurück, verlasse das „Lindenblatt“. Diese Nachte werde ich im Haus meines Vaters schlafen.

40. Oberring
Ich habe mit Mistress Yatzikenia gesprochen, und auch mit Mistress Ophelia. Beide haben mir zugesichert, sie werden mich verleugnen, wenn das Monster in der Maske von Yesil nach mir fragt. Ich hoffe, ich kann ihnen vertrauen. Wem kann ich überhaupt noch vertrauen?
42. Oberring
Ich sehe die schemenhaften Gestalten meiner Mutter und der Griondés jetzt immer öfter, selbst dann, wenn ich wach bin. Stumm und düster betrachten sie mich. Sind es Trugbilder? Verkleidete Verderberinnen, die mich zu vernichten trachten? Oder Gespenster?

43. Oberring
Heute morgen entdeckte ich, aus dem Fenster blickend, Nicht-Yesil, die vor dem Haus auf mich wartete. Aber noch bin ich nicht bereit, mich ihr zu stellen. Ich verließ das Haus durch den Hinterausgang.

1. Talu
Die geisterhaften Gestalten von Denim Arpáo und Denim Atuasi sind ein vertrauter Anblick für mich geworden. Sie begleiten mich, wohin immer ich auch gehe, sie warten im Schatten auf mich, beobachten, betrachten mich mit traurigen Augen aus Nebel und Rauch. Ich bin inzwischen überzeugt, daß sie mir kein Leid zufügen wollen, sonst hätten sie es bereits getan. Das Yesil-Monster scheint seine Verfolgung aufgegeben zu haben, aber ich bin sicher, es lauert nur im Verborgenen und wartet auf seine Chance, mich in Stücke zu reißen. Ich trainiere jeden Tag mit Rapier und Parierdolch, übe die waffenlosen Techniken ein, die Shivistri mir beigebracht hat, bevor ich mich von ihr distanziert habe. Bald, Nicht-Yesil, bald. Bald bin ich dir gewachsen.

5. Talu
Aramar und Tibidago, sie kommen nicht mehr. Hat der alte Zaubermeister ihnen die Ausbildung verweigert, oder empfängt er sie nun an verborgenen Orten? Ich lausche manchmal an seiner Zimmertür, ob ich Stimmen darin höre. Barfuß schleiche ioch mich an und lege mein Ohr an das Holz. In Penhaligons Wohnung ist nur Schweigen... aber vielleicht trifft er sich ja an anderen Orten mit seinen Schülern, vielleicht in dunklen Grüften, auf Friedhöfen, in unterirdischen Katakomben. Ich bin mir sicher, er hat sie als seine Schüler angenommen, deshalb kommen sie nicht mehr in den Salon. Oder aber... er hat sie getötet, sie Selefra geopfert! Yalno, der Schwachsinnige, starrt mit geiferndem Blick auf meine Brüste. So als könnte er ihre wahre und unschickliche Größe erkennen, obschon ich den Fluch, den mir die Natur mitgab, stets in meinem eng geschnürten Mieder verberge. Seine Eltern, dieses ältliche, grauhaarige, unscheinbare Ehepaar, sie tun so, als wüßten sie von nichts, dabei beschützen sie ihren Sohn, verheimlichen all seine Missetaten. Wieviele Vergewaltigungen und Morde mögen sie wohl schon vertuscht haben? Manchmal höre ich Dimitri und dieses Flittchen in verderbter Lust aufstöhnen, höre ihr animalisches Ächzen und ihre Schreie, die jedem anständigen Menschen den wohlverdienten Schlaf rauben. Und der Messerverkäufer schwärmt von der Schönheit des Todes...

11. Talu
Yatzikenia Kwasazmín, weiß sie eigentlich nicht, was in ihrem Hause vor sich geht? Wie kann sie solches Treiben dulden? Es gibt nur eine Möglichkeit... sie gehört selbst dazu, auch sie nimmt teil an... ja, an was eigentlich?
Ich bin mir inzwischen sicher, daß die anderen Bewohner des Hauses ein Geheimnis haben, das ich als Einzige nicht teile. Wenn ich in den Salon komme, verstummt oft jedes Gespräch, alle starren

mich an, als ob ich eine Fremde wäre - oder ein Opfer. Wenn ich aber lautlos zur Tür schleiche und lausche, dann höre ich sie sich angeregt unterhalten, sie plaudern, sie scherzen. Ich höre sie manchmal hinter meinem Rücken lachen und flüstern, sie sagen, ich wäre verrückt, dabei sind sie die Verrückten!

13. Talu
Endlich habe ich die Zusammenhänge durchschaut. Alle in diesem verfluchten Haus sind gegen mich, es ist eine großangelegte Verschwörung, mit dem Ziel und Zweck, mich zu vernichten. Und Mistress Yatzikenis, sie weiß davon, sie ist an allem beteiligt, von Anfang an. Möglicherweise ist sie sogar die Drahtzieherin. Die... „Puppenmeisterin".
Yssa, die Hure... sie ist mehr als das. Almir ibn Sedalesch verkaufte mir die Information für 20 Silbersonnen. Yssa Caerdonthiel, Geliebte von Dimitri dem Studenten, sie ist nicht nur eine Dirne, sondern auch eine Dämonin, eine Sukkubus aus dem allertiefsten Inferno! Ich bin überzeugt, sie ist im „Lindenblatt", um alle Bewohner zu verderben, in ihren teuflischen Bann zu ziehen. Sie und die Hauswirtin müssen Hand in Hand arbeiten, Mistress Yatzikenia lockt Gäste in ihr Haus, wie eine böse Hexe aus einer der alten Geschichten, und Yssa fängt und fesselt sie mit ihren dämonischen Reizen.
Shivistri, sie ist die Einzige, die Letzte, der ich noch vertrauen kann...

14. Talu
Heute habe ich erfahren, daß Weiß in der Vorstellung ihres Volkes die Farbe des Todes ist. Shivistri Srimavo trägt *immer* Weiß... Sie trägt den Tod im Herzen. Meinen Tod? Ich kann ihr nicht mehr vertrauen, nicht einmal mehr ihr. Es ist an der Zeit, zu gehen. Morgen verlasse ich dieses Haus und ziehe zu meinem Vater. Wenigstens er ist mir treu.

16. Talu
Die Geisterfrauen haben zu mir gesprochen. Sie wollen mir helfen, sie sind aus dem Totenreich emporgestiegen, um mir beizustehen in meiner Not. Sie enthüllen mir viele Geheimnisse, meine Mutter und meine Herrscherin, ich fühle mich geborgen und sicher in ihrer Obhut. Ich stelle ihnen die Fragen, die mich quälen, und ich erhalte Antworten von ihnen, Antworten, denen ich glauben kann. Und doch ist es verwirrend, was sie mir mit ihren flüsternden und raunenden Stimmen offenbaren. Meine Mutter spricht zu mir:
„Leg Deinen Argwohn ab. Vertraue denen, die in den Mauern dieses Hauses sind, von ihnen droht dir kein Leid. Sie sind wie du nur Marionetten, auch wenn der eine oder andere glauben mag, er wäre mehr, vielleicht sogar der Puppenspieler. Wer immer an den Fäden zieht: er naht von außen."
Ich glaube ihr.

17. Talu
Ich habe alle Kontakte nach Außen abgebrochen, vom Prinz-Schukan-Internat habe ich mich auf unbestimmte Frist beurlauben lassen. Hier, im „Lindenblatt", bin ich sicher. Es ist schön, wieder jemandem vertrauen zu können. Es ist schön, Shivistri wieder vertrauen zu können. Nur einen Wermutstropfen gibt es in der süßen Verheißung der Geisterdamen: Yssa Caerdonthiel. Es widerstrebt mir in der innersten Seele, eine Lustdämonin als Verbündete, als Mitgefangene und Weggefährtin zu betrachten.

19. Talu
In der Nacht vom 18. auf den 19. schreckte ich gegen Mitternacht aus dem Schlaf. Ich hatte zuvor schon unruhig geträumt und mich in meinem Bett hin und her gewälzt. Als ich nun die Augen aufschlug, war meine Bettdecke durchnäßt, und mein Kopfkissen war feucht von Tränen, ohne daß ich die Erinnerung an den Traum zu fassen vermochte, der mich dazu gebracht hatte, im Schlaf zu weinen. Wirre Bilder tanzten durch meinen Kopf, Bilder unsäglichen Schreckens, die ich versuchte, einzufangen, mir auch im Wachsein bewußt zu machen, doch sie entzogen sich, fast schien es mir mit höhnischem Kichern meinem Zugriff und versanken wie Nebel in den Abgründen meines Unterbewu0tseins. Ich zitterte, und mein Nachthemd klebte auf meiner Haut, spannte über meinen Brüsten. Für eine Sekunde wähnte ich, es wäre Blut, das mein Kleid und Bett befleckte, und ich schrie laut auf, aber noch während mein eigener Schrei in meinen Ohren verhallte, erkannte ich, daß es nur

Schweiß war. Ich ging zum Fenster, das offenstand und einen kühlen Luftzug ins Zimmer ließ, der die dunklen Vorhänge blähte. Ich beugte mich hinaus und atmete tief die frische Herbstluft, die den Geruch nach Regen und Nebel mit sich trug. Oder war es der Geruch nach Fäulnis und Verwesung? Nein!
Unten auf der Straße meinte ich im Schatten der Häuser eine Gestalt auszumachen, die hinaufsah zu mir, aber nicht nur zu mir, sondern zu allen, die in dem Haus wohnten. Von irgendwoher wurde das Spiel einer Flöte an mein Ohr getragen, eine leise, einschmeichelnde Melodie, die mir die Glieder schwer werden ließ. Ich gähnte, und kaum noch glückte es mir, auch nur meine Augen aufzuhalten...
Ich erwachte wieder, als mir die hellen Strahlen der Morgensonne durch die Lider stachen. Blinzelnd erhob ich mich von den Teppichen unter dem immer noch offenen Fenster, vor dem ich eingeschlafen war. Diesmal war mein Schlaf tief und traumlos gewesen, und doch fühlte ich mich erschöpft und wie ausgelaugt. Die dunkle Ahnung stahl sich in mein Bewußtsein, daß letzte Nacht irgendetwas passiert war. Etwas entsetzliches.
Rasch kleidete ich mich an, nachdem ich mich nur notdürftig gewaschen hatte, und war gerade dabei, meine Haare hochzustecken, da vernahm ich einen lauten Schreckensruf aus dem Treppenhaus. Sogleich beeilte ich mich, meinen Rapier zu entblößen und durch die Tür nach draußen zu stürmen, die Ursache des Schreies zu ergründen. Ich war noch barfuß, und mein Haar hing mir wirr ins Gesicht. Es war die Hausdame, die so geschrien hatte und damit nicht nur mich alarmiert, sondern auch - so schien es - alle anderen Bewohner der Pension. Ich sah Dimitri und meine beiden Freundinnen aus dem Stock über mir, die gemeinsam mit mir die Stufen nach unten eilten, wobei wir einen Treppenabsatz passierten, wo der Boden und die Wand mit getrocknetem Blut verschmiert waren-.Mistress Yatzikenia beugte sich am Fuß der Treppe über den Körper eines Mannes, der in verkrümmter Haltung dalag; das Geländer über ihm war durchbrochen, und er war scheinbar in die Tiefe gestürzt, drei Stockwerke tief. Eine in den Boden eingetrocknete Blutlache umgab ihn.
Mistress Yatzikenia hob ihr schreckensbleiches Gesicht. „Es ist Penhaligon! Aber er lebt, obwohl er viel Blut verloren hat."
Eolyn kniete sich neben ihn und befühlte seinen Körper. Sein Rückgrat schien gebrochen, und eine tiefe Wunde wie von der Klaue einer Raubkatze - oder eines Dämons...- zog sich über seinen Brustkorb, hatte allerdings aufgehört zu bluten. Die Heilerin legte ihre Hände auf seine Rücken und seine Brust und ließ ihre Kraft durch seinen geschundenen Körper strömen. Als sie sich erhob, taumelte sie, und Shivistri mußte sie stützen. Sie wirkte erschöpft, doch in noch größerem Maße von Trauer erfüllt.
„Seine körperlichen Verletzungen kann ich heilen," sagte sie leise. „Nicht aber die Wunden in seinem Geist."
Wir sahen sie alle fragend an.
„Wer ihm das angetan hat, hat nicht nur sein Fleisch getroffen. Der eigentliche Angriff galt seinem Geist. Seiner Seele. Die Wunden sind nur ein Nebeneffekt."
„Was willst du uns damit sagen, Eolyn?" fragte ich, obwohl ich die Antwort zu kennen glaubte.
„Irgendetwas in Penhaligon ist... zerbrochen. Sein Geist ist nur noch eine Ruine. Ich weiß nicht, ob er daran sterben wird, vielleicht. Aber auch wenn seine fleischliche Hülle überlebt, er ist zerstört."
Mir wurde kalt, nicht nur wegen der kühlen Dielen unter meinen nackten Fußsohlen, und ein rascher Rundumblick zeigte mir, daß es den übrigen nicht anders erging.
„Was ist hier vorgefallen?" fragte die Hauswirtin hilflos.
Wir alle konnten ihren ratlosen Blick nur erwidern.
„Es ging nicht um den alten Mann. Er stand nur im Weg."
Die Stimme kam von einer Frau, die auf dem Treppenabsatz des fünften Stockwerkes stand und sich weit über das Geländer beugte, wobei ihre unanständig großen und zu allem Überfluß auch noch nackten Brüste auf höchst obszöne Art und Weise hin und her baumelten und gegeneinander schlugen. Sie war nackt bis auf ihr fließendes tizianrotes Haar und reichlich Goldschmuck und benahm sich doch völlig unbefangen, ungeachtet ihrer Blöße, was bei einer Kreatur ihrer Art jedoch auch nicht weiter verwundern mag.
Mein Blick streifte Dimitri, allerdings hatte er in der letzten Zeit einiges von seiner Strenge eingebüßt, und so zeigte sich der leichtfertige Geselle auch nicht weiter beeindruckt.
„Sie war heute nacht bei mir," sagte er schlicht. So, als wäre das das Natürlichste auf der Welt!
Während das liederliche Geschöpf nachdenklich seine eigenen übergroßen Brüste knetete, erläuterte es wie beiläufig: „Ich nehme an, Penhaligon hat versucht, den Eindringling aufzuhalten. Ziel des

nächtlichen Überfalls aber war Yalno Feheli. Und wer immer es war, er hat sich geholt, was er wollte."
„Yalno? Der Schwachsinnige?" fragte Radegast ohne jedes Taktgefühl.
„Seht es euch selbst an."
Die Wohnungstür der Familie Feheli hing zerborsten und von Brandspuren gezeichnet in verbogenen Angeln, als wäre sie von einer unglaublichen Kraft nach innen gedrückt und zerschmettert worden. Der Raum dahinter war verwüstet, die Fenster zersplittert, im Dach klaffte ein breiter Riß, durch den man den blauen Morgenhimmel erkennen konnte. Die Möbel waren an die Wand gerückt, viele verbrannnt oder zerbrochen, überall lagen Holzsplitter, Bretter und Glasscherben verstreut auf den nackten Fußbodendielen, freigelegt durch die zurückgerollten Teppiche. Mehrere ineinander verschlungene Kreise und fünf- oder sechszackige Sterne sowie seltsame Muster, Symbole und Schriftzeichen, mit verschiedenfarbiger Kreide, Ruß und Blut gezeichnet, bedeckten den Boden, zu schwarzen Wachslachen zerflossene Kerzen markierten besondere Eckpunkte und Schnittstellen. Im Zentrum aller aufgemalten Symbolik lag ausgestreckt und mit verdrehtem Hals der Körper von Yalno, sein Rücken war eine einzige blutende Wunde. Absidian war an die gegenüberliegende Wand geheftet, aufgespießt von einem langen Eisennagel, der ihm durch die Stirn und den ganzen Kopf gedrungen und erst in der Wandvertäfelung steckengeblieben war. Sein Gesicht war blutverschmiert, und seine gebrochenen Augen starrten anklagend ins Leere. Er war ebenso tot wie sein Sohn. Von Xelesia Feheli fehlte jede Spur.
„Hesvite sei uns gnädig!" Mistress Yatzikenia war einer Ohnmacht nahe.
Die Dämonin lachte nur verächtlich. „Hesvite könnte hier auch nicht viel ausrichten. Hier geht es um größere Kräfte als diesen kleinen Vorstadtgott."
Mir fiel auf, daß Radegast zwar kaum ein Wort sagte, schweigsam wie stets, aber als einzigem schien ihm die Szene kein Unbehagen zu bereiten, sondern vielmehr seine Fantasie anzuregen. Ich hatte den unangenehmen Eindruck, als würde er sogar *genießen*, was er hier sah. Auch wenn ich mir Mutters Worte in Erinnerung rief, konnten sie mein Mi0trauen gegen Kirlian Radegast doch nicht ganz zum Erlöschen bringen. Was, wenn Mutter sich getäuscht hatte?
„Absidian und Xelesia... haben sie eine Dämonenbeschwörung durchgeführt?" vermutete Dimitri.
„Und dabei ihren eigenen Sohn geopfert?" Yssa tätschelte ihm die Wange wie einem kleinen Jungen, der gerade etwas sehr dummes gesagt hatte. „Wenn Absidian Feheli von einem Dämonen getötet worden wäre, den er herbeigerufen hat und nicht zu bändigen wußte, dann lägen seine Eingeweide und abgerissenen Gliedmaßen jetzt verstreut in dem ganzen Raum. Kinder des Inferno reißen ihre Opfer in Stücke und laben sich an ihrem Blut, sie nageln sie nicht einfach an die Wand und gehen wieder. Außerdem kommen sie auch nicht durch die Tür und laufen vorher die Treppe hoch!"
Auch wenn es mir widerstrebte, dieses Geschöpf persönlich anzusprechen, war mir doch bewußt, daß sie von uns allen am ehesten eine Antwort auf das geben konnte, was hier geschehen war. „Ich bin sicher, Ihr habt eine stimmigere Erklärung, Mistress Yssa Caerdonthiel."
Die Sukkubus wandte sich mir direkt zu und grínste mich dreist an, wobei sie mir so nahe kam, daß ihr Busen fast den meinen berührte. Natürlich zuckte ich zurück, und das Grinsen in ihrem diabolischen Gesicht wurde noch breiter.
„Ahhh," säuselte sie langgezogen. „Die junge Lady für die Moral wendet sich an die Hure und fragt sie um Rat. Ob das der Beginn einer wunderbaren Freundschaft sein könnte?"
Mir wurde fast schlecht, als sie sich blitzschnell vorbeugte und mir einen ekelerregend feuchten Kuß auf die Lippen drückte. Ihre Brüste rieben gegen meine. Angewidert stieß ich sie von mir. Lachend warf Yssa ihr langes brandrotes Haar zurück, dann streckte sie ihren kleinen Fuß aus und streichelte damit über den meinen. Ihr goldenes Fußkettchen klimperte leise. Ein seltsames Prickeln stieg mein Bein hoch bis hin zu einer sehr intimen Stelle, von dort ausgehend, wo ihre warme, weiche Sohle und ihre winzigen Zehen meine nackte Haut berührt hatten. Dieses dämonische Biest spielte mit mir, vielleicht wollte es mich auch in seinen lästerlichen Bann ziehen! Ich krümmte mich leicht zusammen, als das Kribbeln meine Körpermitte erreichte.
Yssa Caerdonthiel lachte noch immer. Ich war kurz davor, meine Klinge, die ich weiterhin entblößt in der Rechten trug, in ihren wie aufgeblähten Leib zu stoßen (wie konnten Männer solche Üppigkeit als anziehend empfimden?) und stellte mir vor, daß sie wahrscheinlich zerplatzen würde wie ein augeblasener Ballon. Statt dessen tupfte ich mir nur mit einem Spitzentaschentuch die besudelten Lippen ab, schob ein widerspenstige Haarsträhne, die mir wieder und wieder ins Gesicht fiel, beiseite und erprobte meinen Blick an ihr, dem sie bisher noch nie hatte standhalten können. Es gibt für alles

ein erstes mal. Ich kam langsam aber sicher zu der Einsicht, daß mit mir etwas entschieden nicht stimmte.
„Du bist hübsch, Atakuela," sagte die Dämonin mit falscher Freundlichkeit. „Hast du das eigentlich jemals bemerkt? Hast du je in den Spiegel geschaut und zu dir selbst gesagt: ich sehe gut aus, ich gefalle mir?" Sie lächelte wie eine Raubkatze. „Und besonders hübsch bist du, wenn du wütend bist. Deine Augen sprühen Blitze, und dein zerzaustes Haar scheint von eigenem Leben erfüllt. Du solltest öfter wütend sein."
„Die meisten sehen mich nur ein einziges Mal wütend. Kurz bevor ich sie töte," entgegnete ich mit soviel Kälte in meiner Stimme, wie ich angesichts des Kribbelsn in meiner Körpermitte aufzubringen vermochte.
Sie seufzte theatralisch. „Gefährliche Frauen haben einen besonderen Reiz. Also, ich denke, im „Succube" würden sich die Männer die Finger nach dir lecken. Und ich würde dich auch nicht von meiner Bettkante schubsen, Süße..."
„Das reicht, Ys. Laß sie in Ruhe," hörte ich durch das Schwindelgefühl in meinem Kopf die Stimme von Kestril Dimitri, der neben die Dämonin trat und sie von mir wegzog. Sie warf ihm die Arme um den Hals und gab ihm einen wilden Kuß, wie ein geiferndes Raubtier, das ihn verschlingen wollte. „Du bist wohl eifersüchtig, mein Hübscher, hm?" neckte sie ihn.
Ich fühlte mich gedemütigt und beschmutzt. Ich hatte mich verspotten lassen wie ein eingechüchtertes Schulmädchen, hatte mir Yssas Schmähungen angehört, als wäre ich auf den Mund gefallen. Mir fiel einfach keine passende Erwiderung ein, mit dem ich das Blatt wenden und die Sukkubus so bloßstellen konnte, wie sie es mit mir tat. Es mußte an diesem verfluchten Haus liegen! Es saugte mich aus wie ein Vampir, hatte mir bereits meinen Blick gestohlen und jetzt auch meine Zunge.
Verärgert wischte ich die lästige Strähne aus meinem Gesicht. „Wenn das kleine Mädchen ausreichend gespielt hat, können wir ja wieder sachlich werden," versuchte ich von meiner Schmähung abzulenken. „Falls du etwas Konstruktives beizutragen hast, dann tu es - oder geh nach draußen und such dir auf der Straße einen willensschwachen Knaben, mit dem du weiterspielen kannst."
Mein Tonfall schien einiges von seiner gewohnten Schärfe zurückgewonnen zu haben, denn Yssa machte zwar den Mund zu einer Entgegnung auf, schloß ihn aber wieder, ohne etwas gesagt zu haben. Zu meiner Genugtuung mußte ich feststellen, ihr den Wind aus den Segeln genommen zu haben. Und doch schämte ich mich auch dafür, zumindest vor mir selbst. Ich hatte mich auf Yssas Niveau herabgelassen und benahm mich selbst wie ein zänkisches Kind.
„Hier sind Menschen gestorben," flüsterte die empfindsame Eolyn. Tränen schimmerten in ihren Bernsteinaugen. „Ich verstehe dich nicht, Yssa Caerdonthiel."
Die Sukkubus wirkte für einen kleinen Augenblick schuldbewußt, hatte ihr Selbstvertrauen aber sogleich wiederhergestellt. Sie setzte eine ernste Miene auf (Yssa ist eine sehr gute Schauspielerin, das muß man ihr lassen) und löste sich von Dimitri. Sie räusperte sich, straffte ihren Körper, und fast konnte man meinen, sie stehe hinter einem Rednerpult, als sie in dozierendem Tonfall zu sprechen begann.
„Ihr alle habt gegen Mitternacht eine Flöte gehört, manche im Wachsein, andere im Schlaf. Nicht wahr? Und danach sankt ihr in eine tiefe Besinnungslosigkeit, die erst durch das Licht des Morgens von euch gewichen ist. Auch ich vernahm die Flöte, und obschon ich den Zauber kenne und so sehr ich mich dagegen stemmte, erlag ich ihm letztendlich doch. So konnte der unbekannte Eindringling Einlaß finden in das Haus, ohne daß ihn ein Unbeteiligter aufhielt oder bemerkte. Nur vier Personen waren nicht in den schwarzen Schlaf gesunken: Ludomill Penhaligon, der dem Flötenspieler auf den Treppen, die zur Wohnung der Fehelis hinaufführen, entgegentrat, sowie Absidian und Xelesia mit ihrem Sohn." Sie machte eine kurze Kunstpause und blickte aufmerksam in die Runde, ehe sie fortfuhr. Es bereitete ihr Vergnügen, daß alle ihren Worten gebannt lauschten, so als sei sie eine Professorin und keine Dirne. „Die Kreise und Sterne auf dem Boden sind mächtige Schutzzeichen, sowohl gegen einen magischen als auch einen materiellen Angriff. Ich kenne die meisten davon, und kann mit Gewißheit sagen, daß derjenige, der hindurchgebrochen ist, über eine beachtliche Macht verfügen muß. *Ich* hätte das nicht vermocht. Absidian und Xelesia waren fähige Zauberer. Sie müssen gewußt haben, daß in der vergangenen Nacht ihr Feind im Anmarsch war, denn es dauert viele Stunden, solche Schutzkreise zu ziehen und den darin enthaltenen Zauber zu aktivieren, Sie haben sich verschanzt und dem Kommenden geharrt. Aber der Eindringling erwies sich als stärker denn ihre

Kraft.“ Sie deutete mit dem großen Zeh auf einige der Muster, die verwischt waren. „Er hat ihre Kreise zerstört und sich geholt, weswegen er gekommen war. Yalno.“
„Aber warum gerade Yalno?“ fragte Eolyn verwirrt. „Er war doch nur ein armer Junge mit einem verwirrten Geist.“
„Sein Rücken,“ sagte Shivistri, die Kriegerin, die auf den ersten Blick das Gleiche erkannt hatte, was auch mir aufgefallen war. „Ihm wurde die Haut vom Rücken geschnitten.“
„Die Haut?“ Mistress Yatzikenia fing an, hysterisch zu kichern. „Er wurde ermordet, weil jemand seine *Haut* wollte?“
„So sieht es aus, Mistress.“ Yssa nickte. „Natürlich könnte ich genaueres herausfinden, aber ich denke nicht, daß einem hier im Raum die Methode zusagt.“ Sie warf einen eindeutigen Blick in Richtung des an die Wand genagelten Absidian Feheli.
Ich verstand und wurde kreidebleich. Diese Höllenbestie...
Die Hauswirtin verstand nicht. Als Yssa erläuterte: „Absidian könnte uns gewiß Auskunft geben, was sich hier ereignet hat.“ - rief sie verwirrt: „Aber er ist doch tot!“
Yssa Caedonthiel zuckte die Schultern. „Und? Tote können mitunter sehr gesprächig sein.“
Jetzt endlich begriff Yatzikenia Kwasazmín. „Keine Nekromantie in meinem Haus!“ schrie sie erregt.
„Es gäbe vielleicht noch einen anderen Weg,“ beschwichtigte die Sukkubus, nachdem sie sich genügend an dem Schrecken der Hauswirtin geweidet hatte. „Ich benötige dazu Blut von Absidian Feheli. Und von Penhaligon...“
„Sollten wir nicht lieber die Stadtwache rufen?“ wandte die Hausdame ein.
„Die Stadtwache versteht nichts von Zauberei, Mistress,“ widersprach Dimitri der Student. „Sie würde nur die Spuren verwischen. Außerdem können wir sie später immer noch verständigen. Lassen wir Yssa ruhig machen. Glaubt mir, Mistress, das ist das Beste.“
Zögernd willigte Yatzikenia Kwasazmín ein.
Nachdem ihr das Gewünschte gebracht worden war - und nachdem Dimitri, der ihre erotische Wirkung auf die anwesenden Männer wie auch den irritierenden Effekt, den ihre Nacktheit auf die Frauen ausübte, erkannte, sie dazu überredet hatte, sich anzukleiden (was anbetrachts des tiefausgeschnittenen und eng anliegenden dunkelblauen Seidenkleides allerdings einen nur theoretischen Nutzen erzielte) - sammelte Yssa Caerdonthiel das Blut in einer großen Kupferschale, die sie vor sich auf den Boden stellte, und ließ sich aus dem Stand mit bewundernswerter Geschmeidigkeit (vermaledeit, an dieser Person gab es nichts Bewundernswertes!) in einen perfekten Lotossitz sinken. Sie goß aus einer blauen Glasphiole eine glitzernde Substanz auf das getrocknete Blut, das sich zischend und dampfend zunächst verflüssigte und dann in blutroten Rauch auflöste, der wie Nebel über der Schale schwebte. Sie hob ihre nackten Arme und beschrieb damit komplizierte Muster in der Luft, wobei ihre goldenen Armreifen und Kettchen klirrten und rasselten und ihre Gesten mit einem wie gewollt wirkenden Rhytmus untermalten. Der Nebel formte sich nach ihrem Willen, und als wir, die wir um die Dämonin herumstanden, in die roten Dämpfe blickten, sahen wir darinnen Bilder der Vergangenheit. Wir sahen wie auf einer von Rauch verhangenen Bühne die Ereignisse, die sich nach Mitternacht in der Pension abgespielt hatten...

...eine zierliche Frau in einem roten Rüschenkleid stand im Schatten der gegenüberliegenden Häuser und beobachtete das „Lindenblatt“. Flötenmusik erklang, doch sie kam nicht von ihr, sondern aus dem Inneren des Hauses, aus dem Dachgeschoß, aus der Wohnung der Feheli. *Sie* waren es, die die anderen Bewohner des Hauses einschläferten, damit keiner zwischen die Fronten geriet und dabei zu Schaden kam (in diesem Punkt hatte sich Yssa geirrt). Die Frau in Rot trat aus den Schatten und schritt in geradezu feierlich anmutender Bewegung auf das Haus zu. Eine Straßenlaterne ließ mattes Licht über ihr blasses Antlitz tanzen, das von hochgestecktem mitternachtsschwarzem Haar eingerahmt war. Sie klopfte dreimal gegen die verschlossene Eingangstür, die lautlos aufsprang, dann stieg sie langsam die Stufen nach oben. Auf dem Treppenabsatz des dritten Stockwerkes trat ihr Ludomill Penhaligon entgegen, mit ernstem Gesicht und zu allem entschlossen. Seine Stimme war hart, aber auch traurig.
„Laß ab von dem Jungen, Mariannette. Er steht unter meinem Schutz.“
„Du bist weich geworden auf deine alten Tage, Ludomill,“ sagte die Dame in Rot mit einem spöttischen Lächeln auf ihren blassen Lippen. „Was bedeutet er dir?“
„Nichts. Und doch alles.“ Penhaligon wirkte mit einem Mal sehr alt, und sein Gesicht war fast ebenso verstaubt wie sein Anzug, so als würde ein Grauschleier nicht nur seinen Körper, sondern auch seine

Seele überziehen. „Das verstehst du nicht, und wahrscheinlich wirst du es niemals verstehen. Ich bin müde geworden, Mariannette."
„Dann geh mir aus dem Weg, alter Mann! Deine Zeit ist vorüber," sagte die Rote Zauberin verächtlich.
Statt einer Antwort seufzte Penhaligon nur traurig, dann trat er zurück, aber nur einen Schritt. Er hob beide Arme, die Handflächen senkrecht und gegen Mariannette gerichtet, einen Arm angewinkelt nach vorne gestreckt, den zweiten seitlich neben seinem Gesicht. Es sah so ähnlich aus wie die Grundposition einer der Kampfkünste der Chendai-Kan.
Mariannette Flambertin nahm eine ähnliche Stellung ein, aber die Finger ihrer vorgestreckten linken Hand waren zu einer Klaue gekrümmt. während ihre schräg über den Kopf gehaltene Rechte zur Faust geballt war.
Wortlos standen sie sich gegenüber.
Das Schweigen lastete wie Blei.
Minutenlang.
Es schien, als würde die Zeit stillstehen.
Durch die blutroten Rauchschwaden und durch den Nebel der Zeit hinweg spürten wir die gewaltigen Kräfte, die sich zwischen den beiden Menschen (?) aufbauten, welche sich hier gegenüberstanden. Es war ein stummer und lautloser Kampf, der hier stattfand, ohne pompöse Gesten, ohne Formeln, unter Verzicht auf alle Äußerlichkeiten. Zwei Mächtige rangen miteinander in einem gespenstisch stillen Zauberduell. Es war ihre schiere Macht, nicht kanalisiert in Sprüche oder in konkrete Zauber, vielmehr die pure Kraft ihres magischen Potentials, durch welche die Luft zwischen ihnen vibrierte. Die Zeit und alle Gesetze der Schöpfung waren aufgehoben. Es gab nur noch Mariannette Flambertin und Ludomill Penhaligon im Auge des von ihnen entfesselten Orkans. Für eine Zeitlang schien es so, als könnte der alte Meister (war er wirklich älter als sie, oder trog der äußere Schein?) der Dame in Rot standhalten, sie sogar besiegen... dann drängte sie ihn Schritt für Schritt zurück, bis er mit dem Rücken zur Wand stand. Plötzlich und unerwartet ging Penhaligon zum Gegenangriff über, ergriff die Offensive, ballte die rechte Faust und stieß damit in die leere Luft, richtete seine Kraft in einem gezielten Angriff auf Mariannette. Die Dame in Rot wurde zurückgeschleudert, prallte gegen die gegenüberliegende Wand und sank daran zu Boden. Glitzerndes Blut schimmerte auf ihren Lippen und tropfte auf den polierten Treppenabsatz. Hustend krümmte sie sich zusammen, und erneut spritzte Blut auf die Stufen. Doch schon sprang sie wieder hoch, ihr schmales Gesicht verzerrt wie das einer Raubkatze, und vollführte mit den gekrümmten Fingern ihrer linken Hand einen Schlag ins Leere. Ein reißendes Geräusch war zu hören, dann befleckte frisches Blut ihre bleiche Hand, und Ludomill Penhaligon brach auf der gegenüberliegenden Seite des Treppenabsatzes stöhnend zusammen, sein Brustkorb zerfetzt wie durch den Prankenhieb einer großen Katze. Die rechte Faust der Dame in Rot zuckte vor, begleitet vom Geräusch berstender Knochen. Der alte Mann wurde gegen das Treppengeländer geschleudert, das durch die Wucht des Aufpralls zerbrach, und stürzte mit einem gequälten Schrei in die Tiefe.
Die Dame in Rot stand vor dem durchbrochenen Geländer und blickte auf den reglos daliegenden Körper ihres Gegners, der drei Stockwerke tiefer aufgeschlagen war und unter dem sich eine rasch größer werdende Blutlache bildete.
„Nicht ich werde dein Henker sein, Ludomill," sagte die Rote Zauberin leise „Nicht ich bin es, die dich tötet." Fast klang es wie eine Beschwörung, und tatsächlich kam die Blutung des zerschmetterten alten Mannes zum Stillstand. Ein Hauch von Bedauern lag auf dem Gesicht von Mariannette Flambertin, als sie sich abwandte und die restlichen zwei Stockwerke hinaufstieg.
Die Wohnungstür der Feheli zerbarst in einer Stichflamme unter einem ins Leere gezielten Faustschlag. Dann war die Dame in Rot am Ziel.
Absidian und Xelesia standen im Innersten Schutzkreis, und bei ihnen war ihr Sohn, auch er schlafend durch das Spiel der magischen Flöte. Es wurden keine Worte gewechselt. Mariannette und Ludomill waren vielleicht einstmals Freunde gewesen, aber was gab es zu sagen zwischen Eltern, die ihr Kind beschützten und der Frau, die es töten wollte?
Das Ehepaar warf all seine Zauberkraft gegen das Rote Fräulein, und Aramar hätte seine reinste Freude daran gehabt, wenn er von der *Fähigkeit* der beiden unscheinbaren älteren Herrschaften gewußt hätte, denn sie waren da, wo er sich wünschte zu sein, aber noch viele Jahre (Jahrhunderte?) benötigen würde, um dorthin zu gelangen. Wo hatten sie ihre Kunst gelernt? Gewiß nicht auf

Koatlitek, denn hier war Aramar der Erste, und seine Stunde würde erst noch kommen. Doch wo sonst? Gar an dem Orte, woher auch Yssa ihr Talent hatte?
Sie sprachen Formeln, murmelten Beschwörungen, schleuderten Feuerbälle, Blitze und giftige Dämpfe gegen die Frau, die das Leben ihres Sohnes wollte. Sie kanalisierten die Kraft, und doch waren sie nur einen Bruchteil so stark wie die Urgewalt von Ludomill Penhaligon. Unbeirrbar schritt die Dame in Rot durch all ihre Zauber, verwischte einen Schutzkreis nach dem anderen. Xelesia Feheli zückte eine kleine Pfeife aus angelaufenem Silber und spielte eine schrille Melodie.
Ein gräßliches Wesen erschien aus der leeren Luft direkt vor der Roten Zauberin, seine grüne, verschimmelte Haut hing ihm in Fetzen von seinem verwachsenen Körper, sein Gesicht war eine Grimasse aus Zähnen und Fäulnis, und mit einer scharfen Klaue griff er nach der Dame in Rot. Diese aber blickte ihm nur fest in die Augen, dann sprach sie ein einzelnes Wort, in dem mehr Macht lag als in allen Beschwörungen des alten Ehepaares. Das Monster verharrte, seine Kralle schwebte in der Luft. Dann wandte es sich um und schlurfte auf die Frau zu, die es gerufen hatte. Xelesia schrie angsterfüllt auf, als die Kreatur sie ergriff und gemeinsam mit ihr in einem weiteren schlurfenden Schritt im Nichts verschwand. Nur einige Tropfen Blutes fielen zu Boden, wo die Klauen ihr Fleisch zerfetzt hatten.
Absidian verlor den Verstand, als er das Schicksal seiner Frau hilflos mitansehen mußte. Mit Schaum vor dem Mund und rollenden Augen stand er inmitten von Feuer, Dunkelheit und zischenden Dämpfen, rief jede Macht an, die er kannte, und schleuderte sie gegen die Dame in Rot, die unaufhaltsam Fuß vor Fuß setzte und näher und näher kam, wie die Personifikation seiner eigenen Vergänglichkeit, wie seine ganz persönliche Verdammnis. Dann hatte sie ihn erreicht.
Sie hob die Hand, und ein Riß klaffte im Dach, durch den die teilnahmslos glitzernden Augen der Sterne Zeugen des Unheils wurden, das nun seinen Lauf nahm. Ein langer massiver Eisennagel löste sich aus dem Gebälk und raste wie ein Pfeil, gelenkt vom Willen der Roten Zauberin, auf Absidian Feheli zu. Das Letzte, was der besiegte Zauberer sah, war kalter Stahl, der sich knapp über seinen Augen in seine Stirn bohrte. Stechender Schmerz löschte all sein Denken aus.
Eigentlich hätte die Vision nun enden müssen... aber auch wenn der Rauch dünner wurde und die Vorgänge schemenhafter, sahen wir dennoch, was weiter vor sich ging. Mariannette beugte sich über den schlafenden Yalno, legte ihm eine dünne, silberglänzende Seidenschnur um den Hals und erwürgte ihn mit einem raschen Ruck, der ihm den Kehlkopf eindrückte. Sodann sprach sie ein Wort, das sein Hemd in Rauch verwandelte, und betrachtete sich eingehend seinen nackten Rücken, der von den Schultern bis zur Hüfte bedeckt war mit einer Tätowierung aus kompliziert in sich verschlungenen Mustern und Symbolen. Schließlich nickte sie zufrieden und strich mit der Handflache über seinen Rücken, woraufhin sich seine Haut mit der Tätowierung von selbst vom Fleisch löste und sich wie eine Schriftrolle zusammenrollte.
Plötzlich sah Mariannette Flambertin hoch.
Sie blickte durch den Rauch und durch den Nebel der Zeit, und ich hatte das Gefühl, mein Blut würde zu Eis erstarren, als der Blick ihrer Schwefelaugen meine Augäpfel durchbohrte und in die Tiefe meiner Seele stach. Ich dachte, nun wäre es um mich geschehen. Erst als ihr Blick weiterglitt, bemerkte ich, daß ich die Luft angehalten hatte. Zischend stieß ich den Atem aus.
Der Blick der Roten Zauberin streifte uns alle, die wir um die Blutschale saßen. und heftete sich schließlich auf Yssa Caerdonthiel.
„Du."
Sie sagte nur dieses eine Wort, dann wurde der Rauch dunkler und die Bilder erloschen. Die roten Dämpfe formten sich zu einer nebulösen Krallenhand, die nach der Dämonin griff und sich um ihre Kehle schloß. Von irgenwoher wisperte eine Stimme:
„Störe meine Kreise nicht. Nie mehr." Der Druck der Hand verstärkte sich, und Yssa begann zu röcheln. Sie war eine Dämonin und eine Dirne - aber in diesem Augenblick hätte ich alles gegeben, ihr beistehen zu können. Doch ich konnte nicht. Was vermochte ich schon auszurichten gegen die Dame in Rot.
„Oder ich werde dein Herz verändern, daß du von Liebe erfüllt zu Rhendhul zurückkehrst und ihm für Äonen voller Hingabe die Schwanzspitze leckst," hauchte die körperlose Stimme voller Bosheit. „Von beiden Schwänzen..." Mit einem diabolischen Lachen verblaßte die Geisterhand der Roten und verging wie ein Nebelstreif in der Morgensonne.
Yssa brach nach Luft schnappend zusammen. Dimitri beugte sich besorgt über sie, aber sie stieß ihn weg und blickte mit zornfunkelnden Türkisaugen und wutverzerrtem Gesicht in die Runde.

„Wer von euch hirnlosen sterblichen Narren hat das Blut der Roten Zauberin vom Boden gekratzt?!“

Ich bin müde, und meine Feder erlahmt. Nach dem Schwall an Bildern und Gefühlen, die ich aus mir herausgeschrieben, sozusagen mir von der Seele geschrieben habe, bin ich ermattet, eine eher geistige denn körperliche Erschöpfung. Ungeachtet dessen war es aber auch so ein anstrengender Tag durch die Fragen der Stadtwache, allen voran Hauptmann Larkur, der mit der Klärung dieses Falles - immerhin Mord in mindestens zwei Fällen (soviele Leichen liegen zum gegebenen Zeitpunkt vor) - beauftragt und hartnäckig bemüht ist, jede noch so geringfügige Kleinigkeit in Erfahrung zu bringen, wobei er auch nicht davor zurückschreckt, die gleichen Fragen wieder und wieder, und sei es hundet Mal, zu stellen, gemäß der Devise; „Es sind die unbeachteten Details, die am Ende einen Fall lösen.“ Larkur ist ein sehr pflichtbewußter Offizier.
Bevor ich mich zu Bett lege, möchte ich dennoch in Kürze die Eintragung des heutigen Tages beenden, wer weiß, welche Schrecknisse morgen (oder heute nacht) geschehen mögen, die am morgigen Abend nach Eintragung verlangen? Auch ich bin ein sehr gewissenhafter Mensch.
Es war Scudor Timenis, ein unscheinbarer Mieter aus dem zweiten Stock, den ich bisher in meinem Tagebuch noch nicht erwähnt habe, der fälschlich das von Mariannette Flambertin ausgespuckte Blut auflas, da er dachte, es handele sich um das von Penhaligon. Ich glaube, wenn Shivistri und ich nicht dazwischengegangen wären, hätte Yssa den armen Mann getötet. Wie war das noch: Dämonen reißen ihre Opfer in Stücke? Yssas Hände waren bedenklich gekrümmt, als stünde sie kurz vor einer Metamorphose...
Kurz nach der Beschwörung wurde die Stadtwache verständigt, der Rest des Tages bestand aus Verhören und immer den gleichen, ermüdenden Fragen.
Auf Eolyns Frage, ob für Xelesia Feheli noch Hoffnung bestünde, hatte die Sukkubus verneinend den Kopf geschüttelt, daß ihre roten Haare flogen.
„Wenn er sie nicht gefressen hat, dann hat er sie irgendwo zwischen den Dimensionen in einer Nische oder Falte abgesetzt, wo sie wahrscheinlich elendig verhungern wird. Falls es dort Luft gibt. Ansonsten erstickt sie vorher,“ lautete ihre zynische Antwort. Ich hatte allerdings den Eindruck, als würde sie das Ganze nicht ganz so kalt lassen, wie sie tat. Plötzlich erwacht mein Mißtrauen wieder. Weshalb setzt sie ständig neue Masken auf? Vielleicht spielt sie nur mit uns allen... Wie waren die Worte meiner Mutter?
„Leg Deinen Argwohn ab. Vertraue denen, die in den Mauern dieses Hauses sind, von ihnen droht dir kein Leid. Sie sind wie du nur Marionetten, auch wenn der eine oder andere glauben mag, er wäre mehr, vielleicht sogar der Puppenspieler. Wer immer an den Fäden zieht: er naht von außen.“
Oder sie.
Yssa Caerdonthiel ist keine von uns!
Wie hatte ich Närrin das nur übersehen können?
Sie war nur zu „Besuch“ bei Dimitri dem Studenten. Vielleicht ist *sie* diejenige, die an den Fäden zieht. Meine Hand zittert, wenn ich daran denke.Wer soviele Masken trägt, hat etwas zu verbergen...
Andererseits... Marionetten. Mariannette.
Natürlich, das ergibt einen Sinn. Die Dame in Rot ist die Puppenspielerin, wir tanzen an ihren Fäden. Die Frage ist nur: Was ist mit Yssa? Tanzt sie auch an den Fäden der Roten Zauberin? Oder ist sie ihre Verbündete? Ihre Vasallin?
Mutter, warum sprichst du nicht zu mir?
Zeig dich!
Gib mir Antworten!
...
Nichts. Ich werde jetzt versuchen zu schlafen.
Mutter, warum hast du mich verlassen?

Nacht.
Ich konnte nicht schlafen, von Alpträumen gequält, deshalb habe ich mir einen Morgenmantel übergezogen und sitze nun hier beim Schein einer Kerze vor meinem Tagebuch.
Ich träumte, daß Yssa, die falsche Dirne, mich verführte und ich mich mit ihr im Bett in verwerflichen Spielen wälzte, und daß ich Gefallen daran fand... dann veränderte sich mein Traum, Yesil satnd vor mir und sagte mit trügerischem Lächeln: „Endlich habe ich dich gefunden, Atakuela“, dann umarmte sie mich, und plötzlich zog sie ein Messer aus ihrem Ärmel und schnitt mir die Kehle durch. Ich starb,

doch im Schwindel meines Todes (oder Erwachens) sah ich noch, wie sich ihr Gesicht veränderte und zu dem von Yssa wurde. Dann zerschmolz auch das Gesicht von Yssa, und eine mir bekannte Stimme sagte voller Grausamkeit: „Sieh nun, wer ich wirklich bin!“ Fast glaubte ich, das wahre Gesicht meiner Feindin erkannt zu haben, da schreckte ich hoch aus meinem Nachtmahr, und so sehr ich auch versuchte, mich an das Gesicht und die Stimme festzuklammern, verblaßte die Erinnerung aus meinem Bewußtsein, entzog sich mir und trieb davon. Ich verkrallte meine Finger in die Bettdecke. Ich vergrub mein Gesicht in den Kissen und weinte.
Wer?
Warum erscheinen mir die Geister meiner Mutter und der Griondés nicht mehr?
Arpáo? Atuasi?
Wo seid ihr?
Ich beginne an allem zu zweifeln. O Mutter, ich verzweifle!
Was ist, wenn ich mir alles nur eingebildet habe? Vielleicht habe ich Arpáo und Atuasi gar nicht gesehen, vielleicht hat mir mein verwirrter Verstand das nur vorgegaukelt. Werde ich langsam aber sicher verrückt?
Oder, schlimmer noch: ich sah zwei Geister, aber es waren nicht meine Mutter und meine Herrscherin, sondern *andere* Geister, mir feindlich gesonnen, die sich nur verkleidet hatten, um mich einzulullen, mein Mißtrauen zu umgehen und sich mit der Illusion von Vertrautheit bei mir einzuschmeicheln, um mich hernach um so besser lenken und manipulieren zu können. Ja. Was, wenn der Geist in der Maske meiner Mutter mich angelogen hat? Was, wenn es *falsch* war, was sie mir gesagt hat?
Bei allen Märtyreren, natürlich! Ich hatte das Haus verlassen wollen, der Verschwörung entfliehen... und dann tauchte ein Gespenst auf und sagte mir, es gäbe gar keine Verschwörung, nicht *in* dem Haus, sondern *außen*. Atakuela, wie konntest du so dumm sein, so leichtgläubig! Du wolltest fliehen, da wurdest du durch verräterischen Ratschlag um so fester an den Ort deines Unheils gebunden, hältst dein Verderben gar für deine Zuflucht, vertraust gerade denen, die dich vernichen wollen...
Genug! Ich habe euch durchschaut, euch alle!
Sobald der Morgen graut, verlasse ich dieses Haus und kehre nimmermehr zurück!
Du hast verspielt, falsche Mutter.

22. Talu
Ich wohne inzwischen wieder bei meinem Vater oder dem der sich für meinen Vater ausgibt ich vertraue niemandem mehr ich bin nicht so töricht den selben Fehler noch einmal zu begehen ich weiß daß jeder mein Feind sein kann alle tragen sie Masken alle haben sie etwas zu verbergen ich wünschte ich könnte hinter ihre Masken schauen aber ich kann es nicht deshalb bin ich um so vorsichtiger ich schlafe mit dem Rapier neben dem Bett und einem Dolch unter dem Kopfkissen ich bin gewappnet komm nur Yesil Noch einmal verberge ich mich nicht vor dir wenn ich dich das nächste Mals sehe werde ich dich töten es ist endlich an der Zeit das Blatt zu wenden nun gut vielleicht mag ganz Elek-Mantow an der Konspiration beteiligt sein aber ich bin auf der Hut ich bin wachsam ihr bekommt mich nicht niemals und wenn ich euch alle töten muß

24. Talu
Einen gibt es, dem ich vertrauen kann.
Ludomill Penhaligon.
Er ist ein Opfer der Verschwörung, ebenso wie ich. Da sein Geisteszustand nach seinem Erwachen, gelinde gesagt, verwirrt war, hat man ihn in die Lyzeum eingeliefert, das gleiche Schicksal, das auch mir zugedacht worden war. Mein Vater, der alte Narr, erhoffte sich von den innovativen Methoden des jungen und engagierten Geistheilers Torador Broschakal eine Besserung meines, wie er es ausdrückte, „angegriffenen Gemütszustandes“ und versicherte mir, daß ich nicht in die Hände dieses , erneut seine Wortwahl, „Seelenmetzgers Matulek“ fallen würde. Als gäbe es da einen Unterschied! Sie alle wollen nur ihr eigenes Wohl, sei es der Geldbeutel wie bei Matulek, oder der Forscherdrang, den er an wehrlosen Patienten befriedigen will, wie Broschakal, niemals das Wohl der Kranken. Außerdem bin ich nicht krank! Vater behauptet zwar, ich litte unter Verfolgungswahn, dieser schmierige Heiler, der meine Seele ausnehmen will wie ein Angler einen Fisch, nannte es Paranoia, aber ich weiß genau, daß ich mir nicht nur einbilde, verfolgt zu werden. Ich stehe im Zentrum einer

Verschwörung, an der auch Broschakal und der Mann beteiligt sind, der die Maske meines Vaters trägt.
Masken, wohin ich blicke. Gibt es niemanden mehr in der ganzen Stadt, der sein wahres Gesicht zeigt? Und Mariannette läßt die Puppen tanzen, die maskierten Puppen der Marionettenstadt. Elek-Mantow, Stadt der Marionetten, Mariannettes Stadt.
Mein Vater hätte mich niemals ins Irrenhaus eingelieftert!
Aber der, der sagt, er wäre mein Vater, ist ja auch nicht mein Vater.
Ich tat so, als wäre ich gefügig, habe scheinbar alles akzeptiert... doch dann, als sie dachten, sie hätten meinen Willen gebrochen, zog ich zwei Nadeln aus meiner Frisur, wobei mir diese lästige, kaum zu bändigende Strähne ins Gesicht fiel und mir fast die Sicht raubte, aber das hinderte mich nicht, den beiden Schergen, die mich davonführen wollten, die silbernen Haarnadeln durchs Auge zu stoßen, und tiefer, bis ins Gehirn. Danach nahm ich meinen Rapier, die Waffe, die mir von meinem wahren Vater geschenkt worden war, und flüchtete. Im Nachhinein wünschte ich, ich hätte auch die Maske getötet, die den Namen Gedemondas de Kuansa gestohlen hat, denn ich bin mir gewiß, es ist mehr als nur ein Dieb. Die Maske muß den echten Gedemondas ermordet haben, um in seine Rolle schlüpfen zu können. Aber, bei allen Märtyreren, ich erwische dich noch, Mörder meines Vaters, das schwöre ich dir beim Blut von Atuasi!
Hernach bin ich in die Lyzeum eingedrungen und habe Penhaligon befreit, den sie wie einen Sack an eine Zimmerwand gehängt hatten, diese Schweine. Ich habe in der Anstalt mehrere Männer getötet, ich weiß nicht wen, aber es interessiert mich auch nicht. Vielleicht habe ich sogar das aufgedunsene Schwein Matulek erwischt, wenn nicht, wird die Stunde kommen, es nachzuholen.
Ich schreibe diese Seiten in einer namenlosen Herberge in der Unterstadt, vielleicht hat sie auch einen Namen, aber ich habe nicht danach gefragt, es spielt ohnehin keine Rolle.
Ludomill liegt im einzigen, wanzenverseuchten Bett, und seine glasigen Augen starren leer an die Decke. Ich werde wahrscheuinlich auf dem Fußboden schlafen, auf meinem Mantel. Wenn ich überhaupt schlafen kann. Die Alpträume sind zwar weg, seit ich diese unglückselige Pension der Verdammten verlassen habe, doch vielleicht kommen sie, um mich im Schlaf zu holen. Nein, ich bleibe besser wach, dann kann ich ihnen mit blankem Stahl gegenüber treten. Ich habe bereits einige von ihnen meine Klinge schmecken lassen. Sollen sie nur kommen!
Meistens stammelt Ludomill nur wirres Zeug, denn die Marionettenspielerin hat seinen Verstand zu Krümeln zerbröselt, aber manchmal hat er wache Momente, und in diesen hat er mir etliches über die Verschwörung offenbaren können, deren Opfer wir beide sind. Ob es noch andere Opfer gibt? Aber wenn ja, wie soll ich sie erkennen?
Das Haus, in dem das Unheil seinen Anfang nahm, steht auf einer magischen Kraftlinie, wie Ludomill es nannte, eine Linie, in der die Erdmagie konzentriert ist. Die Ballung der Erdkraft hat unterschiedliche Auswirkungen auf verschiedene Menschen, das hängt von der individuellen Persönlichkeit ab, auf manche wirkt sie stärkend und wohltuend, auf andere zerstörerisch, beschert ihnen Alpträume und verwirrt ihren Geist. Mir ermöglichte die Erdmagie, Verbindung aufzunehmen zu Geistern, erst nur in Träumen, dann konnte ich sie auch im Wachen sehen und schließlich sogar hören, mit ihnen kommunizieren. Aber zu diesem Zeitpunkt hatte die Verschwörung bereits ihren Anfang genommen und lastete wie ein Fluch auf dem Haus in der Kranichgasse, wandelte alles Gute hin zum Schlechten. Hätte ich zu anderen Zeiten wahrhaftig Kontakt herstellen können zu meiner toten Mutter und zu Denim Atuasi de Jurosa, so waren es jetzt, unter dem Bann der Roten Zauberin, die selbst eine Erdmeisterin ist und die Magie der Kraftlinie manipuliert, nurmehr falsche Geister, Trugbilder, gelenkt von der Fädenzieherin der Konspiration, die mir verräterische Gedanken und falsche Wahrheiten ins gar zu leichtfertige und gutgläubige Ohr flüsterten.
Auch jetzt, wo ich dies hier schreibe, sehe ich sie in den dunklen Schatten stehen, jenseits des Lichtkreises meiner Kerze, der Wesen der Finsternis, wie sie es sind, abhält, und ich höre aus der Ecke, wo ihre schemenhaften Gestalten wogen, das Wispern und Raunen ihrer Stimmen. Doch ich höre nicht mehr auf sie, nie mehr, sie haben ausgespielt. Mögen sie der Nacht ihre Lügen erzählen, ich verschließe meine Ohren vor ihrem Murmeln.
Mariannette hat die Kontrolle übernommen über das Haus in der Kranichgasse, Pension der Verlorenen Seelen, und sie hat die Konspiration ins Leben gerufen, der Ludomill und ich anheimgefallen sind. Der Geist des alten Mannes ist verwirrt, und er erkennt vieles nicht, so wie ich es erkenne, doch vor meinem inneren Auge liegt die Wahrheit offen zutage. Alle, alle sind dem unheilvollen Einfluß verfallen, oder aber sie wurden ausgetauscht. Ich bin die Letzte. Ich und die

Ruine, die einmal ein großer Zaubermeister war. Aber Mariannette hat ihm all seine Magie genommen.
Am Anfang war die lästerliche Gier des Roten Fräuleins nach Wissen und Geheimnissen, die nicht für Menschen gedacht sind, auch dann nicht, wenn sie so mächtig sind wie eine Mariannette Flambertin. Sie schuf eine neue, eine eigene und ganz persönliche Art der Magie: Zauber, die wachsen wie Früchte oder Kristalle, daß aus einem Samen etwas Großes entsteht. Um dies zu vollbringen, tätowiert sie Kindern mit einer latenten Begabung, einem schlummernden magischen Talent, einen Spruch auf den Rücken, der von sich aus bereits mächtig ist, der aber noch weiterentwickelt werden kann, oder sie tätowiert ein Kind mit Fragmenten, Gedanken und Ideen, die *vielleicht* zusammenwachsen und einen völlig neuen Zauber ergeben könnten. Sodann gibt sie das von ihr präparierte Kind seinen Eltern zurück, auf daß es wachse und groß werde. Aber nur der Körper wächst, nicht sein Geist. Statt dessen wächst der Zauber auf seinem Rücken, nährt sich vom geistigen Potential des Heranwachsenden, frißt seinen Verstand, wandelt ihn um in reine Magie, die sich auf seinem Rücken manifestiert, so als würde eine unsichtbare Hand Zeichen auf seine Haut schreiben, unauslöschlich eingebrannt und durch keine Magie zu tilgen, die schwächer ist als die der Dame in Rot. Durch den saugenden Vampirismus des tätowierten Zaubers verliert das Kind nicht nur die Möglichkeit, zu lernen und sich zu entwickeln, sein keimender Verstand verfällt durch die verschlingende Kraft der in seine Seele gebrannten Magie auch einem unrettbaren Wahnsinn. Allerdings ist es dem Träger der Tätowierung nicht möglich zu sterben, denn die Macht der Roten beschützt ihn vor jeder Gefahr, und sei es der Tod durch eigene Hand oder die von Menschen, die ihn lieben und erlösen wollen. So harrt er aus, Gefangener des tätowierten Zaubers, bis der Spruch vollendet ist, dann kommt die Rote Dame und tötet ihn, schneidet den Zauber von seinem Rücken und nimmt ihn mit sich, ein neuerlicher Zuwachs ihrer verderblichen Macht.
Xelesia und Absidian trachteten danach, ihren Sohn zu bewahren, ihm vielleicht sogar seinen geraubten Verstand wiederzugeben, deshalb studierten sie die Magie mehrerer Welten und auch die Kräfte des Pandämoniums, und deshalb kamen sie auch in die Pension in der Kranichgasse, denn sie wußten um die Erdkraft, die hier schlummerte, vor vielen Jahren versiegelt durch einen großen Zauberer, Amlud Inglikis, der hier gewohnt hatte und sich die Erdenergie zunutze gemacht, ehe er erkannte, daß es ihm nicht gegeben war, die zerstörerische Kraft zu bändigen, die im Erdinneren brodelte und wie ein Vulkan kurz vor dem Ausbruch stand, ihn zu verschlingen. So belegte er den Ort mit mehreren Siegeln, bannte die Strahlung bis auf ein Minimum, und dann kehrte er dem damals erst jungen Elek-Mantow den Rücken und zog weiter.
Xelesia und Absidian hatten die Siegel gebrochen und das Tor zur Erdmagie wieder geöffnet, in der Hoffnung, sich die Kraftquelle untertan zu machen und ihren Sohn erretten zu können. Aber damit handelten sie gerade als Marionetten ihrer Todfeindin, die ihre Macht auf die Erde gründet, und taten das Tor auf ins Verderben, das am Ende sie selbst und Ludomill Penhaligon verschlang. Das Übel, das darauf harrt, seinen Rachen auch um mich zu schließen.
Welch ein Zauber war es, den Yalno auf seinem Rücken trug?
Noch von anderen Dingen erzählt Ludomill, wenn die Nacht sich kurzfristig von seinem zerbrochenen Verstand erhebt. Bruchstückhaft nur vermag ich es zu fassen, was er in gemurmelter Litanei vor sich hinbrabbelt. Er hat Angst, soviel ist sicher. Irgendjemand, oder irgend*etwas*, lauert auf ihn, begierig ihn sich zu holen. Es ist nicht der Tod, den er fürchtet, sondern etwas, das er als weit schlimmer erachtet. Er spricht von einem Pakt, den er eingagangen ist, und davon, daß er ihn gebrochen hat. Oft höre ich ihn schreien oder angsterfüllt aufstöhnen, manchmal spricht er in fremden Sprachen, die ich noch nie zuvor vernommen habe. Es gibt einen Ausdruck - oder ist es ein Name? - der immer wiederkehrt: Yakatná. Er zittert, fleht, bettelt, wenn er dieses Wort sagt, in mir unverständlichen Zungen, fast so, als würde er um Gnade flehen oder um Vergebung.
Mich würde interessiern, wie alt Ludomill ist.
Meine Hände... sie sind schon wieder blutig! Ich muß gehen und sie waschen.

Später, in der gleichen Nacht.
Meine Hände sind immer noch blutig, so oft ich sie auch wasche. Das Blut will nicht weichen. Ein neuerlicher Fluch, der auf mir lastet. Und immer noch stehen die düsteren Gestalten zweier Gespenster abwartend im Dunkel, flüstern Worte und Lügen, auf die ich nicht länger achte.
Ludomill hat mich vor einer Stunde mit bebender Stimme an sein Bett gebeten. Er ergriff mit zitternden Fingern meine Hand, redete flüsternd auf mich ein. Seine Augen waren die ganze Zeit auf

mich gerichtet, aber nicht immer schienen sie mich wahrzunehmen, manchmal blickten sie auch durch mich hindurch in die Unendlichkeit oder an ferne, mir unbekannte Orte. Einige Male hatte ich das Gefühl, er würde tief in mich hineinblicken, so wie es die Dame in Rot getan hatte, auf eine mir nicht verständliche Weise direkt mit meiner Seele kommunizieren. Manchmal erkannte er mich als Atakuela und nannte mich auch beim Namen, oft aber schien er auch eine andere Person in mir zu sehen, jemand, den er früher gekannt hatte. Er nannte mich Esmée, Istafel, Liko und bei anderen Namen. Der alte Mann sprach nicht immer so, daß ich ihn verstehen konnte, oft auch in fremden Sprachen, von denen ich sicher bin, daß sie nirgendwo auf Nontariell gebräuchlich sind, oder in Bildern und Metaphern, die ich nicht imstande war, zu begreifen; von Zeit zu Zeit schien er in Abgründe zu blicken jenseits jeder Vorstellungskraft, dann schwoll seine Stimme an zu einem schrillen Kreischen, oder sie verebbte zu einem Flüstern, das so leise war, daß ich mein Ohr ganz fest an seinen Mund halten mußte und doch nicht alles hörte, was er sprach. Häufig begann er auch zu stammeln, nur Bruchstücke, Satzfetzen, Wortfragmente sprudelten von seinen Lippen und ergaben für mich gar keinen oder einen nur unzureichenden Sinn. So kommt es, daß ich kaum die Hälfte von dem verstehen konnte, was er mir anvertraute, das Wenige jedoch will ich hier getreulich wiedergeben, mir selbst zur Erinnerungsstütze für künftige Tage, wenn die Verschwörung bezwungen ist und ich wieder frei bin. Oh, wann mag dies wohl sein?

Es gibt ein Wesen, vielleicht ist es auch ein Prinzip, welches Ludomill als Yakatná bezeichnete, manchmal auch als Ding. Es existiert jenseits der Grenzen von Koatlitek im tiefen Abgrund zwischen den Sternen, oder, wie Ludomill es ausdrückte, „auf der anderen Seite der Nacht“. Dieser Wesenheit hat sich der alte Meister in seiner Jugend schon verschrieben, die Jahrhunderte (Jahrtausende?) zurückliegen muß, um Einsicht in Geheimnisse zu erhalten, die den Sterblichen normalerweise verborgen sind, und um Macht zu erringen, die, wenn ich seinen Worten Glauben schenken darf, größer ist als die der Götter von Koatlitek, die Ludomill Penhaligon mit der gleichen Verachtung sieht, wie man sie auch der Dame in Rot zuschreibt. Der Preis hierfür waren dunkle Riten und eine unheilige Verehrung, die Ludomill dem „Flüsterer im Abgrund“ zuteil werden ließ und mit denen er ihm kurzfristig ein Tor öffnete auf diese Welt, die ihm normalerweise verwehrt ist, geschützt durch etwas, was der alte Zauberer nur die **Siegel** nannte, oder die **Wächter**, wobei ich mir nicht sicher bin, ob er damit das Gleiche meinte oder unterschiedliche Dinge. Ich weiß nicht, welchen Nutzen ein Wesen wie Yakatná daraus zieht, Koatlitek betreten zu dürfen, doch Ludomill erging sich in langen Schilderungen der Schrecknisse, die er im Namen des „Wanderers in Dunkelheit“ vollbracht hatte und die die Übeltaten eines Sariel Mizgar als pure Kinderstreiche erscheinen lassen. Meine Hand sträubt sich, das niederzuschreiben, was Ludomill mir berichtet hat, ungeachtet meines Vorsatzes, denn gnädig wäre es, die grausigen Details zu vergessen, auch wenn ich nicht glaube, daß mir das jemals beschieden sein wird. Noch im Grab werde ich mich der Verbrechen entsinnen, von denen Mord, Schändung und Seelenraub noch die Geringsten waren, welche ich als Beichte aus dem Mund eines reuigen Mannes vernahm.

Ludomill Penhaligon schien durch sein Geständnis Vergebung von mir zu erhoffen, und manche der Namen, mit denen er mich ansprach, waren, so denke ich, die seiner Opfer. Doch selbst wenn ich gewollt hätte, wie könnte ich ihm vergeben, da er *mir* doch nichts angetan hatte. Ich bin keine Priesterin, ihm die Absolution zu erteilen, zumal es selbst der Güte eines Yanec d´Ibrisco schwergefallen wäre, solche Greuel zu verzeihen, wie sie hier offenbart wurden. Der alte Meister liegt im Sterben, obwohl sein Körper geheilt ist, aber es ist nicht das Leben, an das er sich so verzweifelt klammert, sondern an die Illusion seines Seelenheils. Er weiß, daß selbst die Vergebung von Hesvite ihn nicht retten würde, daß es für ihn keine Hoffnung mehr gibt. Er hat Yakatná den Pakt aufgekündigt, die Riten nicht mehr durchgeführt, das Tor auf diese Welt geschlossen gehalten, weil er am Ende die Schuld nicht mehr ertragen konnte, die er wieder und wieder auf sich lud. Jetzt, wo er schwach ist, wo er im Sterben liegt, wird der „Wanderer in Dunkelheit“ kommen und ihn holen. Er wird seine Seele fressen.

Der Alte schläft nun, von unruhigen Träumen geschüttelt, und erlebt vorab bereits die Ankunft seines Gottes, den er verraten hat. Er schreit im Schlaf und wimmert und flüstert immer wieder: „er kommt mich holen...“ Ludomills Verdammnis hat bereits begonnen, er trägt seine Hölle im eigenen Herzen. Angesichts seiner grausigen Beichte fällt es mir schwer, Mitleid mit ihm zu empfinden.

25. Talu?

Wo ich hier sitze und dies schreibe, erscheint mir mein eigenes Unglück gering im Vergleich zu der Verdammnis, der Ludomill anheimgefallen ist. Er war nicht unschuldig, beileibe nicht, und doch war er am Ende ein Opfer, nicht nur der Verschwörung (wenn er überhaupt jemals ein Opfer der Verschwörung war und dies nicht nur meine Interpretation der Dinge ist), vielmehr ein Opfer seiner eigenen Reue. Er starb, weil er nach Jahrtausenden sein Gewissen wiederentdeckt hat. Was in jeder Religion von Koatlitek Vergebung bringt, ihm brachte es die Verdammnis. Welch Ironie! Ludomill Penhaligon war eine tragische Gestalt.

Am Abend des 24. saß er kerzengrade in seinem Bett und blickte mir mit einer erschreckenden Klarheit in den Augen fest ins Gesicht. Aller Nebel schien von seinem Geist gewichen, und selbst seine Furcht war zu einem Schatten abgeklungen. Er winkte mich an sein Bett, und zögernd folgte ich, setzte mich auf die Kante.

„Es ist soweit," sagte er leise, aber seine Stimme klang gefaßt. Nur in der Tiefe seiner unergründlichen Augen flackerte es ganz leicht auf. „Yakatná rüttelt an den Toren dieser Welt. Er steht direkt vor Koatlitek und rennt gegen die **Siegel** an; nicht lange, und sie werden brechen. Mir bleibt nicht mehr viel Zeit."

Ich blickte weg, weil ich seinem Blick nicht standhalten konnte. Ludomill schüttelte traurig den Kopf. „Du brauchst mir nicht zu verzeihen, Atakuela, und du mußt auch nicht verstehen, warum ich meinen dunklen Weg eingeschlagen habe. Es war töricht von mir, von dir Absolution zu erwarten, dich als Stellvertreterin all meiner Opfer zu sehen, dich, der ich nie ein Leid zugefügt habe. Geh nun und laß mich allein. Ich will nicht auch dich noch ins Verderben reißen."

„Nein, Ludomill, ich bleibe. Ich werde dich in deiner letzten Stunde nicht allein lassen."

Ich weiß selbst nicht, warum ich das sagte, aber mein Entschluß war unumstößlich. Jetzt, wo er es nicht mehr erwartete, konnte ich ihm auf einmal verzeihen. Er war der einzige in dieser Stadt der Masken, dem ich noch vertraute, trotz allem, was er getan hatte. Das war ein anderer Mann gewesen, nicht der, den ich kannte. Ich würde ihn nicht im Stich lassen!

Er lachte bitter auf. „Geh, Atakuela, Mädchen. Bitte. Du kannst mir nicht helfen. Niemand kann das."

„Ich kann bei dir sein." Ich drückte seine Hand, dann nahm ich ihn sacht in den Arm. „Niemand hat es verdient, einsam zu sterben, von allen verlassen, egal, was er getan hat."

„Du Närrin," sagte der alte Mann, aber er sagte es voll Dankbarkeit.

Eine Weile saßen wir stumm nebeneinander. Draußen kam Sturm auf und rüttelte an dem morschen Gebälk. So, wie Yakatná an den Toren von Koatlitek rüttelte... Ich ging zum Fenster und blickte hinaus in die Nacht. Dunkle Sturmwolken waren aufgezogen und verdeckten die Sterne, ein Schleier rückte vor die Monde. Es war die dunkelste Nacht, die ich je erlebt hatte. Unnatürlich dunkel. Ein eisiger Windzug ließ den Fensterrahmen knarren und fuhr mir kalt ins Gesicht, zerzauste mein Haar und prickelte auf meiner Haut. Ich zog den Mantel enger um meine Schultern, aber die Kälte drang mir dennoch in alle Glieder. Ich sah Rauhreif, der sich auf dem Fenstersims bildete. Als ich das Fenster schließen wollte, zersplitterte die ohnehin bereits gesprungene Scheibe durch eine heftige Bö, und die scharfen Glasscherben schnitten mir in die Hand. Ich hatte das Gefühl, als würde der Sturm mich auslachen.

Ludomill bat mich mit belegter Stimme: „Atakuela, bitte hole mir aus der Taverne eine Flasche Wein. Ich möchte noch einmal den Geschmack auf meiner Zunge spüren."

„Nein, Ludomill, so leicht wirst du mich nicht los. Der Sturm, das ist Yakatná, nicht wahr?" Ich zog eine alte staubige Flasche mit süßem Likörwein aus meinem Gepäck, die ich aus dem Keller meines Vaters geholt hatte, ehe ich aufbrach, und schenkte zwei Zinnbecher voll. Einen reichte ich Ludomill. „Hier."

Der alte Mann nippte an dem samtroten Wein. Lange starrte er vor sich hin, dann sagte er so leise, daß ich es kaum hören konnte: „Ja."

Der Sturm heulte ums Haus. Frostiger Wind wehte durch das geborstene Fenster und wirbelte Staub auf vom Boden und von den Schränken. Schließlich begann Ludomill stockend zu erzählen, es war keine Rechtfertigung, keine Entschuldigung, ich hatte den Eindruck, daß er einfach wollte, daß ich es wußte.

„Die Pension... ich dachte, die Erdmagie würde bewirken, daß ich wieder ruhig schlafen konnte. Ich war empfänglich für die Strahlung, das wußte ich... die Bilder meiner Greuel, sie waren mir stets vor Augen, meine Opfer verfolgten mich in meinen Träumen. Als ich im „Lindenblatt" einzog, hatte ich seit zehn Jahren nicht mehr geschlafen. Keine Stunde... Es war... ich fand mein seelisches Gleichgewicht wieder. Ich hatte Yakatná abgeschworen und wollte ein ganz normales Leben führen.

Als Aramar und Tibidago kamen und wünschten, daß ich ihr Lehrer werde, da wies ich sie von mir, ich schickte sie heim. Ich wollte keinen auf den dunklen Pfad führen, den ich beschritten hatte... „
„Warum hast du dich der Dame in Rot entgegengestellt?“ fragte ich sanft.
„Ich weiß es selbst nicht genau. Ich denke... es war der Versuch einer Wiedergutmachung. Indem ich Yalno vor Mariannette rettete, hoffte ich, mir selbst verzeihen zu können. Ich wünschte, *mich* hätte damals jemand aufgehalten! Ich war weit schlimmer als Mariannette...“
„Wußte sie, was sie dir antat?“
„Ja. Ihrer Meinung nach war für mich kein Platz mehr in der Welt. Ich hatte mich überlebt. Indem sie mich zerbrach, stellte sie die Ordnung der Dinge wieder her.“ Er nahm einen tiefen Schluck aus dem Trinkbecher.“Mehr als hundert Jahre lang hatte ich mich vor dem Wanderer in Dunkelheit versteckt, mich vor seiner Strafe verborgen. Ich hatte die **Siegel** gestärkt, Koatlitek vor seinem Zugriff beschützt. Aber in Wahrheit hatte ich nur mich selbst vor ihm beschützt. Nachdem Mariannette mir meinen Zauber genommen hatte, konnte Yakatná mich wittern. Er nahm meine Fährte auf...“
Wie bestätigend teilte ein bläulich-gezackter Blitz den düsteren Himmel, und sein gespenstischer Widerschein irrlichterte durch das enge Herbergszimmer. Ludomills Gesicht wirkte in dem blauen Licht wie das einer Leiche.
„Wart ihr Freunde? Früher. Du und die Dame in Rot...“
Der alte Zaubermeister senkte den Kopf, einige Muskeln in seinem Gesicht zuckten. Ich bemerkte, daß er von Erinnerungen überwältigt wurde und versucht war, mir davon zu erzählen, doch dann begnügte er sich mit einem schlichten: „Ja.“
Ein tosender Donnerschlag ließ die windschiefe Herberge erzittern. Ludomill lächelte schwach. „Er ist auf dem Weg.“
Lange verharrten wir in Schweigen. Weitere Blitze zuckten und erhellten mit ihrem blauen Licht unsere armselige Zuflucht. Wir beide zählten bang die immer kürzer werdende Frist, bis das Donnergrollen folgte. Das Gewitter rückte immer näher, und mit ihm Yakatná... Irgendwann setzte ein prasselnder Regen ein, der vom tosenden Sturmwind durch die geborstene Scheibe ins Innere geweht wurde und den Boden überschwemmte. Der Regen durchnäßte mein Haar und meine Kleider, durchweichte das Bett. Wassertropfen rannen über Ludomills Gesicht, als er mit weit aufgerissenen Augen ins Gewitter starrte. Nur noch wenige Sekunden lagen zwischen Blitz und Donnerschlag.
Es gab soviel, was ich Ludomill hätte fragen können, über Mariannette, über die Stadt der Marionetten, über die Verschwörung... aber ich war nicht hier, um ihn auszuhorchen, um Nutznießerin seines Wissens zu sein. Ich war hier, um ihm in seiner letzten Stunde beizustehen.
„Atakuela...“
Ich drückte fest seine Hand.
„Der tätowierte Zauber... ich verstehe ihn nicht ganz, aber ich denke, etwas Schreckliches wird geschehen. Niemand kann Mariannette aufhalten. Niemand, wenn nicht einmal ich es vermochte. Und doch... in meinem Buchladen... die Anrufung der **Wächter**...“
Ludomill verfiel in eine fremde Sprache, oder vielleicht murmelte er auch nur unzusammenhängende Wortfetzen, die ich nicht einordnen konnte. Ich schüttelte ihn, aber er starrte durch mich hindurch. Ein blauer Widerschein, ich erstarrte in der Bewegung, zählte... nur eine Sekunde!
Plötzlich waren seine Augen wieder hellwach und angefüllt mit einer solchen Furcht, wie ich sie nie zuvor bei einem Wesen erblickt hatte. „Geh, Atakuela! Flüchte, sonst holt er auch dich!“ schrillte der alte Mann in panischem Entsetzen. Fast hätte ich seine Warnung befolgt. Ich starrte zum Fenster, und nun lag Panik auch in meiner Seele.
Der Himmel war taghell erleuchtet von einem zuckenden Tanz blauer Blitze, die sich wie ein Geflecht ineinander verwoben, wie ein Spinnennetz oder zuckende Tentakel. Der ohrenbetäubende Donner war allgegenwärtig, aber durch das Tosen hindurch glaubte ich eine gewaltige befehlende Stimme zu hören, die nach Ludomill rief. Wie in Trance erhob er sich vom Bett und schritt auf das Fenster zu, das mir in diesem Augenblick vorkam wie das Tor zu einer anderen Welt. Das Tor auf die andere Seite der Nacht, wo der Flüsterer aus dem Abgrund haust. Er lief, obwohl er von der Hüfte abwärts gelähmt war, stolperte schwankend zu auf sein Verderben, die Augen quollen ihm fast aus den Höhlen, ich konnte seine Furcht förmllich riechen, sein Mund brabbelte und murmelte Worte des Wahnsinns. Ich wollte ihn festhalten, zurückziehen vom Fenster in den Untergang, aber er stieß mich mit einer solchen Kraft beiseite, daß ich wie eine Spielzeugpuppe zu Boden gewirbelt wurde und halbbetäubt liegenblieb. Ich sah einen sich schlängelnden schwarzen Tentakel, der durch das Fenster nach Ludomill Penhaligon tastete, ihn um die Hüfte umschlang und mit sich hinauszerrte in die

blitzdurchzuckte Nacht. Ludomills gellender Schreckensschrei verhallte in der Ferne. Ich rannte zum Fenster, blickte ins tosende Inferno, wo sich schwarze Wolken zu bizarren Gebilden auftürmten, wo geflügelte, amorphe *Dinge* durch einen von Blitzen gespaltenen Himmel schwebten...
Danach versank ich in eine bodenlose Finsternis, die mein Bewußtsein hinwegspülte uind mir gnädiges Vergessen brachte. Ich weiß nur noch, daß ich in wilder Paník flüchtete. Da waren Männer, die mich aufhalten wollten, und ich tötete sie. Ich rannte hinaus in die Nacht, während die Herberge hinter mir wie ein Kartenhaus zusammenstürzte, suchte ein Versteck vor dem Alptraum und fand es schließlich. Hier sitze ich nun, im Schatten eines Tempels (welcher Tempel? Welcher Gott wird hier angebetet? Ich habe es vergessen.), und mache diese Eintragungen in mein Tagebuch. Es ist aufgeweicht vom Regen, und viele Seiten sind unleserlich, die Tinte verwischt, aber ich schreibe dennoch weiter, wie eine Besessene. Dieses Tagebuch ist meine letzte Verbindung zur Wirklichkeit, zu der Welt, wie sie war, bevor der Alptraum begann. Erst die Verschwörung, und jetzt...
Es hätte schon längst der Morgen anbrechen müssen, der 26. Talu, aber es ist immer noch Nacht. Der Sturm hat sich gelegt, der Regen und das Gewitter haben aufgehört. Der Wanderer in Dunkelheit ist mit seiner Beute heimgekehrt. Aber die Nacht, die Nacht... sie währt noch immer. Ich sehe hinauf zum Himmel und erkenne fremde Sternenkonstellationen, die ich noch nie zuvor gesehen habe. Bin ich überhaupt noch auf Koatlitek? Die Monde sind immer noch hinter einer Wolke verborgen. Ich warte. Ich warte. Nacht. Immer noch. Ich sehe keinen Menschen, außer mir, aber ich höre... *Geräusche*. Ein Flüstern und Raunen, als würde die Nacht mit sich selbst sprechen, manchmal ein Pfeifen, ganz weit weg. Meine einzige Gesellschaft sind die beiden dunklen Frauengestalten, die Gespenster, die mir vorgaukeln, sie wären Arpáo de Kuansa und Atuasi de Jurosa, aber auch die Geister schweigen. Sie sprechen nicht mehr, starren nur still vor sich hin. Ich vermisse ihre Stimmen. Warum haben sie aufgehört, zu mir zu sprechen? Haben sie erkannt, daß ich nicht länger auf ihre Lügen höre? Fast glaube ich, so etwas wie Furcht oder Erschrecken auf den schemenhaften Gesichtern der Geisterfrauen ausmachen zu können, aber das ist gewiß nur eine weitere Maske. Sie sind stumm. Nur die Nacht selbst spricht. Ich habe Angst.Vielleicht träume ich nur, vielleicht ist alles nur ein furchtbarer Nachtmahr. Vielleicht gibt es die Nacht nur in mir selbst, die endlose dunkle Nacht meiner Seele Ich klammere mich an meine Feder und an meinen Rapier, letzte Fixpunkte einer aus den Fugen geratenen Welt.

Winter der Seele
Immer noch 25. Talu?
Hat Yakatná die Nacht mit sich gebracht, die ewige Nacht zwischen den Sternen? Oder hat die Dame in Rot sie gerufen, mit jenem Zauber, der Yalno sein Leben gekostet hat? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß die Sonne immer noch nicht aufgegangen ist, und ich zweifle inzwischen daran, daß sie jemals wieder aufgehen wird. Die Ewigkeit hat ihren Mantel über Elek-Mantow ausgebreitet, vielleicht über ganz Koatlitek.
Ziellos irre ich durch die Finsternis. Ich bin allein, keine Menschenseele kreuzt meinen Weg. Und dennoch, ich spüre, daß ich beobachtet werde, verfolgt. Manchmal höre ich Schritte, ganz dicht hinter mir, aber wenn ich herumwirble, die Klinge gezückt, dann ist da niemand. Ab und an klingt ein hämisches Kichern in meinen Ohren, bisweilen nehme ich seltsame und unangenehme Gerüche war. Ich weiß, irgend jemand ist da, ganz nah, ganz nah... und doch kann ich ihn nicht wahrnehmen. Er versteckt sich, belauert mich, läßt mich keine Sekunde aus den Augen. Wenn ich ihn sehe, werde ich ihn töten. Wenn ich ihn sehe.
Wenn ich zum Himmel schaue, bemerke ich tanzende Wolkenfetzen, die wie lebendig zucken, aus den Wolken heraus manifestieren sich bisweilen menschenähnliche Umrisse, fahle Irrlichter geistern durch die Nacht. Einmal glaubte ich aus dem Augenwinkel einen kurzen Blick auf ein schreckliches Gesicht erhaschen zu können, das vom Himmel auf mich herabstarrte, aber als ich genau hinsah, waren da nur Wolken.
Bin ich der letzte Mensch in Elek-Mantow?Bin ich der letzte Mensch auf der Welt?

Nacht, immer noch
Ich habe einen anderen Menschen entdeckt. Leider war er tot. Er lag mitten auf der Straße, auf dem Bauch, und als ich ihn umdrehte und ihm ins Gesicht blickte, sah ich, daß er keine Augen mehr hatte. Durch die leeren Augenhöhlen blickte ich ins Innere seines ausgehöhlten Schädels. Irgend etwas hatte

ihm durch die Augen das Gehirn aus dem Kopf gesaugt. Als ich ihn zurück in den Staub der Straße sinken ließ, schlug sein Hinterkopf hart auf den Stein und zerbrach wie eine Eierschale.
Ich wirbelte blitzschnell herum, weil ich einen beobachtenden Blick auf meinem Rücken spürte, und konnte gerade noch erkennen, wie sich etwas tiefer in die Schatten eines Hauseingangs zurückzog. Doch als ich den Eingang erreichte, war er leer.

Ich lasse mich einfach treiben. Dann und wann ist da Nebel oder Rauch, der an mir vorbeiweht, manchmal erahne ich ein Gesicht inmitten des nebligen Dunstes. Aber niemand spricht zu mir, niemand antwortet, nicht einmal die dunklen Geisterfrauen, die immer noch da sind, die mich stets begleiten. Ich habe den Eindruck, daß sie mich traurig anschauen.
Ich habe weitere Toten gefunden. Warum bin ich noch am Leben? Wollen sie mich bis zuletzt aufsparen?

Immerwährende Nacht.
Endlich! Ich bin nicht mehr allein. Während ich planlos durch die ausgestorbenen Straßen irrte, hörte ich plötzlich das Weinen eines Säuglings. Sogleich verhielt ich meinen Schritt und horchte angespannt in die Nacht. Die Schreie erschollen aus einem Haus ganz in der Nähe. Die Tür stand offen, und ich stieg die Treppen hoch und fand das Kind in einer Wiege liegen. Von seinen Eltern oder anderen Bewohnern des Hauses fehlte jede Spur. Ich nahm das Kind mit mir, trage es in meinen Mantel gewickelt auf meinem Arm. Ich bin nicht mehr allein.

Später.
Das wird meine letzte Tagebucheintragung sein, denn mein Papier geht zur Neige. Das Büchlein ist voll, und mir bleibt nur noch, abschließende Worte hineinzuschreiben. Es ist immer noch Nacht, immer noch irre ich durch die Finsternis, den schreienden und hungrigen Säugling auf meinem Arm. Ich habe nichts, womit ich das Kind füttern könnte, wahrscheinlich wird es bald verhungert sein, und dann bin ich wieder allein. Es macht ohnehin kaum einen Unterschied. Leere Straßen, leere Häuser. Augen, die mich beobachten, ohne, daß ich sie sehen kann. Ein Flüstern und Murmeln um mich, und die stummen Gespensterdamen als meine düsteren Begleiterinnen. Verloren treibe ich durch die Nacht.

Mit zittriger Schrift an den Rand der letzten Seite gekritzelt, teilweise zwischen die Zeilen der letzten Eintragung gerutscht
Da ist jemand, vor mir in der Nacht. Ist es Yssa? Oder Yesil? Ich kann mich nicht an das Gesicht erinnern. Aber ich weiß, sie ist meine Feindin, sie ist an allem schuld. Ich muß sie töten. Behutsam bette ich den inzwischen verstummten Säugling auf meinen Mantel. Er schreit schon lange nicht mehr. Ist er tot? Vielleicht. Dann zücke ich den Rapier und den linkshändigen Parierdolch. In einer spiegelnden Pfütze sehe ich das Bildnis einer Frau, bin ich das? Die violetten Haare wirr im blassen und abgemagerten Gesicht, ein funkelnder Glanz in den Augen, barfuß, das schwarze Kleid zerrissen und blutbefleckt. Ich bin bereit. Jetzt wird alles enden.

Neue Besen

André Wiesler

Die Stadt kehrte langsam wieder zu ihrem gewohnten Lebenswandel zurück, drehte sich aus dem Taumel des Mittjahrsfestes und der Triumviratswahl heraus. Trübsal in der Unterstadt, Genußsucht in der Oberstadt...

Geral Broschakal nahm einen erneuten tiefen Atemzug der erfreulich kühlen Abendluft und wandte sich dann zu ihren Beobachtern um. Da saßen sie, zwanzig an der Zahl, und blickten sie erwartend an.

„Meine Herren“, eröffnete sie ihre Rede. „Ihr werdet euch wundern, warum ich euch zusammengerufen habe! Der Grund ist ebenso peinlich wie ärgerlich.“

Unruhiges Gemurmel machte sich unter den Richtern breit. Nicht nur, daß sie von einer Triumviratsangehörigen zusammengerufen wurden, einer erst vor drei Tagen gewählten, noch dazu. Nein, jetzt wollte diese ihnen auch noch etwas Unangenehmes eröffnen.

´Das macht man nicht´, hatte man ihr gesagt. ´Die Richter unterstehen den gewählten Oberrichtern, nur sie können Richter ernennen und entlassen.´

Aber Geral scherte sich nicht darum. Sie war Teil der Regierung und die Oberrichter waren ihr unterstellt und somit auch die Richter als solche.

Nach dieser bedeutsamen Pause sprach sie weiter: „Einer von euch wurde aus verläßlichen Quellen der Bestechlichkeit, der Aufforderung zum Mord und der Unzucht beschuldigt und durch verschiedene Zeugenaussagen überführt.“

Wieder machte sie eine Pause und blickte jeden einzelnen der Richter an und sah jeden einzelnen erbleichen. Jeder von ihnen ließ sich durch größere Summen davon überzeugen die Gesetze und das Rechtsempfinden ein wenig zu Gunsten der Reicheren zu beugen. Auch hatten die meisten von ihnen schon einmal den einen oder anderen unliebsamen Zeitgenossen aus dem Weg räumen lassen und einige brachten junge Dinger mit der Drohung einer Anklage dazu, sich zu ihnen zu legen. Dabei konnten sie bis jetzt darauf vertrauen, daß ihre Position als Richter sie schützte. Doch nun nicht mehr!

„Ich werde ein solches Verhalten nicht dulden.“

Natürlich gab es auch rechtmäßige Richter und mancher war nur ein oder zweimal der Versuchung erlegen, aber viele -zu viele- nutzten ihre Position schändlich aus. Geral würde ein Exempel statuieren.

„Richter Namulet Farbelle, ihr seid mit sofortiger Wirkung unehrenhaft aus dem Amt des Richters entlassen, alle noch ausstehenden Verhandlungen werden von einem anderen Richter übernommen werden und ihr werdet euch der Gerichtsbarkeit Elek-Mantows verantworten müssen. Wachen, führt ihn ab.“

Ungläubigkeit strahlte aus den meisten Augen, doch in ein oder zwei Augenpaaren glaubte Geral auch Zustimmung lesen zu können. Zwei Stadtwachen packten den erbost aufgestandenen Richter an beiden Seiten und führten ihn zur Tür. Sie trugen immer noch das alte Wappen. Auch das würde sich bald ändern. Unnachgiebig führten sie den dicklichen Mann ab. Geral hatte keinen Zweifel daran gelasen daß mit unabdingbarer Härte gegen Farbelle vorgegangen werden müßte. Der Richter starrte Geral wütend an. Auch in einigen der anderen Gesichtern regte sich Unmut und Widerstand. Nun gut, dann würde der nächste Schritt doch nötig werden. Demütigung.

„Moment noch.“

Die Wachen hielten inne.

„Bürger Farbelle, es steht euch nicht zu, die Schärpe eines Richters zu tragen. Legt sie sofort ab, sonst wird den Anklagepunkten noch Vortäuschung höheren Ranges hinzugefügt.“

Sie steckte die Hand aus. Erst zögerte der ehemalige Richter noch, als er aber den harten Ausdruck in ihren Augen sah, gab er nach. Wütend riß er die Schärpe entzwei und warf sie zu Boden. Geral blickte herunter, nickte dann grimmig und drehte die offene Hand herum, schloß sie und zeigte mit dem Finger auf die Tür.

„Führt ihn ab!“

Als die Tür laut ins Schloß gefallen war, wandte sich die Triumviress wieder den Richtern zu: „Der vakante Posten wird von den Oberrichtern nach bekannter Vorgehensweise wieder besetzt. Ich hoffe, daß ihr übrigen eure Aufgabe weiterhin so zufriedenstellend erledigt. Ihr dürft gehen.“

Geral stellte sicher, daß der Ton ihrer letzten Sätze eine nur wenig verholene und unmißverständliche Drohung enthielt. Sie würde nicht davor zurückschrecken kräftig aufzuräumen, wenn sich die Art und Weise der Richter nicht ändern würde.

Als der letzte der Würdenträger Elek-Mantows den Saal verlassen hatte, ging sie wieder zum Fenster, verschränkte die Arme und blickte auf die Straße herunter. Diese Leute hier und auch die jenseits der Schlucht vertrauten ihr, oder zumindest mußten sie das erdulden, was sie entschied. Sie hoffte sie nicht zu enttäuschen.
Es gab noch viel zu tun, viele schwere Schritte zu gehen. Schon jetzt, am dritten Tag ihrer Regierung hatte sie sich Feinde gemacht und auch die anderen beiden Mitglieder des Triumvirats waren nicht sehr begeistert von ihrer unkonventionellen Art. Aber wie sagte man so schön: Neue Besen kehren gut.

Schattenspiele

Claudia Wamers

Die Sonne ging auf über Elek-Mantow, der geteilten Stadt. Allerdings sah man als erdgebundener Bewohner dieser Stadt heute nicht sehr viel davon, verdeckten doch dichte graue Wolken den Himmel, aus denen es kräftig hinabregnete.
In der Oberstadt begann trotz des andauernden Unwetters reges Treiben. Die wenigen Menschen, die es im Leben etwas besser getroffen hatten, erwachten gerade zu ihrem mehr oder eher weniger arbeitsreichen Tagwerk. Dahingegen war es in der Unterstadt, im sogenannten „Rattenloch“, gerade an der Zeit, daß die meisten der Aktivitäten eingestellt wurden. Hier lebten zwar auch einige ehrliche Leute, die nur viel Pech im Leben gehabt hatten, aber ehrlich - Im Licht des Tages, sei er auch noch so wolkenverhangen, ließ es sich recht schlecht Rauben und Meucheln, nicht daß das so unbedingt ein Hinderungsgrund wäre... So war nun einmal der allgemeine Gang der Dinge in dieser Stadt...
... doch wenden wir uns einmal ab vom Gang der Dinge in dieser Stadt und widmen wir uns dem Gang eines Pferdes, das, wenn es denn seinen Kurs weiterverfolgte, am nächsten Morgen Elek-Mantow erreichen dürfte.
Das Pferd ließ, ebenso wie sein tropfnasser Reiter, traurig den Kopf hängen. Die beiden paßten sich, so schien es, dem Regenwetter an. Der Reiter war zwar in einen schützenden Regenumhang gehüllt, doch trotzdem bis auf die Haut durchnäßt. Man hörte ihn ab und an verärgert vor sich hin murmeln.
Er wischte sich mürrisch eine Strähne seines dunkelblonden Haares aus der Stirn und fluchte lautstark.
„So ein Sauwetter, da schickt man doch keinen Hund vor die Türe. Und all das nur weil... „
Abrupt griff der Mann in die Zügel und brachte sein Pferd zum Stehen. Hatte er da nicht einen Laut aus dem Unterholz vernommen? Er wartete einen Augenblick und spitzte die Ohren, um durch das Rauschen und Plätschern des Regens etwas zu hören. Nein, anscheinend doch nicht, es war wohl wirklich nur das Rauschen des Regens und das Prasseln der Wassertropfen auf dem ersten Grün des Jahres, das ihm die Laute vorgegaukelt hatte.
Gerade als er sich mit einem Seufzer anschickte weiterzureiten, hörte er wiederum Geräusche. Da, rechts, das Knurren von Raubtieren war zu hören - das waren eindeutig Wölfe. Und sie stritten sich anscheinend um etwas. Nervös begann das Pferd zu tänzeln, es hatte wohl auch die Witterung in die Nüstern bekommen und wollte fort - ein schlaues Tier.
Es war besser für jeden Reisenden, sich balgende Wölfe einfach zu ignorieren - so dachte jedenfalls der Reiter und gab seinem Pferd die Sporen.
Da mischte sich unter das Knurren der Wölfe das angstvolle Wiehern eines Pferdes und der wütende Klang einer Frauenstimme.
Der Reiter zügelte sein Pferd erneut, es tänzelte im Schlamm des Pfades auf der Stelle... eine Frau hier draußen, die sich mit Wölfen herumschlägt...
„Ist eben Pech für das Mädel....“, murmelte der Reiter im tropfenden Regenumhang leise vor sich hin, und lenkte sein Pferd einige Schritte weiter auf dem Pfad Richtung Stadt. Dann allerdings riß der Mann doch noch das Tier herum in Richtung der Geräusche, und mit einem lauten Fluch und einem herzhaften „Verdammt noch mal!“ durchbrachen Roß und Reiter die Büsche.
Nach einigen Metern durch dichtes Vorjahresgestrüpp welches der Hengst schnell durchbrach, bot sich dem Mann der Blick auf eine kleine, von Eichen umgebene Lichtung.
Auf dieser Lichtung stand eine Frau, breitbeinig und abwartend vorgebeugt, den Rücken einem großen Baum zugewandt. Sie versuchte sich mit einem Säbel in der einen und einem langen Knüppel in der anderen Hand einer Meute Wölfe zu erwehren. Gerade hatte sie einem der Tiere den Knüppel kräftig auf die Schnauze gesetzt, so daß dieser sich jaulend zurückzog. Allerdings hatte sie dadurch ihre Deckung zu weit offengelassen - ein silbermähniger Wolf hing im Nu an ihrem Unterarm und bohrte seine Fänge hinein. Die Frau ließ den mit dieser Hand geführten Säbel mit einem hellen Aufschrei fallen.
Da war auch schon der Reiter heran, die Hufe des Pferdes trampelten eines der Tiere mit der Schnauze voran in den Schlamm, und drosch einem der anderen Wölfe den Säbel ins Kreuz. Das getroffene Tier jaulte auf, stolperte und stürzte. Helles Blut rann durch das Fell und vermischte sich dort mit den Regentropfen. Der Mann sprang aus dem Sattel und machte sich bereit, auch den verbliebenen Wölfen kräftig eins auszuteilen. Diese Chance nutzte auch die Frau, denn noch hatte sie diesen Knüppel in der Hand! Sie setzte ihn mit schmerzverzerrtem Gesicht dem silbermähnigen Wolf

zwischen die Ohren - dieser jaulte auf und ließ von ihr ab. Mit angelegten Ohren duckte sich Silbermähne vor ihr und ließ ein dunkles Grollen vernehmen, dann machte er auf der Stelle kehrt und die anderen Wölfe folgten ihm - auf der Suche nach einem leichteren Opfer.
Der Mann blickte den flüchtenden Tieren nur kurz hinterher, steckte den Säbel weg und wandte sich der jungen Frau zu. Diese ließ sich, langsam, mit der einen Hand den verletzten Unterarm haltend, an dem Baumstamm zu Boden sinken. In Gras und Schlamm am Fuße des Stammes blieb sie nach Atem ringend sitzen.
Während der Mann auf sie zutrat betrachtete er sie interessiert. Eine Strähne dunkler roter Locken fiel ihr unter der Kapuze ihres ledernen Umhanges in das blasse, erschöpft aussehende Gesicht. Die Anstrengung ließ sie älter aussehen, als sie wohl war. Man konnte sie auf etwas über zwanzig Sommer zählen. Der Reiter kniete neben ihr nieder und griff vorsichtig nach ihrem Arm, um sich die Wunde einmal anzusehen, die rot durch den Blusenärmel schimmerte.
Das heißt er wollte nach dem Arm greifen, doch plötzlich, wie der sprichwörtliche Blitz aus heiterem Himmel, spürte er eine kleine aber ungemein scharfe Klinge unverrückbar an seiner Kehle.
„Eine falsche Bewegung, mein Freund, nur eine falsche Bewegung..“, hörte er die Frau leise sagen, „dann hast Du große, große Schwierigkeiten.“
Er ließ seinen Blick vorsichtig von dem verletzten Arm hochwandern, bis in ein paar klare graue Augen - und er glaubte der Frau aufs Wort. Sofort nahm er seine Hand zurück und hob beschwichtigend beide Hände. Die Frau rückte etwas von ihm ab, somit verschwand auch der Druck der scharfen Klinge.
„Wenn Ihr es wollt, so kann ich gerne gehen und euch hier zurücklassen. So es euer Wunsch ist, edle Dame, kann ich auch gerne sehen, ob ich die Wölfe noch finde, die ja nicht allzuweit fort sein dürften.“ Man hörte ihm deutlich den Sarkasmus seiner Worte an, und daß sich hier jemand sehr darum bemühte, nicht aus der Haut zu fahren. Oh ja, daß der Mann hier wütend war - das war unschwer zu erkennen.
Die Frau blickte ihn lange aus ihren grauen Augen an, was suchten diese Augen in den seinen? Anscheinend hatten sie gefunden was sie suchten, denn die Rothaarige seufzte, murmelte etwas wie „...wohl doch keiner von denen...“ und steckte mit einem undeutlichen Fluch den Dolch wieder zurück in die in ihrem Blusenärmel geschickt versteckte Dolchscheide.
Oh, er hatte die Kleine wirklich unterschätzt. 'Dieses Luder ist unheimlich vorsichtig...und unheimlich flink mit den Fingern. Da hat sie doch, als sie scheinbar den verletzten Arm umklammert hielt, die ganze Zeit den Dolch griffbereit gehabt!', dachte der Mann.
'Dumm von mir, sehr dumm - und unvorsichtig.,', sinnierte der Mann mit einem Schmunzeln, 'langsam sollte ich vielleicht etwas mehr Instinkt dafür entwickeln, sonst zieht man mich irgendwann einmal ohne einen Lebensfunken aus dem Dreck des Rattenloches heraus.'
Eine Stimme riß ihn aus seinen Gedanken.
„Grins' nicht so dämlich, hilf mir lieber auf, Du Bauer!“ Eine behandschuhte Linke streckte sich ihm entgegen. Er griff fest zu und zog die Frau auf die Beine.
Sie verzog kaum das Gesicht, unterdrückte den Schmerz in ihrem Arm, und als sie stand klopfte sie sich ein wenig den Schmutz von der Kleidung. Ein vergebliches Unterfangen, wo es doch immer noch regnete und sie auf dem Waldbogen gehockt hatte.
Sie trug robustes und praktisches Leder, eine dunkelblaue, jetzt aufgeweichte und zerrissene Bluse, und, unter der Kapuze, ein dunkelblaues Haarband mit dem sie die Flut ihrer in viele kleine Zöpfe gebändigten roten Haare nach hinten zwang, mit einem großen, in regenbogenfarben schillernden Stein als Zierde.
Suchend blickte sie sich um, fand ihren Säbel und den Knüppel. Wie der Mann jetzt sehen konnte, war dieser Knüppel wohl eher ein in einen Stoff eingeschlagener, schlanker Gegenstand. Sie nahm beides auf und sah sich nochmals suchend um. Dann ließ sie einen schrillen Pfiff hören. Anscheinend rief sie ihr Pferd, das vor den Wölfen wohl die Flucht ergriffen hatte.
Immer noch machte die Frau keinerlei Anstalten, sich ihm vorzustellen oder sich für die Rettung vor den Wölfen zu bedanken. Abwartend stand der Mann einige Schritt von ihr weg und beobachtete die Frau aufmerksam. Sie war schon seltsam. Jetzt sah sich die Frau besorgt um, auf ihren Pfiff hin war nichts geschehen. Sie starrte in den Wald hinein, dort wo die Wölfe verschwunden waren.
„Verdammte Mistbiester, haben die Wölfe wohl doch meinen treuen, alten Braunen erwischt, soll die Schlucht sie holen...“
'Die Schlucht,' dachte der Mann, 'die Kleine scheint aus Elek-Mantow zu sein'.

Sie sah noch einen Moment den im Schlamm recht gut zu sehenden Hufspuren ihres Braunen nach, denen einige Wolfsfährten folgten. Dann wandte sie sich dem Mann zu.
„Du reitest nach Elek-Mantow?“ Es schien mehr eine Feststellung als eine Frage zu sein.
„Ich reite nach Elek-Mantow, ja.“ gab der Mann zurück. Die Frau trat einige Schritte auf ihn zu, jetzt zuvorkommend und überaus freundlich lächelnd.
„Sagt, könntet Ihr mich vielleicht mitnehmen?“, bat sie, auf einmal gar nicht mehr so unnahbar.
„Das könnte ich - vielleicht.“ Natürlich war der plötzliche Stimmungswandel nicht unbemerkt geblieben. Auch die Sache mit dem Dolch im Blusenärmel lockerte sicherlich nicht gerade die Stimmung.
Das Mädel hatte etwas zu verbergen, das war offensichtlich. Sie hatte es auch, wenn sie nicht einmal die Zeit aufbrachte ihr geflohenes Pferd zu suchen, daß ja vielleicht noch lebte, ganz gewiß sehr eilig, nach Elek-Mantow zu kommen. Die junge Frau lächelte und streckte ihm eine Hand zum Gruße entgegen.
„Ich heiße Shirinn, Shirinn Tayla, und ich danke für die Hilfe.“ Der Mann ergriff langsam die dargebotene Rechte, er bemerkte wohl, das die linke Hand der Frau hinter ihrem Rücken blieb, ein Dolch im Gürtel?
„Mein Name ist Bercan Tibrand, und, soweit ich das bisher sagen kann, gern geschehen.“
Die Frau hielt seine Hand für einen langen Augenblick fest, lächelte und sah sich dann wieder um. Wie es zuerst schien in der Hoffnung, doch noch ihr Pferd zu erblicken. Ihre grauen Augen durchbohrten förmlich das Dickicht um sie herum. Bercan Tibrand bemerkte, daß sie aufmerksam die gesamte Umgebung absuchte - nach Dingen die gewiß kleiner zu sein schienen als ein Pferd.
„Bercan Tibrand ist euer Name, so so, da gab’s in der Oberstadt doch einen Fuhrunternehmer, der so hieß, Tibrand, meine ich. Hast Du mit dem zu tun? Ich bin länger nicht mehr in der Stadt gewesen. Geht es denn immer noch so wild zu in der Unterstadt?“
Ihre Unterhaltung sprudelte plötzlich wie ein Wasserfall. Sie hatte ihrem Gegenüber mit Sicherheit das erwachte Mißtrauen angemerkt und tat ihr möglichstes, ihn durch ihr zwangloses Geplauder auf ganz andere Gedanken zu bringen.
Dabei schritt sie jedoch recht zielstrebig auf das jetzt ruhig dastehende Pferd Bercans zu, das an einigen Halmen zupfte. Dies blieb diesem nicht verborgen, er beeilte sich ihr zu folgen. Er befürchtete, daß sie sich mit seinem Pferd aus dem Staub machen, und ihn hier vergessen könnte. Vielleicht zu Recht, vielleicht?
„Ja, ich gehöre zu den Tibrandschen Fuhrleuten, das ist schon richtig.“
Nun hatte er das Mädchen überholt und machte sich an den Satteltaschen zu schaffen, dabei sie im Blickfeld und das Pferd zwischen ihr und sich selbst haltend. Als er sich wieder dem Mädchen zuwandte hatte er etwas Verbandszeug in den Händen und machte eine fragende Geste. Sie nickte ergeben, scheinbar riskierte sie aus Eile lieber einen Wundbrand, als daß sie auch nur wenige Minuten verlor. Die einzelnen Kratzer und auch der Biß des silbermähnigen Wolfes waren, den Göttern sei Dank, nicht besonders gefährlich ausgefallen und schnell verbunden.
Tibrand verstaute die Sachen wieder in den Taschen und stieg auf sein Pferd. Dann hielt er ihr eine hilfreiche Hand hin. Sie ergriff die Hand und schwang sich mit ihrem seltsamen Bündel hinter ihm auf. Erleichterung darüber war in ihrem Gesicht zu lesen, daß sie ja jetzt eine Möglichkeit gefunden hatte, nach Elek-Mantow zu gelangen.
Sie ritten einige Zeit durch den noch immer und unermüdlich fallenden Regen. Still ritten sie, dann brach Bercan das Schweigen.
„Was führt Dich nach Elek-Mantow, man sollte meinen es sei keine Stadt, in die man gerne zurückkehrt.“, versuchte Bercan mit Shirinn ins Gespräch zu kommen, und mehr über diese seltsame Frau zu erfahren.
„Hm, Geschäfte.“, murmelte sie leise.
Bercan kam es vor als sei Shirinn sehr müde. Scheinbar war sie die ganze letzte Nacht, die Bercan in einem kleinen Gasthaus verbracht hatte, durchgeritten. Er merkte wie sie, und das wahrscheinlich nicht nur wegen des Wolfsbisses, zu zittern begann. Die wohl durchwachte Nacht, die Kühle des Regens, der Zwischenfall mit den Wölfen, all dies konnte die Ursache dafür sein. Bercan allerdings brauchte kein Hellseher zu sein um zu spüren, daß dieses Mädchen, Shirinn Tayla wie sie sich nannte, noch andere Gründe haben mußte, so zu zittern.

Bercan vermutete stark, daß er sich hier mal wieder irgendwelchen Ärger aufgeladen hatte, als er sie zu sich auf das Pferd gehoben hatte. Das Mädchen hatte Probleme, und die dürften nicht allzuweit hinter ihr sein, sonst würde sie sich nicht trotz ihrer Müdigkeit andauernd so gehetzt umsehen.
Unwillkürlich trieb er sein Pferd zu einer schnelleren Gangart und es gehorchte unwillig. Nur der Gedanke, daß es möglicherweise etwas schneller in einen trockenen Stall gelangen würde, ließ es doch etwas zügiger ausholen.
Das Mädchen in seinem Rücken, so spürte Bercan, begab sich in eine angespannte Haltung als sie diese Änderung in der Gangart bemerkte.
„Stimmt etwas nicht?“, fragte er beiläufig.
„Oh, nein, nein, alles in Ordnung.“
Aus dem Augenwinkel nahm Bercan wahr, wie sich Shirinn wiederum nach hinten und zu den Seiten umsah.
„Wie weit ist es noch bis Elek-Mantow?“
„Nun, jetzt da das Pferd zwei Reiter zu tragen hat, sollten wir die Stadt in den ersten Stunden des morgigen Tages erreichen.“
„Das ist zu... zu wünschen.“
'Ah ja! Das ist zu... zu wünschen. Hmhm. Das ist zu spät dürfte es wohl eher treffen.', dachte Tibrand.
'Was hast Du vor? Wer ist hinter Dir her?' Fragen, auf die Bercan recht bald eine Antwort zu erhalten wünschte, ansonsten könnte sie den Rest des Weges doch noch zu Fuß zurücklegen.
„Verrate mir, wen Du in Elek-Mantow treffen willst. Ich kenne viele Geschäftsleute in der Stadt durch meinen Vater. Vielleicht kann ich Dir behilflich sein?“ Ein leises Schnauben ertönte aus seinem Rücken, nicht ganz wie ein gequältes Lachen, mehr wie eine Unmutsäußerung.
„Was ist?“, fragte er seine Begleiterin.
„...nichts, nichts, ich habe nur was im Hals, nichts. Vielen Dank für das Angebot, aber ich denke ich weiß genau, an wen ich mich zu wenden habe.“
„Na, dann eben nicht!“
Und wiederum verlief die Reise schweigsam. Bercan hatte noch genug Zeit, er würde schon noch herausfinden, was es mit diesem Mädchen auf sich hatte. Schließlich wollte er wissen, worauf er sich da eingelassen hatte, und schließlich lag noch mehr als ein halber Tag und eine ganze Nacht vor ihnen. In der Nacht, das wußte Bercan schon jetzt, würde er kein Auge schließen. Das Mädel war imstande und stahl ihm sein Pferd wo er dabei war.
Kurz nach der Mittagsstunde ließ der Regen nach und die Sonne stahl sich so langsam hervor. Kurze Zeit später fand sich denn auch ein halbwegs trockenes Plätzchen, wo man eine Rast einlegen konnte. Shirinn glitt zögerlich vom Pferd, auch Bercan stieg ab und nahm einen Beutel und eine Wasserflasche vom Sattel. Shirinn sah ihn an, machte Anstalten etwas zu sagen und schwieg dann. Allerdings hielt sie nicht lange still...
„Können wir nicht weiter? Ich muß wirklich dringend in die Stadt. Das Pferd sieht doch noch gut aus, das schafft das schon...“
Bercan wandte sich zu ihr um, sie stand vor ihm, das längliche Bündel vor den Körper gedrückt, so als wäre es ein Schatz, und sah ihn fast flehentlich an.
„Es hängt wirklich eine Menge davon ab, daß ich auf dem schnellsten Weg nach Elek-Mantow komme.“
Bercan sah sie eindringlich an.
„Schluß jetzt mit dem Schauspiel. Was ist los, wer ist hinter dir her. Die Wahrheit, oder ich lasse Dich jetzt einfach hier stehen und reite weiter.“
Shirinn Tayla schaute ihn ehrlich bestürzt an. Bercan erkannte es mit Erstaunen. Diese Frau war, wie er schon das zweifelhafte Vergnügen gehabt hatte festzustellen, nicht leicht zu überraschen, auch war sie hart im Nehmen. Sie hatte anscheinend auch schon einiges erlebt, nicht nur in den letzten Stunden, und wohl auch einige Tricks drauf - aber daß sie nicht so schnell nach Elek-Mantow kommen könnte, brachte sie aus der Fassung.
Es mußte etwas wirklich immens wichtiges sein, was sie so antrieb, und es dürfte wohl mit dem von ihr umklammerten Bündel zu tun haben.
„Also, rede mit mir.“
Bercan trat mit dem Brotbeutel und der Wasserflasche

von seinem Pferd fort und setzte sich auf einen Felsen in die langsam mutiger werdende Sonne. Er deutete auf einen weiteren Felsen vor sich. Shirinn machte einen Schritt auf ihn zu, blickte dann unter gesenkten Lidern zu dem Pferd hinüber.
„Denke nicht einmal im Traum daran, Du kämest keine fünf Schritt weit, dann hätte er Dich abgeworfen.“, meinte Bercan ruhig. Das entsprach zwar nicht den Tatsachen, aber er schien wohl gut genug geblufft zu haben, denn mit einem Aufseufzen ließ sie sich auf dem ihm gegenüberliegenden Felsen nieder und blickte zwischen ihre Stiefelspitzen auf den Boden.
„Ich kann beim besten Willen nicht verraten, worum es geht.“, sagte sie leise.
„Dann... wirst Du wohl laufen müssen.“, entgegnete Bercan trocken.
Funkelnde Augen blitzten ihn an.
„Verdammt noch mal, dann lauf' ich eben! Bis hier bin ich ja auch schon gekommen. Und ich werde schon noch weiterkommen!“
„Ja, aber eher noch *um*kommen, habe ich die Befürchtung. Komm, vielleicht besinnst Du Dich ja unterwegs noch. Laß uns weiterreiten. Nur - eine Sache gebe ich Dir zu bedenken. Wenn hier irgendwer etwas von Dir will und darum auch mich angreifen sollte - wenn ich nicht Bescheid weiß fliegst Du schneller vom Gaul 'runter, als Dir lieb sein wird, ist das klar?“
Er wartete keine Antwort ab sondern drehte sich zu seinem Pferd und stieg auf. So ritten Sie denn weiter in Richtung Elek-Mantow.
Einige Meilen weiter war es dann Shirinn, die die Stille unterbrach. Die Sonne neigte sich bereits dem Horizont entgegen und die Schatten wurden länger. Mit den wachsenden Schatten schien auch Shirinn's Angst größer zu werden, denn häufiger als zuvor sah sie sich wieder um.
„Du, Du hast Recht. Jemand läßt mich verfolgen. Aber ich habe nichts unrechtes getan - wirklich nicht.“, beteuerte sie.
Bercan mußte schmunzeln und war froh, daß Shirinn es nicht sehen konnte. *Nichts unrechtes getan*, das war ja der Lieblingsspruch seiner Freundin Farlina - die hatte nie etwas *unrechtes* getan, so wie sie es sah jedenfalls, und Farlina hatte es faustdick hinter den Ohren.
Bercan schwieg nur zu dieser Aussage. Sie hatte aus sich heraus mit der Erzählung angefangen, sie sollte auch von sich aus weitermachen damit.
„Mein Dorf, dort wo ich jetzt lebe, ist in Schwierigkeiten. Es verschwinden mehr und mehr unserer Leute. Sie gehen auf die Felder und verschwinden, gehen in den Wald zum Holzfällen und verschwinden. Kein Unfall, keine Wegelagerer oder Tiere sind Schuld daran! Wir wissen daß ein Gelehrter in einer alten Ruine bei dem Dorf lebt, der raubt die Männer und benutzt sie für schreckliche Versuche.“
„Und was hat das mit Deinem eiligen Ritt nach Elek-Mantow zu tun? Abgesehen davon, daß ich das alles glauben soll - Versuche und Menschenraub und so?“
„Dann laß es bleiben und frag' mich nicht mehr!“
Sofort war wieder Ruhe. Allerdings nur was die Unterhaltung anbelangte, denn Shirinn wurde immer nervöser, je dunkler es wurde.
„Du solltest jetzt wirklich ein wenig schneller reiten, die Dunkelheit ist die Welt der Kreaturen, die er sich geschaffen hat. Sie lieben die Jagd und das Spiel mit der Beute, das Spiel in den Schatten. Beeile Dich, reite die Nacht durch oder verschanze Dich an einem wirklich sicheren Ort, sonst sind wir morgen nicht mehr unter den Lebenden.“, sprach Shirinn.
Nur der Ton ihrer Worte ließ Bercan wirklich glauben, daß sie die Wahrheit gesagt hatte. Alles Flehen war aus ihrer Stimme verschwunden und hatte Angst, echter Angst, Platz gemacht. Er gab seinem Pferd die Sporen.
Langsam erschien es ihm, als würden die ihn umgebenen Schatten lebendig werden. Ließ er sich jetzt von ihrer Angst anstecken? Er richtete seine Aufmerksamkeit mehr auf die Büsche seitlich des Weges - und wirklich, huschte da nicht ein Schatten entlang des Weges? Folgte da nicht irgend etwas seinem Pferd?
Bercan ließ das Tier noch schneller laufen. Jetzt war er sicher, hinter ihm liefen mehrere, nun, wie sollte man es nennen? Wesen liefen hinter ihm, schnell, sehr schnell, nicht auf dem Boden wie Vierbeiner, nein zweibeinig und doch niedrig gebückt huschten sie durch die Schatten. Mindestens fünf konnte er ausmachen - zu viele.
„Da, sie sind da Bercan, ich sehe sie!“ Shirinn bestätigte seine Befürchtungen.
„Ja, ja, ich seh's, ich glaub's, ja, nur fort von hier!“

Jetzt hielt er Ausschau nach einer Deckung, nach etwas von wo aus er die Kreaturen angreifen konnte, von wo aus er sich verteidigen konnte. Wahrlich, der Wald war nicht seine Heimat, wie sehr wünschte er sich im Augenblick in die Straßen von Elek-Mantow - und wenn es nur die schmutzigen Gassen der Unterstadt wären...
Er wußte von einigen Einsiedlern die hier in der Nähe leben sollten. Fromme und vor allem friedliebende Menschen sollten es sein, die allerdings ihr Leben hinter festen Mauern fristeten. Hoffentlich hatte er den Weg noch richtig im Gedächtnis, hoffentlich öffneten sie ihnen, hoffentlich waren sie schnell genug dort, hoffentlich...
Plötzlich sirrte etwas an ihm vorbei, genau sehen konnte er nicht was es war. Noch einmal sirrte es, metallisch funkelte es kurz auf, als der letzte Sonnenstrahl die Spitze des Armbrustbolzens traf, der mit einem satten Krachen knapp neben ihm in einem Baumstamm einschlug.
Kaum glaubte er, daß sein Pferd noch schneller werden konnte - doch es ging. Er war so sehr darauf konzentriert den Weg im Dunkel nicht zu verlieren, daß er gar nicht mehr merkte, wie seine Verfolger verschwanden.
Als er endlich einmal darauf achtete, war es sehr ruhig um ihn herum. Natürlich, man hörte die Geräusche der Nacht, aber man hörte keinerlei Geräusche, wie sie die Verfolger, so leise sie auch gewesen waren, verursacht hatten.
„Shirinn, sind sie weg?“, rief er nach hinten. Er erhielt keine richtige Antwort, nur ein unwilliges Knurren. Sie hatte den Schrecken wohl noch nicht ganz verwunden oder suchte noch die Umgebung ab, jedenfalls war dieses Knurren die einzige Reaktion. Also ging es zuerst in zügigem Tempo weiter, bis er sicher sein konnte die Verfolger verloren zu haben. Oder hatten sie einfach von ihnen abgelassen, wer wollte das sagen?
Jetzt ließ er sein Pferd langsamer gehen. Es atmete schwer und Schweiß Flocke herab. Hoffentlich würde sich das treue Tier wieder aufrappeln.
Jetzt spürte er, wie sich seine Begleiterin zu regen begann. Er hörte nur ein leises Stöhnen, dann, bevor er fragen oder nachsehen konnte, was denn geschehen sei, glitt Shirinn vom Pferderücken herab und stürzte auf den nächtlichen Weg.
„Shirinn!“
Sofort stand das Pferd und Bercan Tibrand sprang aus dem Sattel. Es war dunkel, viel Licht spendeten die Monde hier nicht, und so entdeckte er erst auf den zweiten Blick, daß nicht die Übermüdung die Frau aus dem Sattel hatte stürzen lassen.
In ihrer linken Schulter stak ein Armbrustbolzen. Schwarz und tückisch schimmerte er in der Dunkelheit, kaum war Blut aus dieser Wunde ausgetreten, aber auch dieses sah schwarz aus, und, so schien es Tibrand, nicht nur weil es dunkel war. Er hob die Frau in eine sitzende Position. Schweiß stand in kleinen Perlen auf ihrer bleichen Stirn, die Lider flatterten und ihre Haut war kalt - eiskalt, wie der Tod.
„Bei allen Göttern und Dämonen!“ Fassungslos starrte Bercan auf die Frau hinunter. Kein Wunder daß er nicht mehr verfolgt wurde, anscheinend hatten die jagenden Schatten ihre Aufgabe erfüllt, so wie es aussah würde Shirinn hier sterben.
'Aber nicht, wenn ich noch etwas daran ändern kann. So weit ist es noch nicht, noch nicht!'
Er hob die Frau sanft in den Sattel, zog sich dann auch hinauf und brachte sie in eine sicherere Position, dann ritt er vorsichtig los. Während des Rittes begann Shirinn zu fiebern, sie warf sich unruhig in seinem Arm hin und her, daß er Mühe hatte weiter zu reiten. Auch murmelte sie die ganze Zeit vor sich hin, manchmal schienen es Namen zu sein, dann schien sie jemanden zu beschimpfen, dann wieder jemanden anzuflehen. Bercan wurde schon Angst und Bange daß er es vielleicht nicht rechtzeitig schaffen würde, als er ein Licht durch die Bäume schimmern sah.
Bald schon erhob sich vor ihm eine steinerne Mauer, die Umfriedung der Einsiedelei, mit einer kleinen Laterne über einer Pforte.
Hier würde er die Frau in sichere Obhut geben können. Wenn man ihr hier nicht helfen konnte, bis Elek-Mantow, vielleicht zu Sarjana oder einem anderen ausgebildeten Heiler, würde sie es nicht mehr schaffen.
Er hielt sein Pferd an und rief schon aus dem Sattel heraus nach jemandem, der die Türe öffnen sollte. Dann, mit Shirinn in den Armen, trat er auch mit dem Stiefel mehrfach kräftig gegen die Pforte.
Endlich, scheinbar nach unendlich langer Zeit, wurde eine kleine Klappe in der Tür geöffnet, und man sah ein von einer Laterne schwach erleuchtetes Gesicht hindurchblicken.
„Was gibt es so spät, Fremder?“ hörte Bercan die Stimme eines wohl schon älteren Mannes.

„Was soll es schon geben, mach die Tür auf! Die Frau braucht Hilfe, ein Überfall, sie hat einen Bolzen in der Schulter, schnell!“ Bercan dauerte alles zu lange, viel zu lange. Shirinn wurde immer stiller, murmelte auch nicht mehr vor sich hin.
„Aber, mitten in der Nacht, wer seid ihr..“, der Alte wurde rüde unterbrochen.
„Das ist doch wohl sch...egal, mach die verdammte Tür auf oder, ich schwöre dir, ich werde diese eure Tür eigenhändig einreißen, und erst bei eurer Hundehütte damit aufhören!“
Die Klappe in der Türe wurde hart zugeschlagen - Bercan stand vor der geschlossenen Tür und wollte es nicht glauben. Dann, kurz bevor er die Türe wirklich und wahrhaftig eintreten wollte, da hörte er einen Riegel scharren und ein Spalt tat sich auf.
Bercan drängte sich herein und zwischen zwei alten Männern hindurch.
„Wohin?“, fragte er knapp und blickte sie fragend an.
„Hier, hier entlang.“ Ein grauhaariger Mann in einem einfachen Gewand führte ihn in eine Kammer hinein. Dort legte Bercan die Frau auf eine Pritsche und trat zur Seite. Jetzt konnte er nichts mehr tun. Die Einsiedler schoben ihn aus der Kammer hinaus.
Dort stand er nun vor der Türe, immer noch das Bündel in der Hand, das er Shirinn aus den verkrampften Händen gelöst hatte. Nun, die Männer dort würden hoffentlich wissen, was jetzt zu tun sei. Er ließ sich neben der Tür auf die Holzbohlen nieder und schloß die Augen. Nur für einen kurzen Moment die Augen schließen, einen kurzen Moment nachdenken über das, was geschehen war, nur einen kurzen Moment...
Als man ihn weckte standen die Monde nicht mehr, es war der nächste Morgen.

☯ ☯ ☯

Bercan schreckte auf, er war eingeschlafen und man hatte ihn, unter einer warmen Decke, einfach weiterschlafen lassen. Das konnte doch nur bedeuten... Er warf einen hoffnungsvollen Blick in das Gesicht des Einsiedlers, der ihn geweckt hatte. Dieser allerdings schüttelte den Kopf.
„Ihr Zustand hat sich nicht verschlechtert - bis nun, zum Sonnenaufgang. Die Schußwunde ist wohl nicht so schlimm, aber es war etwas böses an dem Bolzen, mehr als nur Gift. Sie hat ruhig gelegen bis die ersten Strahlen der Sonne durch das Kammerfenster fielen, dann begann sie wieder zu fiebern und zu phantasieren. Darum... wecke ich euch jetzt, kommt herein in die Kammer.“
Der Mann führte Bercan Tibrand in die Kammer, in der man Shirinn während der Nacht untergebracht hatte.
Sie lag auf einer einfachen Pritsche auf einer gewebten, wollenen Decke. Man hatte ihr den Mantel abgenommen und auch das blaue Haarband gelöst. Der große Stein daran schimmerte viel zu bunt neben ihrer blassen schmalen Hand. Ihr Gesicht war von dunklen Schatten durchzogen und das rote Haar klebte in ihrer schweißnassen Stirn. Ihr Atem ging sehr unregelmäßig und schwer, ihre Augenlider flatterten und auch ihre Hände fuhren ziellos über die Wolldecke, als wären sie auf der Suche nach etwas.
Sie schien sprechen zu wollen, Bercan trat auf die auffordernde Geste des Heilers näher heran und kniete sich neben die Lagerstatt. Er bemühte sich sehr, etwas von ihren Worten zu verstehen.
„Geh..., geh nach Kar'Yatan... Versprich'... Kar'Yatan und helfen... Stab gegen ihn...“
Kar'Yatan - das war das Dorf von dem sie ihm erzählt hatte, in dem die Leute verschwanden. Er sollte an ihrer Stelle zu dem Dorf, für sie? Wollte sie nicht zuerst nach Elek-Mantow und dort irgend jemandem...
„..in Acht vor Dorgen... Dorgen Achadin.... böse, hilf mir... versprich... Bring den Stab erst zu Großmutter..“, ihre Stimme wurde schwächer.
Man sah ihr an wieviel Energie es sie kostete, ihre Gedanken auf ein Ziel zu richten und die Worte zu sprechen. Wieder fuhren ihre Hände über die Decke, suchend. Bercan reichte ihr seine linke Hand, unbewußt hielt er in der Rechten noch immer dieses seltsame Paket in der Hand. Das mußte der Stab...
Plötzlich wurde seine Linke fest gedrückt, woher Shirinn jetzt noch diese Kraft nahm war Tibrand ein Rätsel. Sie setzte sich auf dem einfachen Lager auf, richtete den Blick ihrer vom Fieber glasigen Augen auf ihn, durchbohrte ihn fast mit diesem Blick, und drückte dabei seine Hand fest auf die Pritsche. Der Stein in ihrem Haarband darunter schnitt ihm fast in die Hand, aber das war jetzt nebensächlich. Viel wichtiger war, daß sie seinen Blick gefangen hielt, und mit fester Stimme sprach.

„Bercan Tibrand, schwöre mir bei allem was Dir heilig ist, daß Du für mich die Aufgabe vollenden, den Stab nach Kar'Yatan bringen und Dorgen Achadin aufhalten wirst, damit meine Freunde wieder ohne Angst leben können!“
Bercan Tibrand, was war jetzt zu tun? Es sah nicht so aus, als würde sie einen nächsten Sonnenuntergang sehen, auch war die ganze Geschichte schön wirr. Noch dazu flogen hier giftige Bolzen umher - außerdem mußte er in Elek-Mantow so einiges erledigen. Nun, warum sollte man es ihr nicht versprechen? Er nickte also und versprach es.
Shirinn schüttelte den Kopf, langsam.
„Nein - schwöre es, schwöre daß Du die Aufgabe übernimmst, als würde ich dich dabei begleiten, als wäre es deine ureigene Aufgabe - schwöre!“
Der alte Heiler sah verwirrt auf die beiden Menschen herunter, die Angelegenheit war ihm im ganzen nicht geheuer - magische Pfeile und besessene Frauen, er schüttelte den Kopf, machte ein Zeichen gegen böse Magie und verließ die Kammer sehr schnell und sehr leise.
„Schwöre es mir, Tibrand!“
Bercan kam sich äußerst seltsam vor, er ballte die Fäuste, einerseits um dieses seltsame Ding, andererseits um Shirinns kalte Hand.
„Ja! Ja, ich schwör es Dir!“, rief er aus - 'damit es ein Ende hat..', hätte er beinahe noch dazu gerufen. Und es hatte ein Ende.
Ein gleißend heller Blitz schien sich inmitten des Zimmers zu entladen, der Schlag ging durch Mark und Bein. Der Blitz schmetterte Bercan Tibrand zu Boden, er war unfähig auch nur seinen kleinen Finger zu bewegen. Die Luft zum Atmen wurde ihm knapp. Dann wurde ihm schwarz vor Augen.
Als er wieder klar sehen konnte fand er sich auf dem Boden vor der Pritsche liegend wieder. Er rappelte sich auf, eine Hand auf die Pritsche legend und sich daran hochziehend, bis er wieder an seiner alten Stelle vor der Lagerstatt kniete.
Was war das für ein Blitz gewesen? Hatte denn niemand außer ihm den Blitzschlag bemerkt? Anscheinend nicht - es blieb still, sehr still - Shirinn?
Er sah auf Shirinn hinab, jetzt lag sie ruhig. So ruhig lag sie da - nun hatte sie es wohl überstanden. Bercan wollte sich schon abwenden und hinaustreten um den Einsiedlern Bescheid zu geben, da bemerkte er aus den Augenwinkeln eine Bewegung. Shirinn! Ja, sie atmete - das war ja fast unmöglich! Er trat ganz nahe heran und betrachtete sie genauer - sie atmete ganz schwach und langsam, unmöglich langsam. Er legte das Bündel beiseite, wie er merkte hatte er im Sturz das Haarband heruntergerissen - auch das hob er auf und legte es wie in Trance fort. Dann setzte er sich auf die Kante der Pritsche.
Er fühlte ihre Stirn, sie war warm, nicht fiebrig oder eiskalt, auch nicht schweißnaß, nein. Shirinn sah ganz so aus, als schliefe sie nur. Bercan legte eine Hand auf ihre gesunde Schulter und versuchte vorsichtig, sie zu wecken - vergebens. Er schüttelte verwundert den Kopf, trat dann aber vor die Tür, um nach einem der Heiler zu rufen.
Der Mann hörte sich das ganze an, Bercan verschwieg den Blitz geflissentlich, und trat dann mit dem Heilkundigen zurück an ihr Lager. Nichts vermochte der Mann anderes als zu sagen, als daß diese Frau schlief und nicht zu wecken war!
Bercan überlegte was nun zu tun sei. Er konnte sie nicht mitnehmen, er wollte sie auch nicht mitnehmen. Er hatte in Elek-Mantow auch genug andere Dinge zu erledigen. Am besten sie bliebe hier...
Bercan Tibrand stellte eine entsprechende Bitte an die frommen Einsiedler, die sich bereit erklärten, über den Schlaf der Frau zu wachen, bis man entsprechende Angehörige benachrichtigt hätte. Um seiner Bitte gehörigen Nachdruck zu verleihen ließ Bercan etwas Gold bei den Männern - auch Einsiedler müssen schließlich Leben.
Bevor er die Kammer verließ um abzureisen warf er nochmals einen Blick zurück auf die Frau. Neben ihr lag noch immer das lange Bündel - der Stab aus ihrer Rede? Sie hatte das Bündel die ganze Zeit umklammert wie einen Schatz - das mußte der Stab sein.
Bercan trat wieder an das Lager. Er würde es, wenn er an einem anderen und ruhigeren Ort war, einmal näher in Augenschein nehmen. Er ergriff das Bündel und nahm es an sich. Neben dem Bündel erblickte er das Haarband mit dem regenbogenbunten Stein. Er hätte niemandem erklären können wieso, aber aus einem Impuls heraus nahm er auch das Band an sich, vielleicht als eine Erinnerung, und schob es in seine Tasche.

Dann verabschiedete er sich von den Einsiedlern und machte sich, ohne einen Blick zurück zu werfen, auf den Weg nach Elek-Mantow.
Gegen Mittag machte er an einem Bachlauf Rast. Er war nun schon um einiges zu spät dran, da machte diese Stunde auch nichts mehr aus.
Er vergewisserte sich daß keine anderen Reisenden in der Nähe waren und nahm das lange Bündel vom Sattel seines Pferdes hinunter, wo er es in der Decke eingerollt befestigt hatte.
Er setzte sich, nahm das Bündel auf seine Knie und begann, den Stoff darum zu lösen. Er konnte schnell fühlen, daß sich darunter ein geschnitzter Stab befinden mußte.
Als die letzte Stoffalte entfernt war lag auf seinen Knien ein kunstvoll gearbeiteter Stab aus Elfenbein, wohl etwas über drei Tritt lang, der über und über mit allerkunstvollsten Tierfiguren übersät war. Vom Fuß des Stabes sah er Schlangen sich empor winden, die Körper der schuppigen Schlangen verschwanden zwischen denen von Fischen, Raubkatzen und Wölfen, galoppierenden Pferden und Stieren. Bären erkannte er auch, und viele Tiere, deren Namen er nicht kannte. Selbst Drachen waren zu erkennen, so glaubte er, an der Spitze des Stabes - noch über einer Gruppe von Greifen und Adlern. Jede Einzelheit der Tiere war ausgearbeitet, Fell, Hufe, Krallen, Federn. Ganz oben an der Spitze des Stabes befand sich ein Kristall, der im hellen Licht der Mittagssonne funkelte, als sei er ein Stück derselben. Schnell hatte Bercan wieder das Tuch darüber geworfen. Der Lichtschein mußte weit, sehr weit zu sehen sein, selbst am hellichten Tag.
Was hatte er hier in der Hand? Es war natürlich der Stab, den Shirinn gemeint hatte. Und was war das für ein Stab? Wohl der Stab eines Magiers, das würde auch das leichte Vibrieren erklären, das Bercan seit entfernen des Tuches durch seine Finger aufnehmen konnte. Wie sollte nun so ein Stab ein Dorf retten? Es gehörte doch immer noch der entsprechende Magier zu solch einem Stab! Bring den Stab Großmutter, daß hatte Shirinn gesagt.
'Shirinn - Du hättest mehr verraten müssen!', dachte Bercan.
Er wickelte den Stab wieder ein und machte sich, nun ohne größere Unterbrechungen, zurück auf den Weg nach Elek-Mantow.

☯ ☯ ☯

Gegen Abend lag die Stadt vor ihm, Elek-Mantow. Wen hatte Shirinn in dieser Stadt aufsuchen wollen? Er zerbrach sich schon geraume Zeit den Kopf darüber, ob er nicht irgend etwas überhört haben konnte, als Shirinn am Vortage endlich zu erzählen begonnen hatte - vergebens.
Er durchritt zügig das Nordtor und die gepflasterte Straße bis zum Haus des Fuhrunternehmens Tibrand. Er ließ den Burschen Jolver sein Pferd versorgen und brachte sein Bündel - und das besondere Bündel - auf sein Zimmer, ohne daß er von jemandem aufgehalten worden wäre. Dann erst nahm er die Dokumente, die er transportiert hatte, und begab sich in das Kontor seines Vaters. Von diesem, Mirtan Tibrand, wurde er schon längst erwartet.
Nachdem er seine Unterlagen abgegeben und seinen Reisebericht vorgetragen hatte, begab er sich zu einem kurzen Nachtmahl in die Küche und danach sofort wieder auf seine Kammer. Im Nachhinein wunderte sich Bercan doch sehr darüber, daß er seine verspätete Ankunft nur durch den Regen erklärt hatte. Den Zwischenfall mit den Wölfen und der jungen Frau hatte er seinem Vater vollständig verschwiegen!
Bercan lief in seiner Kammer auf und ab wie ein Tier im Käfig. Wieso beschäftigte ihn die Sache eigentlich noch so?
Er war den jagenden Schatten doch sicher entkommen, die Frau würde wohl nicht mehr aufwachen, Stab und Stein wären eine hübsche Erinnerung und das Dorf? Ja, das Dorf...
Shirinn war wohl am besten aufgehoben, wo sie jetzt war. Und wie sollte er auch diese Großmutter finden, in einer Stadt wie Elek-Mantow. Gesetzt den Fall sie gab es wirklich, so wäre sie wahrscheinlich im Rattenloch zu finden - wenn sie jemals zu finden war.
Er konnte immerhin einfach zu diesem Dorf reiten, so weit weg war es gar nicht, es war an einem Tag zu erreichen. Und wenn er dort war? Nun, dann ging er einfach zu diesem Dorgen Achadin hin und verbat ihm, arglose Dörfler zu Ungeheuern zu verarbeiten. Der Mann würde ihm wahrscheinlich etwas anderes erzählen - wahrscheinlich würde er sich mit Erzählen nicht aufhalten. Die Verfolger der letzten Nacht waren zu real gewesen - Achadin, wenn er wirklich der Schöpfer dieser Wesen war, war ein gefährlicher Irrer und irre gefährlich. Allein wäre das sowieso nicht zu machen.

Nun denn, Bercan hielt diesen Tag erst einmal für beendet - überhaupt hielt er dieses Problem, was seine Person anbelangte, für abgeschlossen, und ging zu Bett.

☯ ☯ ☯

Wind in Bäumen, Schrecken in Träumen...
Freiheit, Freiheit - wie komme ich frei?
Schatten die Klagen, Schatten die Jagen...
Freiheit, Freiheit - wo komme ich frei?
Scharfe Krallen, tödliche Fallen...
Freiheit, Freiheit - wann komme ich frei?
FREIHEIT, FREIHEIT - WIE KOMME ICH FREI!!!!!

☯ ☯ ☯

Schweißgebadet schreckte Bercan Tibrand auf, ein seltsamer Traum hatte ihn geweckt, mitten in der Nacht.
Was war das noch? Schatten? Krallen? Das Gefühl, gefangen zu sein an einem unheimlichen Ort?
Shirinn, sie war auch irgendwie dabei gewesen - nun, kein Wunder daß er von den Ereignissen Alpträume bekam, die Jagd durch die Nacht war ja auch gespenstisch gewesen. Und dann der Anschlag auf Shirinn, dieser Blitz in der Kammer, der Stab...
Nun denn, es war jetzt nur ein Traum gewesen, morgen würde man weiter sehen. Er drehte sich wieder in seine Decken ein. Nur, der ruhige Schlaf wollte sich in dieser Nacht einfach nicht mehr einstellen, und so fand der nächste Morgen einen recht übernächtigten Bercan Tibrand vor.

☯ ☯ ☯

Was ging hier vor? Wieso konnte sie nichts sehen, wieso war es hier so dunkel? Nur ab und zu sah sie bunte Lichter vor sich, auf die sie zuzugehen versuchte. Immer wieder stieß sie irgendwie an eine Barriere, glatt und kalt. Jetzt rief sie um Hilfe, konnte sie den keiner hören? Wollte Sie denn keiner hören?

Hiiiilfeeeee!

Ich will hier raus, ich will meine Freiheit!

☯ ☯ ☯

Bercan Tibrand lag auf seinem Bett, müde und wie erschlagen. Er hatte elend schlecht geschlafen - fast gar nicht. Irgendwie war er die ganze Nacht in seinen Träumen umhergeirrt, von seltsamen Schemen gejagt, immer wieder an spiegelglatte Wände stoßend von denen er wußte, daß dahinter die Freiheit war. Bercan hatte das dumpfe Gefühl, daß die ganze Sache mit dem Dorf, dem Stab und Shirinn wohl noch nicht ausgestanden sei.
Ja, ja, das ist immer eine heikle Sache mit Schwüren, Bercan Tibrand, eine heikle Sache.
Immer noch in Grübelei versunken hörte Bercan ein Klopfen an der Tür, leise. Er antwortete nicht. Ein kaum hörbares Knarzen verriet das Öffnen der Tür. Katzengleiche Schritte huschten an das Bett, dann Stille. Bercan wußte genau, was.... ufffh!
Farlina Finaq! Ja, das war Farlina Finaq, die zu ihm auf das Bett gesprungen war, um den Langschläfer auf ihre unnachahmliche Art auf die Beine zu bringen. Farlina knuffte ihm spielerisch die Faust auf die Brust, was war denn mit dem Langweiler los heute morgen? Normalerweise reagierte er schon etwas anders, wenn sie ihn so weckte!
„Heh, Bercan, aufstehen! Los. komm schon, 'raus aus den Federn!“, flüsterte Farlina ihm ins Ohr - keine großartige Reaktion!
Farlina blickte Bercan aus großen Augen erstaunt an, was hatte er nur? Müde sah er aus, und irgendwie so schrecklich nachdenklich und besorgt.

Ihr kam die Idee, daß sie ihn wohl jetzt besser alleine lassen sollte. Sie krabbelte wieder vom Bett herunter und wandte sich leisen Schrittes der Tür zu, als Bercan sie anrief. Ihm war eine absurde Idee gekommen, aber gerade die absurden Ideen verdienen oft größere Aufmerksamkeit.
„Farlina, eine ganz dumme Frage - Du kennst dich doch im Rattenloch gut aus. Ist Dir da jemals jemand untergekommen, den man einfach nur Großmutter genannt hat?“
Farlina mußte sich schon schwer beherrschen, Bercan nicht mit großen Augen anzustarren. Natürlich kannte sie jemanden, den man *einfach nur Großmutter* nannte - das war die schwarze Jakla, die Großmutter aller „Schatten“, der Straßenkinder der Unterstadt Elek-Mantows. Es gab einmal eine Zeit, da hatte auch Farlina zu diesen Kindern gehört. Das war, bevor Bercan sie aus dem Dreck des Rattenloches herausgezogen, und ihr die Arbeit bei den Tibrands beschafft hatte. Nur, woher hatte Bercan den Namen?
Irgendwie mußte ihr Erstaunen doch Zugang zu ihrem Gesicht gefunden haben, denn Bercan bezog es auf seine Frage und machte eine resignierende Handbewegung.
„Na, laß mal. War ja auch nur 'ne Idee.“ Dann schwang er sich aus dem Bett, um doch endlich aufzustehen.
„Nun, ich könnte mich ja mal umhören, wenn Du möchtest. Vielleicht finde ich ja diese Großmutter für Dich. Ich habe da ja immer noch so meine *Kontakte*, wenn Du weißt, was ich meine.“
Bercan dachte nach, Farlina war nun sowieso schon halb in der Sache drin, und er kannte ihre notorische Neugier. Sie hatte einmal Interesse gefunden, sie würde wahrscheinlich alles aus ihm herausbekommen, was sie wissen wollte. Nun gut...
„Nun gut... pflege Deine Kontakte - aber unauffällig. Ich will nicht, daß außer Dir noch jemand etwas davon erfährt, ja?“
„Aber - Großmutter, wenn sie denn existiert, darf es doch wohl erfahren, oder?“ Farlina wartete ab.
„Ich weiß nicht so genau, ob Großmutter es erfahren darf, daß jemand nach ihr sucht. Versuche sie zu finden, sage mir wer es sein könnte, und dann sehen wir weiter.“
Bercan war sich wirklich nicht sicher, weshalb Shirinn Großmutter hatte finden wollen. Sie sollte den Stab bekommen, nun gut - dazu mußte man sie zuerst finden.
Farlina huschte aus der Kammer und überließ Bercan seinen Gedanken. Was hatte sich der Junge denn jetzt wieder eingehandelt? Was konnte er nur von der schwarzen Jakla wollen? Nun denn, sie würde einfach einmal Oma fragen, es gab keinen in Elek-Mantow, so war jedenfalls Farlinas Meinung, der soviel wußte wie die schwarze Jakla. Manchmal war es schon fast unheimlich, was sie alles wußte...
Nun denn, da war die Brücke, da war der Wachposten, und da... war der bevorzugte Überweg der Schatten, der nicht ein bißchen Silber kosten würde. Farlina verschwand gekonnt unter der Brücke und tauchte wenig später unter in den Gassen des Rattenloches. Niemand hatte sie gesehen...
Währenddessen ging Bercan Tibrand seinen leidigen alltäglichen Verpflichtungen nach. Den Stab hatte er wieder in das Tuch eingewickelt und unter dem Bett verborgen. Das Haarband mit dem Stein trug er bei sich, eine stetige Erinnerung an einen gegebenen Schwur, der so leicht nicht in Vergessenheit geraten wollte.
An diesem Tage ließen Bercan die Verpflichtungen im Fuhrunternehmen keine Zeit, sich mit seinem Problem zu beschäftigen. Futtermittel mußten kontrolliert und nachgekauft, und eine Sendung für den nächsten Tag zusammengestellt werden. Zwar drängten sich den ganzen Tag über seltsame Gedanken in den Vordergrund, immer irgend etwas von bunten Lichtern, die ab und zu auftauchten, aber erst gegen Abend hatte er genügend Muße, wieder intensiv an das Dorf und Shirinn Tayla zu denken.
Während er grübelte holte er den Stein hervor und drehte ihn gedankenverloren in den Händen. Plötzlich war es ihm, als wäre er im wachen Zustand wieder in seinen letzten Traum verfallen. Unter seinen Händen und Füßen schien es ihm, als fühle er nur Glas - eigentlich überall um ihn herum war nur glatte Fläche. Um ihn herum funkelte auch wieder buntes Licht - nur hinter ihm schien es etwas dunkler zu sein. Aus dieser Dunkelheit hörte er bedrohliches Knurren, das aber mit einer Spur von Trauer und Schmerz unterlegt war. Langsam drängte sich aus der Dunkelheit ein Gesicht hervor, von bunten Lichtern ab und zu gestreift, welches ihn voller Furcht ansah. Es war das Gesicht von Shirinn. Er glaubte fast, er würde sie schreien hören. Es kostete ihn ziemliche Überwindung, den Stein einfach fortzulegen. Als er es geschafft hatte, waren auch diese seltsamen Visionen vorbei.
Er sah sich den auf dem Bett liegenden Stein genau an, ohne ihn zu berühren. Er sah sich den Stein *ganz genau* an. Dann nahm er ihn wieder in die Hand und drehte ihn vor der Flamme der Kerze hin und her. Er sah bunte Lichter funkeln - das Gefühl in den Traum zurück zu gleiten wurde wieder

intensiver. Der Stein! Sofort legte er den Stein wieder fort. In dem Augenblick als er den Stein aus der Hand legte glaubte er, einen erstaunten Aufschrei gehört zu haben und drehte sich um - nichts, hinter ihm war niemand. Irgend etwas war mit dem Stein offensichtlich nicht ganz geheuer. Bercan war sich mittlerweile nicht mehr sicher, ob er den Stein nur *einfach so* eingesteckt hatte, als er Shirinn bei den Einsiedlern zurückließ.
Er dachte weiter über die Angelegenheit und mögliche Konsequenzen nach. War es gut gewesen, Farlina in die Sache hinein zu ziehen?
Er hätte besser nichts gesagt, nun denn, jetzt war es zu spät dafür - Farlina war unterwegs. Er überlegte fieberhaft, wie sollte er nun also hier in Elek-Mantow EINE Großmutter finden? Farlina suchte schon, hoffentlich vorsichtig, aber natürlich mußte er auch selber weitersuchen.
Selber, sel... Sell! Ja, Sell würde ihm möglicherweise helfen können. Für genügend „Ansporn“ sollte Sell wohl jemanden finden, der eine Oma, einen Zauberstab und einen Wolfswesen produzierenden Gelehrten unter einen Hut bringen könnte. Er faßte den Stab in seiner Stoffhülle, dann steckte er sich auch noch entschlossen das Stirnband mit dem seltsamen Stein ein und griff, ohne zu zögern, nach seiner Klinge.
Bercan machte sich bereit, einen kleinen Ausflug ins Rattenloch zu unternehmen... Für seine Arbeit in der Oberstadt, die Kontakte zu den anderen Händlern und seine Ausflüge in die feineren Lokale, da trug er gute und teure Kleidung mit Stickerei und Pelz versehen. Jetzt aber trug er derbe und einfache Kleidung, so daß man in ihm einen Tagedieb und Herumtreiber sehen mochte. An seiner Seite trug er einen gut gearbeiteten Degen, der ihm seinerzeit auch schon gegen die Wölfe gute Dienste geleistet hatte.

☯ ☯ ☯

Farlina lief hinüber zu der Stelle des Grabens, an dem die kleinen wackligen Stiegen in die Tiefe führten. Hier hausten IHRE Großeltern. Die schwarze Jakla und der alte Wingart wohnten hier in einer kleinen Hütte über der tiefen Spalte, in der sie allen nur möglichen Krimskrams zu einem verwinkelten und windschiefen Heim zusammengebastelt hatten.
Vor gar nicht langer Zeit war dies hier auch noch ihr Heim gewesen, bis Bercan seinerzeit... nun ja, das war vorbei. Es war schon recht spät am Tage, Wingarts alter Karren stand, schön ordentlich abgeräumt, oben am Rande der Spalte. Farlina huschte die Stiegen in die Tiefe, da war die kleine Bruchbude, ihr „Schwalbennest“. Aus den kleinen, mit Decken verhangenen Fensterchen drang durch einige Risse im Stoff Kerzenlicht heraus, leise hörte man Hämmern hinter der Tür. Wingart arbeitete wohl wieder. Farlina klopfte leise und huschte hinein. Sofort umfing Sie der Duft von Kräutern, Tee und Holz.
Jakla saß in ihrem Schaukelstuhl und hatte eine junge Katze auf dem Schoß, der sie gerade eine Pfote verband. Farlina mußte an Tin Erzfeld denken, bah - und Wingart saß am Tisch und versuchte eine metallene Schüssel ein wenig auszubeulen.
Jakla blickte nur kurz hoch, lächelte kurz und meinte dann nur, Farlina solle sich setzen und warten, bis sie fertig sei mit dem Tierchen. Wingart brummelte ebenfalls einen Gruß, viele Wort machte er nie, aber wenn er lächelte genügte das den Kindern auch. Geduldig wartete Farlina, bis Jakla das Kätzchen in einen kleinen Korb entließ.
„Was gibt es, Kleine? Irgendwelche Schwierigkeiten in der Oberstadt, bei den Fuhrleuten? Irgendwelche Sorgen wegen... Bercan?“ Grüne Augen blickten aus dem wettergegerbten Gesicht zu Farlina hinüber. Zwar waren sie umgeben von kleinen Lachfältchen, doch blickten sie im Augenblick sehr ernst. Ja, dies waren die Momente, die Farlina meinte. Die Momente, in denen ihr die Großmutter doch sehr unheimlich war.
„Wieso... woher weißt Du, daß es mit Bercan zu tun hat?“, fragte sie verdutzt.
„Nun, das ist doch nicht so schwer, Mädchen. Du lebst jetzt bei den Tibrands, außerdem kommst Du doch fast nur noch herunter, wenn Du mit Bercan irgendwelchen Unsinn angestellt hast. Was sollte ich denn da noch anderes vermuten? Selbst wenn ich zaubern könnte, dazu braucht man es noch nicht einmal zu können, dazu braucht man Dir nur ins Gesicht zu sehen.“ Jakla sah Farlina aufmunternd an, „Nun?“
„Bercan ist gestern von einem Botenritt zurück gekommen und ist seitdem sehr still und unruhig. Außerdem hat er etwas in seinem Zimmer versteckt, daß habe ich gemerkt. Ich weiß zwar noch nicht was, aber das werde ich auch noch herausfinden!“

Jakla schmunzelte. Wenn Farlina sich so etwas in den Kopf gesetzt hatte, dann würde sie es wohl auch tun.
„Also, er hat mich gerade gefragt ob ich eine GROSSMUTTER kennen würde. So wie er es gesagt hat, meinte er nicht irgendeine Großmutter. Kannst Du Dir da einen Reim darauf machen?“, schloß Farlina.
Jakla grübelte. Sollte Bercan wirklich sie suchen? Zu welchem Zweck denn nur? Einen Gegenstand hatte er wohl versteckt, hmm. Wirklich, sie hatte in den letzten Tagen etwas schlechter geschlafen als sonst. Beinahe hätte sie es auf ihre alten Knochen geschoben, aber man kann seine Kräfte, manchmal mehr Fluch als Segen, eben nicht gänzlich verleugnen, so sehr man sie auch zu unterdrücken versucht. Oft schon hatte sie geglaubt, daß ihre Magie nun vollends überwunden und eingeschlafen war, aber die Kraft ließ sich nicht so einfach in den Schlaf wiegen. Es stimmte allerdings, irgend etwas schien sich Elek-Mantow zu nähern, war dabei, sich hier aufzubauen. Die Kräfte konzentrierten sich, hier würde bald etwas geschehen. Vielleicht hatte diese Sache mit Bercan etwas damit zu tun, vielleicht auch nicht.
„Nun, wir werden uns einfach Bercan einmal anhören müssen, kannst Du ihn herholen lassen? Bis an die Spalte dürfte reichen, ich werde mich mit ihm wohl oben am Wagen unterhalten, er braucht ja auch nicht zu wissen, mit wem er redet. Ich möchte ihn nicht auch noch immer hier unten haben!“, brummelte die schwarze Jakla.
Natürlich meinte sie es nicht so, aber wenn einer erst einmal den Sprung heraus geschafft hatte aus den Schatten, dann stand er auf eigenen Beinen - oder fiel.
„Geh’ hinunter zu den Anderen, bitte die Kinder Bercan zu suchen, er ist bestimmt nicht mehr in der Oberstadt, und lasse ihn zu dem Wagen geleiten. Und sorge dafür, daß er nicht sieht wo es hingeht. Ich werde dann kommen und mir die Angelegenheit anhören. Los, beeile Dich, wir haben nicht viel Zeit, geh!“
Jakla schob Farlina zur Türe. Schnell verschwand sie im Dunkel, um die anderen Schatten, die Straßenkinder der Unterstadt, die in den alten Minengängen unter den Häusern hausten, zu alarmieren.

☯ ☯ ☯

Bercan verließ den relativ sicheren Boden der Oberstadt mit den gepflasterten Straßen, der nächtlichen Beleuchtung und den privaten Wachleuten um, in das Rattenloch einzusteigen. Hier waren all die Dinge an der Tagesordnung, die einem wohlerzogenen jungen Mädchen der Oberstadt die Schamesröte aufsteigen ließen - falls sie nicht sowieso sofort vor Schreck in Ohnmacht fiel.
Der junge Tibrand arbeitet sich durch die dunkeln Gassen, die nur hier und da spärlich erleuchtet wurden durch die Lichtbahnen, die aus den geöffneten Wirtshaustüren auf die schlammigen und von Unrat übersäten Straße fielen. Er nahm sich die einschlägigen Spelunken vor, in denen man schon mal auf Sell treffen konnte, aber irgendwie war heute nicht sein Tag.
Corwin Dery drückte sich in den Schatten eines Hauseinganges - da war er doch, der Mann, der ein Geschäft für ihn haben sollte. Er kannte ihn auch, es war jemand gewesen, mit dem er vor gar nicht langer Zeit einmal ein kleines Geschäftchen gemacht hatte. Gerade wollte er sich in dessen Nähe begeben um den Mann anzusprechen, um vielleicht ein weiteres kleines Geschäftchen anzuleiern, als ihm ausnahmsweise einmal genau einfiel, welcher Art die zurückliegende Transaktion gewesen war.
Ups - hatte er nicht den jungen Herrn da vorne an Jyran Vannalt verraten? War danach nicht die Rede gewesen von einer Degenstecherei in finsteren Gassen? Öhm, vielleicht sollte er sich dann doch lieber verdrücken. Corwin zog es vor, für den Rest des Abends „Frei zu nehmen“.
Bercan wurde langsam aber sicher sauer. Jeder wollte Sell heute abend schon gesehen haben, aber immer war er ihm gerade einige Lokale voraus. Und seit ein paar Spelunken hatte man ihn gar nicht mehr gesehen - einfach grandios. Brummelnd zog Bercan die Gasse entlang, immer im Schutz einer Häuserwand, die Hand immer am Griff der Klinge. Hier im Rattenloch seinen Rücken ohne Deckung zu lassen war so gut wie ein Todesurteil. Man konnte ja auch gleich die Arme ausbreiten, und sich in die Spalte stürzen.
Und wirklich - wie er dort so einige Minuten stand und wartete, breitete sich vor ihm das reichhaltige Spektrum des Lebens in der Unterstadt aus. Er sah wie zwei Dirnen einen Betrunkenen leicht und beinahe spielerisch um seine letzten Sonnen brachten - dabei durfte der Kerl den beiden Weibern eigentlich dankbar sein, dachte Bercan bitter. Sie retteten ihm wahrscheinlich das Leben, hier gab es

zahlreiche Gestalten, daß wußte Bercan aus eigener Erfahrung, die nicht so zimperlich waren und den Mann einfach getötet hätten, und sei es nur für ein paar Schuhe. Jetzt hatte er wenigstens nichts mehr an sich, das die Mühe eines Überfalles lohnte...
Bercan drückte sich noch etwas weiter an die Wand, in den Schatten eines überhängenden Daches, als er hinter sich eine leichte Berührung verspürte. Schnell hatte er seine Hand in etwas Weichem vergraben und zog ein Mädchen hinter sich hervor. Er hatte die Kleine noch nie gesehen, aber das wollte wirklich nichts heißen....
Die Straßen des Rattenloches wimmelten nur so von herrenlosen Kindern. Man setzte sie einfach aus, weil man schon genügend Mäuler zu stopfen hatte.
Irgendwann würden sie lernen für sich selber zu sorgen - oder sie würden früh sterben, sehr früh. Und auch wenn sie gelernt hatten für sich selber zu sorgen waren sie noch nicht außer Gefahr - im Rattenloch für sich selber zu sorgen hieß nämlich nur im aller seltensten Fall, sich eine sogenannte ehrbare Arbeit zu suchen. Meist wurde das schnelle Gold gesucht durch Diebstahl, Raub und käufliche Liebe.
Die Kleine vor ihm, die übrigens wider erwarten weder heftig schimpfte noch kratzte, um sich trat oder biß, schien unter all ihrer Schmutzigkeit vielleicht acht oder neun Sommer zu verbergen. Sie sah ihn aus dunklen Knopfaugen abwartend an.
„Suchst Du Dreckspatz meinen Geldbeutel? Soll ich Dir...“ Bercan schüttelte das Häufchen Lumpen und wuscheliges Haar vor ihm.
„Suchst Du Geldsack *Großmutter*?“, fragte das Kind herausfordernd, „dann laß mich gefälligst los und binde Dir mal hübsch die Augen zu. Kannst mich Mitarra nennen - Übrigens, wenn ich ganz auf eigene Faust unterwegs wäre, dann hättest Du deine nächste Zeche nicht mehr bezahlen können - hier, dein Geldbeutel!“
Die Kleine grinste ihn breit an und hielt ihm doch in der Tat den eigenen Geldbeutel unter die Nase. Nicht daß er hier, im Rattenloch, viel mit sich herumtrüge, aber...
„Nu mach schon hin, Großmutter wartet nich ewig, nur weil Du mit Deiner Kledage nich klarkommst.“
Bercan band sich sein Halstuch vor die Augen - es war einfach lächerlich, was sich hier abspielte! Und schon spürte er zwei entschlossene kleine Hände an seinem Arm und fühlte sich die Gassen entlanggezogen. Nur mühsam konnte er den nicht gerade seltenen Hindernissen auf dem Weg ausweichen, häufig stolperte er, konnte sich aber immer wider fangen.
Nun hörte er ein leises Kichern, irgend etwas mußte das Mädchen, das ihn voranzog, köstlich amüsieren. Er wurde hin und her, kreuz und quer, durch die Gassen gezogen. Wieder kicherte sie, Bercan mochte es glauben, er mußte einen selten dämlichen Anblick liefern, wie er so... und da fing das Mädchen an, aus Leibeskräften zu jammern. Bercan zuckte richtig zusammen.
„Habt Erbarmen, Hilfe für ein Kind und sein armen, blinden Onkel, habt Erbarmen. Gebt einem Blinden, ein Almosen, eine milde Gabe...“
Bercan blieb wie angewurzelt stehen, jetzt war aber langsam Schluß mit den albernen Spielchen!
„Gut, gut, wollte doch nur sehn, ob’s klappt und so’n paar Idioten ein paar Sonnen abdrücken würden. Hier, sind gleich da.“ Von nun an verhielt sich Mitarra ruhig. Und wirklich, es dauerte nicht mehr lange und diese Göre Mitarra meinte, sie seien am Ziel.
Bercan wußte seit langem nicht mehr, wo genau im Rattenloch er sich befand. Aber so sehr die Kleine ihn auch in die Irre hatte führen wollen, daß er an der Spalte, direkt über der Spalte stand, daß konnte er spüren und riechen.
Vorsichtig setzte er einen Fuß vor den anderen, bis die Kinderhand ihn losließ und er die Finger auf den hölzernen Rahmen eines Wagens legen konnte. An dem Rand des Wagens empfing ihn eine andere Hand - Farlina.
„Hallo, Bercan. Halt! Komme bitte noch ein paar Schritte vor, so, setz Dich hier auf den Tritt. In dem Wagen hier sitzt jemand, der Dir vielleicht zu Großmutter etwas sagen kann.“
Bercan bewegte seine Hand zu seinem Kopf hinauf, er wollte die Augenbinde abnehmen und sich umsehen. „Behalte die Augenbinde bitte auf, hier gibt es nichts für Dich zu sehen.“, hörte er Farlina einwerfen.
Er faßte sich in Geduld und wartete. Dann hörte er eine alte Stimme sprechen, eine alte aber warme Stimme, eben die Stimme einer Großmutter. Hier mußte er richtig sein.
„Bercan Tibrand, kann es sein, daß ihr mich sucht?“

Bercan drehte seinen Kopf in Richtung der Stimme. „Wenn man euch im allgemeinen schon einmal Großmutter nennt, und wenn ihr vielleicht eine junge Frau kennt, die man Shirinn nennt - dann könnte es sein, daß ihr diejenige seid, die ich suche."
Shirinn, Shirinn Tayla, vor Jaklas Augen tauchte ein Gesicht auf, ein munteres Gesicht von langen roten Haaren eingerahmt, die alle in Zöpfchen geflochten waren. Shirinn war schon länger nicht mehr in Elek-Mantow, sie lebte jetzt wohl in einem kleinen Dörfchen außerhalb der Stadt.
„Ich kenne eine Frau, ein Mädchen Namens Shirinn Tayla mit rotem Haar.", bestätigte Jakla.
„Wenn diese Frau sehr energisch und kratzbürstig war und sich für die Leute einsetzen konnte, die ihr nahe standen, dann dürfte es sich hier um ein und dieselbe Frau gehandelt haben."
Bercan spürte, wie sich in dem Wagen jemand ruckartig bewegte und...
„Haben.... Ist sie tot? Ich ahnte so etwas, daß etwas geschehen würde in den nächsten Tagen... Nun sagt schon, was ist passiert!", ehrliche Sorge, ja fast Angst schwangen darin mit.
„Sie befindet sich in einer Einsiedelei vor der Stadt, sie lebt... sie schläft... keine Ahnung, wie man es nennen will. Ich halte es für böse Magie und kann nichts dazu sagen. Die Einsiedler dort haben mir versprochen, ein wachsames Auge auf die Kleine zu haben."
Er horchte auf den Wagen und die Frau, die darin sitzen mußte. Er hörte das Schaben von Stoff auf dem Holz des Kutschbockes, als sich die alte Frau beunruhigt hin und her bewegte, dann schließlich seufzte.
„Nun denn, man hatte mir gesagt, daß ihr etwas zu mir bringen solltet. Kann ich es sehen?"
Bercan nahm den verpackten Stab und reichte ihn blind nach oben. Er spürte eine Hand, die den Stab entgegen nahm, er spürte Falten, Schwielen und - Wärme.
Er hörte wie das Tuch zurückgeschlagen wurde, die alte Frau scharf die Luft einzog und einige Worte in einer fremden Sprache murmelte. Es schien ihm als würde daraufhin die abendliche Luft um ihn herum noch etwas kälter, eine Gänsehaut huschte ihm über den Rücken, doch schnell war dieser Eindruck wieder vorbei, seltsam.

☯ ☯ ☯

Da... diese Stimme... das war doch GROSSMUTTER!
GROSSMUTTER, GROSSMUTTER! Warum kann mich denn keiner höööööööören!

☯ ☯ ☯

Für einen Augenblick glaubte er, neben der flüsternden Stimme der alten Frau jemanden rufen zu hören. Er lauschte, doch da war nichts mehr.
Leise hörte Bercan dann die alte Frau wieder etwas murmeln: „Shirinn, Shirinn, wo hast Du Dich denn nun wieder herumgetrieben? Hast Du wieder einmal etwas angefaßt, das Dir die Finger versengt hat?"
Bercan wurde hellhörig.
„Der Stab, was ist damit?", fragte er aufgeregt.
Lange Zeit hörte er gar nichts, nur Farlina war da, die ihm einmal fest die Hand drückte um ihn etwas zu beruhigen. Sie konnte ja sehen wie nervös die „Großmutter" war, scheinbar sehr nervös, denn irgendwie schien das auf Farlina abzufärben.
„Woher hat sie diesen Stab? Was hat euch Shirinn zu diesem Stab gesagt, Bercan Tibrand?", fragte die alte Stimme.
„Nicht viel, nur daß ich.....", so erzählte Bercan die gesamte Geschichte ein weiteres Mal.... Allerdings, die Sache mit dem Schwur, und was überhaupt zum Schluß in der Kammer geschehen war, das verheimlichte er noch.
„So... ein Gelehrter, der Menschen in Monster verwandelt. Und der soll in einem Dorf hier in der Nähe leben? Und Shirinn hat diesen Stab *hergebracht*, weil er gegen den Gelehrten eingesetzt werden können soll? Und ich sollte dies tun?" Fragen über Fragen, auf die Bercan Tibrand natürlich keine Antworten kannte außer denen, die Shirin auch schon angedeutet hatte.
Was Bercan, und auch Farlina, nicht wußten war, daß Großmutter, die schwarze Jakla, wie man sie im Allgemeinen im Rattenloch nannte, früher womöglich die richtige Person gewesen war. Ja, es war schon viele, viele Jahre her, da hatte Jakla sich *Sibrinnid von den Schlangen* genannt - und sie war, nicht hier in Elek-Mantow, eine bekannte Magierin gewesen.... Ach ja, früher...
„Nun ja, was soll ich noch lange erzählen, Junge, dieser Stab, und auch ich, können euch nicht helfen, nicht mehr."

„Aber was bedeutet...“, wollte Bercan einwerfen.
„Kein aber, Junge, ich kenne diesen Stab, kenne ihn gut. Derjenige, dem er einmal gehört hat, war ein fähiger Mann der arkanen Künste. Mit der Magie der Verwandlungen hatte er sich lange Zeit befaßt, auch mit der Gegenmagie, die dem guten Zwecke dienen soll, da kannte Dalaker von Tolan sich aus. Dieser Stab war einmal der Seinige und unterstützte ihn in seiner Kraft.“
Bercan nickte, der Stab, mit all seinen Schnitzereien von sich ständig zu verändern scheinenden Tierformen unterstrich dies, aber wieso sollte der Stab dann nicht mehr helfen können?
„Wie ich es verstehe ist also in dem Stab ein Teil der Kraft gespeichert, die dem Magus damals half?“, fragte er hoffnungsvoll. Er hoffte auf eine positive Antwort, er konnte sie gebrauchen.
Einige Zeit hörte er nichts mehr von der alten Frau, die scheinbar so viel über diese Dinge wußte. Dann...
„Leider.... nein! Ich kannte den Stab vor langer Zeit, machtvoll war er, doch nun? Dalaker selbst ist bereits längere Zeit tot, der Stab war als immer noch zauberkräftig bekannt, daran kann es also nicht liegen, aber etwas hat ihn seiner arkanen Macht beraubt, er ist fast ohne jede Spur von seiner früheren Stärke. Dieser Stab nützt euch nichts. Gebt ihn zurück, hängt ihn euch über den Kamin, werft ihn in die Spalte... es ist alles eins.“
Bercan schwieg. Wunderbar, dachte er, wunderbar. Bercan war fast der Verzweiflung nahe. Jetzt hänge ich hier mit Stimmen im Kopf und wirren Träumen, mit einem Schwur der mich plagt, einem verrückten Gelehrten der mir möglicherweise seine Kreaturen nachschickt, einem nutzlosen Stab und einer alten Frau, die mir nichts neues sagen kann.
„Das will ich nicht behaupten...“, hörte er die alte Stimme vom Wagen herab sprechen. Bercan blieb der Mund offen stehen, las die Alte seine Gedanken?
„Farlina?“ Die angesprochene bewegte sich leise.
„Ja, Großmutter?“
„Bitte, geh’ mir doch mal meinen Schal aus der Hütte holen, die Nachtluft wird doch etwas zu kühl für meine alten Knochen.“
„Aber...“ Farlina stutzte, Jakla hatte doch ihren Schal schon... ah so!
„Ist gut, ich verschwinde ja schon - aber nur unter Protest!“
„Farlina!“
Bercan hörte den Tonfall der Stimme, und wie Farlina auf dem Absatz kehrt zu machen schien. Bei Gelegenheit mußte er Großmutter einmal darum bitten ihm zu erzählen, wie sie das schaffte. Er brauchte immer eine Ewigkeit, Farlina zu etwas zu bringen, daß sie gerade nicht tun wollte.
Farlina verschwand in der Nacht, leise verklangen ihre Schritte. Die alte Frau wartete einen Moment, dann sprach sie wieder.
„Bercan Tibrand, jetzt erzähle mir bitte die ganze Geschichte.“
„Die... die ganze Geschichte?“, fragte Tibrand unsicher. Die Frau war ihm unheimlich.
„Die ganze Geschichte, alles was in der Einsiedelei vorgefallen ist - alles!“
Bercan holte tief Luft, dann berichtete er auch von dem Schwur, von dem Blitz und von seinen seltsamen Träumen.
Die alte Frau schwieg. Dann hörte er sie leise murmeln, na - fluchte sie da etwa?
„Gebt mir das Band mit dem Stein, Bercan Tibrand, und dann seid schön ruhig und still und geduldet euch ein wenig. Ich muß mich mit dem Stein befassen....“
Bercan tat, wie ihm geheißen.
Jakla nahm den Stein in beide Hände, jaaa, hier waren mächtige Kräfte am Werk - das spürte sie bereits ohne Konzentration. Dann schloß sie ihre Augen und erinnerte sie sich an die alten Worte, welche den Geist stärken und für die feineren Gewebe schärfen sollten. Sodann versuchte sie mit der Kraft des Steines Kontakt aufzunehmen.... „Großmutter!“
Eine ihr nur zu bekannte Stimme ertönte. Jakla öffnete ihre Augen einen winzigen Spalt, unter fast geschlossenen Lidern, durch die Wimpern hindurch, konnte sie viele flackernde Schatten wahrnehmen. Zwischen diesen Schatten tanzte ein größerer Schatten aufgeregt hin und her, so als hätte er keinen Punkt, an den er gebunden war. Immer näher kam der Schatten, als Jakla ihn zu sich rief. „Großmutter!“
Ja, genau, es war die Stimme von Shirinn. Jetzt konnte Jakla auch etwas genaueres erkennen, es war nicht nur ihre Stimme - es war Shirinn. Sie war in dem Kristall gefangen!

Fortsetzung folgt...

Schatten

Robert Symons

1.

Schmerzen... Gitter... Peitschen... Kämpfen, jeden Tag , immer und immer wieder... Blut, Schweiß und die Schreie der Sterbenden...

Gruhl öffnete die Augen. Seine Umgebung war ihm fremd. Gehetzt setzte er sich auf. Der Schwindelanfall und die tanzenden Punkte vor seinen Augen machten ihm schnell klar, daß dies keine gute Idee gewesen war. Er ließ sich zurückfallen und stellte verwundert fest, daß er nicht auf kaltem Stein sondern auf einem Lager aus sauberem Leinen lag. Dann setzte der Schmerz wieder ein. Gruhl schloß seine Augen wieder und biß die Zähne zusammen. Er konzentrierte sich auf sein Gehör, das mit wölfischer Schärfe durch das leise Prasseln eines Herdfeuers und das Knarren alten Gebälks die tiefen, ruhigen Atemzüge rechts von ihm aufnahm. Langsam tauchten die Erinnerungen aus einem See von Schmerzen auf.

Die Arena. Als die Wachen seinen Halsring von der Kette lösten hatte er, die Hiebe mit den Stachelpeitschen ignorierend, einen der Wächter mit seinen Krallen getötet, den anderen mit dessen eigenem Dolch. Dann war er durch die Katakomben der Selefra-Arena geflohen. Fast bis zur Brücke über die Kluft war er gekommen, als ihn die Wächter wieder einholten. Beim Versuch die schmale Plankenbrücke zu überqueren hatte ihn ein Wächter gestellt. Er konnte Gruhl einige tiefe Wunden zufügen, bevor er sein Ende am Boden der Schlucht fand. Dann die Flucht durch die Tunnel bis zu dem Aufgang, der zu einem kleinen Haus am Rande der Unterstadt, die sie das Rattenloch nannten, führte. Weiter durch die stinkenden Straßen des Rattenlochs, im dichten Nebel, die Verfolger dichtauf. Der Blutverlust. Gruhls Kräfte verließen ihn mit Strömen seines Blutes. Eine Gestalt im Nebel, ein letzter Kraftaufwand, ein letztes gekeuchtes Word, „Hilfe!“. Dann Schwärze. Gruhl tastete mit seinem unverletzten linken Arm an seinen Hals. Ja. Da war noch immer der verhaßte eiserne Ring, den man benutzt hatte, um ihn in seiner Zelle an die Wand zu Ketten. Gruhl konnte ein leises Knurren ob der Erinnerung nicht unterdrücken.

Das ungewohnte Geräusch weckte Taliësin. Das Öffnen der Augen war ein Reflex, sie hätte sie genausogut geschlossen lassen können, denn Taliësin war blind. Der Fremde mußte aufgewacht sein. Sie saß in ihrem Lehnstuhl neben dem Bett, sie hatte den Schlaf des Fremden überwacht, nach dem die schwarze Jakla, die Taliësin hatte rufen lassen, wieder nach Hause gegangen war. Die alte Frau hatte die Wunden versorgt, nachdem sie zuerst etwas erstaunt vor sich hin gemurmelt hatte.
„Paß auf, mein Kind,“, hatte sie gesagt.
„Was Du da von der Straße aufgelesen hast ist ein Charach, ein Wolfmann. Bleib besser wach, denn niemand weiß was er tun wird, wenn er aufwacht. Auch wenn der hier zu schwach ist, um Dir ernsthaft Schaden zu können. Ich werde in den nächsten Tagen wieder vorbeischauen um die Verbände zu wechseln. Er hat Glück daß er tatsächlich die Widerstandskraft eines Wolfes hat, in ein paar Wochen wird er wieder vollständig bei Kräften sein.“
Dann war sie gegangen und Taliësin war, ziemlich besorgt, zurückgeblieben. Sie hatte sich in den Lehnstuhl gesetzt und versucht, wachzubleiben. Irgendwann mußte sie trotz der Warnung der alten Frau eingenickt sein.
Taliësin lauschte auf die gepreßten, von Schmerz kündenden Atemzüge des Fremden. Dann hörte sie zum ersten Mal die Stimme des Fremden, eine tiefe, kehlige Stimme, die mit einem merkwürdigen Akzent sprach.

„Wo bin ich?“, fragte Gruhl und öffnete seine bernsteinfarbenen Augen wieder. Er blickte sich zum ersten Mal um und gewahrte ein kleines, gemütlich eingerichtetes Zimmer, an dessen einer Wand in einem kleinen Kamin ein Feuer prasselte. Eine uralte, wurmzerfressene Standuhr tickte in einer Ecke ruhig vor sich hin, unbeeindruckt von den beiden überraschten Personen, die sich im Zimmer vor ihr befanden. Das Bett, in dem Gruhl lag, befand sich gegenüber einem alten Eichenschrank, der leise vor sich hin knarrte. Neben dem Bett stand ein großer Lehnstuhl, in dem eine junge Frau saß, die Gruhl erschrocken zu mustern schien.
„Ihr, Ihr seid in meinem Haus.“, sagte sie.

„Ihr seid verletzt... Ich... Ich brachte euch hierher, um euch versorgen zu lassen.“ Gruhl atmete tief durch und setzte sich trotz der Schmerzen und des zunehmenden Schwindelgefühls auf.
„Ihr habt viel Blut verloren, Herr, Ihr solltet besser liegenbleiben.“ Die junge Frau stand auf und legte eine Hand tastend auf Gruhls Schulter. Gruhl widerstand dem Reflex, sie anzuknurren, und ließ sich von ihr langsam wieder in die Kissen zurück drücken.
Langsam musterte er die junge Frau noch einmal. Sie war etwas über drei Tritt groß. Ihre Haut wies die leicht rötliche Färbung der Nushq'quai auf. Ihr langes schwarzes Haar hing in wilden Locken über ihren Rücken bis zur Hüfte hinab. Ihre Gesichtszüge waren weich und freundlich, wenn auch momentan besorgt. Ihre Figur war, für menschliche Maßstäbe, wohlgeformt, Schlank aber nicht dünn, mit den richtigen Rundungen an den richtigen Stellen. Ihre hellgrünen Augen scheinen ihn immer noch zu mustern. Aber da war etwas in der Art ihres Blicks... Langsam hob Gruhl die unverletzte linke Hand und bewegte sie vor den Augen des Mädchens, was ein Lächeln bei ihr hervorrief.
„Spart euch die Mühe, Herr. Ich kann sie nicht sehen, ich bin blind.“
„Aber wie...“, setzte Gruhl an.
„Ich höre sehr gut, und ich kann eure Bewegungen aufgrund der Geräusche ahnen.“, antwortete sie.
Gruhl spürte, wie die Schmerzen sich verstärkten. Langsam drückten sie ihn zurück in die samtene Schwärze der Bewußtlosigkeit.
„Wie... ist Dein... Name?“, brachte er hervor.
„Taliësin, Herr.“, antwortete das Mädchen. Besorgnis schwang in ihrer Stimme mit.
„Kann ich euch irgendwie helfen?“ Gruhl atmete tief ein und versuchte die schwarzen Schleier vor seinen Augen zurückzudrängen.
„Taliësin,“, stieß er zwischen zusammengepreßten Zähnen hervor, „Dir verdanke ich... mein Leben und... meine Freiheit... Ich... danke... Dir.“ Bei den letzten Worten umfingen ihn die Schleier der Bewußtlosigkeit wieder mit bleierner Schwere.

Taliësin war verwirrt. Sie hatte mit vielem gerechnet, Zornesausbrüche oder Schmerzensschreie, aber nicht mit diesem schlichten Dank. Und warum seine Freiheit? Dann tat sie etwas, das sie vorher noch nicht gewagt hatte. Sie hatte den Fremden durch die Straßen zu ihrem Haus geschleppt, was keine einfache Arbeit war, denn er war über einen Sprung groß und mußte gut zwanzig Stein wiegen. Dabei hatte sie bereits ertastet, daß der Fremde über ein dichtes, wolfsartiges Fell verfügte. Jetzt jedoch tasteten ihre Hände über seine verbundene Brust zu seinem Gesicht. Im Bereich des Halses wurde das Fell länger und weicher, bildete eine Art Mähne, in die ab und zu einige dünne Zöpfe eingeflochten waren. Dann stieß sie auf etwas schmales metallenes... ein Halsring, wie ihn Sklaven zu tragen hatten. Das also hatte er mit seiner Bemerkung über seine Freiheit gemeint! Langsam tastete sie sich weiter vor. Ein dichter Backenbart, eine pelzige Wolfsschnauze und schließlich spitze Wolfsohren oben am Kopf, von denen eines, es trug einen Ohrring, leicht zerrissen schien.

Erstaunt ließ sich Taliësin wieder in ihren Lehnstuhl fallen. Was hatte sie nur bewogen, den Fremden hierher zu bringen? Er hätte statt eines entflohenen Sklaven auch ein Räuber oder Mörder sein können, der von der Wache gejagt wurde. Ihre Gedanken wurden unterbrochen durch die Glocke der Standuhr, die die fünfte Stunde schlug. Bald würde sie zur Arbeit gehen müssen. Lady Victoria würde sich Sorgen machen, wenn sie zu spät oder überhaupt nicht käme.

2.

„Ihr habt was?!?“, brüllte Chattar Kan, Leiter der Arena.
„Wir verloren ihn im Nebel, Herr.“, antwortete der ziemlich eingeschüchterte Wächter.
„Er hat Lankh und Manra in der Zelle getötet und Khullram von der Brücke geworfen. Dann floh er ins Rattenloch und wir verloren seine Spur im Nebel.“ Die Antwort des Wächters war nicht dazu angetan, die Laune seines Vorgesetzten zu bessern.
„Ihr unfähigen Stümper!“, ereiferte sich Kan, eine beeindruckende Gestalt in roten Gewändern, über fünf Tritt hoch, mit der blauen Haut der Kasraliten. Seine regenbogenfarbenen Augen schienen vor Zorn Funken zu sprühen.
„Fünfzehn meiner besten Leute sind nicht im Stande, einen einzelnen entflohenen Gladiator zu fangen?“, schnauzte er weiter.
„Ich bin anscheinend nur von Schwachköpfen und Amateuren umgeben! Er ist verletzt, weit kann er nicht gekommen sein. Und nun lauf und such ihn, bevor ich Dir eigenhändig den Hals umdrehe, Du

Sohn einer Rattenlochhure!“ Eiligst gehorchte der eingeschüchterte Wächter dem Befehl seines Vorgesetzten.

Chattar lehnte sich an die Wand seines Arbeitszimmers und massierte seinen Nasenrücken mit Daumen und Zeigefinger. Er mußte das flohzerfressene Fellbündel wieder herbeischaffen. Wenn der Hohepriester von diesem Zwischenfall erfuhr, war Chattar nur noch ein verdammt großer Haufen totes Fleisch. Aber es gab ja auch noch andere Möglichkeiten, als es diesen hirnlosen Trotteln, aus denen seine Wachmannschaft bestand, zu überlassen, den Wolfsmann zu finden...

☯ ☯ ☯

Es war schon spät, und der Nebel hatte einem ungemütlichen Elek-Mantow-Dauerregen Platz gemacht. Vermillion strich gelangweilt durch die Straßen des Rattenlochs. Nichts Aufregendes war irgendwo zu finden, die Leute hatten sich ob des Regens in die Häuser geflüchtet und die, die noch unterwegs waren, ließen nicht auf gute Beute hoffen.
Seit sie Shahtar entwischt war, hatte sie sich im Rattenloch herumgetrieben, aber heute war gar nichts los. Gerade überlegte sie, ob sie zurück zum Treffpunkt der Schatten gehen sollte oder vielleicht zu Rominas Ramschladen, als sie, einige Schritte entfernt, eine ihr bekannte Person sah.
„Hallo, Taliësin!“, rief sie. Die junge Frau drehte sich zu ihr um.
„Hallo, meine Kleine.“, sagte sie und versuchte zu Lächeln, aber ihr Gesicht schien besorgt. Die meisten von Hesvites Schatten kannten Taliësin. sie war eine der wenigen Großen, von denen man nicht verjagt oder gar geschlagen wurde. Oft kamen die Kinder zu Taliësins Haus um ihrem Gesang und Lautenspiel zu Lauschen und Taliësin freute sich immer über die kleinen Zuhörer, die andächtig ihren Liedern zuhörten. Vermillion stutzte. Trotz des Lächelns in ihrem Gesicht schien Taliësin Sorgen zu haben.
„Was ist mit Dir, hast Du Kummer?“; fragte sie.
„Oh... es... es ist nichts!“, antwortete Taliësin, „Ich muß jetzt weiter, die Arbeit, weißt Du? Mach's gut und komm doch mal wieder bei mir vorbei, ja?“ Damit drehte sich Taliësin um und eilte die Straße weiter, die verdutzte Vermillion zurücklassend.
Normalerweise war Taliësin doch nicht so kurz angebunden! Vermillion wollte gerade hinter ihr herlaufen, da bemerkte sie etwas Interessantes. Vermillion stand hinter einem alten Wagen, der achtlos auf der Straße stehen gelassen worden war. Von dort aus beobachtete sie, wie aus einer Seitengasse eine Person hervorschoß. Die Person, die offensichtlich von jemandem verfolgt wurde, war schlank, drahtig, und etwas so groß wie Vermillions Bruder Shahtar. Das war jedoch noch nichts besonderes. Daß Straßenkinder von Irgend jemandem, dem sie Irgend etwas gestohlen hatten, verfolgt wurden war keine Seltenheit. Besonders war hierbei nur, daß das Straßenkind ein dichtes graubraunes Fell, einen Wolfskopf und einen Wolfsschwanz hatte.
„Dort ist er! Greift ihn euch!“, tönte es aus der Gasse hinter dem Wolfskind und schwere Stiefeltritte kamen rasch näher. Gehetzt blickte sich das Wolfswesen um.
„Psst!“, machte Vermillion. Die dunkelblauen Augen des Wesens richteten sich auf das Mädchen mit der zinnoberroten Mähne.
„Hier lang!“, zischte Vermillion. Das Wesen überlegte einen Sekundenbruchteil, bevor es der Aufforderung nachkam.

Sechs Gestalten stürmten aus der schmalen Gasse. Sie waren durch schwere, wollene Kapuzenmäntel verhüllt, doch klirrte und rasselte es darunter verdächtig. Der, der wohl der Anführer der Gruppe zu sein schien, blickte sich rasch um. Nun war ihnen doch schon wieder so ein Wolfsvieh entwischt. Wenn schon der Schwarze nicht mehr aufzutreiben war, so hätte er Meister Kan wenigstens dies kleiner Fellbündel anbieten können, um dessen Zorn wenigstens etwas zu bremsen.
„Ihr zwei geht da lang, ihr zwei nach links und Du kommst mit mir, weit kann er noch nicht gekommen sein!“, schnauzte der Anführer. Die Sechsergruppe teilte sich in drei Zweiergruppen und die Söldner hasteten die Straßen entlang. Einer der Söldner verharrte kurz an dem alten Wagen, der am Straßenrand stand, und stocherte mit seinem Schwert darunter herum.
„komm schon, sonst verlieren wir ihn noch!“, rief ihm sein Kollege zu. Der Söldner erhob sich rasch und folgte ihm in die Dunkelheit. Als die Schritte in der Dunkelheit verklungen waren hörte man ein zweifaches Plumpsen unter dem alten Wagen, als Vermillion und das Wolfswesen sich von den

Achsen fallen ließen, an denen sie sich festgehalten hatten. Das Schwert des Söldners war ihnen gefährlich nahe gekommen, doch sie hatten Glück gehabt. Das Wolfskind atmete hörbar aus. Vermillion grinste.
„Das war knapp, was?“, sagte sie. Das Wolfswesen nickte.
„Danke,“, sagte es, „ohne Dich hätten sie mich bestimmt erwischt. Ich bin Shatt, wie heißt Du?“
„Ich bin Vermillion, komm schon! Ich kann's kaum erwarten, Dich den Anderen zu zeigen!“

☯ ☯ ☯

Taliësin näherte sich der Tür ihres Arbeitsplatzes, des „Succube“. Sie war dort angestellt, um die Gäste zu unterhalten, wenn sie noch ein Gläschen trinken wollten, bevor sie die Gastfreundschaft der Mädchen auf ihren Zimmern in Anspruch nahmen. Sie klopfte an die Tür des großen Hauses. Sie hörte, wie die kleine Sichtluke in der Tür aufgeschoben wurde, und kurz darauf ertönte die vertraute Stimme von Jangrit, der Türsteherin des Etablissements.
„Ah, Taliësin, Du bist's! Komm' rein.“ Die Tür wurde entriegelt und geöffnet und Taliësin trat über die Schwelle.
„Guten Abend, Jangrit.“, begrüßte sie die hünenhafte Hallakine hinter der Tür. Jangrit lächelte.
„Ich freue mich schon auf Deine Musik, Taliësin.“, sagte sie. Taliësin rang sich ebenfalls ein Lächeln ab. Jangrit war eine Kriegerin, aber eine gute Seele. Lady Victoria pflegte zu sagen 'Jangrit ist wie ein großer Hund. Wenn man friedlich mit ihr umgeht, ist sie eine gute Freundin. Sucht man aber Streit, dann zeigt sie einem, daß sie auch Zähne hat!'
„Geh nur durch,“, sagte Jangrit, „Lady Victoria ist noch da.“ Taliësin nickte und betrat das Atrium des Succube, während Jangrit sich wieder zur Tür wandte.

Kaum hatte Taliësin das Atrium betreten, hörte sie die melodische Stimme von Lady Victoria, der Herrin dieses Etablissements.
„Taliësin, mein Kind, ich freue mich, Dich zu sehen.“
„Guten Abend, Mylady.“, sagte Taliësin. Lady Victoria stutzte, so förmlich zu sein war nicht Taliësins Art.
„Ist etwas, mein Kind?“, Besorgnis schwang in ihrer Stimme mit.
„Oh... es... es ist nichts, Mylady.“, antwortete Taliësin und senkte den Kopf.
„Ach, komm!“, rief Victoria mit gespielter Entrüstung, „Glaubst Du, Du kannst mir etwas vormachen? Komm, wir setzen uns und Du erzählst mir, was los ist.“ Mit sanfter Gewalt zog sie Taliësin auf einen in der Nähe stehenden Diwan. Taliësin wußte, daß sie Lady Victoria nichts vorenthalten konnte. Früher oder später würde sie es doch aus ihr herausholen. Also berichtete sie die Geschichte, soweit sie sie kannte.
„Ich weiß nicht was ich tun soll, Mylady!“, schloß sie ihre Geschichte.
„Ich habe Angst weil ich nicht weiß, wie ich mich verhalten soll, oder wie er sich verhalten wird!“
Lady Victoria überlegte.
„Ein entflohener Sklave, sagst Du? Das ist ernst. Sklaverei ist in Elek-Mantow und den anderen Ostlanden verboten. Ich habe immer geargwöhnt, daß sich auch hier einige Leute nicht um dieses Verbot scheren, aber bisher habe ich nie konkrete Beweise gefunden. Was Deine übrigen Sorgen angeht, ich werde Dich nach Hause begleiten und mir Dein 'Problemchen' mal ansehen. Dann sehen wir weiter.“
Taliësin nickte.
„Danke, Mylady.“, sagte sie.
Eine kurze Zeit später fanden sich Taliësin und ihre Arbeitgeberin in dem kleinen Haus ein, das der blinden Bardin gehörte. Bald darauf, als sie das Schlafzimmer im oberen Stockwerk betraten, zog Lady Victoria erstaunt eine Augenbraue hoch.

Gruhl fühlte sich besser. Zwar fühlte er sich immer noch elend schwach und die Wunden schmerzten höllisch, aber die Übelkeit, das Schwindelgefühl und die tanzenden Punkte waren nach seinem tiefen Schlaf der Erschöpfung zurückgegangen. Er hatte sich gerade wieder aufgesetzt, als er den Schlüssel sich in der Haustür drehen hörte. Er hörte Schritte. Zwei Personen. Verdammt! Wenn nun seine 'Retterin' einen der Wächter geholt hatte? In seinem Zustand würde einer bereits ausreichen, um ihn zu überwältigen. Aber... sie hatte so ehrlich besorgt geklungen. Gruhl glaubte nicht, daß sie zu einem

solchen Verrat fähig wäre. Immerhin hatte sie ihn bis hierher gebracht und dafür gesorgt, daß er behandelt wurde. Dennoch... ein toter Sklave war schließlich wertlos und Gruhl konnte es nicht darauf ankommen lassen. Lieber würde er hier und jetzt sterben, als in das Höllenloch der Arena zurückzukehren. Seine letzten Reserven an Willenskraft zusammenkratzend raffte er sich vom Bett auf. Prompt stellten sich der Schwindel und die tanzenden Punkte wieder ein. Gruhl fluchte innerlich über seine Schwäche. Er brachte sich in Sprungposition, um einem potentiellen Gegner sofort an die Gurgel zu gehen. Das einzige Problem dabei war, daß sich alles in seinem Kopf drehte, seine Sicht trübe war und seine Knie vor Schwäche zitterten. Doch jetzt war keine Zeit, darüber nachzudenken. Die Tür öffnete sich und zwei Gestalten betraten den Raum.

Victoria betrachtete den Wolfsmann, der, anscheinend sprungbereit, neben dem Bett stand. Er schaute sie ebenfalls einen Moment lang verwirrt an. Dann entspannte er sich etwas und versuchte sich aufzurichten, was sich als fataler Fehler entpuppte, denn sein Gleichgewichtssinn suchte sich just diesen Moment aus, um sich zu verabschieden. Er taumelte, vergeblich versuchend, wieder ins Gleichgewicht zu kommen, und kippte dann langsam nach vorne um. Hastig sprang Victoria nach vorne und fing den fallenden Wolfsmenschen ab. Langsam bugsierte sie ihn wieder auf das Bett, begleitet von den leisen Flüchen des Charach in der Sprache seines Volkes. Dann stellte Victoria sich neben das Bett und betrachtete Gruhl kritisch.
„Ihr solltet vorsichtiger sein, Wolfmann. Aufzustehen war leider keine so gute Idee in eurem Zustand.“, sagte sie schließlich. Gruhl schnaubte verächtlich.
„Glaub' mir Frau, wärst Du in meiner Lage, hättest Du es auch versucht.“, knurrte er. Dann wandte er sich an Taliësin, die sich verwirrt in den großen Lehnstuhl gesetzt hatte.
„Verzeih' mir, Taliësin. Ich habe Dir nicht vertraut.“, bat er.
„Ich verstehe euch, Herr.“, antwortete Taliësin. „In eurer Lage ist Vertrauen sicher nicht eine der hervorstechendsten Eigenschaften.“ Sie lächelte.
„Die Frau an eurer Seite ist übrigens meine Arbeitgeberin und gute Freundin Lady Victoria, die Besitzerin des 'Succube'.“, Victoria nickte kurz, „Doch euren Namen habt ihr uns bisher noch nicht genannt.“ Gruhl nickte, ungeachtet dessen, daß Taliësin die Geste nicht sehen konnte.
„Ich bin Gruhl, in der Sprache meines Volkes heißt das 'der Schatten'.“, sagte er.
„Nun, Gruhl,“, sagte Lady Victoria lächelnd, „Ihr braucht noch Ruhe und solltet euch schonen. Was Dich betrifft, mein Kind,“, wandte sie sich an Taliësin, „so will ich Dir, ungeachtet der Enttäuschung, die meine Kunden empfinden werden, so lange frei geben, bis dieser müde Krieger wieder halbwegs bei Kräften ist. Laß mich wissen, wann Du wieder zur Arbeit kommst. Nun werde ich gehen, es gibt noch viel für mich zu tun. Auf Wiedersehen.“ Sie wandte sich zum Gehen, als sie von Taliësins Stimme noch einmal zurückgehalten wurde.
„Victoria?“
„Ja?“
„Danke.“
„Nicht der Rede wert.“ Damit verließ Lady Victoria das Zimmer und das Haus der blinden Bardin.

☯ ☯ ☯

„Shahtar! He, Shahtar!“ Vermillions Stimme tönte durch das Versteck von Hesvites Schatten. Shahtar, der gelangweilt mit seinem Stilett gespielt hatte, blickte auf.
„Vermillion, wo bist Du schon wieder...“, begann er, doch dann blieb ihm der Mund offen stehen. Tjinsha, der in einer anderen Ecke des Raumes saß, grinste.
„He, Shahtar, was ist los, Hast Du 'n Geist gesehen?“ Im nächsten Moment riß auch Tjinsha erstaunt die Augen auf. Die beiden sahen nicht gerade intelligent aus als Vermillion, drei Wolfsmenschen im Schlepptau, den Raum betrat.
„Shahtar, schau mal, was ich gefunden habe!“, rief Vermillion. Dann bemerkte sie den wenig intelligenten Gesichtsausdruck ihres Bruders und seines Lieblingsrivalen. Sie verschränkte die Arme vor der Brust, legte den Kopf schief und sagte, „Shahtar, mach den Mund zu, es zieht.“ Das brachte sowohl Shahtar als auch Tjinsha wieder zur Besinnung. Hörbar klappten die beiden ihre Futterluke wieder zu. Shahtar räusperte sich.
„Äh,...“, begann er hochgeistig, „Was ist das denn?“ Tjinsha nickte zustimmend.

Das größte der drei Wolfswesen trat einen Schritt vor. Es war gut zwei Kopf größer als Shahtar, hatte ein dunkelgraues Fell und durchdringende grüne Augen. Um seine Hüften war ein einfacher, ziemlich abgenutzter Lendenschurz geschlungen, in dem ein, scheinbar aus Stein gefertigtes, Messer steckte. Er blickte Shahtar durchdringend an und sagte dann: „Ich bin Jarl. Das hier sind Shatt und Rehl, meine Brudersöhne."
Man sah deutlich, wie es in Shahtars Gehirn arbeitete.
„Brudersöhne?", sagte er schließlich, „Du meinst Neffen?"
„So sagt man wohl bei euch, ja.", antwortete Jarl. Er sprach Mantowin, wenn auch mit einem schweren, rollenden Akzent.
„Aber was...", mischte sich Tjinsha nun ein. Einer der kleineren Wolfsmenschen blickte Tjinsha mit seinen tiefblauen Augen an und entblößte sein Gebiß. Tjinsha schluckte, stellte dann jedoch fest, daß die Geste wohl ein Lächeln darstellen sollte.
„Wir sind Charach, falls Du das meinst.", grinste Rehl. Sein Akzent war weniger ausgeprägt als der seines Onkels, aber dennoch deutlich vernehmbar.
„So...", sagte Tjinsha, dem keine intelligentere Entgegnung einfiel.
„IchabShattgetroffenalsergeradevonirgendwelchenLeutenverfolgtwurdeundwirhabenunsverstecktundd annhatermichzudenanderengebrachtundsielebenschondreiJahrehierunddahabichgedachtichbringsiemal mitundvielleichtkönnensieauchSchattenseindaswärdochtolloder?", plapperte Vermillion. Shahtar war immer wieder erstaunt über die Fähigkeit seiner kleinen Schwester, so lange Sätze von sich zu geben ohne Luft zu holen.
„Tja,", meinte er und sah Tjinsha an. Tjinsha zuckte mit den Schultern.
„Warum nicht?", meinte er. „Zeigen wir sie erst mal Andoja und den anderen Falken."

Wenig später an diesem Tag sah man, allerdings nur wenn man gut hinsah, eine Gruppe Kinder, unter ihnen Andoja, Gutram, Shahtar, Tjinsha, Vermillion und natürlich Jarl, Shatt und Rehl, unter der Brücke hervorkommen und wieder ins Rattenloch laufen. Alle waren guter Dinge, Jarl, Shatt und Rehl hatten ihre Aufnahmeprüfung gut bestanden. Dabei hatte sich gezeigt, daß die drei ein gut eingespieltes Team waren. Zu dritt waren sie in ein größeres Haus eingestiegen und hatten, die Wachen überlistend, einige hübsche Schmuckstücke an sich gebracht.
Nicht weit von der Brücke entfernt verschwanden sie dann in einer Seitengasse hinter dem 'Succube', in dem der Eingang zu einem Kohlenkeller lag, der in Tjinsha und Shahtar einige Erinnerungen wachrief... Die beiden grinsten sich verschwörerisch zu.

-

Eines Abends kehrte Jangrit sehr schnell von ihrem üblichen Freien-Abend-im-Schwert-einen-Trinken-gehen-Ausflug ins 'Succube' zurück, einen Fetzen Papier in einer Faust schwenkend, und einen finsteren Ausdruck im Gesicht.
„Victoria, schau Dir das an!", bellte sie schon vom Eingang her.
„Nanu, Jangrit, schon wieder da? Was gibt es denn?", antwortete Lady Victoria von der Treppe her. Wortlos stürmte Jangrit auf sie zu, und hielt ihr den Fetzen Papier unter die Nase. Victoria las den Steckbrief, denn das war es, und runzelte die Stirn.
„Dreißig Goldsonnen für die lebendige Ergreifung eines schwarzen Charach. So, so. Da will sich jemand den guten Gruhl eine Menge Geld kosten lassen. Ich wüßte zu gern, wer wohl dahinter steckt." Sie schien kurz nachzudenken.
„Brauchst Du das noch, Jangrit?", fragte sie dann.
„Nein, behalt's!", knurrte Jangrit verärgert. Victoria nahm den Zettel in die Hand, und kurz darauf löste er sich in einem grellen Flammenblitz auf.
„Ach ja, solltest Du zufällig herausfinden, wer dafür verantwortlich ist...", begann sie...
„Werde ich ihm mit Freuden den Hals umdrehen.", unterbrach Jangrit sie liebenswürdig. Victoria lächelte.
„Ich dachte mir, daß Du es so sehen würdest."

☯ ☯ ☯

Taliësin und Gruhl saßen am Kamin in Taliësins Haus, Gruhl wie üblich auf dem Boden und Taliësin in ihrem Lehnstuhl.
„Dreißig Goldsonnen,“, knurrte Gruhl, „das ist wohl recht viel, was?“
„Das ist etwa so viel, wie die Mädchen im ‘Succube’ im Monat einnehmen, und die gehören schon zur oberen Verdienstklasse in Elek-Mantow.“, antwortete Taliësin. Sie seufzte. Längst schon war Gruhl kein Fremder mehr für sie. In den gut fünf Wochen, die er nun schon unter ihrem Dach lebte, und in denen sie ihn teilweise aufopfernd gepflegt hatte, war zwischen ihnen eine tiefe Freundschaft gewachsen. Sie war überrascht gewesen, in dem pelzigen „Wilden“ eine so einfühlsame und verletzliche Seele zu entdecken. Er liebte es zum Beispiel, Taliësin beim musizieren zu lauschen. Sie hatte ihm auch versprochen, im baldmöglichst eine Rohrflöte zu besorgen, das Instrument, das er in seiner Jugend spielen gelernt hatte. Aber auch in seinen Angstphasen, wenn er Nachts aufwachte und nicht mehr wußte wo er war, hatte sie sich um ihn bemüht. So bald er wieder aufstehen konnte, hatte er sich im Haus nützlich gemacht. Er hatte zwar keine große Erfahrung in Haushaltung, aber er bemühte sich redlich und lernte schnell, obwohl er immer noch ein lausiger Koch war. Er stand auf dem Standpunkt, gekochtes Fleisch zu essen sei, wie Aas zu fressen...
Auch Gruhl hing seinen Gedanken nach. Er mochte das schwarzhaarige Menschenmädchen. Vielleicht mehr, als er sich selbst eingestehen wollte. Oft schon hatte sie ihn beruhigt und getröstet, wenn ihn seine Alpträume in den Horror der Arena zurückversetzt hatten, und er völlig desorientiert aufgewacht war. Wie hatte sie für ihn gesorgt, als er verletzt und bewegungsunfähig gewesen war. Nur ihre Ansicht über die abscheuliche Sitte, Fleisch zu *kochen*, störte ihn noch etwas...

Gruhl fühlte sich, trotz aller Bemühungen Taliësins, eingesperrt, und Taliësin wußte das auch. Er war einfach nicht dazu geschaffen, tagelang an ein und demselben Ort eingesperrt zu sein, und in der Arena hatte man ihm das schon viel zu lange angetan. So wunderte es Taliësin keineswegs, als Gruhl eines Tages sagte: „Ich muß hier raus, Taliësin. Es tut mir leid, Du tust Dein Bestes, um es mir hier angenehm zu machen, aber ich ertrage es nicht mehr, hier jeden Tag eingesperrt zu sein.“ Taliësin nickte.
„Ich verstehe Dich. Aber bitte... sei vorsichtig, ja?“ Er lächelte und strich ihr mit einer pelzigen Hand über die Wange.
„Natürlich.“, sagte er.

Gegen Einbruch der Nacht kehrte Gruhl ins Rattenloch zurück. Der Weg aus der Stadt hatte sich als einfacher erwiesen als Gruhl gedacht hatte. Seine Ausbildung als Jäger hatte ihm sehr geholfen. Fast den ganzen Tag hatte er in der freien Natur verbracht, hatte sich aus Stein, wie es der Tradition seines Volkes entsprach, einen Speer und einen Dolch gefertigt. Dann hatte er noch ein wenig gejagt, und so kam es, daß an seinem Lendenschurz baumelten, als er sich leise und auf Schleichwegen Taliësins Haus näherte. Gerade dachte er, es müsse jetzt gerade die Zeit sein, da Taliësin das Haus verließ um zur Arbeit zu gehen, als er Taliësin schreien hörte. Alle Vorsicht hinter sich lassend jagte Gruhl auf das Geräusch zu. Als er schließlich um die Ecke bog, sah er eine Gruppe von fünf Männern, die Taliësin teils festhielten, teils befingerten, und einer von ihnen hatte bereits sein Beinkleid herunter gelassen.
Irgend etwas in Gruhls Inneren machte laut ‘Klick’. Seine Sicht schaltete auf messerscharfes Schwarz/Weiß, sein Blut rauschte und donnerte in seinen Ohren und sein Zeitgefühl begann, sich auszudehnen. Er knurrte, ein wildes, bösartiges Geräusch. Einer der Männer, es war der mit den runtergelassenen Hosen, begann sich umzudrehen, unendlich langsam so schien es. Er brachte die Drehung nie zu Ende; Gruhls Speer fuhr ihm in den Brustkorb und trat zur anderen Seite zum Teil wieder aus. Der Mann spuckte einen Schwall Blut und kippte dann langsam um. Noch bevor er den Boden berührte, war Gruhl bereits bei seinem Nachbarn, der verzweifelt versuchte, rechtzeitig an sein Kurzschwert zu kommen. Gruhl zerfetzte mit einem Prankenhieb den Kehlkopf, und der Mann sank in einem Schauer aus Blutstropfen in sich zusammen. Die anderen schienen sich nun gefangen zu haben. Zwei versuchten, Gruhl mit ihren Dolchen zu treffen, der Dritte floh.
Gruhl, dessen Berserkerwahn noch anhielt, griff einfach mit beiden Händen in die weichen Bäuche seiner Angreifer und riß heraus, was er greifen konnte. Die ausgeweideten Leichen fielen wie nasse Säcke auf die inzwischen blutrote Straße. Dann bemerkte Gruhl die Flucht des Dritten. Mit einem Satz sprang er dem Mann in den Rücken und biß ihm mit einem feuchten Knirschen das Genick durch. Dann hastete er zurück zu Taliësin, das Blutbad, das er angerichtet hatte, völlig ignorierend.

Der Anblick der blinden Bardin, wie sie auf dem Pflaster lag, reglos und still, brachte ihn wieder zur Besinnung. Hilfe, dachte er, sie braucht Hilfe. Plötzlich kam ihm der Gedanke. Hatte Taliësin nicht gesagt, sie arbeite in einem großen Haus, nicht weit von dem ihrigen entfernt? Dort würde er auch ihre Arbeitgeberin finden, die große blonde Frau, die sie einige Male besucht hatte, seit er bei Taliësin war. Sie würde helfen können.
Gruhl nahm Taliësin auf die Arme und hastete auf das nächstegelegene größere Gebäude zu. An der Südseite fand er eine schwere, festverschlossene Tür, die mit einem Sichtfenster versehen war. Mit dem Fuß hämmerte er mehrmals gegen die Tür. Das Fensterchen öffnete sich, ein paar blauer Augen und ein blonder Haarschopf erschienen darin. Das mußte Jangrit sein, von der Taliësin oft erzählt hatte.
„Was gibt's...", begann Jangrit.
„Schnell, ich bringe Taliësin, sie braucht Hilfe!", unterbrach Gruhl sie barsch. Im Bruchteil eines Augenblicks war die Tür entriegelt und geöffnet.
„Schnell rein mit euch!", schnappte Jangrit.

☯ ☯ ☯

Gruhl lag im Bett neben Taliësin und lauschte ihren ruhigen und regelmäßigen Atemzügen. Was war nur geschehen? Es hatte sich bald herausgestellt, daß Taliësin mit dem Schrecken davongekommen war. Sie war unverletzt und lediglich vor Schreck in Ohnmacht gefallen. Bald, nachdem man sie wieder hergestellt und Gruhl vom Blut gereinigt hatte, brachte Jangrit Gruhl und Taliësin, die von Gruhl gestützt wurde, nach Hause. Dort hatte Gruhl Taliësin getröstet und beruhigt. So weit alles ganz normal.
Doch dann war aus dem Trösten mehr geworden. Gruhl verstand noch immer nicht ganz, wie genau das alles hatte geschehen können. Diese Frau besaß kein Fell, sie war kleiner als eine Charach, ihre Ohren waren klein und rund, sie besaß nur zwei Brüste und keinen Schweif. Dennoch hatten sie sich geliebt. Es war eine merkwürdiges Gefühl gewesen. Ihre kleine rosa Zunge in seinem Maul, seine Zunge auf ihrem nackten haarlosen Körper, ihre krallenlose Hand, die ihn hinter den Ohren kraulte. Nun lagen sie da, Taliësin war erschöpft und glücklich eingeschlafen, sich eng an Gruhl schmiegend, und Gruhl dachte nach.
Wie auch immer es dazu gekommen sein mochte, er bereute es nicht. Er liebte dieses Menschenmädchen.
„Aber gekochtes Fleisch esse ich trotzdem nicht.", murmelte er zu sich selbst und lächelte. Er leckte Taliësin noch einmal zärtlich über die Wange, was diese mit einem zufriedenen Seufzen im Schlaf quittierte. Dann verlagerte Gruhl seine Position etwas und fiel ebenfalls in tiefen Schlaf.

☯ ☯ ☯

Chattar Kan schritt langsam vor der illustren Versammlung von Kopfgeldjägern hin und her.
„Dreißig Goldsonnen, meine Herren. Unter der Bedingung natürlich, daß ihr ihn mir lebend bringt. Ein stolzer Preis, meint ihr nicht auch?" Seine Stimme klang mühsam beherrscht, ein Zeichen für die Strapazen der letzten Tage. Dieser Charach machte ihm mehr Ärger, als ein Mann in seiner Position sich leisten konnte.
„Is' in Ordnung, Meister,", grunzte ein breiter Hallakine von der Tür her, „für dreißich Gold kriegste von mir sogar'n Brenner lebendich ausgehändicht."
Die Gruppe lachte, bis auf zwei. Einer davon war Chattar Kann, der es gar nicht lustig fand, mit 'Meister' angesprochen zu werden, und sichtlich Mähe hatte, diese Bemerkung wegzustecken. Der andere war ein hochgewachsener Rekschat, der generell als schweigsam galt.
„Das wäre es dann, meine Herren!", knurrte Chattar Kann in einem Ton, der die Söldlinge und Kopfgeldjäger eilends das Weite suchen ließ.

Fortsetzung folgt

Eine Art von Nacht

Jaenette Kaz

„Das kann doch wohl nicht ihr Ernst sein!“
Airan stemmte die Arme in die wohlgerundeten Hüften und starrte ungläubig den ausgeschwemmten Pfad hinab, der sich zu einer geteilten Stadt hinabwandt. Ungeduldig rammte sie den Wanderstab gegen den festgetretenen Boden. Ein wolliger Kopf schob sich unter ihrem ausgestellten Ellenbogen hindurch. Samtige Lippen versuchten, in den bauchigen aufgenähten Taschen ihres Gewandes irgendeine Leckerei aufzustöbern. Airan schob den Kopf des Esels unwirsch zur Seite und sah zu seiner Reiterin auf.
„Wo liegt Dein Problem, kleine Schwester?“
„Dieses … na, ja … dieses bessere Dorf liegt am Ende der Welt! Und sieh' Dir bloß an, wie heruntergekommen das Nest ist!“
„Airan, Airan, Du hast Deine Lektionen vernachlässigt. Zunächst einmal ist Elek-Mantow kein Dorf sondern ein wichtiger Handelsknoten. Zum anderen siehst Du im Augenblick hauptsächlich die Unterstadt, das Armenviertel, wenn Du so willst - warte nur ab, bis Du die Oberstadt gesehen hast. Und zum Dritten …“, sie klopfte Airan mit einer unterarmlangen, geschmeidigen Gerte auf die Schulter, „stellen wir die Entscheidungen des Mutterhauses nicht in Frage.“ Die kleine Schwester preßte die Lippen zusammen und wandte sich ab. Gelassen folgte ihr der Blick der Mutter Oberin, als sie, Verwünschungen vor sich hinmurmelnd, weiter voranstapfte.
Ein Wagen kam neben der kleinen Frau auf dem Esel knirschend zum Stehen. Es war nur der erste von fünfen, aber dieser wurde nicht von einem Mietknecht geführt, sondern von Rain, der Bibliothekarin und Archivarin des neuen Hauses. Einen Augenblick musterte Viril sie und seufzte innerlich. Zu jung, dachte sie, viel zu jung eigentlich … Aber, nun ja. Rain erwiderte stoisch ihren Blick und zog nur leicht eine fast weiße Augenbraue hoch, um zu fragen, was dieser kleine Disput zu bedeuten hatte. Als die Mutter Oberin keine Anstalten machte, sich dazu zu äußern, zuckte sie die Schultern und trieb das Ochsengespann mit einem Schnalzen wieder in seinen zockelnden Schritt.
Viril ließ die Wagen passieren, obwohl das hieß, das sie ihnen später in einer großen Staubwolke würde folgen müssen. Aber dies war der erste Blick, den sie auf die Stadt Elek-Mantow werfen konnte, der erste Blick auf den neuen Nährboden, in den die Mütter ein schwächliches Samenkorn pflanzen wollten. Was mochte sie veranlaßt haben, gerade diesen Flecken auszuwählen? Nun, ja, sicherlich waren die Städte der gefürchteten Nordfaust nicht geeignet für den Orden der kleinen Schwestern - wo Frauen ein so eisernes Regiment führten, war kein Bedarf für eine Zuflucht, und an Ausbildungsstätten und anderen Notwendigkeiten mangelte es dort auch nicht. Die Multorier … Viril seufzte leise. Genug Arbeit und genug Bedarf für unsere Dienste in anderer Hinsicht, aber … sicherlich hatten die Mütter recht, wenn sie nicht gerade dieses Land für die ersten, schüchternen Ausbreitungsversuche des Ordens wählten. Militaristen bewegten sich in zu engen Toleranzgrenzen. Aber sicherlich, eines Tages …
Mit etwas wie Wehmut dachte Viril an Hale zurück. Dort kannte jedermann die kleinen Schwestern, sie gehörten zum Straßenbild selbst des kleinsten Dorfes und niemand stellte ihr Dasein in Frage. Aber, wie die Mütter sagten, Hale war klein. Klein und schwach. Es war Zeit, die Arme auszustrecken und zu wachsen.

☯ ☯ ☯

„Was glotzt Du so?“ fauchte Airan den jungen Wachsoldaten an. Er zuckte zurück und hob beschwichtigend die Hand. Die kleine Schwester schnaubte und wandte sich ab. Sie war sich sicher, daß die Stadtwachen hinter ihrem Rücken wieder grinsten und die steifen - aber nun staubbedeckten - Flügelhauben der kleinen Schwestern bewitzelten. Süßes Hale, dachte Airan, hoffentlich dauern die Formalitäten nicht zu lange!
Hinter ihr entstand Aufregung und Durcheinander. Rain, die Archivarin, hob nicht einmal die Nase aus ihrem Buch sondern lümmelte weiter auf dem Kutschbock. Aber Airan wandte sich neugierig um. Die Wachsoldaten beeilten sich, die Zügel eines großen, schwarzen Pferdes zu übernehmen, das leicht tänzelte nachdem sein Reiter es verlassen hatte. Der Mann war recht groß, stellte Airan fest, und schien noch relativ jung zu sein. Sie zwinkerte, als sie feststellte, daß sein Haar schlohweiß war. Was konnte einen so jungen Mann ergrauen lassen? So wie die Wachen um ihn herumscharwenzelten,

mußte er wohl irgendein hohes Tier sein - vielleicht war er doch älter? Der Mann warf einen prüfenden Blick zu ihr und den Wagen hinüber, verzog aber keine Miene. Airan straffte sich, als er einen Schritt in ihre Richtung machte, doch einer seiner Männer hielt ihn zurück und wies auf das Gebäude, in dem Viril auf jemanden wartete, mit dem sie die Zukunft des Ordens besprechen konnte.
Larkur faltete im Gehen sorgfältig seine Reithandschuhe und steckte sie in den Gürtel. Er grübelte. Hatte er schon einmal etwas von so seltsam gewandeten Frauen gehört? Priesterinnen vielleicht? Wenn ja, welchen Gottes? Götter hatten sie nun wirklich genug, hier in Elek-Mantow - auch wenn sie sich herzlich wenig um ihre Gläubigen zu scheren schienen.
Viril zuckte zusammen, als die Tür aufgestoßen wurde. Sie musterte den Mann, registrierte seine Jugend, sein Haar und die gefrorenen Züge. Erleichterung machte sich in ihr breit. Dieser Mann war nicht einfach, sicherlich, aber er war ein guter Mann. Sie nickte ihm zu.
Winzig, dachte Larkur, aber mit Autorität. Dieses Nicken war auch mit sehr viel Wohlwollen nicht als Verbeugung zu betrachten. Die scharfen, grauen Augen der kleinen Frau musterten ihn flüchtig, ohne daß der schmallippige Mund irgendeine Regung erkennen ließ. Als er sich nicht rührte, schnalzte die Frau kurz mit einer Gerte gegen ihren Rock. „Ihr seid“, begann sie, „vermutlich der Zuständige - hm - Beamte?“
„Hauptmann der Stadtwache, ah …Dame.“ Etwas wie ein Funkeln huschte über die hellen Augen der Frau - lächelte sie heimlich? „Mutter Oberin, Hauptmann, Mutter Oberin.“ Sie wies einladend auf den zerschrammten Schreibtisch. „Nachdem wir nun korrekterweise unsere Titel ausgetauscht haben können wir vielleicht mit den Verhandlungen beginnen?“ Scheucht mich in meinem eigenen Büro herum, fuhr es Larkur durch den Kopf und: Ich beneide die zwei anderen da draußen nicht. Ich wette, sie benutzt diese Gerte nicht nur, um ihr Reittier anzutreiben. „Sicherlich, hm, … Mutter Oberin. Nehmt Platz.“
Eine kleine Staubwolke stieg von ihren Gewändern auf, als sie sich niederließ. „Ah. Das tut gut. Ihr habt nicht zufällig etwas zu trinken hier?“
„Dame… Mutter Oberin. Dies ist eine Einrichtung, um Reisende zu registrieren, so die Anwesenheit des Hauptmanns erforderlich ist. Eine Durchgangsstation, keine Schenke.“ Damit ließ sich Larkur auf der anderen Seite des Tisches nieder. Sie möchte alt genug sein, um seine Mutter zu sein und vielleicht auch die beiden Mädchen draußen im Hof herumkommandieren, mit ihm würde ihr das nicht gelingen. Dennoch ertappte er sich dabei, wie er sich innerlich gegen einen Tadel wappnete.
Aber die Frau lächelte, Falten sprangen von ihren Augenwinkeln bis zum eckigen Kinn. „Sicherlich, Ihr habt Recht. Es war ungehörig von mir, zumal es sein kann, daß Eure Untergebenen Euch ganz unnötig hierher geholt haben.“
„Nun, wenn Ihr mir Euer Anliegen mitteilen wolltet, könnten wir das ganz schnell entscheiden - Mutter Oberin.“
Umständlich kramte sie unter ihrem Überwurf und förderte schließlich eine versiegelte Papierrolle zu Tage. „Dies ist ein Beglaubigungsschreiben unseres Mutterhauses sowie des Gilderates in Hale. Wir - das heißt, unser Orden - würden gerne eines unserer Häuser in Eurer Stadt öffnen.“
„Dürfte das nicht eher eine Sache sein, die Ihr mit unserer Priesterschaft zu regeln habt?“
„Hauptmann, wir sind kein religiöser Orden. Wir hoffen, daß Elek-Mantow keine Einwände gegen ein paar kleine Schwestern haben wird, die sich hier hauptsächlich der Wohltätigkeit und dem Bildungswesen widmen möchten - wie Ihr der Akkredition entnehmen werdet. Und selbstverständlich erwarten wir keine Geschenke von Eurer Stadt. Dies,“ sie warf einen schweren Beutel auf den Tisch, „sollte wohl genügen, eine angemessene Wohnstatt für uns zu finden.“
Scharf beobachtete Viril das Gesicht des jungen Mannes. Aber er zuckte mit keiner Wimper, obwohl diese Eröffnung ihn überraschen mußte. „Wenn Ihr diese Akkredition lesen wollt, werdet Ihr vielleicht verstehen …“
Larkur griff zögernd nach dem versiegelten Schreiben und drehte es unschlüssig in der Hand. Sollte dies nicht eher eine Sache des Triumvirats sein? Andererseits konnte er das nicht entscheiden, so lange er nicht wußte, was diese Frauen waren … Entschlossen brach er das Siegel.

☯ ☯ ☯

Airan fluchte vor sich hin, während sie Arme voll Unrat durch den schlecht beleuchteten Flur schleifte. „Ich wußte es, wußte es, wußte es. Vom ersten Augenblick an, als ich dieses Dreckloch sah …“ Sie wollte gar nicht wissen, was das im Einzelnen war, was sie da aus dem Haus trug. Rain kam

ihr entgegen, genauso verschmutzt und verschwitzt. „Halt den Mund, kleine Schwester." warf sie ihr im Vorbeigehen zu. Großäugig sah Airan ihr nach. Rain sagte überhaupt selten etwas, schon garnicht in so einfachen Worten. Etwas krabbelte über ihre Hand, und sie schauderte. Schnell ging sie weiter, hoffte, daß das Etwas nicht in ihren Ärmel kriechen würde und warf den Schmutz auf den schnell wachsenden Haufen vor dem Haus. Wenigstens würden sie nicht allzu weit laufen müssen, um diesen uralten Überbleibsel ihrer Vorgänger zu entsorgen. Die tiefe Spalte, die Elek-Mantow teilte, begann in Sichtweite.

Abends rückten die kleinen Schwestern eng zusammen um den kleinen, schlecht ziehenden und halb verfallenen Kamin. Rain verteilte, gelassen wie immer, die letzten Reste ihres Reiseproviants, denn eine Kochmöglichkeit hatten sie in diesem Haus noch nicht. Sie aßen schweigend. Schließlich, als auch der letzte Rest Fladenbrot verschwunden war, lehnte Viril sich zurück. „Morgen in aller Frühe werden die Handwerker kommen. Richtet Euch darauf ein." Gleichmütig begann sie, ihre Decken aufzurollen.

Eine Weile herrschte Schweigen, dann explodierte Airan. „Das ist doch kein Haus, das ist eine Ruine! Es wird Monate dauern, bevor es auch nur halbwegs bewohnbar ist! Selbst falls - und ich sage falls, nicht wenn! - die Handwerker wirklich morgen früh mit der Arbeit beginnen. Außerdem ist es … es ist … es ist …."

„Nicht das Gildenhaus in Hale, meinst Du? Keine luftigen Flure und Dienstmädchen, die Dir die Dreckarbeit abnehmen, damit Du Dir nur ja nicht die kostbaren Pfoten schmutzig machst?" Viril hob nicht einmal die Stimme, ließ der Chirurgin aber auch keine Zeit, ein passende Antwort zu finden. „Hör' mir jetzt gut zu, denn ich werde das nicht wiederholen. Seit wir diese Stadt das erste Mal gesehen haben, war von Dir nichts Anderes zu hören als Gemaule über dies und über jenes. Wir alle wissen, daß Du nicht freiwillig hier bist, aber Dir wurde die freie Wahl gelassen: uns zu folgen oder den Orden zu verlassen. Ich erwarte morgen früh, daß Du entweder Deine Sachen packst, den Habit ablegst und uns verläßt, oder aber, daß Du Dich morgen damit beschäftigst den Raum links von der Tür, den mit den vielen Fenstern, zu Deinem Arbeitsraum zu machen. Weiterhin wirst Du Dich dann - und zwar noch vor Mittag, denn bis dahin sollte Dein Zimmer vorerst eingerichtet sein - in die Stadt begeben und Dich nach Arbeit umsehen. Noch Fragen?"

„Aber, Mutter Oberin, ich …" Aus der Dunkelheit schnalzte die Gerte auf sie zu. „Wenn und falls Du Dich entscheidest, hier zu bleiben, kleine Schwester, dann erinnere Dich auch an die Disziplin in diesem Haus." Airan betastete vorsichtig den bereits anschwellenden Striemen auf ihrem Unterarm. „Ja, Mutter Oberin." Und mehr wurde nicht gesprochen an diesem Abend.

☯ ☯ ☯

Rain zupfte ungemütlich an ihrer steifen Leinenhaube, während sie zusah, wie ein Schreiner aus der Oberstadt Reihen um Reihen von verschiedenen Regalen in das Dachgeschoß des Hauses einpaßte. Regale für Bücher, Regale für Schriftrollen, Regale für verschiedene Schreibtafeln. Ein bißchen wehmütig ließ sie die Finger über das Papier streichen, das auf ihrem Tisch gestapelt war. Es war nicht einmal ein Bruchteil dessen, was ihnen in Hale zur Verfügung gestanden hätte, und es würde auch nur einen kleinen Teil der Regale füllen. Aber, rief sie sich energisch zur Ordnung, es würde der Tag kommen, da der Platz hier unter dem - mittlerweile wieder dichten - Dach nicht mehr ausreichen würde, um die Archive der kleinen Schwestern in Elek-Mantow zu halten. Und sie würde alles tun, damit dieser Tag in nicht allzu ferner Zukunft lag.

Der Schreiner lehnte ihr Angebot eines kühlen Apfelmosts ab und so kletterte sie vorsichtig die schmale Holzstiege hinunter, die in den zweiten Stock führte. Das ganze Haus roch nach frischer Farbe. Rain grinste. Die Reperaturarbeiten waren größtenteils Maskerade, das Haus war und blieb baufällig - aber man sah es jetzt nicht mehr so deutlich. Rasch warf sie nochmal einen Blick in eine der zehn winzigen Kammern, die die Mutter Oberin im zweiten Stock hatte einrichten lassen. Sicher, die Einrichtung war spartanisch: ein schmales Bett, unter dem man die Waschschüssel verstaut hatte, ein kleines Tischchen und ein Holzstuhl, ein schmaler, schmuckloser Schrank. Rain lächelte ein bißchen. Aber es würde Platz genug sein, damit die Kinder sich nachts die gepolsterten Notbetten ausrollen und bei ihren Müttern schlafen konnten. Die Kinder …, die vermißte sie vor allem seit Hale. Das Haus war still, viel zu still! Und Kinder, die die Hilfe der kleinen Schwestern gebrauchen konnten, hatte sie hier in der Unterstadt schon zur Genüge gesehen - der Haken war nur, daß die wahrscheinlich keine Mütter hatten, bei denen sie schlafen könnten. Aber zweifellos hatte die Mutter

Oberin recht gehabt, als sie den Rat des Hauptmanns, sich ein passendes Gebäude in der Oberstadt zu suchen, abgelehnt hatte. Wenn es Arbeit für die kleinen Schwestern gab, dann hier!
Viril versuchte seufzend - und vergeblich - auf der harten Holzbank eine bequeme Lage zu finden. Sie saß nun schon seit dem frühen morgen hier, irgendwo in den Irrgängen der Feste desTriumvirats, und wartete, daß der zuständige Beamte Zeit für sie hätte. Als sie vor Monaten Elek-Mantow durch das Haupttor betraten, hatte der Hauptmann … wie hieß er doch gleich? Jedenfalls hatte er ihr - und nur ihr - einen beschränkten Passierschein ausgestellt. Es konnte aber auf die Dauer nicht angehen, daß ihre Mitschwestern auf die Unterstadt beschränkt blieben. Man hatte ihr schon vor Wochen zugesagt, daß sie die Passierscheine erhalten würden, aber bis heute war nichts geschehen.
„Die Wahlen, gute Frau, die Wahlen. Wir haben keine Zeit! Schließlich, wer weiß schon, was danach an Regelungen umgeworfen oder gar ins Gegenteil verkehrt wird? Habt Geduld, gute Frau, habt Geduld.“ Das war das ewig gleiche Lied, das sie gehört hatte, wann immer es ihr überhaupt gelang, mit dem zuständigen Mann persönlich zu sprechen. Sie hatte auch die vage Vermutung, daß es diesesmal nicht anders sein würde, sofern sie nicht die kleine Börse ins Spiel brachte, die sie mittlerweile unangenehm drückte.

„Süßes Hale! Ich hab' Dir doch gesagt, Du sollst ihn festhalten!“ Airan fluchte, untersuchte die Wunde und stellte erleichtert fest, daß sie nicht abgerutscht war. Der Mann, der ihr beinahe das eigenwillig geformte Messer aus der Hand geschlagen hätte, stöhnte und wand sich auf dem Tisch. Sie legte es zur Seite und atmete tief durch. Dann sprang sie den riesigen Mann an, der wie ein Haufen Gelee zitterte, als sie ihn gegen die Brust stieß. „Verflucht, Harl! Es ist doch nicht so, daß Du noch nie Blut gesehen hättest! Schlimm genug, daß ich an ihm arbeiten muß, wo hier alles … ah, bah!“ Sie steckte ihre bloßen Arme nochmals bis zu den Ellebogen in die Schüssel mit dem bereits blutigen Wasser und seifte sie verbissen ein. Der Wirt des „Totenkopf“ wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Das ist es ja nicht, aber Du … Du steckst bis über die Handgelenke in seinen verdammten Eingeweiden!“ Airan hob den Kopf und funkelte ihn an. „Deshalb hast Du mich doch holen lassen, oder? Die Quacksalberin, die Dir sonst Deine Gäste wieder zusammenflickt hat ihn doch schon aufgegeben, schon vergessen?“ Ihre Hände und Arme waren rot und brannten von der scharfen Seife, aber das ließ sich nicht vermeiden, wenn der Mann auf dem Tisch überhaupt noch eine Chance haben sollte.
Airan wußte nicht, wer er war, und wollte es auch nicht wissen. In jedem Fall hatte er eine Entzündung im Leib, die man von außen nicht sehen konnte. Und weil man sie nicht sehen konnte, hatte er sie so lange mit sich herumgeschleppt, bis er in Harls Kneipe frühmorgens zusammengebrochen war. Aus dem gleichen Grund hatte es auch bis mittag gedauert, bis der Wirt nach ihr rufen ließ. Zuerst hatte er den Mann einfach vor die Tür geworfen, wie er das mit hoffnungslos betrunkenen Gästen wohl tat, aber als er am morgen immer noch dort lag - ohne auch nur eine einzige Münze oder einen sonstigen Wertgegenstand mehr am Leib - süßes Hale, nicht einmal die Stiefel hatten sie ihm gelassen! -, stöhnend, und außerstande zu gehen, da hatte Harl nach einer Heilerin gerufen. Möglichst einer, die so gut wie nichts für ihre Dienste verlangte. Und als die nur die Schultern zuckte, da hatte er sich an sie, Airan, erinnert. Nicht weil ihr der Ruf einer gesegneten Heilerin vorausgeeilt war, natürlich. Vielmehr, weil man mittlerweile wußte, daß die kleinen Schwestern immer halfen, wenn sie gebraucht wurden, notfalls auch, wenn nicht mit der geringsten Gegenleistung zu rechnen war. Schön dumm, dachte sich Airan, in einer Stadt wie dieser …
Schließlich war es ihr gelungen, daß entzündete Stück Eingeweide zu entfernen und den Mann wieder zuzunähen. Sie kippte nochmal einen Schwung von dem scharfen Fusel, den Harl für besondere Gäste zur Seite stellte, über die Wunde. „Gib' ihm den Rest aus der Flasche!“ Damit drückte sie dem fetten Mann die fast leere Flasche in die Hand. „Aber … das ist mein bester Schnaps!“
„Interessiert mich nicht. Du hast mich gerufen, ich hab' ihn zusammengeflickt, und ich habe keine Lust, ihn jetzt schon aufwachen zu lassen, weil wir ihn noch durch die halbe Unterstadt tragen müssen.“ Airan tauchte ihre Arme ein letztes Mal in die lauwarme Brühe auf dem Nebentisch. Hinter dem Tresen standen zwei von Harls Knechten und starrten neugierig herüber. „Ihr beide! Besorgt ein Brett! Wir müssen ihn in unser Haus bringen.“
Mit einen Knall stellte Harl die Schnapsflasche auf den Holztisch. „Was soll das! Du verschwendest meinen Selbstgebrannten und jetzt kommandierst Du auch noch meine Leute herum! Wer glaubst Du, wer Du …“ Blitzartig griff sich Airan das blutverschmierte Messer, daß neben dem Kranken auf dem

Tisch lag und fuchtelte damit vor Harls Nase herum. Der Wirt zuckte zurück, denn er hatte gerade mit eigenen Augen gesehen, daß diese kleine, seltsam geformte Klinge durch Haut und Fleisch schnitt, als wäre es Butter. „Du!“, fauchte Airan, „großer Klumpen wabbeligen Fleisches! Glaubst Du, ich weiß nicht, daß der Mann nur deshalb noch am Leben ist, weil Du Angst hattest, sein Fieber rühre von einer Krankheit her, mit der er Dich angesteckt haben könnte? Nett von Dir, daß ich ihn in Deiner Schmuddelkaschemme aufschneiden durfte!“ Ein paar Sekunden lang sah Harl nur eine silberne Spur in der Luft, so schnell bewegte sie das Messer. Er rührte sich nicht, denn nach allem, was er gesehen hatte, war klar, daß sie ihn nicht aus Ungeschicklichkeit verfehlte. Genauso plötzlich, wie sie aufgebraust war, beruhigte sie sich auch wieder. Seufzend warf sie das Messer in die Waschschüssel.

„Was ist los?“ Rain steckte den Kopf durch die Dachluke, die in das neue Archiv führte. „Ich brauche eines unserer Zimmer.“ antwortete Airan und weiter, zu Harls Knechten: „Süßes Hale! Wenn Ihr das Brett weiter so hin- und herschaukelt, brauche ich nicht darauf zu warten, daß er an einer Entzündung stirbt, dann wird er jetzt und hier an seiner Kotze ersticken! Seid vorsichtig, verflucht nochmal.“
„Airan!“
„Ach, sei still, Du bücherlesende Betschwester. Was wir hier haben ist ein echter, atmender, totkranker Mann. Das ist ein bißchen anders als Deine staubigen Papiere!“ Sie wandte sich wieder den Trägern zu: „Hier hinein … Nein, lauft nicht so schnell weg, Ihr müßt mir noch helfen, ihn auf's Bett zu packen … VORSICHTIG habe ich ich gesagt!“
Kopfschüttelnd hörte Rain die Chirurgin im zweiten Stock weiter zetern und rumoren. Aber sie zog trotzdem eine ganz bestimmte Kassette mit kleinen Wachstafeln hervor, die erste, die sie hier in Elek-Mantow angelegt hatte. Auf den Täfelchen standen die Namen, Tätigkeiten und Aufenthaltsorte von Personen, die für das Haus der kleinen Schwestern vielleicht wichtig werden konnten. Und eine davon war der von Sarjana, der Gattin des Hauptmanns der Stadtwache. Rain hatte die Personen, die auf der kleinen Tafel genannt wurden, hauptsächlich danach ausgesucht, wieviele übereinstimmende Gerüchte sie über sie hörte - und die über Sarjana waren besonders interessant gewesen. Falls Airans Künste bei ihrem neuesten Patienten versagen würden, war es vielleicht gut, eine Frau hinzuzuziehen, deren Begabung die rein handwerklichen Künste der Chirurgin überstieg. Die Bibliothekarin seufzte. So, wie sie Airan kannte, müßte der Mann an der Schwelle des Todes stehen, ehe sie es zuließ daß eine eingetragene Heilerin Hand an ihn legte. Sie hatte eine ausgesprochene Abneigung gegen „diesen Hokuspokus“, wie sie das nannte. Rain runzelte die Stirn. Es wäre vielleicht interessant, in Airans Papieren nachzulesen, ob es für ihre Sturheit in dieser Beziehung irgendeinen handfesten Grund gab. Ein Luftzug aus der Dachluke weckte sie aus ihren Gedanken. Sie sah hinaus. Vereinzelt sah man bereits Fackeln oder Laternen über die Schlucht blinken. Es wurde Nacht über Elek-Mantow - und die Mutter Oberin war noch nicht zurück.

Viril zog ärgerlich ihren Mantel enger zusammen und blinzelte verwirrt, als sie die Feste des Magistrats verließ. Die Dämmerung war hereingebrochen. Sie schnaubte ärgerlich und zählte innerlich die siebzehn goldenen Regeln der kleinen Schwestern auf, damit sie sich nicht auf dem Absatz umdrehte und den kleinen Blutsauger von einem Schreiber oder was er auch sein mochte an den Ohren hinter seinem Schreibpult hervorzerrte. Da hatte sie nun den ganzen Tag in diesem entsetzlichen Gebäude verbracht, nur um die beiden begrenzten Passierscheine für die beiden Mädchen zu bekommen - von dem Beutel mit Silbersonnen, den der Schreiber mit ausdruckslosem Gesicht in den Tiefen seiner Kleidung verschwinden ließ, gar nicht zu reden. Sie blinzelte wieder. Die Nacht sank hier schnell. Schon konnte sie die Häuser auf der anderen Straßenseite nur noch als undeutliche Schatten ausmachen. Und natürlich hatte sie keine Laterne mitgebracht! Süßes Hale! Viril straffte die Schultern. Dann mußte es eben gehen, wie es ging: immer an der Wand lang. Es konnte ja nicht so schwer sein, die Brücke zu finden - alle Wege führten früher oder später dorthin.
Tatsächlich jedoch ging Viril einige Male in die Irre, ehe sie endlich den Übergang über die Schlucht fand. Als sie den Wachen ihren Passierschein zeigte, sah sie den grauhaarigen Offizier, der sie damals in Elek-Mantow begrüßt hatte, aus dem Wachhaus treten. „Hauptmann!“ Der Mann zögerte einen Augenblick und reichte ihr dann die Hand. „Dame. Ihr seid spät unterwegs.“ „Mutter Oberin, Hauptmann, bitte. Und ja, es ist später, als ich erwartet hatte - aber ich denke, Ihr wißt selbst wie langwierig Angelegenheiten sich in der Triumviratsfeste gestalten können.“

Erstaunlich! Viril schmunzelte, denn da war tatsächlich so etwas wie ein flüchtiges Lächeln über sein Gesicht geglitten. Nun, eigentlich war es mehr ein leichtes Zucken der Mundwinkel gewesen. „Ihr und Eure Schutzbefohlenen haben sich gut eingelebt, nehme ich an?“
„Ja, sehr gut. Nicht zuletzt dank Eurer Empfehlung. Hat Euch der Wein gemundet?“
„Der Wein?“
„Oh, wir hatten an die Garnison eine kleine Kiste mit Wein aus Hale gesandt, als kleine Gegenleistung für die Empfehlung des Maklers. Immerhin hatten wir durch Eure Hilfe gleich am ersten Abend ein Dach über dem Kopf.“
Larkur zögerte. Diese Kiste hatte nie den Weg zu ihm gefunden. Nun, er würde das zu gegebener Zeit mit dem Lagerhalter klären. „Sicherlich ein erlesener Tropfen. Ich muß mich entschuldigen, daß Ihr nichts mehr von mir gehört habt, aber … nun, es ist eher ungewöhnlich, daß dem Hauptmann der Stadtwache persönliche Geschenke auf dem … nun, dem offiziellen Weg zugestellt werden.“ Viril blinzelte irritiert, nickte dann aber. „Ich verstehe. Ich hoffe, Ihr und Eure Familie seid ebenfalls wohlauf?“
„Meine …?“
„Man kann ein Haus wie unseres nicht führen, ohne sich zu informieren, Hauptmann. Bestellt Eurer Gattin meine besten Grüße. Wir würden uns freuen, wenn sie unser Haus bei Gelegenheit einmal besuchen würde. Ich bin sicher, sie hätte viel Gesprächsstoff, wenn sie sich ein wenig mit unserer Chirurgin unterhält.“ „Das … das werde ich ihr ausrichten, Mutter Oberin. Ich bin sicher, Sarjana wird sich freuen mit einer Kollegin … nun, … zu fachsimpeln.“
Viril sah, wie der Hauptmann unruhig wurde und tätschelte seinen Arm. „Immer wenn wir uns treffen halte ich Euch auf. Ich bin sicher, es wartet viel Arbeit auf Euch.“ „So ist es.“ Die Erleichterung stand ihm deutlich ins Gesicht geschrieben. Konversation war nunmal nicht seine Sache. „Kommt gut nach Hause, Mutter Oberin.“
„Auch Euch einen ereignislosen Abend, Hauptmann.“ Viril steckte die Hände in die Ärmel, lächelte ihm nochmal zu und schritt zügig am Wachhaus vorbei. Larkur zögerte. Sollte er den Wachhabenden rügen, weil er sie passieren ließ? Aber dann wandte er sich ab. Es war schon richtig, er hatte die schwarzweißgekleideten Schwestern nicht mehr gesehen, seit sie angekommen waren. Aber er hatte von ihnen gehört. Zwar machten die Frauen offenbar keinen Unterschied, wenn es darum ging, jemandem zu helfen - aber im großen und ganzen war wohl kaum Ärger von ihnen zu erwarten.
Eilig überquerte Viril die Brücke und wandte sich dann gleich nach links, wo sie von fern bereits die freundlich beleuchteten Fenster des Ordenshauses sehen konnte. Vor der Haustür angekommen streckte sie sich. Erst jetzt bemerkte sie, wie sehr sie sich auf dem langen Weg durch die Dunkelheit verkrampft hatte. Unruhig sah sie sich zum Rand der Schlucht um, als könnte etwas über den Rand heraufkriechen. Es war aber auch eine eigenartige Nacht heute. Sie grub in ihrem Beutel nach dem großen Schlüssel zur Eingangstür, fand ihn und schob ihn ins Schloß. Aber ehe sie die Tür hinter sich zuzog, sah sie noch einmal hinaus. Es war die Stille. Eine ungewöhnliche Stille für diese Zeit in der Unterstadt von Elek-Mantow.

☯ ☯ ☯

Airan schreckte auf. Verwirrt sah sie sich in der stockdunklen Kammer um und streckte ihre schmerzenden Glieder. Einen Augenblick fragte sie sich, was sie hier tat. Dann fiel ihr der kranke Mann wieder ein. Aber es war so dunkel … die Kerze war offenbar von einem Luftzug gelöscht worden. War sie bei der Krankenwache eingeschlafen? Mußte wohl so sein. „Süßes Hale! Ich hätte uns das Dach über dem Kopf anzünden können!“ Langsam tastete sie um sich: Wo hatte sie nur die verflixte Kerze hingestellt? Sie berührte im Dunkeln den Arm des Mannes und zuckte mit einem Fluch zurück. Er glühte vor Fieber. „Verdammt, verdammt, verdammt. Ich habe so gehofft, wir hätten es geschafft.“
Sie suchte noch hektischer nach dem tönernen Kerzenhalter und erinnerte sich schließlich, daß sie ihn auf dem Tisch abgestellt hatte. Dort war er auch. Aber … Airan zögerte. Wann bin ich heraufgestiegen, um Krankenwache zu halten? Es mußte schon ziemlich spät gewesen sein, wir haben erst gegessen, als Viril aus der Oberstadt zurückkam, und danach haben wir noch ewig geredet … Vorsichtig tastete sie über den Tisch hinweg bis zum Fenster, entriegelte es und öffnete die Läden. Es blieb jedoch unverändert dunkel wie zuvor: Sie starrte hinaus in eine finstere, sternenlose Nacht. „Unmöglich!“ dachte Airan und tastete nochmals zurück zu ihrer Kerze. Aber sie hatte sich nicht

getäuscht. Die Kerze war nicht von einem Luftzug gelöscht worden. Sie war bis in die tönerne Halterung hinein heruntergebrannt. Mehr noch. Das Wachs war bereits kalt. Etwas wie ein kalter Luftzug fuhr durch das Fenster herein, und Airan schloß mit klammen Fingern die Läden.
Der Mann auf dem Bett stöhnte, und Airan schüttelte wild den Kopf. Nacht oder nicht Nacht, sie mußte ihm helfen. Immerhin war dieses Haus nicht so groß, daß sie nicht ohne Licht nach unten fand. In ihrem Zimmer befanden sich nicht nur die notwendigen Kräuter, Pasten und Tinkturen sondern auch frische Kerzen.
Es dauerte jedoch einige Zeit, bis sie eine ausreichende Anzahl von Kerzen gefunden hatte, um ihren Arbeitsraum ausreichend zu beleuchten. „Verdammt, verdammt, verdammt!“ fluchte Arian leise. Hätte sie nur die Lieferung, die das Mutterhaus geschickt hatte, schon gestern ausgepackt! Statt dessen mühte sie sich jetzt, im flackernden Kerzenschein die spinnwebfeine Tintenbeschriftung zu entziffern, die die einzelnen Päckchen kennzeichnete. Glücklicherweise war die hölzerne Kiste sorgsam mit Wachstuch ausgeschlagen, um zu verhindern, daß die Sendung Feuchtigkeit zog - und die Beschriftung nicht verwischte.
„Weidenrinde, Weidenrinde, Weidenrinde. Die können doch nicht vergessen haben, mir Weidenrinde zu schicken!“ Airan wühlte tiefer in der Kiste. „Ringelblume - auch nicht schlecht. Aber erst einmal brauche ich … Was ist das hier? Hm … gelbe Schlüsselblumen … nein, das ist jetzt nicht das richtige …“ und das Päckchen landete in der Ecke des Raums. „Oh, fantastisch, Holunderblüten … und hier, Johanniskraut … Wo ist nur die dreifachgehämmerte Weidenrinde?“
„Was tust Du denn da?“
Airan fuhr herum. In der Tür stand Rain, bereits gewaschen und geschniegelt, wie es aussah. Sie trug unglaublicherweise sogar ihre Flügelhaube. „Dem Mann geht es schlechter. Ich brauche dringend die Weidenrinde, die ich beim Mutterhaus bestellt habe und kann sie nicht finden!“ Hektisch wühlte Airan weiter, mittlerweile mußte sie sich bis zur Leibesmitte in der Holzkiste beugen. Rain seufzte, nahm sich eine der vielen Kerzen vom Tisch und beugte sich zu den verstreut herumliegenden Päckchen hinunter. Beim Aufsammeln sortierte sie diejenigen zusammen, die mit gleichen Markierungen versehen waren. Dann stutzte sie.
„Weidenrinde, Airan. Hier sind zwei … nein, drei Päckchen davon. Du mußt sie übersehen haben.“
„Süßes Hale! Entschuldige, ja, ich weiß ja, 'Ordnung ist das halbe Leben' und so weiter, aber ich habe es fürchterlich eilig …“ Rain faßte sie am Arm. „Du wirst doch sicherlich noch andere Dinge für seine Behandlung brauchen, nicht?“
„Ja, bestimmt. Aber er hat fürchterlich hohes Fieber - das muß von der entzündeten Wunde kommen. Also muß ich das zuerst tun …“ Sie schnappte sich das Päckchen aus Rains Hand und war schon auf halbem Weg zur Tür, bis die Bibliothekarin sie zu fassen bekam. „Halt doch einen Augenblick still! Süßes Hale, glaubst Du ich kann weiter nichts als Lesen und Schreiben? Sag' mir, was mit dieser Rinde geschehen soll, und ich kümmere mich darum, während Du zubereitest, was Du sonst noch brauchst.“ Airan sank einen Moment gegen sie, holte tief Luft und nickte dann. „Du hast recht. Ich habe das alles schon hundertmal getan, ich weiß gar nicht, warum ich jetzt so in Panik gerate …“
„Es ist immer noch stockdunkel draußen. Hast Du das gemerkt?“
„Ja, sicherlich, aber ich muß zuerst diesem Mann helfen …“
„Natürlich. Selbstverständlich hat dieser Umstand auch nichts damit zu tun, daß Du hier herumspringst wie ein Huhn ohne Kopf, oder?“ Sie faßte nach Airans Arm und führte sie zu einem kleinen Hocker, der in der Ecke stand. „Jetzt setzt Du Dich zwei Minuten hin und erklärst mir, was ich zu tun habe. Ich werde alles genau so machen, wie Du es mir sagst, während Du fertigmachst, was immer dir nützlich erscheint. Und dann werden wir uns mit Viril in die Küche setzen und über diesen unglaublich dunklen Tag reden. In Ordnung?“

Airan holte tief Luft. Sie streckte ihre Hand aus und erschrak über das starke Zittern. Langsam, dachte sie und zwang sich, ihre Atmung zu kontrollieren. Ganz langsam. Ein - aus. Nochmal. Ein - aus. Besser, viel besser, so. „Also gut“, sagte sie, „Du brauchst … laß' sehen … Weidenrinde natürlich, aber auch das Paket mit Holunderblüten, daß dort drüben auf dem Tisch liegt. Und … ja, wenn wir noch Wacholderbeeren in der Küche haben, dann die auch. Dann bringst Du … sagen wir, zwei von den großen Waschkannen voll Wasser zum kochen und wirfst alles hinein - für … für“, sie rieb sich die Augenbrauen, „ach, eben bis das Wasser eine kräftige Färbung angenommen hat. Wenn Du alles durch ein Tuch geseiht hast, habe ich wenigstens schonmal den fiebersenkenden Tee.“

Rain drückte nochmal leicht ihren Arm. „Sehr gut. Ich werde mich darum kümmern.“ Schützend hob sie die Hand vor die Kerzenflamme, als sie mit schnellen Schritten durch die Tür ging. Airan fuhr sich über die Stirn. Vielleicht hatte sie sich in Rain getäuscht. Jedenfalls hatte sie gerade eben nicht wie der weltfremde Bücherwurm reagiert, für den sie sie gehalten hatte. „Johanniskraut. Johanniskraut. Ringelblumen. Schafgarbe, wenn ich welche finden kann. Frühlingsteufelsauge wäre eine feine Sache, aber ich glaube … doch! Ich habe noch irgendwo ein Bündel … Wenn ich diese Entzündung nicht in den Griff bekomme, wird sein Herz jede Unterstützung brauchen, die es kriegen kann …“ Sie sprang auf und begann mit der Arbeit.

☯ ☯ ☯

„Wie geht es ihm?“ Viril sah mit Besorgnis, wie blaß die Chirurgin um die Nase war. „Nicht gut, Mutter Oberin. Gar nicht gut. Wir haben ihm den Tee eingeflößt, der sollte sein Fieber ein wenig senken, wenigstens für kurze Zeit. Im Augenblick versuche ich, ob ich die Entzündung seiner Wunde mit einem Breiumschlag eindämmen kann. Außerdem hilft mir Rain dabei, ihn immer, ihn kühl zu halten. Wenn das alles nicht hilft …“ Sie sank am Waschtrog in der Küche ein wenig in sich zusammen. „… wenn das nicht hilft, dann … dann werde ich ihn nochmal aufschneiden müssen.“
„Setz' Dich jetzt erstmal, Kind. Wenn Du vor Müdigkeit zusammenklappst, bist Du dem Mann keine große Hilfe.“
Rain stellte eine dampfende Tasse Tee vor Airan auf den Tisch. „Apropos Hilfe. Denkst Du nicht, Airan, Du könntest ebenfalls etwas Hilfe gebrauchen? Professionelle Hilfe, meine ich?“ Müde sah die Chirurgin zu ihr auf. „Was meinst Du damit?“ Vorsichtig jetzt, dachte Rain. „Nun … vier Hände sind besser als zwei und zwei Köpfe haben mehr Ideen als einer.“ Airan funkelte sie über den dicken Steingutrand ihrer Tasse an und setzte sie dann mit einem scharfen Knall auf den Tisch. „Eine Heilerin, meinst Du, ja? Eine Hokuspokus-Tante? Und Du denkst ernsthaft, ich würde so einer erlauben, sich an einem meiner Patienten zu vergreifen?“
„Airan,“ Viril griff nach ihrer Hand, „beruhige Dich. Es gibt sehr tüchtige Heilerinnen. Es mag sogar sein, daß Dir die eine oder andere etwas voraus hat.“ „Ich habe bei den besten Ärzten von Hale gelernt! Niemand hat seine Ausbildung so schnell abgeschlossen wie ich!“
„Das meinte ich nicht, Kind. Manche von den Heilerinnen haben … nun, besondere Kräfte.“
„Ach ja? Hast Du schonmal eine getroffen? Das kommt überhaupt nicht in Frage!“ Sie fuhr zu Rain herum. „Wenn Du helfen willst, bleib' mir mit Deinen gutgemeinten Ratschlägen vom Leib und hilf mir lieber, wenn ich den Mann nochmal operieren muß!“
Mit wehenden Gewändern rauschte sie durch die Tür. Viril seufzte. Rain zuckte die Schultern. „Ich mußte es doch versuchen, oder, Mutter?“ Viril nahm einen Schluck Tee. „Vielleicht kommt sie zur Vernunft. Versuch' es später nochmal.“

☯ ☯ ☯

Rain starrte nach draußen. Es war so still. Man sollte meinen, wenn der Tag zur Nacht wird, müßte man panische Menschen hören, die mit Laternen durch die Gassen laufen, oder den Marschtritt der ausrückenden Stadtgarde. Schließlich, für die - nun, nicht so seriöse Einwohnerschaft von Elek-Mantow sollte die Finsternis die idealen Arbeitsbedingungen bieten. Aber es war still. So still, als wären sie allein hier zurückgeblieben. Sie wollte einen der Fensterläden öffnen, um hinauszusehen, in der Hoffnung, vielleicht die Lichter der Kaserne sehen zu können - das wäre eine Beruhigung. Aber ihre Finger zögerten und verkrampften sich um die Riegel. Einen Augenblick blieb sie so stehen und schauderte. Sie brachte es nicht über sich. Dies war wahrhaftig eine schwarze Nacht.
Ein Hämmern an der Tür riß sie aus ihren morbiden Gedanken. Sie lief in den Flur und wollte schon öffnen, als Virils Stimme sie zurückhielt. „Warte!“ Die Mutter Oberin schritt an ihr vorbei, in der Hand hielt sie eines der großen Fleischmesser aus der Küche. Sie hat recht, dachte Rain verkrampft. Sie hat recht. Wer weiß, was da aus der Nacht heraus zu uns hinein will. „Wer ist da?“
„Öffnet, äh, Dame. Hauptmann Larkur schickt uns auf Patrouille und trug uns auf, nach Euch zu sehen.“ Viril öffnete die Tür. Schattenhaft waren die Umrisse zweier Stadtgardisten zu sehen. „Ist bei Euch alles in Ordnung, Damen?“ „Ja, Soldat. Alles ist gut, bei uns. Aber wie steht es mit dem Rest der Stadt?“ Der Gardist trat unruhig von einem Fuß auf den anderen. „Nicht sicher für Euch, Damen. Viel Arbeit für uns. Bitte bleibt im Haus, hier wird Euch am wenigsten geschehen. Nehmen wir an.“

„In Ordnung Soldat. Und sendet dem Hauptmann unseren Dank für seine Besorgnis. Und auch Euch unseren Dank. Wir haben Tee, wollt Ihr…?“
„Nein, Danke, Dame. Wir müssen weiter. Gebt acht und haltet die Läden geschlossen.“
„Das werden wir tun. Viel Glück.“ Sorgfältig verriegelte Viril die Tür. „Sind alle Fensterläden geschlossen? Auch die bei Dir auf dem Dachboden?“ Rain nickte.

☯ ☯ ☯

„Airan!“ Viril stieß die Tür zum Arbeitsraum der Chirurgin auf. Ungeduldig schlug die Gerte an ihren Rock. Die kleine Schwester sah von dem Mörser auf, in dem sie irgendetwas zerstieß. Innerlich erschrak Viril über die tiefen Ringe unter den Augen des Mädchens. Die Haut sah selbst in goldenen Kerzenlicht staubgrau aus. „Was tust Du da?“ „Arnika zerstossen. Sehr viel Arnika. Es wird nicht besser, das Fieber geht nicht 'runter. Ich muß, ich muß …“
Sie schluckte. „Du willst ihn nochmal operieren? In Deinem Zustand? Süßes Hale, Du mußt von allen guten Geistern verlassen sein! Wie lange hast Du nicht mehr geschlafen?“
Airan fuhr herum und schrie: „Das weiß ich nicht - wie auch, wo es doch einfach nicht mehr Tag werden will! Verstehst Du nicht? Ich, ich habe ihn aufgeschnitten in diesem Dreckloch! Und weil ich nicht Verstand genug hatte, das Risiko einzugehen und ihn hierher zu bringen wird er jetzt vielleicht sterben!“
„Still!“ Virils Stimme peitschte durch den Raum und die Chirurgin zuckte zusammen, als habe sie ein körperlicher Hieb getroffen. „Die Frage ist: Wird er es noch ein paar Stunden durchstehen, oder mußt Du das Risiko eingehen in aufzuschneiden, wenn Du kaum gerade stehen, geschweige denn die Hände lange genug ruhig halten kannst, um einen geraden Schnitt anzusetzen?“ Airan wandte sich ab. „Ich weiß nicht. Ich weiß es einfach nicht. Sicherlich wird er in den nächsten paar Stunden nicht sterben, aber vielleicht wird er zu schwach für eine neue Operation sein. Vielleicht auch nicht.“
„So. Du weißt es nicht. Dann werde ich Dir zumindest diese Entscheidung abnehmen. Ich werde jetzt neben Dir stehen bleiben und nicht weichen, bevor Du Dir nicht selbst ein angemessenes Schlafmittel zubereitet hast. Dann werde ich überwachen, wie Du Dich in Deinem eigenen Bett zur Ruhe legst und Dich einschließen. Und dann wirst Du so lange schlafen, bis wir Dich wecken. Und das kannst Du als Befehl betrachten.“
„Mutter Oberin…“
„Keine Widerrede. Ich selbst werde bei Deinem Patienten Wache halten. Du kannst unbesorgt sein, sollte sich an seinem Zustand etwas verändern, werde ich Dich wecken. Also, los.“
Airan wälzte sich unruhig auf ihrem Bett hin und her. Schließlich setzte sie sich auf. Jeder Muskel tat ihr weh, und sie hatte ein Gefühl, als seien Ihre Augen mit Watte ausgestopft. Zögernd griff sie nach der Wachstafel, die Rain wohl auf ihren Nachtisch gelegt hatte. Dort stand nur ein Name. Aber Airan wußte, wer das war. „Vier Hände sind besser als zwei. Zwei Köpfe haben mehr Ideen als einer.“ Sie hörte Rains ruhige Stimme nochmal. Die Frau, deren Name hier stand, und auch, wie sie zu finden war, war das Weib des Hauptmanns. Er hatte den kleinen Schwestern nur Gutes getan. Konnte seine Frau eine Quacksalberin sein, die mit dem Leben ihrer Patienten spielte? Airan umklammerte das Täfelchen so fest, daß ihre Finger sich in das gehärtete Wachs gruben. „Vier Hände … zwei Köpfe …“ unaufhörlich hallten Rains Worte durch Airans leergefegtes Hirn. „Vier Hände … zwei Köpfe …“ „Was kann es schaden?“ flüsterte ein verräterisches Stimmchen in ihrem Hinterkopf, „was kann noch verdorben werden?“ Ja, was?

☯ ☯ ☯

Viril stieß die Läden auf. Es war noch immer dunkel. Rain rieb sich müde die Augen. Sie hatte die Wundhaken gehalten, während Airan arbeitete, als hinge ihr Leben davon ab.
Ihr Magen schmerzte vor Hunger, aber sie brachte keinen Bissen über die Lippen. Zu deutlich sah sie noch das Bild vor sich, wie Airan den Leib des Mannes geöffnet hatte, den gelb-grünen Eiter, der ihnen entgegensuppte. So viel davon, daß Airan einen Teil mit einem kleinen Löffel ausschöpfte. Aber das war bei weitem nicht das schlimmste gewesen. Die Wunde lag nahe bei den Eingeweiden und roch entsprechend. Und, so hatte Airan ihr gepreßt erklärt, es reichte nicht, die entzündungshemmende Lösung aus Arnika und Alkohol überall zu verstreichen. Zuvor mußte der Eiter beseitigt werden, oder die Entzündung würde in wenigen Stunden wieder durchbrechen. Rain

schüttelte sich, konnte aber nicht verhindern, daß sie vor ihrem inneren Auge immer wieder von neuem sah, wie die Chirurgin ein Röhrchen nahm, es in die Wunde schob, dorthin, wohin sie weder mit dem Löffel noch mit dem alkoholgetränkten Leinenstück gelangen konnte, und vorsichtig zu saugen begann. Es hatte Rain all ihre Kraft gekostet, in diesem Augenblick nicht die Wundhaken fahren zu lassen und sich zu übergeben.
Viril seufzte. „Geh' ins Bett, Rain."
„Ja. Das sollte ich wohl." Eine Weile schwiegen die beiden Frauen.
„Wo ist sie?" fragte Viril schließlich. Rain fuhr sich über die Stirn. „Ich weiß nicht."
„Das ist nicht gut," murmelte Viril vor sich hin, „gar nicht gut."
Airan stand dicht am Rand der Schlucht und sah hinuntern. Wie immer, wenn sich eine solche Tiefe vor ihr auftat, fühlte sie ein saugendes, wirbelndes Gefühl, daß von ihrem Sonnengeflecht einen Strang dort hinabwob, an dem es sich wunderbar hinabgleiten lassen müßte. Der Wind kühlte ihren feuchtgeschwitzten Nacken. Einen Augenblick schwankte sie am Rande der bodenlossen Schlucht, die sich in scharfzähnigen Abbrüchen vor ihr auftat. Langsam, ganz langsam, ließ sie sich zurückfallen und setzte sich.
Sie legte den Kopf in den Nacken, kniff die Augen zusammen und sah zu einrt Fackel auf der anderen Seite der Schlucht hinüber. Sie streckte den rechten Arm aus und formte aus Zeigefinger und Daumen einen Kreis, sah hindurch auf das Licht der Fackel. „Wenn ich auf Rain gehört hätte, Himmel, wenn ich auf sie gehört und nach der Frau des Hauptmanns gesucht hätte … Wenn ich sie also gesucht hätte, Licht, wenn ich sie gesucht und gefunden hätte im Entsetzen dieser unirdischen Nacht, Flamme, wäre er dann am Leben geblieben?

Der Ruf der Falken

Claudia Wamers * Jürgen Nilkens * Oliver Nothers * Robert Symons

Die Frau verhielt ihr Pferd und sah sich um. Dankend klopfte sie der Stute, die sie scheinbar ohne Mühen bis hierher getragen hatte, den Hals. Es war kein wirklich beschwerlicher Aufstieg bis in die Berge gewesen. Wie sollte es denn auch, es war ja Frühling, sogar schon Hamilé, die schönste Zeit im Jahreslauf - alles erblühte, wuchs und gedieh, um die junge Frau pulsierte das Leben. Und so ein schöner Morgen war es, wie sehr hatte sie sich schon während ihres Rittes erfreut an dem Anblick sprudelnder Quellen und grünender Wiesen.
Es knackte mehrmals hinter ihr im Unterholz. Ein Hirsch trat mit seinem Harem neben ihr aus dem Hochwald heraus. Sie sandte ihm einen stillen Gruß. Das Tier senkte sein majestätisches Haupt wie in Antwort ihr zu und passierte die Reiterin, die ihm und seinen Damen mit deren Jungtieren, alle ohne jede Scheu, nachblickte.
Sie ließ ihren Blick schweifen über die umliegenden Gipfel. Viele waren noch schneegekrönt, viele würden es das ganze Jahr über bleiben, das wußte sie. Ihr Blick wanderte weiter, bis zu der gewaltigen Spalte die die Landschaft hier zerteilte, zu der trutzigen Brücke die die Spalte überspannte und zu den darumliegenden Häusern. Ja, sechs Jahre war es nun schon her, sechs lange Jahre, seit sie zu Fuß, als mittellose Waise, mit wenig mehr als einem Bündel, die schmutzigen Gassen der sich ihren Blicken darbietenden Stadt verlassen hatte - Elek-Mantow.
Als sie ihrem Pferd bedeutete die Richtung der Stadt einzuschlagen, da wußte sie genau, was sie dort finden würde - auch nach sechs Jahren. Sie würde Armut, Schmutz, Gewalt und Ungerechtigkeit begegnen, hoffentlich aber auch die Menschen, mit denen sie vor diesen Jahren Armut, Schmutz, Gewalt und Ungerechtigkeit gemeinsam getrotzt hatte.
Alles würde sich finden... alles fließt... der Wandel ist unaufhaltsam...
Sie fragte sich, was in aller Welt sie dazu hatte bringen können, hierher zurück zu kommen. Irgend etwas hatte sie in eine innere Unruhe versetzt, die erst mit abnehmender Entfernung zu Elek-Mantow geringer wurde. Es war ihr, als hätte sie den Ruf eines jagenden Falken vernommen, der sie hierher befahl.
Sie lenkte ihr schwarzes Pferd auf die Häuser zu. Sie blieb diesseits der großen Spalte, die die Stadt unabänderlich in eine südliche und eine nördliche Hälfte trennte. Die natürlich gegebene Trennung konnte sie ja noch hinnehmen, aber was sich durch die Spalte nicht hätte ergeben dürfen war die vorhandene Trennung in eine elitäre Oberschicht und den Bodensatz der Gesellschaft, wie es die Oberschicht gerne formulierte.

☯ ☯ ☯

„Herrje, ist das heiß!“, dachte die junge Frau, „ich hatte ganz vergessen, wie warm es hier schon im Hamilé werden kann.“ Na ja, kein Wunder! Sechs Jahre waren nunmehr vergangen, seit sie Elek-Mantow verlassen hatte - eigentlich für immer, wie sie damals gehofft hatte. Denn so schön manche Erinnerung an Freunde und Erlebnisse aus Kindheit und Jugend auch sein mochte - den Beinamen „Das Rattenloch“ trug die Südstadt, vom reicheren Teil Elek-Mantows durch eine schier bodenlose Erdspalte getrennt, nicht von ungefähr. Aus der Zeit, als sie zusammen mit den anderen Kindern die Straße unsicher gemacht hatte, waren genug Narben auf Leib und Seele geblieben. Es war unwahrscheinlich, daß sich während ihrer Abwesenheit auch nur das geringste an den Zuständen dort verändert hatte - eher würde ein Kasralit bei einer Größe von zwei Tritt aufhören zu wachsen, als daß sich im Rattenloch etwas zum besseren hin wenden würde. Und trotzdem war sie zurückgekehrt, und sie hatte nicht den Schimmer einer Ahnung, was sie so urplötzlich hierhin getrieben hatte. Es war ihr allerdings, als hätte sie den Ruf eines jagenden Falken vernommen, der sie hierher befahl.
Sie wischte sich den Schweiß von der Stirn. Selbst für Hamilé, dem an sich wärmsten und schönsten Monat des ganzen Frühjahres, war es extrem warm. Sie verhielt den Schimmel, der in den letzen Jahren ihre treuer Begleiter geworden war - ein wahrhaft königliches Geschenk! -, um den langen Umhang zusammenzurollen und in die Satteltaschen zu stopfen - zu ihrer übrigen Winterkleidung aus Fellen von Silberwolf, Eisbär und Schneehase. Ein Glück, daß die Ärmel der roten Tunika, die sie unter ihrem Lamellenpanzer trug, abnehmbar waren. Der Anblick, der sich einem heimlichen Beobachter geboten hätte, war in der Tat beeindruckend: Eine schlanke und doch muskulöse junge Frau, mit hüftlangem schwarzen Haar, zu einem nach vorn über die rechte Schulter hängenden Zopf

geflochten, grüne Augen und leicht gebräunter Teint. Dazu erblickte man, neben dem Lamellenpanzer, auch mehrere Waffen, die einen durchaus gepflegten, aber auch benutzten Eindruck machten

☯ ☯ ☯

Selten war der Bergmeister so überrascht gewesen. Gestern Abend hatte die junge Frau die Höhle betreten, und sich einfach nahe des Eingangs zur Ruhe gebettet - ohne irgendwelche Vorsichtsmaßnahmen zu ergreifen, geschweige denn, die Höhle überhaupt genauer in Augenschein zu nehmen. Ihr schien es nur darauf anzukommen, wettergeschützt nächtigen zu können - über irgendwelche nächtlichen Zwischenfälle schien sie sich nicht einmal Gedanken zu machen. Ihr Pferd, ein aschgrauer Hengst, hatte ebenso friedlich am Eingang übernachtet, und da die junge Frau - nach dem Ermessen des Bergmeisters - weder weiter in die Höhle vordringen zu wollen schien, noch daß ihn ihre Anwesenheit störte, hatte er beschlossen, sie dort in Ruhe schlafen zu lassen.
Es waren die zweiten Sonnenstrahlen des vierten Hamilé, die durch ein Loch in der Höhlendecke auf das Gesicht der am Höhleneingang liegenden jungen Frau fielen. Sie blinzelte erst einmal, räkelte sich ausgiebig und stand schließlich auf. Als sie aus der Höhle trat, bot sich ihr ein grandioser Anblick: Die Sonne mehr oder weniger im Rücken, hatte sie von ihrer leicht erhöhten Position aus einen Ausblick auf Elek-Mantow - die Stadt, die sie nun nach sechs Jahren der Abwesenheit wiedersehen würde. Drei Jahre war sie zur Akademie gegangen, zwei weitere auf Wanderschaft gewesen, wie es das Protokoll verlangte, und eines letztendlich hatte ihr dann die erstrebte Meisterprüfung beschert, welche sie mit Bravour, wenn auch nicht ohne Komplikationen bestanden hatte. Jetzt hatte sie irgend etwas dazu veranlaßt, hierher zurückzukehren - ja, es war, als habe sie den Ruf eines jagenden Falken vernommen, der sie hierher befahl.

☯ ☯ ☯

Die junge Frau saß auf einem Felsvorsprung und schaute durch ein Fernrohr. Da lag es also, getaucht in die ersten Sonnenstrahlen des Frühlings - Elek-Mantow. Zufrieden grinsend steckte sie das Fernrohr wieder ein und sah sich weiter um. Aus ihrer Perspektive war die Spitze des Felsvorsprungs durch ihre Beine verdeckt, so daß es aussah, als schwebe sie in der Luft. Lange betrachtete sie die Stadt noch einmal ohne Fernrohr. Viel hatte sich nicht verändert in den letzten zwei Jahren. Das Rattenloch war immer noch dasselbe, eine wilde Zusammenstellung von schmutzigen und windschiefen Hütten und Häusern. Die eine oder andere Hütte mochte verschwunden oder dazu gekommen sein, aber im Rattenloch machte das keinen großen Unterschied.
„Na dann!“, sagte die junge Frau zu sich selbst. Sie sprang von dem Felsvorsprung einige Tritt in die Tiefe , direkt in den Sattel ihrer Fuchsstute und ließ das Tier zügig antraben.
Seltsam, dachte sie während sie ritt, wie kommt es nur, daß ich hierher zurückkehre nach all dem? Nun ja, eine so schlechte Zeit hatte sie hier ja auch nicht gehabt, aber dennoch... die merkwürdige Unruhe, die sie getrieben hatte zurückzukehren wunderte sie. Es war ihr, als hätte sie den Ruf eines jagenden Falken vernommen, der sie hierher befahl.

☯ ☯ ☯

Die junge Frau mit dem schwarzen, in zwei langen Zöpfen gebändigten Haar, und den grünen Augen ritt von Südwesten ein in Elek-Mantow. Hier gab es keine Stadttore, keine Stadtmauern. Wen scherte es denn schon, wenn hier die kleinen Häuser und Hütten schutzlos standen, oder die Winterstürme mit ungebremster Wucht durch die schmutzigen Gassen stürmen konnten, um die Bettler vor sich hin zu treiben. Das Leben war schwer hier in der Unterstadt, dem Rattenloch. Vielleicht...

Es war später Vormittag, als sie die ersten Hütten links und rechts neben sich zurück ließ. Das Rattenloch sah aus wie an dem Tag, an dem sie die Stadt verlassen hatte - und doch war es auch wieder ein gänzlich anderes Bild. Hütten wurden aufgebaut, umgebaut, abgerissen und anderweitig neu errichtet, das Rattenloch war ein ungeordneter Haufen - aber es war lebendig. Die junge Schwarzhaarige suchte nach weiteren Zeichen, suchte sie überall, und wurde fündig. Dort sah sie eine junge Frau mit einem kleinen Kind spielen, ein alter Mann pflegte seinen mageren Garten, eine andere

Frau saß vor der Tür ihrer Hütte und webte einen bunten Stoff, während zwei rothaarige Jungen, Zwillinge, sie im Spiel umtobten. An einer anderen Stelle sah sie die Ruine einer abgebrannten Holzhütte. Auch hier Leben, in ihren Trümmern hatte sich ein junges Bäumchen angesiedelt, Gräser reckten sich empor, eine Eidechse sonnte sich in den ersten warmen Strahlen des Tages.
Immer tiefer trug ihre Rappstute sie durch winklige Gassen in die Unterstadt, tief hinein in das Herz des Rattenlochs, und verwunderte Blicke sandte man ihr nach. Die junge Frau, hoch zu Roß, in sauberen weißen, grünen und blauen Gewändern, gänzlich unbewaffnet bis auf einen mit einer seltsamen Zierde versehenen, langen Wanderstab, war scheinbar ohne jede Furcht. Sie störte sich nicht an den Blicken der Passanten und ließ ihre grünen Augen ruhig wandern. Sie führte einfach ihre schwarze Stute durch die Gassen, lenkte sie, mehr unbewußt als mit Absicht, mitten durch das Rattenloch - an den kleinen Läden und den verkommenen Kaschemmen vorbei auf den östlichen Rand der Spalte zu.
Auf ihrem Weg passierte sie auch das „Zweischneidige Schwert“, sie erkannte das Söldlingslokal aus ihrer Jugendzeit. Neben der Türe saß ein Bettler, ein alter Mann, früher wohl selbst einmal ein käuflicher Krieger, der in einem letzten Kampf sein rechtes Bein hatte einbüßen müssen. Der Mann saß ruhig dort, auf eine Gabe seiner Kameraden von einst hoffend. Gerade in dem Augenblick da die junge Frau sich näherte, traten zwei „Überbleibsel“ der vergangenen Nacht auf die Straße heraus, sich gegenseitig stützend, einen Bierkrug schwenkend. Der Veteran war nicht in der Lage, diesen torkelnden Gestalten schnell genug auszuweichen und so kam es, wie es kommen mußte. Einer der beiden stolperte, der andere wurde mitgerissen. Die beiden Betrunkenen nahmen dies zum willkommenen Anlaß, ein wenig herumzupöbeln und den fast wehrlosen Mann zwischen sich herumzuschubsen, und mit Bier zu besudeln. Die Frau brachte ihre Rappstute zum stehen, das Geplänkel versperrte ihr den weiteren Weg. Die beiden Söldner beachteten die Reiterin nicht, bis...

„Werte Herren, hättet ihr wohl die Güte, mich passieren und den Mann in Frieden zu lassen?“ ertönte eine ruhige Stimme, die trotz des Gelächters der beiden Betrunkenen bis in den letzten Winkel der Straße zu tragen schien. Die beiden Männer ließen ab von dem Alten, der sich schnell auf seinen Krücken, in eine Gasse humpelnd, in Sicherheit brachte. Dies war das Rattenloch, wenn die junge Frau dort sich unbedingt einmischen wollte, so war es ihm Recht - er war durch sie nochmals davongekommen. Aber er hatte nicht das Bedürfnis sich auch noch anzusehen, was diese Kerle nun mit ihr machen würden. Er verschwendete keinen weiteren Gedanken mehr an das schwarzhaarige Mädel.

Verdutzt blickten sich die Männer an, eine junge Frau auf einem schwarzen Pferd hatte die Stirn, sie derart anzureden. Nun, so dachte sich der eine, hübsch war das Mädchen, von ihr würde er sich eigentlich ganz gerne einmal stören lassen. Ein Grinsen dämonischer Vorfreude stahl sich in sein Gesicht, als er seinen Kameraden anknuffte. Zwei Blicke, ein Nicken, von jeweils rechts und links der Gasse näherten sich die Männer der jungen Frau, die immer noch ruhig dort verharrte.
„Habt Dank für das freundliche Erfüllen meiner Bitte.“, sagte die Frau mit ihrer sanften Stimme. Sie machte Anstalten, das Pferd zum Weitergehen zu veranlassen, aber von jeweils links und rechts packten kräftige Männerhände ihr in das Zaumzeug, so daß die Stute nervös zu Tänzeln begann.
„Hüb..hübscher Schwarzzopf, nich soo eilig, wo möchdess Du denn hin?“, fragte der eine lallend, der eine Narbe auf der Wange trug. Eklige Branntweinschwaden schlugen der Schwarzhaarigen entgegen, der Geruch nahm ihr fast den Atem.
„Komm, steig ab, Du hast uns unseren Spaß gekostet, dafür möchten wir entschädigt werden.“, sprach der zweite, der noch lange nicht so betrunken schien, wie es sein Kumpan wohl war, und das machte ihn besonders gefährlich.
„Du siehst noch dazu so aus, als könntest Du einen Mann besonders nett trösten - oder bist Du Dir in Deinen feinen Kleidern zu schade?“ Die letzten Worte kamen kalt, drohend, und der Mann begann, seine freie Hand unter den Rock der Frau wandern zu lassen.
„Ich lege im Augenblick wirklich keinen Wert darauf, eure Gesellschaft zu teilen. Im Interesse eurer eigenen Gesundheit, werter Herr, rate ich euch, mein Pferd und mich in Frieden ziehen zu lassen.“ Plötzlich hatte die Stimme des Mädchens eine ganz andere Qualität angenommen, scharf klang sie und scharf blickten auch die klaren, grünen Augen auf den Mann herunter. Der Narbige ließ sofort die Zügel fahren, irgendwie hatte er trotz seines schnapsschwadigen Hirns die Botschaft sofort

verstanden. Er legte auf einmal mehr Wert auf ein Bett, in dem er seinen Rausch ausschlafen konnte - Allein.

Irritiert blickte der andere seinem Kumpan nach, der sanft torkelnd entschwand. Um so besser für mich, war sein einziger Gedanke, um so besser, das Mädel gehört mir ganz allein. Unter dem Stoff des Rockes hatte er das Bein des Mädchens ertastet. Er wollte sie mit einem kräftigen Ruck aus dem Sattel und in seine Arme ziehen, doch weit gefehlt. Bevor er diesen Gedanken auch nur halb gedachte hatte, fand er sich in einem Misthaufen an einer Häuserecke wieder. Der Kerl wollte sich aufrappeln, doch dazu fehlte ihm die Luft. Plötzlich sah er funkelnde Sternchen vor seinen Augen und es überkam ihn eine Übelkeit, die nicht allein vom Bier und Schnaps stammen konnte. Wieder versuchte er aufzustehen, doch nicht nur daß er fast wie gelähmt dalag, die Schmerzen, die von seinem Unterleib ausstrahlten, wurden nur noch schlimmer. Mit den Augen, zumindest diese konnte er ohne Schmerzen bewegen, suchte er die Reiterin. Sie saß, immer noch wie er sie das letzte Mal erblickt hatte, regungslos auf ihrem Pferd und sah ihn an. Sie schien sich nicht bewegt zu haben. Als sein Blick den ihren traf, da lächelte sie sogar. Sie setzte ihre schwarze Stute in Bewegung und ritt auf ihn zu.
„Ich denke Dein Benehmen gegenüber Damen wird sich in absehbarer Zeit merklich verbessern, mein Freund. Ach, und die Schmerzen, keine Sorge, sie dürften Dich nicht besonders lange plagen - aber sie sind dazu geeignet, daß man sich lange daran erinnert. Gehabt euch wohl.“ Sprach sie, nun wieder mit dieser herrlichen, sanften Stimme, und immer noch lächelnd lenkte sie die Stute um die nächste Häuserecke.

Die schwarze Gestalt ließ den wurfbereiten Dolch mit einem schadenfrohen Schmunzeln zurück gleiten an seinen angestammten Platz. Es war schon lange her, daß er jemanden so schnell hatte mit einem Kampfstab umgehen sehen, noch dazu von einem Pferderücken aus. Shamino drückte sich wieder tiefer in die Schatten des Hauseinganges. Eigentlich hatte er dem Mädchen schon zu Hilfe kommen wollen - ihr Verhalten war ja mehr als nur sträflich leichtsinnig gewesen. Doch irgend etwas an ihr, ihre Haltung, ihr Aussehen und Gebaren hatte ihn davon abgehalten vorschnell einzugreifen. Sie war wie eine Wölfin, sie kannte ihre eigenen Fähigkeiten, und somit ihre Grenzen, und verwies die anderen in die ihrigen. Wölfin...er kannte diese Frau, das schwarze Haar, die grünen Augen, es war schon einige Jahre her...die Wölfin! Shamino schüttelte den Kopf und verschwand mit einem ungläubigen Lächeln in den Gassen der Unterstadt.

☯ ☯ ☯

Die Frau hatte inzwischen den Reitumhang verstaut und den Schimmel zur Kuppe eines Hügels gelenkt, von dem sie freie Sicht auf die mittlerweile sehr nah vor ihr liegende Stadt hatte. Wenn sie sich ein wenig beeilte, würde sie noch vor Mittag in der Oberstadt sein. Der Gedanke, durch die Straßen der Oberstadt zu reiten und dabei die geifernden Blicke vor allem der männlichen Bevölkerung auf sich zu ziehen, behagte ihr gar nicht. Nicht, daß sie sich nicht problemlos etwaige „Verehrer“ hätte vom Hals halten können, aber sie hatte Angst, daß ihr Temperament ihr einen Streich spielen könnte und sie einem der Schnösel eine Abfuhr erteilen würde, die auf mehr als ein blaues Auge hinausliefe. Hinzu kam der Zoll, den sie würde bezahlen müssen, um über die einzige Brücke von der Oberstadt in die Unterstadt zu gelangen. Der heimliche Verbindungsgang wäre zu eng für sie und ihr Pferd. Andererseits hatte sie auch keine Lust, die Stadt zu umreiten und dadurch unnötig Zeit zu verlieren. Also: Durch die Oberstadt, Heimstatt der verhaßten Brut, die dadurch immer reicher und reicher wurde, daß sie die arme Bevölkerung dazu zwang, quasi für nichts in den umliegenden Erzstollen zu schuften. Wie sie diese Bastarde haßte! - Nein, nicht hassen: Sie zu hassen, hieße ihnen tausendmal mehr Aufmerksamkeit schenken, als sie verdienten. Verachten oder auch Nichtachten brachte es besser auf den Punkt.

Nun hatten Sie und ihr Schimmel das Stadttor erreicht, und gegen die „geringe Gebühr“ von einer Goldsonne auch passiert. Sie folgten der Torstraße grade nach Süden, bogen einmal links und einmal rechts ab und waren auch schon auf der Brücke in die Unterstadt. Das Wachhaus am nördlichen Ende passierten Sie ohne Probleme. Erst am südlichen Tor, daß mit einer Mauer und einer Wachgarnison bestückt war, stellte sich der erwartete Ärger ein...

„Naaaaaa, was will denn ein soo schönes Kind mit einem soo schönen Pferd in soo einem häßlichen Ort?“ Der Wärter betonte dabei daß „o“ in „soo“ und das „ä“ in „häßlich“ so, daß die junge Frau sich schon versucht fühlte zu fragen: „Und was will so ein süüüßes Bürschchen denn bei diesen harten Männern?“ Statt dessen antwortete Sie nur: „Freundschaftsbesuch.“
„So so, Freundschaftsbesuch. Na, das macht dann nur drei Goldsonnen, weil ich heute meinen guten Tag habe und weil Ihr es seid.“ Sie wäre beinahe vom Pferd gefallen ob dieser Unverschämtheit. „Drei Goldsonnen? Werter Mann, vor sechs Jahren hättet Ihr keine acht Silbersonnen verlangt!“ „Nun ja, die Preise ändern sich halt, wie zum Beispiel just in diesem Moment: Vier Goldsonnen bitte!“ Das war zuviel für die junge Kämpferin. Ein Schenkeldruck, ein kurzer Ruf, und der Schimmel stieg auf die Hinterhufe und schlug mit den Vorderhufen dem Wachmann die Zähne aus. Seine Herrin zog das Schwert und preschte dann auf die Unterstadt zu. Ein Satz, dabei noch einer Wache das Schwert für eine schöne Narbe übers Gesicht gezogen, danach nichts wie in die Gassen des Rattenlochs! Da traute sich keine Wache hin, außer im Verband von 20 Mann aufwärts.
Nach einer kurzen Flucht durch die Gassen hielt das Gespann aus Frau und Roß an und verschnaufte erst einmal. Verdammt, kaum zurück in diesem Kaff, und schon überkommen einen wieder die alten Gewohnheiten. Schon als Zwölfjährige hatte sie sich einen recht durchschlagenden Ruf verdient, als sich kein Junge (und auch kein Mädchen), der nicht mindestens vier Jahre älter und zwei Köpfe größer war, mehr traute, sich mit ihr auf eine Rauferei einzulassen - nur um sich von ihr binnen kürzester Zeit auf dem Boden festnageln zu lassen (Wobei sich für sie im Alter von 15/16 Jahren schon einmal das Problem ergab, daß sich wohl einige Jungen nur zu gern von ihr festnageln lassen wollten).
Nun denn, jetzt, im Rattenloch angekommen, hieß es sich westwärts halten, dem Haus ihrer Zieheltern entgegen.

☯ ☯ ☯

Sie wischte sich eine widerspenstige Strähne ihres langen, schwarzen Haares aus dem Gesicht, nur, damit ihr diese direkt wieder ins Gesicht fiel. Nun würde sie also wieder ihre Heimatstadt wiedersehen, mit all ihren liebenswerten Kleinigkeiten - ob sie wohl einige der Menschen, die ihr damals so viel bedeutet hatten, wiedertreffen würde? Sie stieg auf ihr Pferd, und richtete ihren Blick wieder auf Elek-Mantow. Stieg dort vorne nicht Rauch auf? Und da waren auch einige Planwagen zu erkennen... sollten etwa - nein, es **konnten** nur Nushq´qai sein, die dort am südöstlichen Rand der Stadt lagerten, genau die Richtung, aus der sie kam. Sie lächelte. Was für eine angenehme Überraschung; sie mochte die Nushq´qai, hatte sie doch oft in ihren Jahren der Wanderschaft an ihren Lagerfeuern Platz nehmen dürfen, und dabei eine Menge Spaß gehabt. Sie versuchte, die widerspenstige Haarsträhne unter ihr leuchtend grünes Stirnband zu schieben, was allerdings ebenfalls mißlang. Egal, diese Strähne sollte wohl ihr Markenzeichen werden - und irgendwie, hatte sie das Gefühl, paßte das sogar zu ihr. Und außerdem konnte sie ihre Neugier auf das, was sich in der Stadt so getan hatte, kaum noch bändigen. Entschlossen, dem Abhilfe zu schaffen, beschleunigte sie das graue Temperamentsbündel, auf dem sie saß, in Richtung Stadt.

Der Weg war schnell zurückgelegt; ihr Pferd hatte keine Probleme mit dem Gelände, und schon konnte sie aus der Ferne einige Pferde der Nushq´qai erkennen - kleine, schwarze Zotteltiere mit kuschelig weichem Fell, daran erinnerte sie sich noch gut. Sie hielt noch einmal an und blickte sich um. Schön war es hier, eine Wiese am Stadtrand, die von bunten Blumen übersät war. Bestimmt ein Dutzend Schmetterlinge flatterten hier herum - schöner hätte sie sich ihre Rückkehr kaum wünschen können. Sie atmete noch einmal tief durch, hier, wo die Luft noch angenehm sauber war - wenn sie erst mal die Südstadt von Elek-Mantow, die ihren Beinamen „Rattenloch“ nicht zu Unrecht hatte, betreten hätte, wäre der Geruch bestimmt um einiges unangenehmer. Sie setzte ihr Pferd wieder in Bewegung, und ritt weiter auf die Stadt zu.

'Eine interessante Erscheinung' hatte sich Sion gedacht, als die junge Frau die Lichtung betreten hatte. Ihre langen, offenen schwarzen Haare wehten im Wind, und ihre - wenn auch in harmonischer Farbabfolge - relativ bunte Kleidung bildete einen ziemlichen Kontrast zu dem grauen Pferd, das sie ritt. Ihr leuchtend grünes Stirnband, das farblich ihren Augen gleichkam, der feuerrote Umhang, und auch ihre Gewandung selbst, die Farbtöne von Purpur bis leuchtend Grün vereinte, hoben ihre

Erscheinung schon recht deutlich hervor. Sion wunderte sich noch, was sie wohl in der Stadt wollte, als sie auch schon in ihre ursprüngliche Richtung weiterritt.
Kurz vor dem Lagerplatz der Nushq´qai brachte sie ihr Pferd noch einmal zum stehen. Da war doch eine Bewegung im Unterholz zu ihrer linken gewesen...? Langsam und vorsichtig drehte sie den Kopf in die Richtung, aus der sie etwas vernommen zu haben glaubte, und wirklich, sie wurde beobachtet, von - einem Fuchs. „Du solltest dich eigentlich am wenigsten darüber wundern, daß ich noch lebe, werter Namensvetter.“ Der Fuchs blickte sie verständnislos an. Die junge Frau lachte. „Ach, wenn du mich verstehen könntest, das wäre schon was... du könntest mir vielleicht erzählen, was hier so in der Gegend passiert ist, seit ich nicht mehr als die Füchsin durch die Straßen des Rattenlochs gestreift bin... ach, jetzt schwelge ich schon wieder in Erinnerungen... wollen doch mal sehen, ob sich die nicht auffrischen lassen... mach´s gut, Gevatter Fuchs! Hüa!“ Und mit diesen Worten lenkte sie ihr Pferd im leichten Trab auf das Nushq´qailager zu. Zurück blieb ein etwas irritierter Fuchs, der sich wünschte, das, was er eben gehört hatte doch verstehen zu können. Es war ihm zwar noch nie passiert, daß ihn eins dieser großen Menschenwesen angesprochen hatte, aber dieses hatte offensichtlich seinen Spaß daran gehabt... Seltsam.

Das Lager der Nushq´qai war auch nicht anders als die, die sie bisher gesehen hatte: Eine Wagenburg um ein großes Lagerfeuer herum, und jede Menge reges Treiben zu jeder Tages- und Nachtzeit, wie auch jetzt. Ein junger Mann saß beim Feuer und schnitzte etwas, wobei ihm eine junge Frau aufmerksam über die Schulter schaute; einige Kinder spielten Fangen; eine ältere Frau flocht gerade einen Korb. Es war schon über ein Jahr her, daß sie in einem Nushq´qailager zu Gast gewesen war, aber in diesem Moment kam es ihr wie gestern vor. Ein junger Mann kam auf sie zu, um sie zu begrüßen. „Seid gegrüßt, werte Dame. Kann ich euch vielleicht irgendwie behilflich sein?“ Die junge Frau mußte lächeln. Sie hatte diese Floskel mittlerweile schon ein paar mal gehört, und glücklicherweise hatte sie die 'richtige' Antwort im Gedächtnis behalten. „T´sh´awna d´jomé, Rjallek.“ Sie mußte kichern. Der Nushq´qai, der sie noch soeben forsch angesprochen hatte, mußte erst einmal seine Kinnlade wieder vom Boden aufsammeln. Eine Antwort in seiner Sprache hatte er wohl nicht erwartet, noch dazu die, die als Kennungsantwort der Freunde der Nushq´qai nur eben diesen bekannt war. Nachdem er wieder einen klaren Gedanken gefaßt hatte, wollte er sofort in Richtung eines der Wagen losspurten, wurde aber von der jungen Frau davon abgehalten. „Jark. Bw´temwe. Sh´houri temwe bw´fwlla, al sh´himbli zlat prjat.“ Der Nushq´qai drehte sich zu ihr um, zuckte mit den Achseln, nickte ihr dann zu und winkte ihr noch hinterher, als sie ihren Weg in die Südstadt Elek-Mantows fortsetzte.

Die 'Straßen' der Südstadt, wenn man sie denn als so etwas bezeichnen konnte, hatten sich nur in einer Hinsicht verändert: Sie waren noch schmutziger geworden und stanken noch bestialischer, so empfand sie es zumindest, was vielleicht aber auch daran lag, daß sie sechs Jahre keinen Fuß mehr in dieses Rattenloch gesetzt hatte. Einige kleine Gestalten huschten um eine Ecke - ja, an die Zeit, als sie noch genauso wie diese Kinder hier in der Südstadt auf der Straße gelebt hatte, daran konnte sie sich noch gut erinnern. Bei diesem Gedanken fiel ihr auf, daß ihre Kleidung für diesen Teil der Stadt ein wenig unpassend erscheinen mochte, aber das war ihr jetzt erst mal egal, schließlich war sie hier im Rattenloch aufgewachsen, also würde sie auch hier hindurch reiten, und außerdem hatte sie die arroganten Oberstädter noch nie gut genug ausstehen können, um freiwillig durch die Oberstadt zu flanieren; zumal, es hätte von dort aus sogar noch Brückenzoll gekostet, ihr Ziel zu erreichen, und wenn sie auch in der Lage gewesen wäre, diesen zu entrichten, so wäre sie sicherlich nicht dazu bereit gewesen. Sie wurde jäh aus ihren Gedanken gerissen, als plötzlich eine kleine, rothaarige Gestalt direkt vor ihr aus einer Seitengasse geschossen kam und auf der anderen Seite wieder im 'Dickicht' des Rattenloches verschwand. Und schon konnte sie die offensichtliche Ursache für dieses hohe Tempo hören: „Halt! Diebe!“ tönte es aus der Seitengasse, und ein korpulenter, glatzköpfiger Oberstädter stolperte heran. Es hatte sich also wirklich nichts geändert... die junge Frau überlegte einen Moment, blickte dann auf den Boden zu den Füßen des Oberstädters, der gerade die Straße erreicht hatte, und blinzelte. Der Oberstädter fiel sowohl unfreiwillig als auch nicht gerade elegant auf die Nase. Als er sich wieder aufgerappelt hatte, wandte er sich an sie: „Habt ihr ein kleines, freches Gör mit meiner Geldbörse hier entlang laufen sehen?“ „Hier entlang?“ entgegnete die junge Frau, „Nein, hier ist niemand vorbeigekommen.“ Sie mußte sich schwer beherrschen, nicht zu grinsen. Es war wie in alten Zeiten.

☯ ☯ ☯

Als sie sich den ersten Häusern näherte, bekam sie einen noch deutlicheren Blick auf die Gebäude der Unterstadt, als selbst durch das Fernrohr. Während ihrer Abwesenheit von Elek-Mantow war sie schon in einigen üblen Drecknestern gewesen, aber das Rattenloch schoß eindeutig immer noch den Vogel ab.
Dennoch war ihr durch das Rattenloch einzureiten immer noch lieber, als durch die, mit blasierten Geldsäcken vollgestopften, Straßen der Oberstadt zu reiten. Dorthin konnte sie noch früh genug gehen, um einige der mit Geld beladenen Herrschaften etwas zu erleichtern... Außerdem war dieser Weg zweckmäßiger, um an ihr Ziel am Nordrand der Unterstadt zu kommen.

Es war später Vormittag als sie die ersten Häuser erreichte. Hier war der Gestank der Straßen noch nicht so stark, wenn auch von Nordwesten die wenig lieblichen Düfte der Gerberei schwach herüberwehten. Doch dieser Gestank wurde erfolgreich von einem anderen Duft vertrieben, der aus dem kleinen Doppelhaus am Südrand des Rattenlochs strömte. Es war ein Geruch von Weihrauch, dem verschiedene andere aromatische Essenzen beigemischt waren. Es schien, als habe man hier einen Tempel eingerichtet. Aus dem Gebäude gegenüber drang eifriges Hämmern. Ein Schmied schien dort seine Werkstätte eingerichtet zu haben. Beide Gebäude waren bei ihrem Abschied vor zwei Jahren leer gewesen. So änderten sich die Zeiten. Die junge Frau schüttelte die in einen Pferdeschwanz gebundenen schwarzen Haare und lächelte. Ihre grünen Augen musterten die Umgebung weiter aufmerksam. So war das Rattenloch - immer in Bewegung und doch ständig stillstehend.

Vor dem kleinen Doppelhaus dösten einige Katzen in der Frühlingssonne. Die junge Frau grinste. Von heute an würde es eine Katze mehr in Elek-Mantow geben. Die Katze... Wie lange hatte sie diesen Beinamen nicht mehr gehört? Sechs Jahre lang. Lachend ließ sie die Fuchsstute weitertraben.

Als sie ihr Pferd an einer Reihe von kleinen Häusern und Hütten entlang lenkte, bemerkte sie, daß sie beobachtet wurde. Unauffällig blickte sie sich um. Ein kleiner, dreckiger Mann, ein Rekschat vermutlich, blickte sie finster an. Über seinem rechten Auge befand sich eine breite Binde. Er spielte mit einem Kurzschwert. Dieses Gesicht... wo hatte sie diesen Mann schon gesehen? Langsam zog sie mit der rechten Hand ihren dunkelblauen Mantel über ihre rechte Schulter, um den Griff ihres Rapiers frei zu bekommen. Der Mann bewegte sich auf sie zu, das Schwert drohend in der rechten Faust schwenkend.
„Du!“, fauchte er, „Du hast wahrlich Mut, Dein Gesicht hier noch mal zu zeigen.“ Als die junge Frau die Stimme hörte, kehrte ihre Erinnerung zurück. Ihr Grinsen verstärkte sich.
„Rashad! Ich hätte Dich fast nicht erkannt mit dieser kleidsamen Binde.“
„Du bist schuld, daß ich dieses Ding trage, und dafür werde ich Dich töten!“, fauchte der Gauner zurück.
„Du lernst nicht schnell, was? Sei froh, daß Dich unsere erste Begegnung nur Dein Auge, und nicht Dein Leben gekostet hat.“, erwiderte die junge Frau mit einem liebenswürdigen Lächeln. Ihre linke Hand ruhte entspannt auf dem Griff ihres Rapiers.
Der Rekschat schnaufte wütend und musterte die junge Frau in den Lederstiefeln, der Lederhose, dem einfachen weißen Hemd, dem bunten Kopftuch und dem nachtblauen Mantel scharf. Dann hob er sein Kurzschwert und machte einen entschlossenen Schritt vorwärts. Ein kurzes Sirren erfüllte die stinkende Luft der Straße. Der Mann taumelte zurück und starrte entsetzt auf sein abgetrenntes linkes Ohr, das vor ihm auf der Straße lag, und auf den tiefen Schnitt auf seinem rechten Handrücken. Dann schaute er hoch und sah die Spitze eines sauber ausgeschliffenen Rapiers keinen halben Tritt vor seiner Nasenspitze schweben.
„Hast Du vielleicht noch irgendwelche überflüssige Körperteile, von denen ich Dich befreien könnte?“, grinste die junge Frau. Rashad drehte sich herum und rannte in Windeseile davon. Zufrieden steckte die junge Frau ihr Rapier wieder weg und ließ ihre Fuchsstute wieder antraben.

Ein paar gelbgrüne Augen musterte die siegreich gebliebene Frau, als sie rasch zwischen den Häusern verschwand. Judith hatte von ihrer Haustür aus das Geschehen beobachtet. Dieses Mädchen... ihre

Bewegungen glichen denen einer Katze. Ein bemerkenswerter Mensch... jemand, mit dem man sich definitiv einmal näher beschäftigen sollte. Doch vorerst gab es andere Dinge zu tun. Judith sandte noch einen Blick nach dem in der Ferne leuchtenden Kopftuch, drehte sich dann elegant um und ging zurück in ihr Haus.

☯ ☯ ☯

Da vorne, da kam die Spalte in Sichtweite, und dort war auch der kleine Abstieg zu Jakla und Wingart und ihrer kleinen Hütte. Und da war... eine junge Frau mit langem schwarzem Haar auf einem Rappen, hmmm.

☯ ☯ ☯

So, bald würde sie ihre OMA und ihren OPA wiedersehen, nach so vielen Jahren, ob sie sich wohl sehr verändert hatten? Nein... Sie würde die beiden auch in Jahrzehnten wieder erkennen... So wie sie auch die Reiterin auf dem grauen Pferd dort mit großer Freude und Verwunderung wiedererkannte.

☯ ☯ ☯

Jetzt würde sich Jakla aber wundern, was sie alles zu erzählen haben würde, schade nur daß sie nicht alle dort antreffen würde, die... na, aber, das war doch, diesen Fuchs dort ritt doch... nein!

☯ ☯ ☯

Ja, da vorne ging es in die Spalte hinab, zu einem kleinen gemütlichen Häuschen mit duftendem Tee und zwei Menschen, die man schon lange vermißt hatte... Vermißt, so wie die Frau auf dem Schimmel, die dort vorne ritt!

☯ ☯ ☯

Wingart schob seinen kleinen Krämerkarren an den Rand des Spaltenweges. Jetzt war erst einmal Mittagspause für ihn, er hatte sie sich verdient, so meinte Wingart. Bisher war kein guter Tag für ihn gewesen, er hatte nur mühsam den Karren durch die schmutzigen Gassen geschoben, aber bislang keinen Topf geflickt, kein Messer geschliffen. Dabei, so dachte sich der alte Mann zynisch, dürften gerade die Messer hier in der Unterstadt rege in Gebrauch sein. Er seufzte, wie gut, daß bei ihnen beiden nichts zu holen war, so lebten er und Jakla hier, in der kleinen Hütte am Rande der Spalte, ruhig und zufrieden. Wingart schmunzelte - so ruhig und zufrieden wie man leben konnte, wenn man für so an die zwanzig, dreißig Rangen quasi Oma und Opa spielte.
Gerade als Wingart sich vorsichtig die Stiege in die Spalte hinabbegeben wollte, sie führten auf einen kleinen Felsvorsprung, wo ihre Hütte - die Kinder nannten sie „Schwalbennest“ - klebte, hörte er hinter sich die Hufe von mehreren Pferden.
Ob vielleicht doch noch jemand einen Auftrag hatte, den er schnell noch vor dem Essen erledigen konnte? So schnell es seine müden Knochen zuließen drehte er sich um, ein freudiges, diensteifriges Lächeln auf den Lippen.

Wingart starrte die Ankömmlinge, es waren vier Reiterinnen, mit weit geöffneten ungläubigen Augen an. Sollten ihm seine alten Augen denn einen so bösen Streich spielen? Immer noch schweigend machte er ein, zwei Schritte auf die Berittenen zu...murmelte dann etwas... leise und ungläubig.
„Lissa...Lanni...Li...Zho...“
Dann machte er, welche Flinkheit in den alten Knochen, eine Kehrtwendung und huschte nach Jakla rufend die Treppchen zu der alten Hütte hinunter.
„Jakla, Jakla... sie sind wieder da, die Mädchen, sie sind wieder da, alle vier...Jakla!“
Aus dem Eingang der Hütte trat eine alte, gebeugte Frau in schwarzen Kleidern, unter ihrem Schal ragte eine ungebärdige, weiße Haarsträhne hervor und ihre grünen Augen blitzten amüsiert.
„Wingart, nun schrei doch nicht so, ich bin alt, aber nicht tot und taub. Und dann geh' wieder zurück und bitte die Kinder herein, schließlich warte ich schon längst mit dem Essen auf euch, jawohl, auf

euch alle!“, sprach die immer für eine Überraschung gute Jakla, und trat wieder in das Halbdunkel der Hütte zurück.

Wingart starrte ihr, nur noch mehr verwirrt und überrascht, nach - nur um dann sofort wieder die Stiege empor zu eilen. Jakla, dachte er, sie hatte wohl wieder eine ihrer seltsamen Ahnungen gehabt, hatte es wohl wieder „wahrgeträumt“, daß heute etwas geschah. Und wieder hatte sie es, wie meistens wenn so etwas geschah, nicht für nötig gehalten, ihm etwas zu sagen - versteh' einer die Frauen, die Alten und die Kauzigen...
Bei diesen Gedanken angelangt stand Wingart wieder vor den vier Reiterinnen. Was war nur aus ‘seinen Findelkindern’ geworden? Große Frauen! Diese waren inzwischen abgestiegen, hatten sich links und rechts und hier noch einmal lautstark begrüßt, sich umarmt und gedrückt. Schließlich hatte man sich sechs Jahre nicht gesehen - und eine wahrlich seltsame Fügung des Schicksals hatte sie nun alle an diesem einen Tage wieder nach Elek-Mantow gebracht. Wingart mußte sich mehrmals lautstark räuspern, es war schließlich schon eine wilde Unterhaltung im Gange. Als Wingart dann endlich bemerkt wurde, da war es auch schon um ihn geschehen. Die vier Frauen stürzten auf ihn zu und begrüßten ihn überschwenglich.

Mittlerweile hatte sich um diese seltsame Gruppe bereits eine ebenso seltsame Zuschauerschar angesammelt. Es waren nicht die „normalen“ Bewohner der Unterstadt, die Halsabschneider, Huren, Söldner, Bettler oder Diebe - die sahen zwar auch aufmerksam zu, aber sie zeigten sich nicht so offen dabei.
Vielmehr handelte sich um eine beträchtliche Zahl von Kindern, die hinter Häuserecken, Regentonnen und Wagenrädern hervor, von Dächern herunter und aus Mauerdurchbrüchen herausschauten auf die „Großen“, die da bei IHREN Großeltern Jakla und Wingart angekommen waren. Es mußte ja jemand wichtiges sein, wenn der Großvater sich so sehr freute, daß er sogar Tränen in den Augen hatte. Immer mehr Kinder kamen neugierig näher, bis eine dichte Traube von schmutzigen Gesichtern und dünnen Ärmchen in zerlumpten Gewändern die ungewöhnliche Gruppe umringte.
Die vier jungen Frauen bemerkten dies wohl und grinsten sich wissend an - kannten sie das nicht von irgendwo? Aber Wingart war nun erst einmal viel wichtiger, viel, viel wichtiger.

„Ja was ist denn das hier für ein Affenzirkus?“, tönte eine Stimme von Richtung der Spalte. Die Kinder spritzten bei Ertönen dieser Stimme in alle Himmelsrichtungen davon, Jakla tauchte an der Stiege auf, beide Hände in die Hüften gestemmt. Vielleicht hatte sich ihre Stimme etwas resolut angehört, aber aus allen Fältchen, und besonders aus ihren leuchtenden Augen, lachte die Wiedersehensfreude.
„Jantara, Shahtar, hiergeblieben!“, befahl Jakla. Die beiden angesprochenen Kinder blieben wie auf der Stelle festgenagelt stehen und drehten sich um.
„Kümmert euch darum, daß niemand an die Pferde geht. Und ihr fünf,“, dabei blickte sie wieder Wingart und die vier Frauen an, „und ihr fünf macht, daß ihr die Stiegen runter kommt ins Schwalbennest, das Essen wird kalt!“ Plötzlich milderte sich ihr Befehlston merklich.
„Und überhaupt, ich bin schon eine alte Frau, und soviel, wie ihr zu erzählen haben werdet, will ich mir nicht hier vor der Türe im Stehen anhören müssen. Meine Knochen sind auch nicht mehr jung. Kinder, kommt endlich rein.“ Alle lachten sie, und begaben sich die klapprige Stiege hinunter.

Währenddessen wurden die vier Pferde von zahlreichen Kindern neugierig beäugt. Nicht lange, und es saßen schon ein paar von ihnen in den Sätteln, das heißt, soweit sich die Tiere diese Bekletterei gefallen ließen. Ebenso neugierig wurden die Gepäckstücke der Gäste beäugt, aber nicht eine kleine Hand wanderte in die Packtaschen oder Beutel - oh nein, so sehr sie es auch juckte, mehr über die Großen zu erfahren, wenn das Freunde von Oma und Opa waren, blieb man mit den Fingern von den Klamotten - das war Schattenehre! Allerdings - Lauschen war ja nicht verboten - also schlichen das ein oder andere der Kinder schon zum Lauschen die Stiege hinab.

Das Schwalbennest! Den Mädchen kam es vor, als sei es in den sechs Jahren noch kleiner geworden. Viel konnten sie nicht unbedingt wiedererkennen, Wingart verbesserte laufend die kleine Hütte - hier ein neues Brett, da ein besseres Regal - aber der alte, große Eichentisch und Jaklas Schaukelstuhl vor dem gekachelten Herd, diese Stücke waren unverwüstlich und vor allem unvergeßlich. Wie als wären

sie niemals fort gewesen nahm eine jede ihren alten Sitzplatz an dem großen Tisch ein, der früher wohl einmal in einem Herrenhaus gestanden haben mußte. Wie als wären sie niemals fort gewesen nahm Jakla die Tonschalen, Holzlöffel und Becher für alle aus dem buntbemalten Regal, und wie als wären sie niemals fort gewesen hing das würzige Duftgemisch von Eintopf, frisch gebackenem Brot und getrockneten Kräutern in der Luft.

Kaum eines der Mädchen, und erst recht nicht die immer vorlaute Lianna, konnte das Ende der Mahlzeit abwarten, und doch geduldeten sie sich. Aber sobald sich Wingart nach dem Essen sein obligatorisches Pfeifchen gestopft, und Jakla sich in den Schaukelstuhl gesetzt hatte, da begannen die Mädchen, von ihrer Reisezeit zu berichten. Und tatsächlich war es Lianna, die als erste zu erzählen begann...

„Der Abschied von Elek-Mantow fiel mir ehrlich gesagt nicht allzu schwer. Anders war es da schon mit euch. Ich habe euch sehr vermißt in den letzten sechs Jahren. Aber ich schweife ab. Ich zog also los und schaute mir die Welt an. Mit der Zeit gefiel mir das Wanderleben, in dem mir die Talente, die ich mir hier aneignen konnte, sehr nützlich waren. Ich lebte von dem, was ich auf den Bauernhöfen am Rande des Weges stehlen konnte. Da ich als Waise, noch dazu als arme Waise, sowieso keine Chance gehabt hätte, irgendwo etwas vernünftiges zu lernen, perfektionierte ich meine Diebstahlstechniken.
Nach einigen Monaten kam ich in Darista, im Multorischen Reich, an. Eine wirklich große Stadt. Ich war überrascht von den Massen von Menschen, die sich durch die Straßen wälzten. Später habe ich noch größere Städte gesehen, aber das war die erste wirklich große Stadt, die ich sah. Die verwinkelten Gassen, die großen Basare, die bunten Waren und das ständige geschäftige Treiben in den Straßen erstaunten mich. Gegen das hier war Elek-Mantow, selbst die Oberstadt, armselig.“
Lianna machte eine kleine Pause um einen Schluck zu trinken und den Eindruck auf ihre Schwestern wirken zu lassen. Dann fuhr sie fort.
„Eine Weile lang ging es mir recht gut, ich hatte meinen Spaß daran, die reichen Geldsäcke kräftig auszunehmen und mich später den jungen Männern der Stadt zu widmen.“ Zhoreenas dreistes Grinsen sagte eine Menge über diese Art der ‘Widmung’ aus. Auch Lianna grinste für einen Moment, bevor sie ihre Erklärung fortsetzte.
„Wie dem auch sei, die Stadtwache dort war nicht nur zahlreicher, sondern auch besser organisiert und trainiert als die hier in Elek-Mantow. So fand ich mich eines Tages mit brummendem Schädel und einem kräftigen Bluterguß an der Schläfe in den städtischen Kerkern wieder. Genaugenommen wurde ich an den Schultern geschüttelt und jemand sagte: ‘Wach’ auf, Mädchen, wir müssen gehen!’ Ich brauchte einige Momente, um mich zu orientieren. Als ich dann aufblickte war ich sofort verloren.“ Liannas Augen nahmen einen schwärmerischen Glanz an. Zho feixte offen, Leandra und Caerlissa begnügten sich damit, nachsichtig zu lächeln. Nur Jakla machte einen nachdenklichen Eindruck.
„Die tiefblauesten Augen, die ich euch vorstellen könnt, ein ebenmäßiges, freundliches Gesicht mit Lachfältchen um die Augen und schulterlanges, strohblondes Haar. Er war eines der hohen Tiere in der Diebesgilde der Stadt und in das Gefängnis geschleust worden, um einen Ausbruch zu organisieren. In der Zeit, in der ich bewußtlos war, waren die Vorbereitungen schon getroffen worden. Die Wachen waren bestochen oder tot, der Fluchtweg war abgesichert und alles lief reibungslos. Wir wurden in ein Haus gebracht, das dem Gildenhochmeister gehörte. Dort kümmerte man sich um die riesige Beule an meinem Kopf und erklärte mir das System der Gilde.
Die Diebe, Beutelschneider und Räuber der Stadt treten regelmäßig einen Teil ihres ‘Einkommens’ an die Gilde ab, die, im Gegenzug, dafür sorgt, daß Leute, die gefaßt werden, wieder auf freien Fuß kommen. Das geschieht teilweise durch Bestechung, teils durch Gewaltmaßnahmen. Außerdem sorgte die Gilde dafür, daß die Leute gleichmäßig über die Stadt verteilt wurden und sich nicht gegenseitig Konkurrenz machten.
Später gab es etwas zu essen und ich wurde offiziell in die Gilde der Diebe und Beutelschneider von Darista aufgenommen.
Noch am selben Abend begann ich, Jagd auf meinen blonden Prinzen zu machen. Mit der Mitleidsmasche habe ich ihn dann nach etwa drei Stunden ‘rumgekriegt. Ich hatte ja noch den Bluterguß an der Schläfe, und ich überzeugte ihn recht schnell davon, daß er mich trösten sollte.“

An dieser Stelle wurde die Erzählung von dem Gelächter der Schwestern unterbrochen. Sie alle kannten Lianna gut genug, um zu wissen, daß kaum ein Mann ihr gewachsen war.

„Er hieß Leored. Es war Liebe auf den ersten Blick. Wir zogen zusammen und er bildete mich aus. Er brachte mir alles bei, was man als Dieb und Assassine wissen muß, und er lehrte mich auch, mit diesem hier umzugehen.“ Dabei zog sie halb ihr Rapier. Dann lehnte sie sich zurück, und ließ den Blick in die Runde schweifen.
„Tja, und drei Monate nachdem wir uns kennengelernt hatten, haben wir geheiratet.“
Verblüfftes Schweigen herrschte in dem kleinen Raum. Li’s Schwestern trauten ihren Ohren nicht. Ihre Schwester Lianna, das wildeste und unabhängigste Mädchen von Elek-Mantow, hatte geheiratet? Das hätte man von Lissa erwartet, aber doch nicht von...
„Lianna, Du hast was!?!“, brachte Zho schließlich heraus.
„Ich habe ihn geheiratet, Zhoreena, hörst Du schwer?“ grinste Lianna. Sie liebte es, ihre Schwestern zu verblüffen. Jakla betrachtete das Geschehen. Die Mädchen, zumindest drei von ihnen, ahnten zwar noch nichts davon, aber da war noch etwas anderes, das noch kommen würde, etwas schmerzvolles, das spürte sie in jedem ihrer alten Knochen. Lianna betrachtete einen Ring, den sie an einer Kette um den Hals trug.
„Den hat Lored mir geschenkt, als er um meine Hand anhielt.“ Sie seufzte.
„Es war eine himmlische Zeit. Wir unternahmen alles zusammen, von Einbrüchen bis hin zu Trinkgelagen. Er schenkte mir oft hübsche Kleinigkeiten und machte mir Komplimente, bis...“ Sie stockte und man sah, daß sie mit sich kämpfte. Aha, dachte Jakla, jetzt geht es los.
„Bis zu dem Tag, als wir bei diesem fetten Händler einstiegen. Durch einen dummen Zufall wurde Leored ertappt. Bei einem der Wächtern hatte aus irgend einem Grund das Schlafgift im Wein nicht gewirkt. Er weckte die anderen und sie konnten Leored überwältigen. Ich entkam und konnte mich verstecken, fest in dem Glauben, sie würden die Stadtwache rufen, um meinen Mann abführen zu lassen. Doch der Händler hatte andere Methoden. Vor meinen Augen wurde Leored... in einen Zwinger voller Multorischer Kriegshunde gestoßen.“ Lianna war bei der Erinnerung leichenblaß geworden und Tränen strömten über ihr Gesicht. Sie schluchzte nicht, jedoch ließen die gelegentlichen Pausen in ihrer Rede darauf schließen, daß sie mit sich kämpfte. Auch die Schwestern waren erbleicht. Jede von ihnen hatte zumindest von den Multorischen Kriegshunden gehört, wenn nicht gar selber welche in Aktion gesehen. Es waren riesige graue Bestien, dreimal so groß wie ein Wolf, mit Zähnen wie Dolche, Tiere, die nur zum Töten gezüchtet und erzogen wurden, und die selbst einem Krieger im Kettenhemd den Arm mit einem Biß abtrennen konnten.

Caerlissa legte einen Arm um ihre ‘kleine’ Schwester und drückte sie an sich, während Zhoreena und Leandra je eine Hand Liannas ergriffen. Nach einer Weile hatte Lianna sich wieder gefangen. Als sie wieder aufblickte brannte etwas kaltes, gefährliches in ihren Augen.
„Der Fettsack hat die nächste Nacht nicht überlebt. Als ich zur Gilde kam, und man endlich zwischen meinen Tränen heraushören konnte, was geschehen war, herrschte eine große Wut und Betroffenheit. Niemand legt sich ungestraft mit der Gilde an, und so stürmte ich am nächsten Abend mit zwanzig der besten Meuchler der Gilde das Haus des Händlers. Die zehn Wachen waren tot, bevor sie überhaupt gemerkt hatten, was los war. Den fetten Händler jagte ich auf den Hof, und ließ die Hunde auf ihn los. Er schaffte knappe vier Sprung, bevor die Hunde ihn erreichten.“

Ein betretenes Schweigen füllte den Raum fast spürbar aus. Dann fuhr Lianna fort zu berichten.
„Ich hatte die Trümmer meines Lebens vor Augen. In dieser Stadt wollte ich nicht länger bleiben. Ich packte also meine Sachen und machte mich auf den Weg. Ich wollte weg von dort. Eigentlich war es mir egal, wohin mich der Weg führte - ich nahm meine Umgebung kaum wahr.
Tage und Wochen zog ich dahin, immer dem Weg folgend, den mein Pferd gerade nahm. So war ich eines Tages ziemlich erstaunt, als ich wieder vor dem Rattenloch von Elek-Mantow stand. Ich hatte nur wenig gegessen und daher stark abgenommen. Ich besaß keine müde Sonne mehr, und am Stehlen hatte ich fürs erste die Lust verloren.“ Lianna schlug die Augen nieder.
„So verdingte ich mich in dem Hurenhaus oben an der Spalte.“
Caerlissa blickte entsetzt, Zhoreena zog eine Augenbraue hoch und Leandra blickte Lianna erstaunt an. Jakla begnügte sich damit, die Szene mit einem gewissen Ernst zu beobachten.

„Ein paar Wochen ‘arbeitete’ ich dort. Dann las mich Lady Victoria auf. Sie streift manchmal dort herum, um neue ‘Talente’ für ihr Haus, das ‘Succube’ zu suchen. Sie holte mich dorthin.“
Zhoreena grinste plötzlich wieder. Das war ja zu erwarten gewesen. Wenn ihre ‘kleine’ Schwester schon ins Horizontale Gewerbe einstieg, dann natürlich auch sofort im nobelsten Haus der Umgegend.
„Victoria ist ein Schatz. Sie kümmerte sich um mich und half mir, über meinen desolaten Zustand hinwegzukommen. Ich arbeitete einige Zeit dort, bis ich ein wenig Geld zur Seite gelegt hatte. Dann überkam mich wieder die Unrast. Mit dem, was ich mir durch meine ‘Arbeit’ und meine mit der Zeit wiedergekehrte Lust am Stehlen angesammelt hatte, zog ich nach Kasra. Dort bezahlte ich für eine Ausbildung im Lesen und Schreiben. Außerdem arbeitete ich in meinen alten Berufen weiter.“ Lianna lächelte wieder. Die Erinnerung an ihre Zeit im ‘Succube’ schien ihren Schmerz verdrängt zu haben.
„Na ja, und dann war mir plötzlich, als müßte ich so schnell wie möglich hierher zurückkehren. Und da bin ich nun. Ich habe Shentala, meine Fuchsstute, die ich einem Händler auf dem Weg gestohlen habe, ziemlich strapaziert - um so schnell wie möglich hier zu sein, wißt ihr?“

Als nun Lianna ihre Erzählung zu einem vorläufigen Ende gebracht hatte, war es an der Reihe von Zhoreena, ihre Erfahrungen weiterzugeben. Zhoreena hatte es kaum erwarten können. So interessant Liannas Geschichte auch war, so sehr hatte sie auch darauf gebrannt, ihren Schwestern kundzutun, was ihr in den vergangenen sechs Jahren widerfahren war. Also begann sie ihre Geschichte:

„Irgendwie hatte es wohl so kommen müssen - du hast es ja immer gewußt, nicht wahr, Jakla? Ich erinnere mich nur zu gut, wie entsetzt du damals warst, als ich in diesem Buch geschmökert hatte, das du auf dem Tisch hattest liegenlassen - Ich konnte einen vollen Tag lang kaum sitzen, aber die Tracht war es wert gewesen, zumal ihr ja alle wißt, wie neugierig ich doch bin... Ja, die Füchsin hatten sie mich damals nicht umsonst genannt, und ich hatte mir damals schon kaum die Frage verkneifen können, woher du diesen alten Wälzer wohl haben mochtest... Nun, nach dem, was ich in den letzten Jahren so erlebt habe, wundert es mich nicht mehr, warum du mich damals nicht mit dieser ach so interessanten Materie „Magie“ in Berührung hast kommen lassen wollen - Nun guck doch nicht gleich so beunruhigt, Jakla!“ Der Blick ihrer „Oma“ war ein wenig streng geworden. Zhoreena setzte wieder an.
„Nun ja, dieses Thema wollte mir einfach nicht aus dem Kopf, wenn ich es auch - auf dein Geheiß hin, Jakla - so gut wie möglich unterdrückt habe, solange ich noch in Elek-Mantow weilte. Kaum daß wir aber die Falken wie auch die Stadt verließen, gab es für mich kein Halten mehr. Ich mußte einfach mehr über das erfahren, was ich in deinem Buch entdeckt hatte. Und glaubt mir, allein die Suche nach einer Quelle derartigen Wissens war schon ein Abenteuer für sich - wie seltsam doch manche Leute reagieren, wenn man sie auf Magie anspricht! Manche liefen weg, als hätten sie einen Geist gesehen, andere versuchten, mich anzugreifen - nur sehr wenige konnten mir wirklich weiterhelfen. Aber nach einigem hin und her und so allerhand Kapriolen landete ich dann in Chrystykk.“
„Wo liegt DAS denn?“ unterbrach Lianna, glücklicherweise gerade dann, als Zhoreena gerade einmal einen Schluck zu trinken zu sich nahm.
„Nun übe dich mal ein bißchen in Geduld, kleine Schwester“ wurde sie von Caerlissa zurechtgewiesen, „Wir haben dir schließlich auch zugehört, Li, und Zho wird uns sicher noch erzählen, wo das ist, oder?“
„Sicher, Lissa... wenn das immer so einfach wäre, dann wäre Chrystykk bestimmt schon hoffnungslos überfüllt. Als ich es zum ersten mal gefunden habe, war das am vorderen Vantí, gleich am Lauf des Jabajii - das ist ein Berg im Süden des Multorischen Reiches, der nahe an der Quelle des Flusses Jabajii liegt. Ich sage ganz bewußt zum ersten mal, weil ich dorthin später noch einmal zurückgekehrt bin, und da lag es kurz vor Regthil.“ Zhoreena grinste voller Genugtuung über die erstaunten Gesichter ihrer Schwestern.
„Ja,“ setzte sie fort, Chrystykk ist nie am selben Ort, wenn man es findet - und noch lange nicht jeder wird es überhaupt je finden. Wenn man aber gerade einen Grund hat, es finden zu müssen, dann ist es meist ganz in der Nähe.“ Ihre Schwestern schauten jetzt noch verblüffter als zuvor.
„Nun sagt nicht, daß ihr das nicht versteht - die Universität von Chrystykk ist immer nur dann von jemandem zu finden, wenn dieser jemand sie auch finden soll - und das kann überall sein. Jedenfalls unterrichtet man dort die hohe Kunst der Magie, und zwar in allen ihren Formen...“ sie blickte ein wenig unruhig zu Jakla hinüber, aber diese nickte ihr jetzt wohlwollend zu, worauf Zhoreena weitererzählte.

„Nun, ich gelangte also nach Chrystykk, und die Pforten der wandernden Universität wurden mir geöffnet. Zuerst wußte ich noch nicht, wie ich mich dort verhalten sollte, aber dann überwog doch die Neugier gegenüber der Vorsicht, und ich stürzte mich mit vollem Eifer in die Studien. Zuerst belegte ich wirklich jeden Kurs, den man nur belegen konnte...“, sie spürte den Blick von Jakla geradezu, wie er wieder ein wenig... nun, nennen wir es mal 'warnend' wurde. „„ aber gewisse Fachgebiete habe ich sehr schnell wieder aus meinen Studien ausgeschlossen, Jakla, keine Angst... selten hat mich etwas so abgeschreckt wie Nekromantie oder Dämonologie.“ Jakla lehnte sich wieder etwas beruhigter in ihrem Schaukelstuhl zurück, und auch Caerlissa atmete sichtlich auf.
„Glücklicherweise lassen es die Statuten von Chrystykk zu, die Magierprüfung in beliebigen Teilbereichen der Magie abzulegen, und insofern habe ich mich insbesondere in das Studium der Elementaranrufung, der Transmutation, der Manipulation und der Ortsveränderung hineingekniet - dieser ganze Beschwörungskrempel war nicht so ganz mein Fall. Das ganze dauerte schon so an die drei Jahre, als eines Tages Magister Taurik auf mich zukam, und mir zu verstehen gab, daß ich mir nun genügend Grundwissen in der Magie angeeignet habe, um, wie das in Chrystykk so üblich ist, einige Zeit auf Wanderschaft zu gehen, um mir so noch mehr Wissen aus anderen Quellen anzueignen. Wenn ich dort genug gelernt hätte, so sagte er, würde ich schon von ganz alleine nach Chrystykk zurückfinden. Ich war ehrlich gesagt ein wenig überrascht über diese neue Perspektive, aber kurzum packte ich mein Hab und Gut, was zu diesem Zeitpunkt noch nicht allzuviel mehr war, als ich damals Elek-Mantow verlassen hatte, zusammen, und machte mich auf den Weg, Nontariell nach weiteren Quellen des arkanen Wissens zu erforschen.“ Zhoreena nahm wieder einen tiefen Schluck aus ihrem Becher. Währenddessen beobachtete sie ihr 'Publikum' - alle hörten ihr angespannt zu, nicht einmal Lianna machte Anstalten, sie zu unterbrechen.
„Wieder herausgekommen aus Chrystykk bin ich irgendwo im Westen des Multorischen Reiches - und dann war die Universität auch schon weg. Na ja - ich bin erst mal einfach losgegangen, ohne groß darüber nachzudenken. Ehe ich mich versah wurde es dunkel, und ich habe mir am Waldrand eine windgeschützte Stelle gesucht, wo ich dann auch prompt eingeschlafen bin. Ich sage euch, das war ein tolles Gefühl endlich mal wieder nach drei Jahren Studierzimmer unter freiem Himmel schlafen zu können - ich hatte überhaupt nicht darüber nachgedacht, was mir hätte passieren können, aber zum Glück blieb diese Unachtsamkeit ohne Folgen. Geweckt hat mich jedenfalls glücklicherweise die Morgensonne und kein hungriges Tier.
Ich packe also meine wenigen Habseligkeiten, und suche mir erst mal eine Wasserstelle. Während ich so durch den Wald gehe, denke ich plötzlich, daß mir jemand folgt, aber gesehen habe ich niemanden. Nur eben so dieses blöde Gefühl, daß da eben doch jemand ist. Aber auch nachdem ich überall nachgeschaut hatte, und nichts ungewöhnliches bemerkt hatte, wollte dieses Gefühl einfach nicht weggehen. Na gut, denke ich, und gehe erst mal weiter. Und etwas später habe ich dann auch einen ruhigen, kleinen See gefunden. Das Wasser war klar, die Umgebung sah freundlich aus, die Sonne schien durch die Blätter der nahen Bäume - einfach idyllisch. Vermutlich hatte ich deswegen auch das dumme Gefühl von vorher vergessen. Das Wasser war außerdem gar nicht so kühl, wie es aussah - irgendwas hat mich dazu bewogen, ein Bad zu nehmen. Also legte ich mein Gepäck und meine Kleidung ans Ufer und watete in den See. Angenehm, diese Abwechslung... solche Möglichkeiten hatte ich in Chrystykk nicht gehabt... ihr könnt euch das sicher selbst gut vorstellen, viel brauche ich da wohl nicht zu erzählen. Aber als ich einmal kurz untergetaucht war und dann wieder nach oben kam, da war doch tatsächlich irgend jemand gerade dabei, in meinen Sachen herumzuwühlen! Ich habe gedacht ´Bevor der was klaut - schnapp ihn dir´, und schwimme so schnell ich kann zum Ufer zurück. Dummerweise hat der Kerl das gemerkt, sieht mich näherkommen, schnappt sich meinen Kram und rennt weg. Ich sage euch, schnell war der! Und zwei Büsche weiter habe ich ihn auch schon nicht mehr gesehen.“ Zhoreena nahm wieder einen Schluck, und dann setzte sie fort:
„Also renne ich diesem Halunken erst einmal hinterher - er hatte sowieso nichts liegengelassen, und außerdem - was sollte ich sonst machen? Nun ja, so dreieinhalb Zwischenspurts und mißlungene Orientierungsversuche später wußte ich dann nicht mehr weiter. Da stehe ich also mutterseelenallein, splitterfasernackt, pitschnaß und ohne irgendeinen Durchblick in einem Stück Wald, das ich nicht im geringsten kenne. ´Schöner Mist in den du dich da mal wieder reingeritten hast´ denk ich noch so, da - grins nicht so dämlich, Li!“ Zhoreena warf ihrer kleinen Schwester einen wütenden Blick zu, worauf diese mal wieder eines ihrer ´Ich? Ich hab doch gar nichts gemacht - Gesichter´ aufsetzte.
„Sonderlich lustig fand ich diese Situation wirklich nicht. Jedenfalls hör ich da plötzlich Stimmen. Noch etwas weiter weg, aber so ein paar Worte auf Multor konnte ich schon verstehen... irgendwas

von entlaufener Sklavin... ich sage euch, da wird einem in so einer Situation ganz anders... vor allem, wenn man dann auch noch das Knurren eines großen Hundes vernimmt... Ehe ich überhaupt wußte, wo der herkam, stand diese Bestie von einem Hund auch schon vor mir. Riesig groß war dieses Viech - sein Kopf ging mir bestimmt bis zur Hüfte. Und Hunger schien es zu haben - es hat mich angestarrt als wollte es mich jeden Augenblick fressen. Aber es drängte mich nur an einen Baum und blieb dann ganz dicht vor mir stehen. Ich konnte seinen heißen Atem auf der Haut spüren, so nah war dieses Untier, und es wollte mich wohl keine Sekunde aus seinen blutunterlaufenen Augen lassen. Und unaufhörlich hörte ich diese Multorier immer näher kommen, die wohl gemerkt hatten, daß ihr Hund jemanden gefunden hatte. Wie verrückt versuchte ich einen Ausweg zu finden, da flatterte die Lösung im wahrsten Sinne des Wortes vorbei."

„Wie - vorbeiflattern? Du hast wohl eher das große Flattern gekriegt, was?"

„Lianna!" Caerlissa hatte nicht üble Lust, ihrer Schwester mal wieder eine pädagogische Ohrfeige zu verpassen.

„Los, Zho, erzähl schon weiter, es ist so spannend - und DU unterbrichst sie nicht mehr, KLEINE, klar?" Lianna zog eine Grimasse.

„Also, was ist denn nun vorbeigeflattert?" versuchte nun Leandra die Geschichte wieder in Gang zu setzen.

„Ein Eichelhäher!" verkündete Zhoreena mit einem Grinsen.

„Wieso war DER denn bitte die Lösung?" wollte jetzt auch Caerlissa wissen.

„Nun ja, mit einer gewissen Spielart der Magie habe ich gelernt, mich in alle möglichen Tiere zu verwandeln - Hauptsache, ich kann ein Exemplar der jeweiligen Tierart sehen." erklärte Zhoreena.

„Also kam dieser Eichelhäher wie gerufen. Ich blickte ihm kurz hinterher, und dann konzentrierte ich mich auf den Zauber. Ich schloß die Augen, und fühlte die Energie der Natur in meinen Körper eindringen - ich kannte zwar ein ähnliches Gefühl von meinen ersten Zauberversuchen an der Universität, aber dieses Gefühl war verglichen damit einfach überwältigend. Um so leichter fiel mir die Verwandlung - ich fühlte das vertraute Kribbeln, wenn auch viel intensiver, in Beinen, Armen und Brust... als ich meine Augen wieder öffnete, flatterte ich in der Luft über diesem Monstrum von einem Hund - glücklicherweise hoch genug, daß er mich nicht erreichen konnte. Nun ja, ich machte erst mal, daß ich nach oben kam - von oben betrachtet sah das ganze doch gleich viel weniger gefährlich aus. Und offensichtlich war meine Flucht noch gerade rechtzeitig gelungen, denn kurze Zeit später kamen zwei bewaffnete Multorier durchs Gebüsch. Jetzt konnte ich wenigstens genauer verstehen, worüber sie sich eigentlich unterhielten - ihnen war wohl jemand entwischt, nach dem, was ich so hörte, offensichtlich eine Rekschat, die sie gefangennehmen wollten. Dementsprechend reagierten sie ziemlich enttäuscht darüber, daß ihr Hund ´nur so einen komischen Vogel´ aufgestöbert hatte. Vorerst hatte ich genug gehört, und machte mich auf, nach dem Dieb von vorher zu suchen - solange ich noch in dieser Form war, mochte das um einiges einfacher sein. Allerdings fand ich zuerst jemand anderen: Ein Stück weiter hatte sich eine Frau hinter einigen großen Büschen versteckt. Vermutlich war das das arme Wesen, nach dem die beiden suchten. Ihre Kleidung hatte einige derbe Risse, vermutlich von einer hastigen Flucht in den Wald. Und an sie klammerte sich noch ein Kind - nun, es mochte so vier, fünf Jahre alt gewesen sein. An und für sich wäre ihr Versteck ja ganz günstig gewesen, aber die Multorier hatten ja leider den Hund dabei. Und zu allem Unglück kamen sie auch noch genau in ihre Richtung - das Tier schien sie gewittert zu haben. Jetzt hatten sie den Hund angeleint, damit er sie auch direkt an der Fährte, die er verfolgte, entlang führen konnte. Und er war auf dem richtigen Weg, genau auf die Rekschat zu... es kam mir vor als würde die Zeit nur so vorbei rasen, als ich nach einem Ausweg für die Frau und ihr Kind suchte - und plötzlich blieb mein Blick an einem Bienenstock hängen, der an einem Ast hing. Und wie es aussah, würden die Multorier genau darunter hindurchgehen... Also bin ich auf den zugehörigen Ast geflogen, und hab gewartet, bis sie darunter waren... Mensch, war das lustig! Die beiden Kerle haben mitsamt Hund das Weite gesucht, verfolgt von einem Schwarm wütender Bienen. Na gut, vielleicht glaubt die Rekschat jetzt an Wunder, aber egal. Jetzt war es mir erst mal wichtiger, den Strolch zu finden, der meine Sachen geklaut hatte.

Und kaum fliege ich mal etwas höher, sehe ich ihn auch schon am Waldrand. Allerdings war er nicht allein - da waren noch mehrere Menschen seiner Rasse, die hier wohl eine Wagenburg zusammengestellt hatten. Bunt sah das Treiben dort aus, und eigentlich ganz freundlich. Ich wunderte mich schon, wieso ausgerechnet so einer sich an meinem Gepäck vergreifen würde, aber dann klärte sich diese Frage von selbst. Er fing an, ziemlich große Reden zu schwingen - wenn ich auch kein Wort von dem, was er so sagte, verstand, konnte ich mir doch den Inhalt seines Sermons an seiner Gestik

ausrechnen. Angegeben hat der - wem er das alles abgenommen hätte, und wie einfach das gewesen sei, und wie hübsch ich wohl gewesen sein müsse, und was er mit mir nicht alles angestellt hätte - na warte, Bursche, dachte ich mir, so nicht auf meine Kosten - und bin im Sturzflug auf ihn zu. Himmel, muß das ausgesehen haben! Das ganze Lager fing schallend zu lachen an, aber es ist ja auch ungewöhnlich, daß ein Angeber aus heiterem Himmel von einem Eichelhäher angegriffen wird. Noch alberner war allerdings, daß ausgerechnet jetzt die Zauberwirkung nachließ... jedenfalls stand ich plötzlich wieder als Mensch mitten im Lager der - wie sich später herausstellte - Nushq´qai.“ Zhoreena legte wieder eine kurze Pause ein, um etwas zu trinken.
„Na da bin ich ja mal gespannt, wie du dich da wieder herausgeredet hast“ warf Lianna ein.
„Herausgeredet? Das war eigentlich gar nicht nötig“ entgegnete Zhoreena.
„Eigentlich hat sich das meiste von ganz alleine geklärt - eine der anwesenden Damen hat einigermaßen verstanden, was passiert war und dem angeberischen Frechdachs verbal auf die Finger geklopft - und anschließend haben mich die Nushq´qai quasi als Entschuldigung zum Abendessen eingeladen. Übrigens, sehr lecker, so was, und amüsant. Müßt ihr unbedingt mal... Moment! Ich habe heute ein Nushq´qailager am Stadtrand gesehen, da muß ich euch unbedingt mal mit hinnehmen.“
„Ha ha ha! Amüsant! Kann ich mir gut vorstellen, wenn du da so ganz ohne Klamotten...“
„Lianna! Jetzt reicht’s aber!“ Mittlerweile wirkte Caerlissa sichtlich genervt davon, ihre kleine Schwester zu maßregeln.
„Damit du endlich Ruhe gibst - die haben sie mir direkt wiedergegeben. Aber trotzdem hat es jede Menge Spaß gegeben. Allerdings wurde der dann ziemlich plötzlich unterbrochen - als nämlich die Rekschat, die ich vorher gesehen hatte, ins Lager gelaufen war. Offensichtlich hatte der Hund der Multorier ihre Fährte wieder aufgenommen - jedenfalls bat sie die Nushq´qai, sie zu verstecken. Nun, Nushq´qai halten im Normalfall so ziemlich genau nichts von Sklaverei, und dementsprechend gewährten sie ihr erst einmal Unterschlupf - mir übrigens auch. Und ich bin noch eine ganze Weile mit den Nushq´qai herumgezogen. Aber das, wovon ich euch jetzt erzählen will, geschah am nächsten Morgen, oder besser gesagt, noch in der selben Nacht.
Die Rekschat, die sich übrigens als Gorretani vorgestellt hatte, saß die ganze Zeit wach am Lagerfeuer, und wenn man genau hinhörte, konnte man sie leise schluchzen hören. Natürlich wollte ich den Grund für ihre Trauer herausfinden, und die Auskunft, die sie mir auf meine Frage gab, war erschütternd: Ihr Mann, der Vater des Kindes, das nun friedlich in ihrem Arm schlummerte, war Tags zuvor von den Multoriern gefangengenommen worden. Und natürlich gab es für sie kaum Hoffnung, ihn je wiederzusehen. Da mußte ich doch einfach helfen. Eine Idee hatte ich auch schon, nur wußte ich noch nicht, wie ich sie umsetzen konnte. Aber glücklicherweise hatte ein Nushq´qai namens Kendric uns zugehört, und bot seine Hilfe an - und wie sich herausstellte, war er genau derjenige, den ich für meinen Plan gebrauchen konnte... Kendric ist mit Abstand der beste Fälscher, den ich je gesehen habe. Also schrieb ich eine Notiz und ein möglichst wichtig aussehendes Dokument, er versiegelte beides mit dem ´königlich multorischen Siegel´ und außerdem fertigte er mir die Fälschung der Abzeichen eines königlichen Sonderbeauftragten an.“
„Was sollte das denn?“ fragte diesmal Leandra. „Ich dachte, du wolltest den Rekschat befreien...“
„Sicher“, erwiderte Zhoreena, „aber das geht auch anders als einfach mit dem Schwert ab durch die Mitte. Hör einfach weiter zu. Ich habe mir noch von einem Nushq´qai die Uniform eines hochrangigen multorischen Offiziers beschreiben lassen, und dann konnte es auch schon losgehen - was ein Glück, daß ich auf der Universität auch Multor gelernt hatte. Ich verwandelte meine Kleidung zeitweise in eine multorische Offiziersuniform, eines der Nushq´qaipferdchen in ein schnelles Streitroß, und verdunkelte meine Hautfarbe passend. Es war überhaupt nicht schwer, das Nushq´qailager war mit soviel magischer Energie geladen, wie ich es kaum erwartet hatte. Um so besser, denn in der Garnison hätte ich wohl kaum darauf zu hoffen brauchen. Gorretani hatte mir genau beschrieben, wo die Garnison lag, in der ihr Mann gefangengehalten wurde. Und schon konnte der eigentliche Spaß losgehen.
Ich reite also zur Garnison, und mache mich erst mal am Tor bemerkbar: ´Öffnet das Tor! Callorra sen Rensey, Sonderbeauftragte seiner Majestät König Critschaks, verlangt augenblicklich Einlaß! Und zwar ein bißchen plötzlich, wenn ich bitten darf! Sonst gibt es eine Meldung an höherer Stelle, dann macht euch der Heerführer mal Beine, ihr faules Pack!´ Ich glaube, die kleine Reitpeitsche, wie sie Offiziere eben so dabei haben, um ihren Befehlen Nachdruck zu verleihen, tat den Rest dazu - die haben mir das vollkommen abgekauft, diese Deppen! Jedenfalls haben sie mich zum Kommandanten geführt, und dem habe ich dann das Dokument vorgelegt - es sah auch wirklich offiziell und wichtig

aus, mit ´original´ königlichem Siegel, hi hi! Auf jeden Fall hat er geglaubt, was darin stand - nämlich, daß ich im direkten Auftrag des Königs handele, und entsprechende Privilegien hätte. Nicht einmal als ich verlangte, das der ´frisch eingefangene´ Sklave in meinen persönlichen Dienst überstellt werden sollte, hat er widersprochen! Es ist schon erstaunlich, wie übertrieben diese Militärs katzbuckeln können, wenn mal ein hohes Tier auftaucht - der wäre meinem Pferd in den Arsch gekrochen, wenn ich das verlangt hätte. Ich habe mich jedenfalls königlich amüsiert, mir einmal den kompletten Luxus eines halben Tages Ehrengastversorgung geleistet, inklusive heißem Bad, genug edelster Verpflegung für die ´ach so lange Rückreise´, wie auch ein Packpferd, das dann im Endeffekt bei den Nushq´qai geblieben ist - zum Schluß habe ich diesem hoch dekorierten Vollidioten noch die versiegelte Notiz zur Vorlage bei seinem direkten Vorgesetzten überreicht, mit dem Kommentar, daß er wegen besonderer Verdienste bestimmt bald zu einem interessanteren Aufgabengebiet versetzt würde. Und am Abend gab es dann eine große Wiedersehensfeier im Nushq´qailager, natürlich mit all dem Proviant, den ich mir für ´unterwegs ´ habe mitgeben lassen."
„Was hatte eigentlich auf der Notiz gestanden?" wollte diesmal Caerlissa wissen.
„Nun ja, ich mußte ja irgendwie sichergehen, daß die Multorier mein Versprechen an den Kommandanten wahrmachten - ´Angeschmiert - und deine Mutter treibt es mit Grantken, du Trottel!´" Diesmal war es sogar Jakla, die ein wenig lachen mußte. „Was auch sonst... das ist mal wieder typisch, aber wenigstens hat es den richtigen erwischt..."
„Ja, nicht? Das hatte ich mir auch gedacht" erwiderte Zhoreena mit einem breiten Grinsen.
„Und was ist dir sonst noch so passiert?" Lianna schien gar nicht genug bekommen zu können.
„Ach, so spannend wie der Anfang meiner Wanderschaft war der Rest kaum" entgegnete Zhoreena.
„Sicher, ich bin einer Menge Leute begegnet, einer Menge interessanter Leute, hauptsächlich Rekschat und Nushq´qai, und ich habe auch nicht nur einige neue Zaubertechniken, sondern auch Sprachen gelernt. So etwas ist nützlich - vor allem wenn man sich als etwas ausgeben will, was man nicht ist."
„Na, das weißt du ja aus Erfahrung", warf Leandra ein.
„Stimmt. Und ich habe diese Erfahrungen nicht nur einmal wieder genutzt. Aber was den weiteren Verlauf meiner Reisezeit angeht - ich will euch nicht mit Magietheorie langweilen, aber ich habe mich natürlich gemäß meiner Aufgabe meinen Studien gewidmet. Und das war auch ganz gut so, denn sonst wäre ich der Prüfung die mich in der Universität erwartete, bestimmt nicht gewachsen gewesen. Allerdings haben sich auch die ein oder andere Fertigkeit nichtmagischer Natur, die ich mir unterwegs angeeignet hatte, in Krisensituationen bewährt. Was dabei so rausgekommen ist, werdet ihr noch früh genug merken, liebe Schwestern."
„Das war ja zu befürchten" meinte Lianna, nur um dann laut schreiend und sich das Hinterteil haltend aufzuspringen.
„Aua! Wer war das?" Diesmal war es Zhoreena, die das ´Ich? Ich hab doch gar nichts gemacht - Gesicht´ aufsetzte.

Als sich nun das allgemeine Gelächter in der kleinen Stube gelegt hatte machte Leandra, die Zweitälteste, Anstalten, ihren Werdegang zu berichten. Wie viele Fragen würden die Schwestern wohl einander zu stellen haben, wenn eine jede ihre Geschichte zum Besten gegeben hatte? Sie konnten sich jetzt ja schon kaum beherrschen...

„Tja, Schwestern, ich habe auch einiges erlebt", sprach nun Leandra, worauf die anderen, allen voran Lianna, sie bestürmten: „Nun erzähl schon" - „Genau, du bist dran" - „Wir sind schon gespannt!" - „Ist ja gut, ist ja gut!", wehrte Leandra den Ansturm ab, „ich erzähl' ja schon!"

„Tja, Leute, ob ihr es glaubt oder nicht: Ich bin mittlerweile verheiratet und Mutter eines erwachsenen Sohnes!" Diese Nachricht schlug wie ein Blitz ein! „Ja wie, wieso und weshalb und überhaupt? ..." Das Stimmengewirr hätte auf einem Markt nicht schlimmer sein können, bis sich Jakla einschaltete: „Schluß jetzt! Laßt Leandra von Anfang bis Ende erzählen." Und dann, zu Leandra gewandt: „Dein Stiefsohn war hier und hat auch Grüße bestellt! Ich nehme an, die Hintergründe dieser Angelegenheit sind Gegenstand deiner Geschichte?" - „Richtig, Mutter. Ich fange am besten bei unserer Abreise an..."

„Also, ich bin ja, wie ihr auch, vor sechs Jahren von Elek-Mantow aufgebrochen, um praktisch ein neues Leben anzufangen. Da ich von der Hitze und dem daraus resultierenden Gestank während Frühling, Sommer und Herbst im wahrsten Sinne die Nase voll hatte, beschloß ich, meinen Schritt gen Norden zu lenken, wenn ich erst aus der Stadt 'raus wäre. Ich verließ also Elek-Mantow am Westende der Spalte und wandte mich in Richtung Hallakinisches Imperium. Eine alte Karte, die ich irgendwann während eines Ausflugs in die Oberstadt gefunden hatte, beschrieb dabei einen Weg, der zunächst nicht nach Norden, sondern nach Westen durch das Multorische Reich führte und der erst später einen Bogen zum Hallakinischen Imperium schlug. Ich beschloß, mich an diesen Pfad - offenbar eine uralte Handelsstraße - zu halten. Dabei ließ es sich leider nicht vermeiden, daß ich an diversen Schauplätzen des Krieges zwischen den Multoriern und den Rekschat vorbeikam." Dabei schaute sie Caerlissa an: „ Schade, daß wir uns da nicht begegnet sind! Na egal, weiter im Text...

Auf einem solchen Schlachtfeld - offenbar einer kleineren, aber ziemlich heftigen Schlacht - fand ich einen älteren Multorischen Offizier, der noch lebte. Ich klaubte das Wissen, was Du, Mutter, uns allen ein wenig vermitteln konntest, zusammen und verpaßte dem Mann einen ganz passablen Feldverband. Danach schleppte ich ihn vom Schlachtfeld in den Wald. Zum Glück fand ich dort eine kleine, zu der Zeit unbewohnte Hütte. Dort pflegte ich den Fremden gesund - zum Glück entzündete die Wunde sich nicht, und er wurde auch sonst nicht fiebrig. Als er wieder gesund war und fragte, wie er es gutmachen könnte, daß ich ihn gerettet hätte, bat ich um Unterricht im bewaffneten Kampf. Wie ihr ja wahrscheinlich noch wißt, hat mich das Leben der Söldlinge und Reisigen immer fasziniert. Daß ich mit diesem Wunsch im übertragenen Sinn auf eine Goldader gestoßen war, konnte ich zu dem Zeitpunkt ja noch nicht wissen. Es stellte sich heraus, daß die Schlacht, wo er verwundet worden war, gar keine Schlacht im eigentlichen Sinne gewesen war. Er hatte vielmehr mit einem Trupp Rekruten eine Feldübung durchführen wollen. Dabei wurden sie von einem Rekschatkommando entdeckt und wortwörtlich abgeschlachtet. Die Tatsache, daß sich Vlad - so sein Name: Weibel Vlad Jugatin - ziemlich schuldig für den Tod seiner Schützlinge fühlte, gab mir die Gelegenheit, eine erstklassige Ausbildung im Schwertkampf zu erwerben. Er nahm mich bei sich zu Hause auf und unterrichtete mich im Kampf mit Dolch, Schwert und Lanze. Ich erhielt die wohl gründlichste militärische Ausbildung, die es je gegeben hat, denn ich war seine einzige Schülerin, und Unterricht war jeden Tag acht Stunden! Nach etwas mehr als einem Jahr trat Vlad mit mir zusammen vor eine Kommission der Multorischen Armee, und aufgrund meines Könnens wurden mir Fähigkeiten attestiert, die sonst einem Leutnant oder Hauptmann ausmachten. Mir wurde sogar eine Art „Offizierspatent ehrenhalber" verliehen. Wenn ihr es sehen wollt, ich hab' es in meinen Satteltaschen.
Danach zog es mich weiter in Richtung meines ursprünglichen Zieles. Ich verabschiedete mich also von Vlad - der mir zum Abschied übrigens dieses Schwert schenkte - und brach wieder in Richtung Imperium auf, diesmal direkt nach Norden.

Nach zwei Jahren war es dann soweit: Ich überquerte die unsichtbare Grenze zum Hallakinischen Imperium. Nach vier Monaten Wanderschaft durchs Multorische Reich, 16 Monaten beim alten Vlad und weiteren vier Monaten Reise nach Norden hatte ich die kalten Steppen des Nordens erreicht. Es war herrlich! Der Frühlingswind wehte über das Land, das goldgelb im Steppengras vor mir lag. Weiter im Norden und Nordosten sah ich Wälder, im Nordwesten und Westen schien das Land eben zu bleiben. Ich entschloß mich, die Wälder anzusteuern und ging Richtung Nordosten. Die Luft war kristallklar und so rein, wie ich sie noch nie gerochen hatte. Sie roch trotz der relativen Kühle frisch und lebendig, ich kann es gar nicht beschreiben.
An Nahrung fehlte es nicht, es gibt dort im Norden reichlich Hasen und Kaninchen und andere jagdbare Kleintiere, ebenso wie Beerensträucher, die teilweise sogar das ganze Jahr über blühen und Früchte tragen. Wasser gibt es auch genug, das Land ist durchdrungen von vielen kleinen Flüssen und Bachläufen, und das Wasser schmeckt so klar und frisch und gut wie die Luft riecht. Mir war, als wäre ich gerade neu geboren worden. Die Einsamkeit, die mich während der vier Monate vor und der vier Monate nach dem Aufenthalt bei Vlad stets begleitet hatte, war mir mehr als willkommen, und hier mochte ich frei sein wie der Wind. Ich wanderte ungefähr ein halbes Jahr lang durch die Nordländer, und sogar die Kälte, die mir in die Wangen biß, bereitete mir Freude - ich war lebendig wie lange nicht mehr!

Dann eines Tages hatte ich meine erste Begegnung mit anderen Menschen. Ich hatte zwar vorher immer schon einmal Leute in weiter Ferne vorbeiziehen sehen, aber ein Zusammentreffen stets vermieden. Zuerst hörte ich Kampflärm - Metall auf Metall, Schreie usw..
Ich zog mein Schwert und lief in die Richtung, aus welcher der Lärm kam. Kurz darauf sah ich, wie drei Leute einen vierten bedrängten, während ein fünfter sich an den Satteltaschen eines Pferdes zu schaffen machte. Da ich unfaire Kämpfe noch nie ausstehen konnte, warf ich mich dazwischen. Der einzelne, offenbar ein junger Mann, wenn auch von seltsamen Aussehen, hatte schon einen Gegner mit dem Schwert erschlagen. Mit Gebrüll warf ich mich auf einen der anderen beiden Angreifer und - wie ich stolz sagen kann - machte ihn mit einigen kurzen Streichen so fertig, daß er die Flucht ergriff. Der Dritte Angreifer setzte währenddessen dem Jungen weiter zu, der sich aber noch tapfer hielt. Der Fremde, welcher sich zunächst um den Inhalt der Satteltaschen gekümmert hatte, wandte sich nun mir zu. Er war nur ein kleiner Dieb, bei weitem nicht in der Lage, auch nur daran zu denken mit unserem Kätzchen zu spielen. Der Verlust seines rechten Unterarmes bewegte ihn recht rasch dazu, seinem Kumpel gleich das Heil in der Flucht zu suchen. Beinahe zu spät, denn der letzte Angreifer hatte den Jungen gerade zu Boden gestoßen und hob nun an, ihm das Schwert in den Brustkasten zu rammen. Ich kam ihm mit der gleichen Aktion zuvor, nur das es <u>sein</u> Brustkasten war, den ich durchbohrte. Nachdem ich ihm das Schwert aus dem Leib gezogen hatte und er daraufhin zusammengebrochen war, hatte ich Zeit, mich um den Jungen zu kümmern. Er war doch stärker mitgenommen, als ich zuerst vermutet hatte. Ein Glückstreffer eines der Banditen mußte zwischen die Lamellen seiner Rüstung geraten sein und hatte eine ziemlich tiefe Wunde gerissen. Dazu zwei größere Kopftreffer und natürlich jede Menge Prellungen.
Hatte ich während des Kampfes die Lehren Vlads so richtig schätzen gelernt, erinnerte ich mich nun ein zweites Mal seit meinem Aufbruch von hier deiner Lehren, Mutter, und verarztete den Jungen so gut ich konnte. Zum Glück fanden sich in meinem Gepäck mittlerweile Bandagen und Alkohol sowie ein paar Salben und Kräuter, die ich von einem multorischen Heiler erworben hatte, und von dem ich auch noch einiges über deren Anwendung gelernt hatte. Während ich ihn also versorgte, hatte ich Gelegenheit, ihn näher zu betrachten: Seine Haut war straff und fest und von dunkelbrauner Farbe, fast wie Leder, wenn auch weicher und angenehmer zu berühren. Seine Schultern, seine Stirn die Oberarme wiesen einen starken Knochenbau auf, die fast wie eine natürliche Rüstung wirkten. Sein volles, pechschwarzes Haar fiel bis auf die Schultern und war zu einem Pferdeschwanz gebunden. Sein Körper war recht athletisch, wenn auch nicht sehr muskulös. Bis auf die Festigkeit der Haut und die Verhärtungen an Stirn, Schultern und Armen war er von menschlicher Gestalt. Zumindest dachte ich das, bis ich sein Gebiß sah: Seine Eck- und die Schneidezähne waren wahrlich wölfisch. Wenn man allerdings bedenkt, daß die Nahrung der Kai - so nennen sich diese Leute - zu vier Fünfteln aus Fleisch besteht, daß auch öfters roh verspeist wird, weiß man solche Reißer durchaus zu schätzen.

Der Junge hatte mich während der ganzen Zeit, in der ich ihn untersuchte und verband, mit großen Augen angeschaut. Als ich fertig war, deutete er auf sich und sagte nur 'Torg'. Ich zeigte auf mich und nannte meinen Namen, worauf er lächelte. Trotz der Reißzähne ein durchaus charmantes, jungenhaftes Lächeln. Ich mußte auch lächeln. Ich fragte ihn auf multorisch, wo er denn zu Hause sei. Er schien mich verstanden zu haben, denn er sagte irgend etwas in einer recht kehligen Sprache und deutete nach Nordosten. Ich lud ihn also auf sein Pferd, stopfte seinen Kram wieder in die Satteltaschen und führte das Pferd am Zügel in die Richtung, die er angedeutet hatte. Kurz darauf wurde er ohnmächtig. Zu meinem Glück hatte er dem Pferd vorher deutlich machen können, daß es mich die Zügel nehmen ließ. Ich glaube, ohne dies hätte mich das Tierchen nicht an sich heran gelassen. Der Räuber, der sich an den Taschen zu schaffen gemacht hatte, konnte von Glück reden, daß das Pferd schon angehobbelt war, als er mit seinen Kumpanen Torg überfiel. Es hätte ihn mit Sicherheit die Zähne und unter Umständen die Fähigkeit, aufrecht zu gehen gekostet.
Nachdem wir etwa vier Stunden gegangen waren, konnte ich in einiger Entfernung Rauch ausmachen. Eine Viertelstunde später waren wir von sechs von Torgs Stammesbrüdern umgeben, die uns in ein Zeltdorf führten. Wir gelangten ins Zentrum des Dorfes, einen runden Platz von etwa 20 Metern Durchmesser, dessen Rand von zehn Zelten gebildet wurde. Hier hoben ein junger Mann und eine junge Frau Torg vom Pferd und brachten ihn in das kleinste Zelt, welches am Kreis stand. Keiner machte Anstalten, mir meine Waffen oder etwas anderes wegzunehmen, aber es war auch klar, daß ich mich nicht von der Stelle rühren sollte. Kurz nachdem der Junge ins Zelt gebracht worden war, lief einer der sechs, die uns ins Dorf geführt hatten und die mich nun, wie soll ich sagen, bewachten,

vom Zentralplatz weg und kam nicht ganz zwei Minuten später mit einem Mann zurück. Dieser sah aus wie eine ältere Version von Torg - und war, wie sich bewahrheiten sollte, dessen Vater.
Er trat in den Kreis und betrachtete mich eingehend, prüfend. Nicht, wie manche menschlichen Kerle einen mit den Blicken ausziehen, sondern eher aus absolut ehrlichem und offenem Interesse. Nachdem er mich so gemustert hatte, setzte er sich vor mich im Schneidersitz hin. Ich tat es ihm gleich, und wie wir uns gegenüber saßen, musterte er mich erneut, als wolle er nur durch Blickkontakt herausfinden, was er von mir zu halten hatte. Ich imitierte sein Gebaren, indem ich ihn meinerseits eingehend studierte. Abgesehen von den schon beschriebenen Äußerlichkeiten, die schon seinen Sohn kennzeichneten besaß er tiefgrüne Augen, hohe Wangenknochen und einen Schnauz- und einen Kinnbart, die ihm etwas verwegenes verliehen, ihn aber gleichzeitig mit seinem restlichen Äußeren und seiner Haltung aristokratisch wirken ließen. Als er meinen Blick bemerkte, lächelte er. Dabei konnte ich erkennen, daß dieser Mann es war, von dem Torg sein Lächeln hatte. Er ergriff meine rechte Hand und massierte sie leicht, strich mit den Fingerspitzen über meine Handfläche und die Innenseite der Finger, daß mir Schauer über den Rücken liefen. Diese großen und offenbar starken Hände besaßen die Leichtigkeit eines Schmetterlingsflügels. Dann zeigte er auf mein Schwert, und als ich die Arme anhob, zog er es aus der Scheide. Nachdem er auch dieses begutachtet hatte, nickte er zufrieden und gab es mir zurück.
Währenddessen war neben uns Holz aufgeschichtet und angezündet worden. Wie auf ein geheimes Signal hin trat aus dem kleinen Zelt, in welches Torg gebracht worden war, eine alte Frau mit langem, fast bis zum Boden reichendem weißem Haar und auf einen knorrigen Stock gestützt. Der Stock war aber offenbar mehr Accessoire als Notwendigkeit, denn sie bewegte sich mit einer geradezu jugendlichen Eleganz. Sie stellte sich hinter meinen Gegenüber, beugte sich zu ihm hinunter und flüsterte ihm etwas zu. Daraufhin erhob er sich und ging in das kleine Zelt, während die Frau seinen Platz mir gegenüber einnahm. Sie deutete mit dem Zeige- und dem Mittelfinger ihrer linken Hand auf ihre Augen und bewegte die Fingerspitzen nach unten. Ich schloß meine Augen und fühlte sogleich, wie zwei Hände meine Schläfen berührten. Zuerst gab es in meinem Kopf eine Art Blitz, und ich schreckte zurück. Doch dann überließ ich mich der alten Frau. Eigentlich hätte ich ja wahrscheinlich Angst haben müssen, aber irgendwie wußte ich, mir würde kein Leid geschehen. Ich spürte, wie der Geist der Alten in mich drang, und ich hatte auf einmal das Gefühl, mit der Frau allein auf einer weiten, schneebedeckten Hochebene zu sitzen, über uns nur der Himmel.
'Habe keine Angst, mein Mädchen' sagte sie, und obwohl ich wußte, die Sprache nie zuvor gehört zu haben, verstand ich sie auf Anhieb.
'Du bist jetzt bei den Molekkai, einem Stamm vom großen Volke der Kai. Ich weiß von Torg, was passiert ist, und heiße dich als Freundin willkommen. Auch Torrik, Torgs Vater, ist offenbar sehr beeindruckt von dir. Er war, wie du wahrscheinlich schon vermutest, der Mann, der dir eben noch gegenüber saß.' Ich fragte, wie ich sie auf einmal verstehen könnte und wo wir denn überhaupt wären, denn trotz der Kälte, die ganz offensichtlich an diesem Ort herrschte, fror ich nicht im Geringsten."
Zhoreena's Ohren hatten bei diesen Worten zumindest im übertragenen Sinne die Ausmaße von Rhabarberblättern angenommen, und Caerlissa lauschte auch sehr fasziniert. Sogar die sonst extrem lebhafte und zu Unterbrechungen neigenden Lianna hörte gebannt zu. Jakla kannte die groben Züge dieser Geschichte zwar schon durch Torg, der in der Tat rund ein Jahr zuvor bei ihr zu Besuch gewesen war. Aber dennoch war sie teils gefesselt, teils erschrocken, diese ihr bisher unbekannten Facetten der Geschichte zu erfahren. Und so hütete auch sie sich, Leandra zu unterbrechen. Der alte Wingart saß nur da, scheinbar ungerührt, obwohl auch seine Ohren allmählich zu wachsen schienen.

Leandra fuhr fort: „'Wir sind hier in der Geisterwelt, auf der Ebene der Klarheit. An diesem Ort frieren nur Lügner und Böse Kreaturen. Die anderen werden durch ihre Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit gewärmt. Daß du mich verstehst, gehört zum einen zu den Gesetzen dieser Welt: Hier gibt es nur eine Sprache, die Sprache des Herzens. Zum anderen bin ich gerade dabei, deinem Bewußtsein unsere Sprache einzugliedern. Wenn du hier bleibst - was man nebenbei von dir erwarten wird, zumindest für die nächsten drei Monde - wirst du unsere Sprache kennen müssen' Daraufhin zog sich die Frau wieder aus meinem Geist zurück, und ich erwachte wie aus einer Trance.

Inzwischen war es abend geworden, mehrere Feuer brannten ringsum her, und es duftete bereits nach frisch geröstetem Fleisch. Torg war wieder auf den Beinen und ließ es sich nicht nehmen, mich persönlich zu bedienen. Anschließend setzten er und Torrik sich zu mir, und da ich das Kai durch die

Zauberkraft der Schamanin - sie heißt übrigens Rash'yira, Spricht-mit-Geistern - mittlerweile so gut kannte, als hätte ich fünf Jahre bei einem Kai gelernt, unterhielten wir uns recht angeregt. Ich erzählte von Elek-Mantow, von meiner Kindheit und meiner Jugend hier, von euch und den Falken. Torrik erzählte mir von der Geschichte der Kai im allgemeinen und der Molekkai im speziellen, von den hin und wieder auftretenden Scharmützeln mit den Hallakinen und vom Leben in den kalten Steppen und im ewigen Eis des Nordens. Und weil wir alle so aufgekratzt waren und partout nicht müde wurden, erzählten wir bis in die frühen Morgenstunden. Dabei erfuhr ich auch, daß Torrik zum damaligen Zeitpunkt seit zwölf Jahren Witwer war - die Kai leben zwar zum größten Teil recht freizügig auch in familiären Angelegenheiten, aber wenn zwei Liebende Nachwuchs zeugen, entsteht ein Bund, der noch tiefer geht als eine Ehe zwischen zwei Menschen und der dann wirklich ein Leben lang hält. Torgs Mutter Valima war zwei Jahre nach seiner Geburt bei einem Überfall Hallakinischer Räuber von einem vergifteten Pfeil in den Rücken getroffen worden und starb binnen Sekunden. Seitdem hatte Torrik keine Gefährtin mehr gehabt, und er widmete sich ganz seinem Sohn. Die Gefühle, die bei dieser Erzählung in Torriks Stimme mitschwangen, trafen mich wie ein Schlag. Soviel unendliche Liebe für seine verstorbene Gefährtin und seinen Sohn, von einer geradezu kindlich-naiven Reinheit. Ich glaube, von dem Moment liebte ich Torrik. Plötzlich ergriff er meine Hand, Torg war inzwischen am Feuer eingeschlafen, und führte mich zu einer Pferdekoppel.

'Ich habe mich noch gar nicht richtig für das Leben meines Sohnes bedankt' sagte er und führte mich weiter zu einem dreijährigen Fohlen, einem herrlichen Schimmelhengst.
'Das ist der Sohn meiner besten Stute Sutra. Er soll dein sein!' Damit führte er das Fohlen zu mir. Danach erlebte ich zum zweiten Mal in kurzer Zeit die Macht der Magie: Der junge Hengst trat an mich heran und legte seine Stirn an meine - und wieder verspürte ich diesen Blitz, wie bei der Gedankenverschmelzung mit Rash'yira.
'Nun seid ihr auf ewig miteinander verbunden. Wisse, Leandra, daß die Pferde der Kai so etwas wie ihre spirituellen Brüder sind, die selbst der Tod des einen nur solange trennen kann, wie der andere noch lebt. Treffen sich beide im Reich der Toten wieder, so verschmelzen sie zu einem Wesen, wie Zentauren. Daher stammen auch die Legenden von diesen Mann-Pferden, die ab und an in den Träumen auch der Menschen auftreten. Nun gib ihm einen Namen, und zwar den ersten, der dir einfällt, jetzt wo die Verbindung noch neu ist!'
Ich konnte nur sagen 'Morlan', und ich hörte in meinem Geist 'Leandra'. Seitdem verstehe ich mich mit Morlan, als wären wir ein Wesen." Mit einem Seitenblick auf Jakla: „Die Geschichten von den Zentauren, die ich als Kind so sehr liebte, haben doch mehr Substanz, als wir damals glaubten!"
Leandra goß sich von dem Wein nach, denn ihren Becher hatte sie Verlaufe der Geschichte ganz ausgetrunken.

„Und? Wie war das mit dir, deinem Ehemann und deinem Sohn?" platzte Lianna heraus. „Scht, Kätzchen" zischte Wingart, „laß Leandra erstmal einen Schluck nehmen!"
„Eben", erzählte Leandra weiter, „dazu komme ich jetzt! Dieses Geschenk von Torrik war das schönste, was mir je passiert ist - und das gilt auch jetzt noch. Als er direkt danach zu seinem Zelt zurückging, folgte ich ihm. Er hatte gerade Torg hineingetragen und zugedeckt, als ich eintrat. 'Das ist das schönste, was mir je passiert ist. Danke, Torrik!' sagte ich. Als er etwas erwidern wollte, legte ich ihm die Hand auf den Mund und umarmte ihn dann. Dabei legte ich meinen Kopf an seine Brust - er ist immerhin einen Kopf größer als ich - und drückte ihn. Irgendwie war mir so seltsam zumute, und es erschien mir nur natürlich, ihn zu umarmen. Wie von selbst schlossen sich auch seine Arme um mich, und wir standen vielleicht eine halbe Stunde einfach nur da und genossen dieses warme, zarte Gefühl. Irgendwann fragte ich ihn, ob man bei den Kai sich auch küssen würde, und als Antwort legte er seine Lippen auf meine und küßte mich, wie ich es noch nie zuvor erlebt hatte. Was wahrscheinlich daran lag, daß Torrik reifer und erfahrener als alle meine früheren Freunde war - guck nicht so, Mutter! Ja, ich war, als ich Elek-Mantow verließ, schon nicht mehr Jungfrau! Deinem Blick nach zu urteilen, weißt du scheinbar auch, warum ich das bisher verschwiegen habe.

Wo war ich - ach ja! Nicht einmal sein Wolfsgebiß schmälerte diesen süßen Augenblick. Wir konnten gar nicht mehr aufhören, uns zu küssen, und dann sanken wir schließlich auf Torriks Lager und - nachdem wir uns von unseren lästigen Kleidern befreit hatten - liebten uns, bis wir bei Sonnenaufgang einschliefen, uns immer noch in den Armen haltend. Ich weiß auch nicht, irgendwie war diese

Liebesnacht etwas kostbares, ja heiliges, woran ich immer mit größter Glücklichkeit zurückdenken werde.

Ich blieb also bei den Molekkai - und nicht nur drei Monate. Torrik und ich kamen uns auch im Alltagsleben immer näher, und nach einem halben Jahr bat er mich, seine Gefährtin zu werden. Torg bat mich heimlich ebenfalls darum - so froh war sein Vater selten gewesen. Da meine Liebe zu Torrik inzwischen sogar stärker geworden war - und ich glaube, das beruhte (und beruht heute noch) auf Gegenseitigkeit - willigte ich ein. Auch Rash'yira war froh und rief den Segen der Götter auf uns herab, während sie mit dem Crys, dem klassischen Dolch der Kai, Torriks und meine Pulsadern anschnitt und uns zu 'Gefährten im Blut' machte. Denn so sanft und zartfühlend die Kai euch auch erscheinen mögen - sie sind Krieger bzw. Kriegerinnen, die ihren Gegnern absolut gnadenlos gegenüber sind, vor allem, wenn sie diese für unwürdig halten. Blut spielt in ihren Mythen fast immer eine zentrale Rolle; doch das kann ich euch ein ander' Mal erzählen.

Auf jeden Fall: Seitdem bin ich Ehefrau und Mutter - zumindest Stiefmutter. Ich bin froh, das Torg hier war, das beruhigt mich, denn er ist wirklich wie ein Sohn für mich. Und wer weiß, wenn ich erst einmal wieder zu Hause bin - seid bitte nicht traurig, aber ich bin mittlerweile bei den Molekkai zu Hause - , vielleicht werden Torrik und ich noch ein Kind haben. So weit ich weiß, können Kai und Menschen Kinder haben, die sogar selbst Kinder zeugen können. Die Kai haben dabei jedoch die Fähigkeit, eine Zeugung zu verhindern: Eine Zeugung findet nur statt, wenn beide es wollen. In unserem Fall müßte Torrik es also wollen. Schau'n wir mal. Auf der Hochzeit erhielt ich auch meinen Kai-Namen, den ich mir mittlerweile durch diverse Kämpfe gegen Hallakine und auf der Jagd verdient hatte: Valkris, zusammengesetzt aus den Worten 'Val' - Frau und 'Crys' - Klinge, Klaue. Sinngemäß eine weibliche Kriegerin, und eine ruhmreiche dazu. Das Messer an meiner Seite ist ein solches Crys. Der Stamm hat es mir zur Hochzeit geschenkt. Seht ihr: Seine Klinge endet in einer Raute, und hier vor dem Heft sind zwei Sporne, die durch einen Knopfdruck ausklappen. Und obwohl die Klinge nicht mehr als 16 cm lang ist, ist das Crys eine furchtbare Waffe, in der Hand des Kundigen tödlich wie ein Zweihänder.
Tja, nach der Hochzeit war ich noch zweieinviertel Jahre bei den Molekkai, bis mich dieser widernatürliche Drang überfiel, hierhin zurückzukehren. Ich hoffe," mit einem leicht böse gefärbten Blick zu Jakla, „es gibt einen wirklich verdammt guten Grund für mein hiersein. Denn dort oben war ich glücklich!"

Nicht einmal die Andeutung eines Lächelns und auch nicht die Andeutung einer Erklärung erhielt man daraufhin von Jakla. Sie überhörte diese Andeutung geflissentlich - alles zu seiner Zeit, und gab keine Auskunft.

Statt dessen schaltete sich jetzt Caerlissa ein, um ihre Geschichte zu erzählen... Sie erzählte ihren Schwestern, wie es dazu kam, daß sie nun die Tracht einer Priesterin trug.

„Es war im Winter vor fünf Jahren, es war ein kühler Morgen und ich öffnete die Augen, sah mich irritiert um - ich wußte zuerst nicht, wo ich war... Helle Stoffbahnen eines Zeltes waren um mich herum, ein Feldlager! Von draußen vernahm ich geschäftiges Laufen, das Klirren von Waffen und das Schnauben von Pferden.
Langsam versuchte ich mich aufzurichten und umzusehen. Erst den einen Arm aufstützen, so... dann den anderen...ahh. Urplötzlich verspürte ich Schmerzen tief in meinem Rücken, ich vermochte mich kaum zu rühren, auch die rechte Schulter schmerzte jetzt unangenehm, aber das war gerade noch auszuhalten. Ich blickte mich also um, ich war im Lazarettzelt. Aber - wie kam ich hierher?
Ich ließ mich auf das harte Feldbett zurücksinken, ja, wie war ich überhaupt hierher gekommen? Ich lag da, ruhte mich aus und versuchte mich an die Zeit vor vielen Monaten zu erinnern, wo die Ereignisse, die mich hierher gebracht hatten, eigentlich wirklich ihren Anfang gefunden hatten.

Ich dachte an euch alle, war ich doch zu diesem Zeitpunkt nun schon eine geraume Zeit fort von Elek-Mantow, etwas über ein Jahr. Vielleicht sechs Monaten zuvor war ich noch auf ungezielter Wanderschaft gewesen. Auf der Wanderschaft, ein barfüßiges Mädchen, eine Waise, die ihre Eltern

nie gesehen hatte, die nicht einmal wußte, wer ihre Eltern, und wo somit ihr rechter Platz im Leben war. Ich war, wie ihr auch, ohne Hab und Gut und scheinbar ohne jede Zukunft.

Ich hatte mich auf dem Weg bereits an vielen Heilerschulen, überhaupt erst einmal an einer Schule, beworben, um etwas Rechtes zu erlernen. Aber ein Kind aus dem Rattenloch, aus der untersten Unterschicht, ohne Geld um für die Lehre zu bezahlen, ohne namhafte Fürsprecher um für den Lehrling zu bürgen? Das hatte keinen Wert, nirgendwo auf Nontariell. Aber ich würde nicht aufgeben, ich nicht, ich würde mich durchbeißen, dessen war ich mir sicher. Bislang hatte ich mir meinen Lebensunterhalt mit dem verdient, was ich von dir, Jakla, erlernt hatte. Ich konnte Lesen und auch Schreiben, noch nicht sehr gut, wir Schwestern hatten ja immer andere Dinge im Kopf gehabt, aber es war ausreichend.“ Zho und Li steckten die Köpfe zusammen und lachten, sie wußten genau, welche Art Ablenkung ihre Schwester meinte. Allerdings dürfte es da so einige Dinge geben, über die auch Caerlissa nicht unbedingt Bescheid wußte. Aber nun gut, ihrer aller große Schwester setzte in ihrer Erzählung fort.

„Also, ab und zu konnte ich mir mit Lesen und Schreiben etwas Brot verdienen. Noch dazu hatte ich irgendwie eine Befähigung zur Heilkunst, was Du ja schon früh gespürt und gefördert hast.“ Jakla nickte wissend, das hatte sie sehr wohl erkannt, freudig begrüßt und fleißig gefördert. Jakla dachte daran, wie Caerlissa schon früher an jedem Vogel, der seinen gebrochenen Flügel auskuriert hatte und an jeder Blume, die sich durch den Dreck der Unterstadt gekämpft hatte, Freude empfunden hatte. Oh ja, und das Kämpfen, kämpfen ums Überleben, das konnten sie alle auch, Jakla erinnerte sich nur zu gut daran. Auch daran, wieviele Jungs von Caerlissa dafür schon mal den ein oder anderen Schlag kassiert hatten, weil sie ihre Finger nicht bei sich behalten konnten. Nun, Caerlissa berichtete weiter.

„Ich wanderte also weiter, zu jener Zeit gerade durch die Länder der Kasraliten. Es war nicht leicht, sich als allein reisende Frau zu behaupten in diesem Land, das zu häufig von Kriegen mit den Waslaranern verwüstet wurde. Ich wanderte weiter im Vertrauen auf das, was ich im Rattenloch erlernt hatte und dachte an meinen Wanderstab - es war ja wohl eher ein veritabler Kampfstab. Nicht umsonst hat man mich schon sehr früh „Wölfin“ genannt.
Wie ihr wohl noch wißt, wann immer jemand die Kinder in den Gassen des Rattenloches drangsalierte und ich in der Nähe war, wann immer jemand ein Fieber bekam und Jakla etwas dagegen tat, dann kämpfte ich wie eine Wölfin um ihre Jungen für den Erfolg. Bei dem Gedanken an meinen Spitznamen mußte ich auch wieder an euch denken, auch ihr, Leandra, Zhoreena und Lianna habt ja eure Spitznamen erhalten in den Jahren in der Unterstadt, besonders in der Zeit, als wir uns als Falken um die anderen Kinder in den Schatten gekümmert hatten. Leandra die „Bärin“, Zhoreena die „Füchsin“ und Lianna die „Katze“ - seltsam, wie diese Tiere uns alle so treffend charakterisieren, nicht war? Ich grübelte nach - ob es euch allen wohl gut ging?

Aber ich schweife ab, wo war ich? Ach ja, Kasra! Kasraliten und Waslaraner im Dauerkrieg. Nicht, daß das etwas Neues war, zwischen diesen beiden Völkern herrscht andauernd Krieg. Ich hatte schon zahlreiche Wagen und eine Menge Fußtruppen auf ihrem Heimmarsch vom Schlachtfeld gesehen, es waren immer viele Verwundete darunter. Allerdings hatte ich mich den meisten dieser Trupps von Söldnern und geschlagenen Soldaten nicht gezeigt - bereits so manchesmal hatte ich mein Leben nur meiner Vorsicht und einem guten Versteck zu verdanken.
So wie seinerzeit, in der alten Scheune....Ich kann euch sagen, ich möchte eigentlich nicht mehr daran denken.“ Caerlissa pausierte eine Weile.
„Nun, was dann?“, fragte Lianna neugierig, wofür sie von Leandra einen warnenden Blick riskierte. Sie konnte sich lebhaft vorstellen, was enttäuschte und zornige Söldner mit hilfloser Bevölkerung, vor allem weiblicher Art, so alles anstellten. Sie konnte es sich nicht nur vorstellen, sie wußte es auch. Nur hatte sie selber immer die, hm, schlagenderen Argumente in einem solchen Fall gehabt. Aber sei es, wie es sei, Caerlissa atmete tief durch, um weiterzureden.
„Ich hatte mich in den hintersten Winkel des Gebälks verzogen und mir die Ohren zugehalten, bis die Schreie der Frau und das Gelächter der Männer verstummten. Immer wieder betete ich, man möge mich nicht entdecken - beten? Zu wem? Ich wußte es damals nicht, noch nicht. Ich preßte meine Hände auf meine Ohren und biß mir vor Wut fast die Unterlippe blutig. Wann nun endlich die Männer endlich von der Frau abließen bemerkte ich nicht, doch plötzlich war es still. Ich lauschte und wartete

noch einen Moment. Dann stieg ich langsam und leise die Stiege in die Scheune hinab. Allerdings... kam ich zu spät, viel zu spät. Nein, die Männer hatten die Frau nicht getötet, nein. Sie hatte es selber getan, hatte sich an einem Strick erhängt, weil sie die Demütigung nicht ertragen konnte. Ich habe sie begraben dort..." Schweigen erfüllte den Raum.

„Manchmal packte mich noch heute die blanke Wut. Auch wenn ich, wie am folgenden Tag gesehen, an hingemetzeltes Vieh und niedergebrannte Gehöfte erinnert wurde. Teils war es die Wut auf solche Kreaturen, die sich Menschen schimpfen, teils war es die Wut auf mich selber, daß ich nichts getan hatte. Aber was hätte ich alleine tun können? Was? Was? Was konnte ich tun? Ich half wo ich konnte und so gut ich eben konnte.
Am Morgen nach dem Ereignis in der Scheune war ich auf einen anderen Trupp, einen Versorgungstroß und Feldlazarettstrupp, gestoßen. Hier gab man mir etwas warme Suppe für das Tränken der Pferde und dafür, daß ich Verbandsmaterial wusch oder auf die Verwundeten achtete. Hier fiel ich dann anscheinend dem alten Medicus auf, der den Trupp versorgte. Er sagte mir das jedenfalls einmal, daß er bemerkt habe wie ich eine ruhige Hand hatte, mich nicht vor Blut fürchtete und Verletzungen. Noch dazu hätte ich den Verwundeten Mut zugesprochen und mich wundersamerweise sehr gut mit den Kräutern und dem Anlegen von Verbänden und Schienen ausgekannt.

Dort durfte ich endlich tun, was ich immer hatte tun wollen. Und ich kämpfte um jeden Mann, focht für das Leben einer jeden Frau, ungeachtet des Ranges, ungeachtet der Herkunft. Der alte Medicus, Tagrianus war sein Name, hatte von dem Augenblicke an ein Auge auf mich, und für die weiteren Monatswechsel blieb ich bei diesem Troß. Mehr und mehr vertraute der alte Mann auf mich, mehr und mehr seines Wissens übergab er an mich. Ich blieb und lernte.

Eines Tages, es war im tiefsten Winter, wie ich ja Anfangs sagte, war wiederum der Morgen einer Schlacht gekommen. Zwei Tage davor waren Männer und Frauen zu unseren Leuten gestoßen, deren Gewandung ich bislang noch nie auf dem Schlachtfeld gesehen hatte. Sie trugen weiße Mäntel mit blauen Kanten, auf denen ein seltsames, einer Hand gleichendes Symbol, angebracht war. Ihre weitere Kleidung war in sanftem blau und grün gehalten. Ich..."
„Also sahen die Klamotten genau so aus wie die, die Du jetzt trägst?", fragte Lianna dazwischen.
„Ja genau, die Kleidungsstücke sahen so aus wie mein Gewand und Mantel. Also, ich erinnere mich, wie ich zu Tagrianus gelaufen bin, um ihn über diese Männer und Frauen zu befragen...
Tagrianus erzählte mir dann von dem Orden der Astanaciner und der Göttin des Lebens, Astanace, der sie dienen. Sie begleiten die Schlachten und kümmern sich, ungeachtet auf welcher Seite der Verwundete steht, um dessen Pflege und Genesung. Niemand auf dem Felde würde es wagen, einen Astanaciner anzugreifen oder von der Ausübung seiner Pflicht abzuhalten, denn niemand konnte wissen, wann er nicht selber einmal die Hilfe eines Medicus benötigte."

Leandra nickte, schon mehr als einmal hatte sie gesehen, wie einer der Astanaciner einen Verletzten unter einem Schauer von Pfeilen in Deckung zog, und wundersamerweise dieser Hagel von Pfeilen sich so lange einstellte, bis beide, Retter und Geretteter, in Deckung waren. Und, so mußte sie sich eingestehen, auch sie hatte schon den ein oder anderen Grund gehabt, Astanace Dank auszusprechen.

„Laßt mich nun endlich dazu kommen, wie ich mich in einem Lazarettbett und später bei den Astanacinern wiederfand.
Der Schnee fiel leise, und die Schlacht begann und das Kampfesglück wanderte von einem zum anderen. Die Astanaciner waren immer mitten im Gewühle. Ihre Helfer trugen die Bahren mit den Verletzten vom Schlachtfeld, sie selber versorgten die Verwundeten. Auch der alte Tagrianus war plötzlich mitten im Schlachtfeld zu finden, obwohl er dafür längst zu alt geworden war. Er hatte wohl als einziger einen der Hauptmänner fallen sehen und wollte ihm zu Hilfe eilen. Allerdings, Tagrianus hatte kaum den gestürzten Mann erreicht und ihm den Helm vom Kopfe gezogen, da sah ich einen Reiter der Gegenseite auf die beiden zupreschen. Ich rief Tagrianus noch zu, er solle sich in Acht nehmen, doch der Reiter war schneller und speerte den alten Mann einfach nieder, so daß er regungslos liegenblieb und dunkles Blut erbrach. Dem Hauptmann konnte sich der feige Reiter nicht mehr widmen, denn auf meinen Ruf hin war man auf ihn und den Medicus aufmerksam geworden.

Ich lief auf das Schlachtfeld hinaus, wich Kämpfenden aus und hastete zu dem alten Mann, oh ich war voller Wut, voller Zorn und Schmerz. Ein alter Mann, der niemandem etwas getan hatte, der nur einem Verletzten helfen wollte. Der Hauptmann hatte übrigens einen bösen Hieb in die Schulter abbekommen, er sah sowohl Tagrianus als auch mich schmerzerfüllt und zugleich traurig an. Ich warf mich neben ihnen in den Schnee, der sich immer mehr dunkel färbte vom Blute Tagrianus. Ich sah den Speer in dessen Rücken, sah die Spitze vorne herausgetreten, kaltglitzernd rot, und ich wußte ich konnte nichts für ihn tun. Könnt ihr euch vorstellen, welche Wut ich da empfand? Welche Wut auch auf mich, daß ich nichts tun konnte? Diese Hilflosigkeit schmerzte so sehr, beinahe glaubte ich, den Speer selber im Rücken zu haben. Dann verschwamm das Bild mir vor den Augen, Wellen von Rot, von Schwarz, Heiß und Kalt überkamen mich, und ich merkte nur noch, wie ich vornüber in den kühlen, alles verdeckenden Schnee sank."

Caerlissa pausierte eine Weile und betrachtete in Erinnerung versunken die Maserung der Tischplatte. Stille herrschte in der Hütte, niemand sagte etwas, niemand rührte sich. Nur die alte Jakla in ihrem Stuhl, sie nickte wissend und mit Trauer im Blick; Sie hatte einst auch einmal dieses Gefühl gekannt, sich hilflos etwas gegenüber zu sehen, daß so viel gewalttätiger ist als alles, was man sich bislang hatte vorstellen können. Caerlissa nahm einen Schluck Tee, räusperte sich und sprach weiter. Vor allem weil Lianna so aussah, als würde sie gleich zu drängeln beginnen.

„Nun, wie ich zu Beginn schon sagte erwachte ich in einem Lazarettbett, nicht mehr wissend, was mir widerfahren war. Langsam erinnerte ich mich dann wieder an alles, was ich euch auch schon über die Schlacht berichtete.
Am nächsten Morgen, zwischenzeitlich war ich wohl wieder eingeschlafen, fanden sich drei Menschen an dem Bett ein. Zuvorderst erblickte ich eine Frau in den Gewändern der Astanaciner, dahinter sah ich den Hauptmann mit bandagierter Schulter und - Tagrianus! Ihr könnt euch mein ungläubiges, freudiges Staunen nicht vorstellen. Bevor ich jedoch auch nur eine Frage stellen konnte, erklärte mir die Astanacinerin, was sich an jenem Schlachtentage zugetragen hatte. Doch was ich hörte vermochte ich, obwohl ich es gerne wollte, kaum zu glauben.
Die Frau, ihr Name war Nashina Asaman, eine Kasralitin, berichtete mir, daß sie gesehen habe, wie ich auf die beiden zugelaufen und neben ihnen in den Schnee gestürzt wäre. Was sie daraufhin noch gesehen hatte, und wovon sie dann berichtete, glaubte ich ihr erst, als ich mir in einem Spiegel ansah, was sich unter den Verbänden auf meinem Rücken und meiner Schulter verbarg. Nashina sah nämlich, wie sich die Wunden der beiden Männer langsam aber sicher zurückbildeten - unglaublich aber wahr. Der Speer wurde aus Tagrianus' Wunde herausgezogen wie von unsichtbarer Hand, die Blutung hörte auf und die Wunde wurde kleiner und kleiner, bis schließlich zarte, rosa Haut durch den Riß in seinem Gewand schimmerte. Nashina lief auf uns zu, so schnell sie nur konnte. Niemand wagte die Astanacinerin zu behindern. Im Näherkommen beobachtete sie, wie das Phänomen auch bei dem Soldaten auftrat. In sekundenschnelle war sie nun bei uns dreien. Sie war gerade noch rechtzeitig, um zu bemerken, was während der wundersamen Heilung mit mir geschehen war...

Ich weiß nicht wie es geschehen konnte, aber in meinem unbändigen Wunsch zu helfen hatte ich meine Lebenskraft auf die Verletzten übertragen und damit ihre Wunden auf mich gezogen. In dem Augenblick wo sich Tagrianus und des Hauptmannes Verletzungen schlossen, brach eine Wunde in meinem Rücken auf und eine in meiner Schulter, die den vorherigen Verletzungen aufs Haar glichen! Astanace sei Dank, daß Nashina bereits lange genug Heilerin war, sie erkannte dieses Phänomen sofort. Sie hat dafür gesorgt, daß ich nicht dort im blutigen Schnee starb."

Zhoreena nickte zustimmend, sie hatte auf ihren Reisen schon von solchen Ereignissen gehört, es war eine machtvolle Fertigkeit, die viel Kraft und Disziplin verlangte.

„Nashina hat mir dann erklärt, daß dieses Ereignis eigentlich ein Wunder Astanaces gewesen sei, und ich großes Glück gehabt hätte. Normalerweise ist es nur erfahrenen Priesterinnen möglich, solche Verletzungen auf die von mir unbewußt durchgeführte Art und Weise zu heilen - denn Astanace nähme die Verletzung von der Priesterin, wie diese sie von dem Verwundeten genommen hätte. Und wenn Nashina nicht dort gewesen wäre um mir zu helfen, wer weiß? Es war etwas viel für einen Tag,

und ich schlief nach dieser Geschichte wieder ein, nicht ohne von Tagrianus und dem Hauptmann, Yaricus mit Namen, einen dankbaren Blick erhalten zu haben.
Meine Genesung schritt dann, dank der Hilfe der Astanaciner, schnell voran. Es blieben nur blasse Narben zurück.“ Wie geistesabwesend rieb sich Caerlissa die alte Narbe an ihrer rechten Schulter.

„Als ich dann gänzlich wieder genesen war bat mich Nashina Asaman zu einem Gespräch und stellte mir die Frage, ob ich mich nicht den Astanacinern anschließen wolle. Ich sei eine fähige Heilerin, wie sie gesehen hatte war mein Einsatz voll und ganz, daß sei mehr als nur ein guter Grund, mich aufzunehmen. Ich stimmte zu, ich hatte die Möglichkeit gefunden zu helfen, zu lernen, all das zu tun, was ich immer gewollt hatte.

Am Tag unserer Abreise trat Hauptmann Yaricus an mich heran, eine schwarze Stute am Zügel mit sich führend, das Tier, daß mich heute hergetragen hat. Abiandra, die Rappstute, sei ein Geschenk für die Rettung seines Lebens. Er ließ keinerlei Einwände meinerseits gelten, noch dazu, wo er das Tier extra für mich ausgesucht und benannt hatte - es hieß Lebensfreude. Dann kam der tatsächliche Abschied, von Tagrianus, Yaricus, dem Leben als fast rechtloser, fast heimatloser Person. Weder Tagrianus noch Yaricus habe ich bis heute wiedergesehen, aber aus ihren Briefen, die sie mir in das Stammhaus der Astanaciner senden ließen, weiß ich, noch geht es ihnen gut.

An diesem Tage also hatte ich mich auf den Weg zum nächstgelegenen Astanacinerhaus gemacht, dort legte ich den Aufnahmeeid ab und verbrachte die ersten beiden Jahre in Lehre. Viel hat man mir beigebracht. Viel - vor allem über sich selbst - mußte ein jeder für sich alleine herausfinden. Nach Abschluß der Grundausbildung blieb uns Astanacinern dann die Möglichkeit, sich über Land oder in anderen Häusern weiterbilden zu lassen, sowie auch höhere Weihen zu erhalten. Ich selbst habe es erst einmal vorgezogen, einige Jahre Nontariell in Lehre und Dienst zu durchreisen. Und viel Sonderbares habe ich erlebt, viele fremde Völker kennengelernt.

Was nun mein größter Wunsch wäre, ist hier in Elek-Mantow eine kleine Station der Astanaciner zu errichten - und ihr kennt mich, wenn ich einmal etwas will, werde ich es erreichen, Schwestern.“

Und hiermit schloß Caerlissa vorerst ihre Erzählung, denn Jakla machte sie alle darauf aufmerksam, daß bereits längst die Monde am Himmel standen, der alte Tag sich dem Ende zu neigte, und der Neue nicht mehr fern war. Sie erhob sich aus ihrem Stuhl, doch statt die Mädchen nach hinten zu begleiten in die Schlafstube, nahm sie ihren alten, schäbigen schwarzen Umhang und zog diesen an.

„Nun, Mädchen, es wird endlich Zeit. Bitte kommt mit, ich glaube, ich muß euch zu eurer Unterkunft bringen.“ Jakla machte Anstalten, die Hütte zu verlassen. Fragen bestürmten sie, ob sie die vier Mädchen denn etwa außer Haus hatte unterbringen müssen. Die Schwestern hatten eigentlich erwartet, im Schwalbennest zu schlafen.
Jakla schmunzelte vielsagend, bat die Mädchen abzuwarten, und einer alten Frau wegen kleiner Geheimnisse nicht böse zu sein - alles hätte seine Richtigkeit, so wie es war.

Mitten in der Nacht nun nahmen die Mädchen ihre Pferde, die Schatten wurden von Jakla zur Nachtruhe befohlen, und alle schritten durch das Rattenloch. Wundersamerweise, obwohl das Rattenloch vor allem des Nachts alles andere als ein sicherer Ort war, wurden sie von niemandem behelligt. Es schien fast, als wäre ein Mantel der Unsichtbarkeit über sie gebreitet oder jemand hätte die Zeit angehalten.

An einem großen Haus, seit Jahr und Tag kannten die Mädchen es als verrammelt und verriegelt, es war auch als Spukhaus verschrien, hielt Jakla an. Ohne einen Schlüssel und ohne jede erkennbare Mühe öffnete sie die große Tür, die die Vier seit Jahrzehnten nur immer als geschlossen und versperrt gekannt hatten. Denn Spukhaus hin oder her... versuchen durfte man es ja wohl einmal, oder?

Jakla ließ das Tor ins Innere schwingen und sagte, bevor sie sie alleine ließ mit ihrem Erstaunen und ins Rattenloch verschwand, „Tretet ein in das Haus, das eurem Vater Éammon Mathonwy einst gehörte, Kinder.....“. Fortsetzung folgt...

Keriams Schatten

Kai-Florian Richter

-1-

Der Söldner stand an der Ecke, schaute sich mehrmals in alle Richtungen um, rieb sich dabei die Hände, die bei dieser Kälte schon fast abgestorben sein mußten, und ging dann weiter. In etwa fünf Minuten würde er oder ein anderer, der sich von diesem nur durch Größe und Haarfarbe unterschied, wieder auftauchen. Das hatten die Beobachtungen der letzten Woche gezeigt. Wie erwartet, verließ sich Keriam nicht auf den zweifelhaften Schutz der Stadtwache, deren Soldaten nachgesagt wurde, für den richtigen Preis fast alles zu tun, vom Wegsehen bis zum Mord an denen, die sie schützen sollten. Ja, einige behaupteten sogar, für genügend Goldsonnen würde die Wache die Stadt erobern oder einen Krieg mit den Nachbarstaaten beginnen.

Nein, Keriam vertraute sich und seine Habe lieber einigen Söldnern an. Die taten zwar auch fast alles für Geld, hielten sich aber im allgemeinen an Abmachungen und wechselten nicht für mehr Geld die Seiten. Und natürlich gehörten die Söldner Keriams zu den besten der Stadt. Wachwechsel fanden scheinbar zufällig statt, mehrmals in der Nacht wechselte die Richtung, in der sie um das Grundstück patrouillierten, und auf dem Grundstück selbst waren die Wege der Wachen noch weniger vorhersehbar, wie sich gezeigt hatte.

Bei der Generalprobe gestern wäre beinahe schon alles vorbei gewesen. Die Mauer selbst war kein Hindernis, sie war auch ohne Hilfen leicht, schnell und fast geräuschlos zu überwinden. Der Erbauer hätte auf die prunkvollen Reliefs verzichten sollen, die, soweit sich erkennen ließ, nicht einmal irgendetwas sinnvolles darstellten. Auch der Garten, oder sollte man besser sagen kleine Park, bot mit seinen vielen Wegen und den zahllosen Hecken und Ziersträuchern genug Möglichkeiten, sich unbemerkt zu bewegen oder sich, wenn nötig, zu verstecken. Doch genau da lag das Problem. Die Söldner trampelten nicht durch den Garten wie eine Horde Jalanga-Ochsen, sondern bewegten sich so leise und vorsichtig, wie es mit Kettenhemd, schweren Stiefeln und Breitschwert eben ging. So war einer von den vier Söldnern, die wahrscheinlich zur selben Zeit im Garten unterwegs waren, plötzlich an einer Weggabelung hinter einer Hecke aufgetaucht, eine Entdeckung verhinderte nur pures Glück.

Der Mann schaute zuerst in die andere Richtung, dies ließ der Gestalt die Möglichkeit, in einer Lücke, die dort in der Hecke war, zu verschwinden. Dann verschwand die Wache in die andere Richtung. Aufs Dach des mehr als großen Hauses und von dort ins Innere zu gelangen, war wiederum ein recht geringes Problem, auch wenn dies wenig einbrachte. Vor Keriams Zimmer stand ebenfalls ein Söldner, ganz zu schweigen von den beiden, die durchs Haus gingen. Also blieb nur der Weg durchs Fenster, glücklicherweise schlief Keriam ebenerdig.

Die schwarze Figur löste sich langsam aus der Nische in der Keriams Grundstück gegenüberliegenden Mauer, die jemand so angelegt hatte, als wäre sie zum Zwecke der Beobachtung gedacht gewesen, und lief auf fellumwickelten Sohlen über die menschenleere Straße. Mit wenigen Handgriffen war sie auf der Mauer, und nachdem sie sich in alle Richtungen umgesehen und intensiv gelauscht hatte, ließ sie sich auf der anderen Seite fallen. Das Licht war genau richtig, der helle Mond hinter Wolken, der andere leuchtete voll, aber schummrig den Garten aus. Die Gestalt huschte weiter, über die trockenen, gefrorenen Sandwege auf das Haus zu, immer darauf lauernd, jeden Moment stehenzubleiben oder hinter einem Busch zu verschwinden. Doch heute tauchte kein Söldner auf, die kurze Zeit bis zum Haus blieb ereignislos. Blieb nur noch das Fenster auf der anderen Seite. Die Gestalt huschte einem Schatten gleich um die Ecke, nur um sofort wieder zurückzuprallen und sich flach an die Wand zu pressen.

Ein Söldner! Wahrscheinlich würde er gleich um die Ecke biegen. Eine behandschuhte Hand tauchte unter den weiten, schwarzen Umhang und tauchte mit einem Dolch, die Klinge geschwärzt, wieder auf. Bewegungslos verharrte die Figur eine halbe Minute, doch der Söldner kam nicht. Den Dolch wieder wegsteckend, schlich sie um die Ecke und rannte dann leise weiter. Eins, zwei, drei, vier. Dies war Keriams Fenster, die Läden aus massivem Eriak-Holz verhinderten jeden Blick ins Innere und sollten wohl auch das Eindringen verhindern. Wieder verschwanden die Hände unter dem Umhang und kamen kurz darauf mit einem verschlossenen Topf wieder zum Vorschein. Mit einem kaum hörbaren Plop öffnete sich der Deckel und eine Hand tauchte ein Tuch in den Topf, um anschließend die Scharniere des Fensters zu fetten. Dann tauchte der Topf wieder unter den Umhang unter und ein langer, schmaler Dolch, der eher wie eine zu lange Nadel aussah, wieder auf. Dieser öffnete zunächst die Verriegelung des Fensters, das daraufhin nach außen aufschwang. Nun begann das gleiche Spiel

von vorne, diesmal mit den Läden. Wieder wurde der Topf geholt, die Scharniere wurden gefettet und der lange Dolch kam in die Hand. Dieser öffnete die Läden einen Spalt breit, nur um einer Art Haken an einem langen Stab Platz zu machen. Der Haken drang mit leichtem Knirschen in das Holz des Riegels ein, und mit einiger Mühe und leisem Ächzen gelang es dem Schatten, den Riegel soweit hoch zu drücken, daß er die Läden öffnen konnte, wobei er, sobald seine Hand durch die Spalte paßte, den Riegel mit einer Hand festhielt und langsam und vorsichtig zur Seite drehte. Der Weg war frei! Ohne große Mühe und so gut wie geräuschlos kletterte die Figur in das Zimmer, nachdem sie ihr Werkzeug wieder verstaut hatte. In dem Zimmer schlief Keriam friedlich und nichtsahnend in seinem großen, kostbaren Bett, den Kopf, der als einziges unter der riesigen, mit Federn gefüllten, samtenen Decke hervorschaute, auf einem ebenso beschaffenen Kissen gebettet, die Lippen zu einem Lächeln geformt. Der Schatten trat an das Bett heran, legte ein Stück Pergament auf das Kissen neben Keriams Kopf. Dann griff wieder eine Hand unter den schwarzen Umhang und wieder tauchte der geschwärzte Dolch auf. Der Arm ging in einer Ausholbewegung nach oben, wo er einen kurzen Moment verharrte. Dann stach die Figur mit einem Lächeln zu.

-2-

Die schweren Tore aus dem nahezu schwarzen Eriak-Holz öffneten sich langsam und geräuschlos. Er betrachtete wie in den Minuten zuvor fasziniert die Schnitzereien im Holz, die trotz des im Raum herrschenden Halbdunkels deutlich hervortraten und Szenen aus dem Leben und vor allem Wirken bedeutender Triumvirate zeigten. Er gedachte, noch einige Szenen hinzuzufügen.

Je weiter sich die Tore öffneten, um so mehr Menschen konnte er ausmachen, die sich auf dem halbrunden Platz versammelt hatten, um ihm zuzujubeln. Am Fuße der steilen, strahlend weißen Marmortreppe, die zum Tempel hinaufführte, standen Wachen der Garde, die das Volk von der Treppe hielten.

Nachdem die Tore endlich durch einen leisen, metallenen Ton anzeigten, daß sie ganz geöffnet waren, setzte sich die Prozession in Bewegung, durch das Tempeltor in die fast gänzliche Stille, die, sobald die Fahnenträger, die das Wappen - sein Wappen - hoch erhoben trugen, ins Freie traten, in tosenden Jubel umschlug. Nach den Trägern folgte der Hohepriester, und dann kam er.

In dem Moment, wo er das Tor durchquerte und auf den überdachten, von Säulen umgebenen Vorplatz trat, setzte das Dröhnen der acht großen Gongs ein, die selbst den Jubel des Volkes übertönten und die von den acht Priestern wie durch ein Wunder genau zeitgleich geschlagen wurden. Langsam schritt er die Stufen hinab, gefolgt von der Ehrengarde, bestehend aus zehn der besten Soldaten Elek-Mantows in Prunkrüstung, und einigen Priestern, die die Insignien seiner Würde zum Palast trugen, wo er sie überreicht bekommen würde. Schon jetzt konnte man sehen, daß ihn bis zum Palast jubelnde Menschen erwarteten, er hatte auch nichts anderes erwartet. Die jubelnde Menge teilte sich, sobald die Fahnenträger sie erreichte und ließ die Prozession passieren. Die Menschen schlossen sich ihr allerdings an, so daß schon als sie den Platz verließen, hunderte durch die Straßen gingen. Und das Spiel wiederholte sich, Sprung für Sprung öffnete sich die Masse, um ihn hindurchzulassen und sich dann anzuschließen, am Palast würden Tausende von Menschen versammelt sein.

Eine Straße nach der anderen wurde so durchquert und schließlich war der Palast über den Köpfen der vor ihm versammelten Menschen zu sehen, das dreigeschossige Hauptgebäude mit dem Mittelturm und den vier winkelförmigen Nebengebäuden, die die Grenzen des Platzes markierten. Weiterhin teilte sich die Menge wie Schnee, durch das man ein Brett drückte, und so kamen sie zur Treppe, die zu dem offenstehenden Tor des Palastes führte. Auf der Treppe stand ein einzelner Mann, ein Soldat der Stadtwache, nach der Uniform zu urteilen. Die Fahnenträger traten auf den Soldaten zu, doch er machte keine Anstalten, zur Seite zu treten, so daß sie ebenso wie der Hohepriester direkt vor dem Soldaten stehenblieben und sich erwartungsvoll zu ihm umdrehten. Hinter ihm rasselte die Garde nervös mit den Waffen, das Volk murrte. Er trat an den Fuß der Treppe, was sollte er tun? Er könnte den Mann verhaften lassen, doch war das kein guter Anfang einer Regentschaft. Er setzte zum Sprechen an, um den Mann höflich, aber bestimmt aufzufordern, Platz zu machen, doch in diesem Moment erkannte er den Soldaten, es war Chatsar Hlac.

„Du kommst hier nicht herein!“ Chatsars Stimme übertönte alle Geräusche auf dem Platz, auf dem sofort Totenstille herrschte. „Du nicht! Vatermörder werden den Palast nie betreten!“

Er erwachte schweißgebadet in seinem Bett, schlug die schwere, warme Decke zurück und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Schon wieder ein Alptraum! Seit Wochen quälten ihn immer wieder dieser oder ähnliche Träume, in jedem warf ihm Chatsar Mord vor. Hoffentlich würde er noch einmal

einschlafen. Er streckte sich, seine Hand berührte etwas kaltes, metallenes. Keriam drehte seinen Kopf, um zu sehen, was da auf seinem Kissen lag und schrie, schrie so laut und so furchtbar, wie er in seinem ganzen Leben zuvor nie geschrien hatte.

-3-

„Danke, daß Ihr gekommen seid, ich habe mich sehr gefreut, und ich glaube, Chatsar freut sich auch.“
Jaga stand gemeinsam mit Feran und Daria um den einfachen Holztisch, der als Arbeitsfläche und Eßtisch genutzt wurde, im ersten Stock des Hauses von Chatsars Eltern, die ihn Chatsar und seiner Frau zur Verfügung gestellt hatten, nachdem sie bei Keriam ausgezogen waren. Alle drei hielten Becher mit Tee in der Hand und schauten auf Chatsar, der im Nebenraum in der Türöffnung auf dem Boden saß und selbstvergessen mit Freya, seiner zehn Monate alten Tochter, spielte. Dabei lächelte er, sowohl mit dem Mund als auch mit den Augen, was in den letzten Monaten nur selten der Fall gewesen war.
Feran und Daria besuchten die Hlacs recht häufig, vor allem weil Feran versuchte, seinen Freund Chatsar von seinen trüben Gedanken zu befreien, und wenn ihm das schon nicht gelänge, so ihn doch zumindest abzulenken. Aber auch Jaga und Daria verstanden sich ausgezeichnet und konnten stundenlang miteinander reden. Natürlich kannten Feran und Daria mittlerweile auch den Grund für Chatsars Stimmung.
Es klopfte an der Tür zur Treppe ins Erdgeschoß, die von Chatsar und seinem Vater nachträglich eingebaut worden war, um aus dem ersten Stock so etwas wie eine richtige Wohnung zu machen.
„Herein!“ rief Jaga und drehte sich zur Tür.
Yrtse, Chatsars Mutter, eine mittelgroße Frau Mitte vierzig mit rötlichem, freundlichem Gesicht, betrat den Raum, in ihren Händen einen großen Kuchen.
„Ich dachte mir, Ihr möchtet vielleicht ein wenig Kuchen?“
Auf dem Tisch standen die Reste eines Kuchen, den Jaga am Vormittag gebacken, und den sie im Laufe des Nachmittags gegessen hatten.
„Du sollst doch nicht für uns kochen, die Arbeit brauchst Du Dir nicht zu machen.“ tadelte Jaga Yrtse freundlich.
Jaga wußte genau, warum Yrtse dies tat, sie suchte nach einem Grund, zu sehen, wie es ihrem Sohn ging. Ihre Augen suchten bereits das Zimmer nach ihm ab, und als sie ihn fröhlich mit Freya spielen sah, stellte sie lächelnd den Kuchen auf den Tisch und ging, den Blick nicht von Chatsar wendend, wieder zur Tür und verabschiedete sich, nicht ohne noch einmal genau zu schauen, was Chatsar machte.

☯ ☯ ☯

Der weiße Mond stand hoch und strahlend am dunklen Nachthimmel, der goldene befand sich zur Zeit auf seiner Rückseite. Die Straße, die reliefgeschmückte Mauer und auch das schmiedeeiserne, verzierte Tor waren vom Mondlicht hell erleuchtet, als er das Tor aufschloß und es mit leisem Knarren öffnete. Er ging vorbei an den Cariannußsträuchern aufs Haus zu, unter seinen Füßen knirschte der Kies. Der Garten und das Haus hatten sich seit seinem letzten Besuch nicht verändert, so daß er ohne Mühen den Aufgang zur Dienstbotenwohnung fand.
Doch er ging an der Tür vorbei, ohne sie eines Blickes zu würdigen und bog auf den Weg ab, der zur Rückseite des Hauses führte. Vor Keriams Fenster verließ er den Weg und trat auf das jetzt im Winter kahle Beet. Aus einer seiner Taschen holte er einen Hammer, schlug damit Scheibe und Fensterläden ein, steckte den Hammer wieder weg und kletterte durchs Fenster ins Zimmer. Keriam lag friedlich schlafend mit einem grausamen Grinsen auf den Lippen in seinem Bett und schlief. Er trat auf ihn zu, zog einen Dolch, holte aus, stach zu und...
...und erwachte. Schweißgebadet und zitternd richtete sich Chatsar im Bett auf. Er hatte schon wieder einen Alptraum, schon wieder ein Traum über Keriam, er wußte schon gar nicht mehr, wie viele er seit dem Mord an Gsaxio im letzten Jahr schon gehabt hatte. Er stöhnte. Neben ihm raschelte es und er spürte, wie sich Jaga zu ihm hindrehte.
„Was ist los, mein Schatz?“ Sie richtete sich ebenfalls auf.
„Ach, nichts, ich habe nur zum ungefähr hundertsten Male Keriam umgebracht, zur Abwechslung habe ich ihn im Bett erdolcht.“

Jaga nahm ihn in den Arm, sie wußte genau, daß die Verbitterung nicht ihr galt, sondern pure Verzweiflung wegen Chatsars Machtlosigkeit war. Und richtig, Chatsar brach in Tränen aus und legte schluchzend seinen Kopf an ihre Brust, während sie ihn wie ein kleines Kind wog und ihn über Kopf und Rücken streichelte.
„Ich muß endgültig etwas gegen Keriam unternehmen!“ drang eine dumpfe, tränenerstickte Stimme an Jagas Ohr.

-4-

„Hier, das habe ich heute morgen gefunden!“ Keriam warf ein Stück Pergament auf Larkurs Schreibtisch und setzte sich anschließend auf den Holzsessel vor dem Tisch.
Larkur schaute zunächst Keriam fragend an, dann das Pergament, doch schließlich griff er danach und entfaltete es. Am oberen Rand hatte es einen Riß, so als hätte jemand versucht, es einzureißen.
„Ich werde Dich kriegen, warte nur ab!“
„Wo habt Ihr es gefunden?“ Larkur konnte mit der Botschaft nicht viel anfangen und blickte wieder Keriam erwartungsvoll an.
„Auf meinem Kissen, befestigt mit dem hier!“ Keriam warf etwas Schweres auf die Schriftstücke auf Larkurs Schreibtisch, einen Dolch mit schwarzer Klinge.
Larkur nahm ihn in die Hand, drehte ihn langsam und betrachtete ihn eingehend von allen Seiten. Dann blickte er auf, wieder einen fragenden Ausdruck in den Augen.
„Der verdammte Dolch steckte in meinem Kissen, keine Pfeillänge von meinem Kopf entfernt. Irgend jemand hat mein Fenster aufgebrochen, ist ins Zimmer gekommen und hat mir diese elende Botschaft gebracht, mit diesem Dolch!“
„Aber Ihr werdet doch bewacht?“
„Ja, natürlich werde ich bewacht! Von einem Haufen Söldnern, die mich täglich ein Vermögen kosten und offensichtlich vollkommen unfähig sind. Einer stand direkt vor meiner Tür! Direkt davor, und bekommt nichts mit!“
„Was gedenkt Ihr zu tun?“
„Was ich zu tun gedenke?“ Keriam war aufgesprungen, fing an zu brüllen. „Was ich zu tun gedenke? Ich habe die Idioten nicht bezahlt! Ich habe noch mehr eingestellt! Was soll ich denn noch tun? Nun seid Ihr dran! Was gedenkt Ihr zu tun?“ Keriam stand, drohend über den Schreibtisch gebeugt, mit zornrotem Gesicht vor Larkur und funkelte ihn an.
„Nun beruhigt Euch wieder, setzt Euch.“ Larkur stand ebenfalls auf, drückte den zitternden Keriam zurück auf seinen Platz.
„Unsere Möglichkeiten sind, wie Ihr sicher wißt, recht gering. Wir können höchstens die Patrouillengänge verstärken, doch haben wir auch nur eine begrenzte Zahl von Leuten und wir können natürlich nicht die anderen Bereiche der Stadt ungeschützt lassen...“
„Die Rüstung“ Keriam blickte sich, scheinbar beruhigt, in Larkurs Raum um.
„Bitte?“
„Die Rüstung. In diesem Raum habe ich mindestens Eure Rüstung bezahlt, mit meinem Geld, daß ich hart erarbeitet habe. Ich wollte Euch nur daran erinnern, daß ich für diesen Haufen hier einiges an Geld gegeben habe. Und es ist deshalb Eure verdammte Pflicht, mich und meine Habe zu schützen!“
Mit diesen Worten stand Keriam auf, drehte sich grußlos um, öffnete die Tür und knallte sie hinter sich so heftig zu, daß einige Pergamente von Larkurs Schreibtisch fielen.

☯ ☯ ☯

„Stillgestanden!“
Chatsar stand mit den übrigen Soldaten seiner Einheit auf dem Innenhof der Kaserne beim allmorgendlichen Appell. Wie alle anderen auch trug er neben voller Rüstung auch Hellebarde und Schild und stand, wie jeden Morgen, vor seinen ihm unterstellten Soldaten. Hauptmann Gehrfol schritt die Reihen ab, ordnete hier und da den Umhang eines Soldaten, sorgte bei einigen durch einen leichten Schlag mit seiner Reitgerte dafür, daß sie auch gerade standen, und lächelte tatsächlich einigen Soldaten zu.
„Leute, ich habe euch etwas mitzuteilen!“
Die Spannung in den Soldaten stieg, man spürte richtig, wie sie noch strammer standen.

„Aufgrund besonderer Vorkommnisse werden die Nachtpatrouillen in der Oberstadt verstärkt. Ab heute werden jeweils fünf Gruppen gleichzeitig dort unterwegs sein, die Stärke und Bewaffnung der Gruppen bleibt gleich. Zu diesem Zweck werden die Gruppen von Feldwebel Jaglo und Feldwebel Iztar, die diese Woche eigentlich keinen Nachtdienst haben, zum Nachtdienst zugeteilt, mit Sondersold selbstverständlich. Die Gruppen sollen besonders auf Herumlungernde und sich allgemein verdächtig und heimlich bewegende Subjekte achtgeben. Verdächtige sind sofort festzunehmen. Verstärkte Aufmerksamkeit ist vor allem bei den Händlern Keriam, Basfer und Olpys geboten. Rühren und wegtreten!“
Die Einheit war gerade dabei Gruppenweise den Hof zu verlassen, Chatsar und der Rest seiner Gruppe war auf dem Weg in die Quartiere, als Gehrfol rief:
„Feldwebel Hlac! Ich möchte Euch in meiner Stube sehen!“

☯ ☯ ☯

Chatsar ging durch die Gänge der Kaserne, er war auf dem Weg zu Gehrfols Stube. Bereits jetzt wußte Chatsar, um was es bei dem Besuch gehen würde. Er ließe es am Einsatz mangeln, die früher vorhandene Begeisterung sei nicht mehr zu sehen, und so weiter und so fort. Chatsar wußte, woran es lag, doch genauso deutlich wußte er, daß er Gehrfol den Grund nicht nennen konnte.
„Feldwebel Hlac. Hauptmann Gehrfol wünscht mich zu sprechen.“
Chatsar trat an den Tisch heran, der vor der Stube Gehrfols stand und meldete sich ordnungsgemäß beim Unteroffizier an, der hier zur Zeit Dienst hatte. Die Frau blickte auf, nickte und trug Chatsar in das Besuchsbuch ein. Chatsar selbst trat an die Tür und klopfte laut an die Tür. „Ja, ja, herein!“
Chatsar öffnete die Tür, trat ein und schloß sie wieder, Gehrfol blickte ihn bereits erwartungsvoll an.
„Ah, Chatsar, da seid Ihr ja. Bitte nehmt Platz.“
Chatsar grüßte und setzte sich dann auf einen der Holzsessel vor Gehrfols penibel aufgeräumten Schreibtisch.
„Chatsar, wahrscheinlich wißt Ihr bereits, warum ich Euch hergebeten habe. Ihr macht mir Sorgen. Wo ist bloß Euer Einsatz und Eure Begeisterung geblieben, die Ihr jahrelang gezeigt habt? Wo die Bereitschaft, sich zum Wohle der Stadt aufzuopfern? Könnt Ihr es mir erklären?“
Chatsar schüttelte leicht mit dem Kopf, das Gespräch verlief wie vermutet.
„Ich jedenfalls kann keine Erklärung finden, genausowenig wie Euer Vater. Den Dienst, den Ihr zur Zeit ableistet, reicht gerade noch so aus, um keine Maßnahmen ergreifen zu müssen, aber Ihr wollt doch nicht ewig Feldwebel bleiben? Nicht bei so einem Vater! Ich verlange, daß Ihr jetzt rausgeht und endlich wieder so Euren Dienst leistet, wie Ihr es jahrelang getan habt. Für die Stadt, für mich, für Euren Vater und vor allem für Euch. Falls Ihr es nicht tut, fürchte ich, wird unser nächstes Gespräch nicht mehr so freundschaftlich ausfallen. Habe ich mich klar ausgedrückt?“
Diesmal nickte Chatsar, erhob sich, grüßte wortlos und verließ die Stube.

-5-

Keriam hatte reagiert, heute liefen je zwei Söldner gleichzeitig um das Grundstück und auf dem Grundstück selbst waren wahrscheinlich auch mehr Wachen unterwegs. Außerdem brannten an einigen Stellen große Fackeln, um den Garten auszuleuchten. Auch die Stadtwache war heute viel öfter unterwegs, ständig tauchten Patrouillen auf, die auch tatsächlich den Eindruck machten, als hielten sie Ausschau nach Verdächtigen, und nicht, wie sonst, einfach nur durch die Straßen marschierten.
Doch das war alles zu erwarten gewesen und kein Grund, nicht mit dem Plan fortzufahren, zumal die Monde wieder günstig standen. Die schwarze Figur löste sich aus dem Schatten des Baumstammes, kletterte den Ast entlang, bis sie die Mauer erreichte und ließ sich darauf hinabgleiten. Dann schaute sie sich in alle Richtungen um, doch es waren weder Stadtwache noch Söldner zu sehen. Leise und geschickt sprang sie von der Mauer, rannte über die Straße, sich nicht um die Spuren im frisch gefallenen Schnee kümmernd, und kletterte auf Keriams Grundstücksmauer. Sie schaute sich zunächst um und lauschte, bevor sie hinabsprang und in Richtung Haus lief.
Auch hier hinterließ sie leichte Spuren im Schnee, doch waren die kaum zu sehen, da die Söldner auf ihren Rundgängen die Wege mit Stiefelabdrücken überseht hatten. Die Figur versuchte, die von Fackeln ausgeleuchteten Bereiche, so gut es ging zu umgehen, doch gelang es nicht immer. An diesen

Stellen lief sie gebückt, so eng an der Hecke wie möglich und noch schneller als ohnehin schon und hoffte, daß gerade niemand sich in diesem Bereich aufhielt oder sie vom Haus aus im Auge hatte.
Doch schließlich erreichte sie das Haus, diesmal wollte sie aber nicht ins Haus eindringen. Die Figur schlich zur Vordertür, betrat das Beet neben der Tür und verschnaufte, während sie sich umschaute. Es war niemand zu sehen, die eigentliche Arbeit konnte beginnen. Eine Hand wanderte unter den Umhang, brachte einen verschlossenen Topf zum Vorschein, öffnete ihn und stellte ihn auf den Boden, dann griff die Figur noch einmal unter den Umhang und holte einen breiten Pinsel hervor, den sie in den Topf tauchte.
Dann begann sie zu schreiben, in großen, im Lichte der Monde blutrot leuchtenden Buchstaben schrieb sie „Vat“, tauchte den Pinsel wieder ein, schrieb „erm“, tauchte ein, schrieb „örd“, noch einmal eintauchen und die letzten Buchstaben „er“. Zufrieden wischte die Figur den Pinsel im Schnee aus, trat einen Schritt zurück, betrachtete ihr Werk, blickte sich dann noch einmal sichernd um und goß den Rest des Topfes auf das Beet und vor die Tür. Dann verschloß sie den Topf, steckte ihn wieder weg und floh Richtung Mauer, erreichte sie mühelos, ohne in die Gefahr zu geraten, entdeckt zu werden, erkletterte sie mehr springend und verharrte auf dem Sims. Direkt unter ihr schritt gerade eine Gruppe der Stadtwache durch die Straße. Die Figur drückte sich so flach wie möglich auf den Mauersims und schickte ein schnelles Gebet zu den Göttern, das zu helfen schien, denn die Wache ging vorbei, ohne die Figur zu entdecken. Sobald die Soldaten um die Ecke verschwunden waren, sprang die Figur von der Mauer und verschwand mit einem zufrieden Grinsen in die andere Richtung. Noch verlief alles planmäßig.

-6-

Die Tür zu Larkurs Stube flog auf und Keriam stürmte ins Zimmer, dicht gefolgt vom Unteroffizier, der vor Larkurs Stube am Tisch Dienst hatte. Larkur, der gerade dabei gewesen war, einige Pergamente zu studieren, sprang auf und knallte das Pergament, das er in der Hand gehalten hatte, auf den Tisch.
„Könnt Ihr nicht klopfen, wie jeder normale Mensch auch?“ fuhr er Keriam an.
„Nein, kann ich nicht!“ entgegnete dieser.
„Verzeiht, Hauptmann, er ist einfach an mir vorbeigestürmt.“ meldete sich der Unteroffizier. „Ja, ja, schon gut, Deran. Ihr könnt wieder gehen. Und bitte schließt die Tür.“
Larkur wendete den Blick nicht von Keriam, der mit vor Zorn hochrotem Kopf vor seinem Schreibtisch stand. Deran verließ den Raum und zog die Tür hinter sich zu.
„Er war schon wieder da! Er war schon wieder auf meinem Grundstück und keiner hat es bemerkt!“
„So beruhigt Euch doch erst einmal. Bitte, nehmt Platz, erfüllt wenigstens dieses Gebot der Höflichkeit, wenn Ihr es schon nicht mehr für nötig erachtet, zu klopfen. So nun berichtet mir, was geschehen ist und was ich dafür kann.“
Larkur setzte sich wieder auf seinen Stuhl und lehnte sich zurück, er versuchte, die Ruhe zu bewahren und höflich zu bleiben, etwas was ihm ziemlich schwer fiel. Keriam blieb vor dem Tisch stehen, stützte seine Arme sogar auf ihm ab und beugte sich ein Stück über ihn.
„Der Mann, der mich neulich fast getötet hatte war wieder da!
Er hat meine Hauswand beschmiert, mit Blut! Er hat meine Wand mit Blut beschmiert. Und keiner der verdammten Söldner oder auch nur einer Ihrer dämlichen Soldaten hat nur irgend etwas bemerkt!“
„Wie hat er ihre Wand beschmiert? Wie sah es aus?“
„Ist das nicht völlig egal? Entscheidend ist doch nur, daß keiner in der Lage ist, ihn aufzuhalten! Die Söldner habe ich rausgeschmissen, nun seid Ihr dran, ich verlange, daß die Wache mich beschützt!“
„Entschuldigt, aber mehr als wir jetzt tun, können wir für Euch nicht machen. Wir haben die Wachen bereits verdreifacht, mehr Soldaten haben wir nicht. Habt Ihr denn keine Ahnung, wer es sein könnte? Wenn Ihr uns einen Hinweis geben könntet, wäre es für uns einfacher. Also, was stand an der Wand?“
„Vatermörder.“
„Vatermörder?“ Larkur blickte Keriam zweifelnd an.
„Ja, verdammt! Vatermörder!“
„Wer käme denn auf die Idee, Euch Vatermörder zu nennen?“
„Chatsar! Es ist bestimmt Chatsar!“
„Chatsar? Chatsar Hlac? Der Soldat Chatsar Hlac? Das ist absolut lächerlich! Warum sollte er dies tun? Ich...“

„Weil er verrückt ist!“ Keriam fuhr Larkur ins Wort. „Er ist verrückt, was glaubt Ihr eigentlich, warum er bei mir ausgezogen ist. Hat er es Euch erzählt? Hat er?“
Keriam blickte Larkur herausfordernd an, doch der zuckte nur mit den Schultern.
„Er glaubt, ich wäre hinter seiner Frau hergewesen. Er war der Meinung, ich wollte sie ihm ausspannen, wollte sie für mich.“
„Und?“
„Und was? Macht Euch doch nicht lächerlich, was sollte ich mit einer meiner Angestellten, zumal mit einer, die einen Mann und ein Kind hat? Außerdem habe ich wesentlich schönere Dienstmädchen. Nein, das ganze ist total absurd. Chatsar fühlt sich einfach verfolgt, er ist eifersüchtig. Und deshalb verfolgt er jetzt mich. Er bedroht mich in seinem Wahn, Ihr müßt mich vor ihm schützen!“
„Also, auf mich macht Feldwebel Hlac einen völlig normalen Eindruck.“ Larkur erhob sich wieder.
„Ich bin davon überzeugt, daß Ihr Euch die Sache mit Chatsar nur einbildet, wenn Ihr jetzt bitte meine Stube verlassen könntet, ich habe noch zu arbeiten.“
Larkur reichte Keriam die Hand zum Abschied, obwohl er ihn am liebsten damit geschlagen hätte. Was bildete sich der Kerl eigentlich ein, so einen Verdacht zu äußern. Trotzdem mußte Larkur mit Chatsar reden. Keriam verließ den Raum wortlos, ohne Larkurs Hand zu ergreifen. Wieder knallte er die Tür hinter sich zu. Einen Augenblick später öffnete sie sich wieder und Larkur befahl Deran, Chatsar holen zu lassen.

☯ ☯ ☯

Chatsar war auf dem Weg zu seinem Quartier, er schritt durch die Gänge, ohne viel von seiner Umgebung wahrzunehmen. Er grüßte zwar seine Vorgesetzten korrekt und nahm die Grüße der Untergebenen unbewußt wahr, doch lief das ganze automatisch ab und unterschied sich überhaupt nicht vom Gehen, bei dem er auch, ohne zu denken, einen Fuß vor den anderen setzte.
Plötzlich stieß er mit jemandem zusammen, es war eindeutig kein Soldat, der ihm da mutwillig in den Weg getreten war und ihn auflaufen lassen hatte. Empört und verwirrt trat Chatsar wieder einen Schritt zurück, blickte auf und wollte sein Gegenüber gerade anfahren, als dieser ihn an der Schulter packte, schüttelte und ihm zuzischte: „Du wirst mich nicht kriegen, es wird Dir nicht gelingen, Dir nicht!“
Es war Keriam! Keriam war hier in der Kaserne und hatte ihn aufgehalten, um ihm irgendetwas mitzuteilen, dessen Sinn Chatsar nicht verstand.
„Was wollt Ihr? Wollt Ihr mich auch noch töten? Oder braucht Ihr mich mal wieder, um einen Mord zu verschleiern?“
Chatsar blickte Keriam ins wütend und verschlafen wirkende Gesicht, schüttelte dessen Hand von seiner Schulter und wollte an ihm vorbei weitergehen, doch Keriam versperrte ihm wieder den Weg.
„Du weißt genau wovon ich rede, Chatsar. Tue nicht so unwissend. Du bist der einzige, der es sein kann. Du bist der einzige, der es weiß! Chatsar, Du bist es, Du belästigst mich!“
Keriam! Keriam war der Grund, warum die Wachen verstärkt worden waren.
„Nein, tut mir leid! Ich weiß immer noch nicht, worum es geht, nun entschuldigt mich, ich habe zu tun.“ Chatsar stieß Keriam zur Seite und marschierte weiter, entschlossen lächelnd. Endlich ging es weiter, endlich kümmerte sich jemand um die Sache. Doch er würde auf jeden Fall dabei sein.

☯ ☯ ☯

„Ihr wolltet mich sprechen?“
Chatsar betrat Larkurs Stube und schloß die Tür.
„Ja, Guten Tag, Chatsar, bitte setz Dich.“
Larkur war aufgestanden, reichte Chatsar die Hand zur Begrüßung und lud ihn dann mit einer Handbewegung zum Sitzen ein. Sobald sich Chatsar gesetzt hatte, nahm Larkur wieder Platz, schlug ein Bein über das andere und blickte Chatsar eine Weile an.
„Nun, was ich wissen wollte, Chatsar, ist... Nun, wie soll ich sagen, äh, bitte sage mir, warum bist Du damals bei Keriam ausgezogen?“
Jetzt war es also soweit, diesen Moment hatte Chatsar gefürchtet und schon lange erwartet. Jetzt wollte jemand den tatsächlichen Grund für seinen Auszug wissen. Doch es war völlig klar, daß er ihn nicht nennen konnte.

„Oh, das. Sagte ich das nicht bereits? Jaga wollte sich richtig um Freya kümmern, mehr Zeit für das Kind haben."
Chatsar blickte bei diesen Sätzen auf den Boden, konnte nicht in Larkurs Gesicht lügen.
„Nein, Chatsar, ich wollte nicht diesen Grund hören. Viele Frauen haben Kinder und arbeiten trotzdem noch als Dienstbote, und die Kinder kommen nicht zu kurz. Außerdem braucht ihr doch das Geld, Du und Jaga, irgendetwas ist doch passiert. Nein, Chatsar, nenne mir bitte die wahren Gründe."
Das hatte er befürchtet, Larkur glaubte ihm nicht, aber warum mußte auch ausgerechnet er fragen, Gehrfol zu belügen, wäre viel einfacher gewesen.
„Also schön, Jaga fühlte sich nicht mehr wohl bei Keriam und wollte weg. Sie hatte Angst vor ihm und fühlte sich belästigt."
„Wollte er etwas von ihr?"
„Schon möglich. Ich weiß es nicht. Sie hatte jedenfalls das Gefühl, also sind wir weg. Er mochte es auch nicht, daß sie das Kind mit in der Küche hatte, er glaubte, sie arbeitete deshalb schlechter, was natürlich nicht stimmt."
„Also war Jaga es, die weg wollte, nicht Du?"
„Ja, genau. Jaga hat mich mehrfach gebeten, wir sollten doch das Haus verlassen. Ich wollte ja erst nicht, wegen des Geldes, aber als sie dann irgendwann weinte, da habe ich Keriam gesagt, es tue mir leid, aber wir müßten gehen."
„Und was hat er dazu gesagt?"
„Behaltet Ihr es für Euch? Ich möchte nicht, daß er erfährt, was ich über ihn sage."
„Ja, sicher." Larkur nickte mit dem Kopf, er hatte doch gleich gewußt, daß Chatsar nichts mit Keriams Problemen zu tun hatte.
„Er hat getobt. Er war wutentbrannt, hat geschimpft. Wir könnten nicht einfach so gehen, er würde dafür sorgen, daß Jaga keine Stellung mehr bekäme, und so weiter."
„Warum?"
„Ich weiß es nicht. Ich war höflich, habe ihn darum gebeten, mit meiner Frau gehen zu dürfen. Habe mich dafür entschuldigt, und er ist vollkommen ausgerastet. Und hat seine Drohung war gemacht, Jaga hat bis heute keine neue Stellung."
„Vielen Dank, Chatsar. Das war alles, was ich wissen wollte. Geh jetzt wieder und mach endlich Deinen Dienst wieder so wie früher. Oder willst Du etwa nicht mehr zu mir?"
Larkur lächelte und streckte ihm abermals die Hand entgegen.
„Doch, natürlich." Chatsar schüttelte Larkurs Hand und ging. Larkur schien ihm geglaubt zu haben.

-7-

„Es bewegt sich was, endlich passiert was."
Feran und Chatsar gingen im Innenhof der Kaserne spazieren, die Sonne schien auf den frostigen Boden. So aufgeregt wie heute hatte Feran Chatsar das letzte mal erlebt, als sie die geheime Brücke zur Unterstadt gefunden hatten und planten, sie zu benutzen. Das war vor fast zwei Jahren gewesen. Und nun waren Chatsars Trübsinn und sein Zynismus wie weggeblasen, er redete seit fast zehn Minuten unentwegt auf Feran ein, fast wie ein kleines Kind.
„Irgend jemand scheint Keriam ernsthaft zu verärgern, der Mann ist wütend. Stell Dir vor, heute hat er mich beschuldigt."
„Dich? Das ist doch absurd!"
„Natürlich ist es das, aber es zeigt doch, daß er nervös wird. Der Mann hat Angst. Das gönne ich ihm, er hat es verdient. Paß auf, weißt Du was ich mache?"
„Was?"
„Heute abend habe ich frei. Ich werde heute nacht dabei sein, ich werde Keriams Haus beobachten und wenn derjenige kommt, werde ich ihn schnappen und mir mal anschauen, wer für den Spaß verantwortlich ist."
„Chatsar, laß den Blödsinn! Da rennen ein Haufen Leute von uns rum, die warten doch nur auf jemanden, der da blöd rumsteht."
„Ach was, mir passiert schon nichts!"

☯ ☯ ☯

Pfeifend öffnete Chatsar die Haustür und betrat den schmalen Flur. Dort stellte er seine Stiefel ab und ging, immer noch pfeifend, durch den Vorhang hindurch in die Wohndiele, in der seine Eltern aßen und die meiste Zeit saßen, wenn sie nicht gerade woanders etwas zu tun hatten. So saß auch jetzt Yrtse hier und bestickte eine Decke. Doch sobald Chatsar durch den Vorhang kam, sprang sie auf und schaute ihn ungläubig an.
„Hallo, Mutter.“ Chatsar trat auf sie zu und umarmte sie. Dann gab er ihr einen Kuß auf die Stirn und ließ sie wieder los. „Wie geht es Dir?“
„Sehr gut. Und Du, wie geht es Dir? Ist irgend etwas passiert?
Warum bist Du so fröhlich?“
„Ich freue mich, zu Hause zu sein. Sollte ich denn nicht fröhlich sein?“
„Doch, natürlich. Aber so warst Du schon lange nicht mehr. Irgendwas muß doch passiert sein.“
„Oh, ich bin passiert. Ich habe eine Entscheidung getroffen. Ist Jaga da?“
„Sie ist oben mit der Kleinen.“ Yrtse blickte verwirrt und mit Tränen in den Augen Chatsar hinterher, der die Treppe zur Wohnung hinauflief.

☯ ☯ ☯

Chatsar öffnete leise die Tür zur Wohnung und schlich weiter. Jaga war mit Freya im Schlafzimmer und wechselte die Windeln, dabei redete sie mit ihr.
„Dein Vater kommt gleich nach Hause, mein Schatz, dann könnt ihr gemeinsam spielen, während ich das Essen mache. Ja, da freust Du Dich, nicht war, Liebling...“
„Heh, wer...“ Chatsar war hinter sie getreten und hielt ihr nun mit einer Hand die Augen zu, während er mit der anderen Freya bedeutete, leise zu sein.
„Chatsar, was ist los mit Dir, was soll das?“
„Guten Abend, mein Schatz.“ Er nahm die Hand von ihren Augen, drehte sie zu sich und gab ihr einen langen Kuß auf den Mund. Dann nahm er Freya und gab auch ihr einen Kuß auf die Stirn.
„Hallo, meine Kleine, wie geht es Dir?“
„Chatsar, was ist los?“
„Wieso, was sollte los sein?“
„Du bist so fröhlich. Was ist passiert? Hast Du Drogen genommen?“
„Was? Nein, natürlich nicht. Keriam ist los. Er rennt durch die Stadt und behauptet, ich würde ihn bedrohen.“
„Wie bitte?“
„Keriam war heute in der Kaserne und hat mir erzählt, ich würde ihn bedrohen. Nachts in sein Haus einbrechen oder so etwas.“
„Das ist doch Blödsinn!“
„Natürlich ist es das. Aber irgendjemand tut sowas, denn wir haben die Wachen im Gebiet um sein Haus verstärkt. Und heute nacht werde ich herausfinden, wer es tut.“
„Chatsar, bitte laß das! Das ist zu gefährlich.“
„Ach was, das wird schon klappen. Schließlich kenne ich ja die Gegend, außerdem muß ich es einfach wissen. Ich muß wissen, wer mir da meinen Herzenswunsch erfüllt!“

-8-

Es waren keine Söldner zu sehen. Sollte Keriam sie etwa entlassen haben? Damit war keinesfalls zu rechnen gewesen, aber der Gestalt sollte es recht sein. So blieb also nur noch die Stadtwache, doch die betrat Keriams Grundstück nicht, so daß dies lediglich eine geringe Schwierigkeit darstellte. Gerade hatte eine Patrouille den Baum passiert, ohne sie zu bemerken.
Vorsichtig kletterte die Gestalt den Stamm entlang bis zur Mauer, ließ sich darauf herunter und sprang dann auf die Straße. In wenigen Augenblicken war sie auf der anderen Seite, mit zwei Handgriffen auf der Mauer und ebenso schnell wieder herunter. Keriams Grundstück war dunkel, es waren weder Wächter zu hören noch zu sehen. Dennoch rannte sie ebenso vorsichtig wie in den Nächten zuvor auf das Haus zu, sich immer umblickend und lauschend. Doch es war absolut still im Garten und keine Menschenseele unterwegs.
Am Haus angekommen, verschnaufte die Gestalt einen Augenblick, dann holte sie unter dem Umhang einen Beutel hervor. Mit dem Beutel in der Hand ging sie langsam um das Haus herum, wobei sie es prüfend betrachtete. Schließlich schien sie die geeignete Stelle gefunden zu haben, sie öffnete den

Umhang, hängte den Beutel an den Gürtel und griff hinein. In ihrer Hand lag ein Stein, in der Art, wie er für Schleudern benutzt wurde. Dann griff sie in eine Tasche und holte eine Schleuder hervor, lud sie und schoß auf eines der Fenster.
Mit lautem Klirren zerbrach es und mit einem Knall prallte der Stein von den Fensterläden ab, doch während der Stein noch flog, zog die Gestalt schon den nächsten Stein aus dem Beutel. Mit dem Zerbrechen lud sie neu, dann zielte sie und schoß. Ein weiteres Fenster zerbrach. Insgesamt wiederholte sie es sechs Mal, sechs Fenster zerbrachen mit lautem Klirren, dann holte sie einen weiteren Stein heraus, dieser war jedoch mit einem Pergament umwickelt. Diesen Stein schoß sie durch eines der Fenster im ersten Stock, das nicht durch Fensterladen verschlossen war. Dann rannte die Gestalt in Richtung Mauer und war wenige Augenblicke später verschwunden.

☯ ☯ ☯

Chatsar stand im Schatten eines großen Baumes in Keriams Garten und wartete darauf, daß der Unbekannte auftauchte. Aufs Grundstück zu gelangen, war tatsächlich ein Kinderspiel, wie er feststellen konnte.
Natürlich hatte er keinen Schlüssel mehr, doch die Mauer stellte absolut kein Hindernis dar. Und glücklicherweise hatte Keriam auch keine Wachen auf dem Grundstück, eine Möglichkeit, die ihm erst in den Sinn gekommen war, als er bereits auf der Mauer saß. So stand er bereits eine Stunde unter diesem Baum, deren weit herabhängende Äste ihn fast vollständig verdeckten, ihm aber dennoch einen ungehinderten Blick auf Eingangstür und weite Teile des Hauses boten.
Sein Enthusiasmus, der ihn den ganzen Tag und auch weite Teile der Nacht getrieben hatte, wich langsam einem drängenden Kältegefühl, denn trotz seiner wärmsten Kleidung wurden seine Füße langsam, aber sicher zu Eis, und auch der Rest des Körpers war nicht wesentlich wärmer. Er dachte gerade ernsthaft darüber nach, die Beobachtung abzubrechen und wieder nach Hause zu gehen, als er einen Schatten sah. Zuerst glaubte er, sich getäuscht zu haben, denn er war sofort wieder verschwunden, aber dann tauchte er wenige Tritt weiter wieder auf. In gebückter Haltung rannte der Schatten aufs Haus zu, blieb dann davor stehen und ging schließlich von Chatsar weg ums Haus herum.
Nach einiger Zeit, der Schatten war nicht wieder aufgetaucht, begann Chatsar unruhig zu werden, gerade wollte er ihm folgen, um zu sehen, was er machte, als er wieder auftauchte. Wenige Augenblicke später klirrte das erste Fenster, gefolgt von weiteren fünf. Dann rannte der Schatten vom Haus weg zur Mauer. Sofort sprang Chatsar aus seinem Versteck hervor und rannte hinterher, etwa in zwanzig Sprung Abstand. Blitzschnell war der Schatten über der Mauer verschwunden, es waren, wie zuvor auch, keine Geräusche von ihm zu hören. Schließlich erreichte auch Chatsar die Mauer, er sprang bereits einen Tritt vorher ab und war in kürzester Zeit auf der Mauer.
Mit einem schnellen Blick in alle Richtungen suchte er den Schatten, doch war er nicht auszumachen. Zudem befand sich nur wenige Sprung entfernt eine Kreuzung, so daß der Schatten in vier Richtungen verschwunden sein konnte. Enttäuscht und schwer atmend, sprang Chatsar von der Mauer, noch im Fallen hörte er die Stiefel der Stadtwache, die gerade um die Ecke bog.

-9-

„Habe ich es nicht gesagt, er war es!“
Keriam saß zufrieden zurückgelehnt in Larkurs Stube, er war sofort heute morgen hierher gekommen, obwohl die Festnahme Chatsars nicht öffentlich bekannt gegeben worden war. Aber Leute in Keriams Position und mit Keriams Vermögen erfuhren so ziemlich alles, was in der Stadt und vor allem bei der Wache geschah.
„Es sieht ganz so aus.“ antwortete Larkur, er sah weit weniger zufrieden aus.
Er konnte immer noch nicht glauben, daß Chatsar tatsächlich für die Angriffe auf Keriam verantwortlich war.

☯ ☯ ☯

„Gibt er es wenigstens zu? Oder ist er etwa zu feige dazu?“
„Nein, bisher hat er es strikt geleugnet.“

Larkur schüttelte in Gedanken den Kopf, die Nacht hindurch hatten einige Offiziere, unter anderem auch Chatsars Vorgesetzter Gehrfol, versucht, zu ergründen, was Chatsar auf Keriams Grundstück gemacht hatte und ob er etwas mit den Angriffen zu tun hatte, doch das Ergebnis war mehr als unbefriedigend. Chatsar gab an, jemanden über die Mauer klettern gesehen zu haben und habe ihn dann verfolgt. Doch die Wache, die Chatsar festgenommen hatte, gab an, sonst niemanden gesehen zu haben. Außerdem konnte Chatsar keine Erklärung dafür geben, warum er in dunkler Kleidung um diese Zeit in der Nähe von Keriams Grundstück war und warum die Scheiben eingeschmissen wurden, obwohl er doch den Eindringling verfolgte.
„Diese Nachricht hier hat er mir übermittelt."
Keriam riß Larkur aus seinen Gedanken. Er ergriff das ihm hingehaltene Pergament.
„Vatermörder! Glaube ja nicht, daß ich dich nicht kriege! Du bist schon tot! Vatermörder!"
„Na ja, aber das hat sich ja nun erledigt." Keriam erhob sich.
„Ach, darf ich mit ihm sprechen?" Larkur schüttelte den Kopf.
„Na ja, dann eben nicht. Ich hoffe, Ihr laßt ihn nicht so schnell wieder aus dem Kerker. Einen schönen Tag noch, Larkur."
Damit verließ Keriam Larkurs Stube. Der schüttelte wieder den Kopf, Keriams Zuversicht, daß alles vorbei sei, konnte er nicht teilen.

☯ ☯ ☯

„Natürlich war ich es nicht. Ich habe Dir doch erzählt, daß ich rausfinden wollte, wer es ist. Deshalb war ich da."
Chatsar saß auf der schmalen Pritsche in der kleinen Zelle, in die sie ihn gestern Nacht gebracht und die halbe Nacht verhört hatten. Neben ihm saß Feran und schaute Chatsar ungläubig an. Obwohl er hier in der Zelle saß und, wenn die Vorwürfe bewiesen, oder zumindest nicht entkräftet wurden, so schnell nicht wieder herauskäme, war er wesentlich ausgeglichener als in den vergangenen zehn Monaten.
„Und warum erzählst Du es nicht Gehrfol?"
„Das geht nicht! Wenn ich erzähle, daß ich den Täter außerhalb meiner Dienstzeit suche, dann wollen sie auch wissen, warum."
„Ja und? Wo ist das Problem?"
„Gehrfol würde es mir nicht glauben!"
„Was? Daß Du zeigen willst, wie ernst Du Deinen Dienst nimmst?"
„Nein, es geht einfach nicht!"
„Willst Du etwa hier bleiben? Was wird aus Jaga, was aus Freya?" Feran war aufgesprungen und stand vor Chatsar, doch der schwieg.
„Larkur! Würdest Du es Larkur erzählen? Du behauptest doch immer, Du würdest ihm trauen!"
Chatsar schwieg immer noch, doch schien er nun nachzudenken. Feran schritt in der Zelle auf und ab, er konnte es nicht glauben, daß sein Freund nichts zu seiner Verteidigung unternahm. „Ich denke darüber nach. Vielleicht werde ich es ihm erzählen."
Chatsar stand nun ebenfalls auf.
„Vielen Dank, daß Du gekommen bist." Er schüttelte Feran die Hand und klopfte an die Zellentür.

-10 -

Aus irgendeinem Grund waren keine Wachen zu sehen, dabei mußte Keriam eigentlich gemerkt haben, daß er nicht in Sicherheit war. Oder vielleicht doch? Wahrscheinlich hatte die Wache den Verfolger gefangen, der beim letzten Mal plötzlich aufgetaucht war. Das hieße aber auch, daß heute mit keinerlei Überraschung zu rechnen war, denn auch die Patrouillen der Stadtwache verliefen wieder normal.
Mit wenigen Schritten war die Figur an der Mauer, dann herüber und schon rannte die Figur auf das Haus zu. Es waren weit und breit keine Wächter oder Fallen irgendwelcher Art zu entdecken. Weiter ging es im Laufschritt zu Keriams Fenster, daß allerdings wie immer verschlossen war. Doch dies war schließlich auch beim letzten Mal kein Hindernis gewesen. Wieder kam der lange Dolch zum Vorschein, mit dem das Fenster entriegelt wurde, nachdem die Scharniere gefettet waren. Dann kamen wieder die Fensterläden an die Reihe, die ebenso vorsichtig und nahezu lautlos wie beim letzten Mal geöffnet wurden, so daß der Weg ins Innere frei war.

Die Figur kletterte hinein und blieb in etwa einem Sprung Abstand zu Keriams Bett stehen. Dieser lag friedlich schlafend im Bett, friedvoll und zufrieden lächelnd ruhte sein Kopf auf dem großen Kissen.
„Guten Abend, Keriam!“ die Figur sprach mit lauter, aber deutlich verstellter Stimme.
Keriam drehte sich herum und grunzte, machte jedoch keinerlei Anstalten aufzuwachen.
„Keriam! Du hast Besuch.“ Die Stimme wurde lauter.
Erschrocken fuhr Keriam hoch, er starrte die Figur mit schlaftrunkenen und entsetzten Augen an. Vor ihm stand ein schwarzer Schatten.
„Wer... Wer seid Ihr?“
„Ich bin Dein Tod! Aber noch nicht heute, nein heute wollte ich Dir nur sagen, daß es noch nicht vorbei ist. Die Wache hat mich noch lange nicht!“
Plötzlich war ein Dolch in der Hand des Schattens und im selben Augenblick flog er schon auf Keriam zu, der im Reflex die Augen schloß und die Arme hochriß. Mit lautem Knirschen drang der Dolch in einen der Bettpfosten, so tief, daß er auf der anderen Seite wieder zum Vorschein kam. Als Keriam die Augen wieder öffnete, sah er gerade noch, wie die Figur aus dem Fenster sprang. Er fiel wieder zurück aufs Bett und begann zu zittern, sein Gesicht war totenbleich.

☯ ☯ ☯

Feran haßte diese nächtlichen Rundgänge, vor allem seid er nicht mehr mit Chatsar unterwegs war. Zum Glück fanden diese Rundgänge nur in der Oberstadt statt. Dort war es schon schlimm genug, jederzeit mußte man damit rechnen, daß man irgend jemandem im Weg war und hinterrücks angegriffen wurde, dies kam häufiger vor als man bei drei bewaffneten Soldaten erwarten sollte. Sie kamen nun zu der Gegend, die in den letzten Nächten verstärkt bewacht worden waren, glücklicherweise hatte er daran nicht teilnehmen müssen, die Soldaten hatten großen Ärger bekommen, weil sie die Anschläge auf Keriam nicht verhindern konnten. Doch alle glaubten, daß dies mit der Festnahme Chatsars beendet war, alle bis auf Chatsar, seine Familie und Feran. Aber Chatsar weigerte sich, dies auch anderen zu erklären, Feran hoffte inständig, daß er wenigstens mit Larkur redete.
Plötzlich war Feran mit den Gedanken wieder voll bei seiner Aufgabe, denn er glaubte, aus den Augenwinkeln etwas gesehen zu haben. Hatte er es sich nur eingebildet oder saß da tatsächlich jemand auf der Mauer?
Der weiße Mond kam hinter den Wolken hervor, nun bestand kein Zweifel mehr, dort saß wirklich jemand und schaute sich um.
„Da vorne, auf der Mauer, da ist einer!“ Feran deutete auf die Figur und rannte los, Mira und der neue Unteroffizier blieben zunächst stehen und wunderten sich.
„Halt, wo...“ setzte der Unteroffizier, Jalik war sein Name, an, als auch er die Figur saß, die von der Mauer sprang und vor der Wache floh.
„Hinterher!“ lautete sein neues Kommando, als er loslief.
Feran hatte die beiden bereits um etwa fünf Sprung abgehängt, war von dem Schatten jedoch noch über zwanzig Sprung entfernt.
„Stehenbleiben!“ rief er ihm nach, war sich jedoch sicher, daß dies das letzte war, was der Schatten tun würde.
So lief er also weiter und beschränkte sich darauf, seinen Atem zum Laufen zu benutzen, etwas was mit Kettenhemd, Schild auf dem Rücken und Hellebarde in der Hand schwer genug war. So war es auch nicht weiter verwunderlich, daß die ganz in schwarz gekleidete Figur bereits nach zwei Ecken außer Sicht war. Feran suchte gerade den Boden nach Spuren ab, als auch Mira und anschließend Jalik bei ihm ankamen.
„Wo ist er hin?“ keuchte Jalik.
„Ich habe keine Ahnung, er hat keine Spuren hinterlassen. Ist auch kein Wunder bei dem gefrorenen Boden.“
„Was wollte er bloß bei Keriam?“ wollte Mira wissen.
„Das fragen wir am ihn am besten selbst, oder was meint Ihr, Jalik?“

„Wie Du ja schon gehört hast, wissen wir nun, daß Du nicht der Täter bist. Ich habe es, ehrlich gesagt, auch nie geglaubt.“

Chatsar saß mit dem Rücken zum Schreibtisch in Larkurs Stube auf einem der Besuchersessel, Larkur selbst ging vor der Tür auf und ab.
„So, Chatsar, nun möchte ich aber wissen, was Du auf Keriams Grundstück gemacht hast. Und diesmal will ich die Wahrheit hören!“
Nun war es also soweit, diesmal hatte Chatsar nicht mehr die Möglichkeit, sich herauszureden. Dennoch wollte er nicht alles auf einmal erzählen, vielleicht war Larkur ja vorher zufrieden.
„Ich wollte wissen, wer hinter den Anschlägen steckt.“
„Und? Du kamst also nicht einfach so vorbei. Wo warst Du? Und warum möchtest Du es wissen?“
„Ich hatte mich unter einem Baum versteckt und habe da auf den Attentäter gewartet.“
„Warum?“ Larkur beugte sich über Chatsar, seine Hände auf den Armlehnen des Sessels.
„Es ist für mich sehr wichtig, zu erfahren, wer dahinter steckt.“
„Das beantwortet meine Frage nicht, warum ist es wichtig?“
„Weil ich glaube, an den Anschlägen nicht ganz unschuldig zu sein.“
„Bitte?“ Larkur schaute ihn verständnislos an.
„Nun, Ihr erinnert Euch, daß ich damals eigene Untersuchungen wegen des Mordes an Gsaxio angestellt habe.“
Larkur nickte und richtete sich wieder auf, blieb jedoch vor dem Stuhl stehen.
„Ich schrieb damals doch auch den Bericht und schickte eine Nachricht an die Angehörigen, die in dieser Stadt weiter südlich leben.“
„Ja, ja, das weiß ich alles, worum geht es nun also?“
„Also, ich schrieb in dieser Nachricht, daß der Mord nicht aufgeklärt werden könne.“
„Ja, und?“ Larkur wurde langsam ungeduldig.
„Ich schrieb außerdem, daß der Verdacht gegen Keriam sich nicht bestätigt hatte. Dabei habe ich den Brief aber so formuliert, daß deutlich wird, daß Keriam doch der Täter ist.“
Chatsar lehnte sich zurück und blickte Larkur ins Gesicht, dessen Ausdruck von Zweifel, ob er richtig gehört hatte, über Ungläubigkeit bis Zorn wechselte.
„Was? Was? Was hast Du gemacht? Warum? Was hast Du Dir dabei gedacht? Warum hast Du das gemacht?“
„Weil es wahr ist!“
„Was ist wahr? Keriam hat Gsaxio umgebracht?“ Larkur war wieder bei Ungläubigkeit angekommen.
„Ja, er hat den Auftrag dazu gegeben...“
„Aber, aber es gab überhaupt keine Beweise oder Anzeichen...“
„Stimmt, er hat es mir gesagt. Er hat es mir persönlich erzählt! Und gelächelt hat er dabei! Er wollte nur wissen, ob ihm der Mord zu beweisen war, hat er gesagt. Geld hat er mir geboten, für meine Bemühungen!“
„Und deshalb seid ihr ausgezogen?“
„Genau.“
„Aber, warum hast Du das nie erzählt.“
„Hätte mir das jemand geglaubt? Hätte Gehrfol mir geglaubt? Hättet Ihr Keriam deshalb festgenommen? Lächerlich, ich wäre im Kerker gelandet oder in der Lyzeum!“
Chatsar sprang auf, rannte aus Larkurs Stube und knallte die Tür hinter sich zu. Larkur setzte sich auf den Sessel, auf dem Chatsar eben noch gesessen hatte, er streckte die Füße von sich und starrte an die Decke. Er mußte nachdenken.

-12 -

Chatsar saß am Tisch und starrte die gegenüberliegende Wand an. Er war vor zwei Stunden nach Hause gekommen und seitdem saß er so da, zuvor war er den ganzen Tag durch die Oberstadt gelaufen, ohne dabei ein Ziel gehabt oder nur auf seine Umgebung geachtet zu achten.
„Was ist los? Willst Du den Rest Deines Lebens so dasitzen?“
Jaga hatte bereits in den vergangenen Stunden versucht, Chatsars Gemütszustand zu ergründen und zu ändern, hatte sich jedoch hauptsächlich um Freya und den Haushalt kümmern müssen, da sie diesmal nicht die sonst übliche Unterstützung von Chatsar erhielt.
„He, Chatsar, ich rede mit Dir!“ Sie wedelte mit ihrer Hand vor seinen Augen.
„Hmm“ war alles, was Chatsar verlauten ließ.
„Nun sage mir endlich, was passiert ist!“
„Ich habe es erzählt.“

„Was hast Du erzählt?“
„Ich habe erzählt, was Keriam getan hat!“ Chatsar war aufgesprungen, lief jetzt durch den Raum. „Ich habe Larkur alles erzählt, habe erzählt, daß er ihn umgebracht hat, daß er mich benutzt hat...“
„Ja, und, was hat Larkur dazu gesagt?“
„Nichts. Ich bin rausgelaufen!“
„Warum das denn?“ Nun war auch Jaga aufgestanden.
„Weil ich Angst hatte, Angst das er mich festnimmt. Oder das er mich auslacht...“
„Oh, Chatsar, was ist bloß los mit Dir?“ Jaga nahm ihn in den Arm.
„Weißt Du, was wir jetzt machen? Wir gehen zu Larkur und erklären ihm die Sache. Außerdem mußt Du Dich entschuldigen.“
„Das geht nicht!“ Chatsar befreite sich aus ihren Armen.
„Warum sollte das nicht gehen? Daß Du so lange gewartet hast, zeigt doch, daß Du die Wahrheit sagst.“
„Er ist außerdem gar nicht mehr in der Kaserne.“ Chatsar drehte sich weg.
„Um so besser, ich wollte seine Frau schon immer mal kennenlernen.“
Jaga hakte sich bei Chatsar unter und zog ihn Richtung Tür.

☯ ☯ ☯

Auch Larkur saß zu Hause und starrte vor sich hin, das Gespräch mit Chatsar am Morgen ließ ihm keine Ruhe. Es war einfach unglaublich, was Chatsar ihm erzählt hatte. Andererseits hatte er fast ein Jahr damit gewartet, und auch seine Reaktion deutete daraufhin, daß er die Wahrheit sagte.
Aber das hieße, daß Keriam gelogen hatte, denn schließlich hatte er ihm eine andere Geschichte erzählt, die allerdings auch nicht glaubhafter war. Also log einer von den beiden, welcher, würde er schon herausbekommen, als erstes mußte er noch einmal mit Chatsar sprechen.
Sarjana, seine Frau betrat den Raum, sie hatte gerade ihre Tochter ins Bett gebracht.
„Die Kleine schläft jetzt.“
„Schön. Es tut mir leid, ich muß noch einmal weg.“ Larkur stand auf und ging zur Tür.
Zuerst wollte Sarjana fragen, wo er denn hin wolle, doch dann ließ sie es. Wenn er es nicht von selbst erzählte, bekäme sie wahrscheinlich auch keine Antwort. Also zuckte sie nur mit den Schultern.
Wenige Minuten später hatte Larkur seine Fuchsstute gesattelt und machte sich auf dem Weg zu Chatsar. Hoffentlich war er zu Hause.

☯ ☯ ☯

So, Chatsar war also wieder frei. Er war frei, obwohl er doch eindeutig für die Anschläge verantwortlich war. Aber auch als er angeblich im Kerker saß, hatte ihn das nicht gehindert, bei ihm einzudringen.
Nun, Keriam gedachte herauszubekommen, wie Chatsar dies angestellt hatte. Noch heute Abend, jetzt gleich, würde er zu Chatsar gehen und ihn fragen. Und dann wollte er ihn töten, mittlerweile war es eine Frage er oder Chatsar. Und diese Frage wollte er persönlich klären, nie wieder würde er einen Söldner mit einer Aufgabe vertrauen, die wirklich wichtig war.
Keriam stieg in seine dicken, mit Fell gefütterten Stiefel, band den Gurt mit dem langen, silbernen Dolch um und zog seine Pelzjacke an. Dann löschte er die Kerzen und öffnete die Tür.
„Ich bin bald wieder da, bereite bitte in einer Stunde ein Bad für mich vor.“ befahl er seinem Diener, dann ging er den Weg hinunter zum Tor in der Mauer.

☯ ☯ ☯

Es wurde Zeit, die Angelegenheit zu beenden, heute abend war Keriam fällig. Das Risiko wurde einfach zu groß, jederzeit war eine Entdeckung möglich. Außerdem waren Keriams Reaktionen schon lange nicht mehr berechenbar, er verhielt sich völlig anders als zu erwarten war.
Die Gestalt erklomm den Baum, auf dem sie bereits in den letzten Tagen Keriams Grundstück beobachtet hatte, der Besitzer dieses Grundstücks mußte sich sehr sicher fühlen, es war in dieser Zeit nicht eine Wache zu sehen gewesen. Nun, nach heute Abend würde der Baum nicht mehr gebraucht werden.

Doch auch auf Keriams Grundstück war niemand zu sehen, trotz des direkten Angriffs gestern schien er den Söldnern nicht mehr zu vertrauen. Doch noch waren zu viele Lichter im Haus an, der Zeitpunkt für den letzten Einstieg noch nicht gekommen. Hoffentlich dauerte es nicht zu lange, es war viel kälter als in den Nächten zuvor.
Es begann, das Licht in der Eingangshalle ging bereits aus, das bedeutete, daß das Haus zu Bett ging. Aber was war das? Die Haustür ging auf, und eine Gestalt kam heraus, die auf das Tor in der Mauer zuging. Nachdem die Figur einige Sprung gegangen war, konnte man erkennen, wer es war. Keriam verließ das Haus, bekleidet in einer Pelzjacke. Wo wollte er hin?
Die Gestalt auf dem Baum würde es herausfinden. Sobald Keriam das Tor passiert hatte und in die andere Richtung ging, glitt die Gestalt vom Baum und folgte ihm in sicherem Abstand.

-13-

Chatsar und Jaga gingen in dicke Mäntel gekleidet und eng aneinander gekuschelt durch die nächtlichen Straßen der Oberstadt. Sie hatten Yrtse gebeten, auf Freya aufzupassen und waren nun auf dem Weg zu Larkurs Haus.
Als sie Strecke etwa zur Hälfte zurückgelegt hatten, kam ihnen ein Reiter entgegen, der im gemütlichen Trab direkt auf sie zuhielt und das Pferd etwa einen Sprung vor ihnen anhielt.
„Guten Abend, Jaga. Hallo, Chatsar.“ Larkur nickte zum Gruß kurz mit dem Kopf, dann stieg er vom Pferd.
„Oh, Guten Abend, Larkur. Wir waren gerade auf dem Weg zu Euch.“ Jaga machte einen Schritt auf Larkur zu, streckte ihm die Hand entgegen.
„So ein Zufall, ich hatte das gleiche vor. Na ja, wahrscheinlich haben wir auch den gleichen Grund. Oder irre ich mich da, Chatsar?“
Chatsar schüttelte den Kopf, er hatte eigentlich gehofft, daß Larkur nicht zu Hause war. Er wußte nicht, was er sagen sollte.
„Die Sache heute Mittag tut mir leid.“ murmelte er.
„Ach was , da ist doch nichts passiert. Gut, wo gehen wir hin, hier draußen ist es zu kalt zum Reden. Jaga, kennst Du meine Frau?“
„Nein, leider noch nicht.“
„Gut, dann...“
„Hier bist Du also! Da habe ich ja Glück gehabt.“ Keriams Stimme erklang plötzlich in Chatsars Rücken. Alle drei drehten sich ihm zu.
„Glaube ja nicht, daß Du damit durchkommst! Ich werde schon dafür sorgen, daß die Sache ein Ende findet!“ Keriam ging auf Chatsar zu, stand nur noch einen Tritt von ihm entfernt.
„Was ist los? Was wollt Ihr?“ Chatsar blickte Keriam erstaunt an.
„Keriam, was soll der Blödsinn? Was wollt Ihr von Chatsar? Er hat nichts getan!“ Larkur machte nun ebenfalls einen Schritt auf Chatsar zu, seine Stimme hatte dieselbe Autorität, die er sonst gegenüber seinen Soldaten gebrauchte.
„Ihr braucht gar nicht so zu tun, als wüßtet ihr nicht bescheid. Ihr habt Euch doch verschworen! Nur weil Ihr mir nichts beweisen könnt. Aber nicht mit mir!“
Plötzlich war ein langer Dolch in Keriams Hand, er hob den Arm und holte aus. Chatsar riß nur entsetzt die Augen auf, Jaga schrie und Larkur griff zum Schwert, doch ebenso plötzlich ließ Keriam den Dolch wieder fallen. In seiner Hand steckte ein anderer Dolch!
Keriam wirbelte herum und starrte die schwarze Figur an, die etwa drei Sprung entfernt auf einem Mauersims hockte. Auch die anderen blickten erstaunt zur Mauer.
„Hallo, Keriam! Freust Du Dich, mich zu sehen?“ die Gestalt hatte eindeutig eine Frauenstimme, doch sonst konnte man wegen der Dunkelheit und der schwarzen Kleidung nichts erkennen.
„Nein! Das kann nicht sein! Nicht, ich dachte...“ Keriam, der seine blutende Hand eng an seine Brust drückte, keuchte. In seinen Augen spiegelte sich der Wahnsinn. Dann drehte er sich um, und noch bevor jemand reagieren konnte, lief er die Straße hinab.
Sofort sprang die Gestalt von der Mauer und rannte hinter Keriam her.
„Halt, wer seid Ihr?“ Larkur hatte als erster seine Fassung wiedergewonnen, Keriam war schon um die Ecke verschwunden, die Figur bereits mehrere Sprung entfernt. Die Figur drehte ihren Kopf zu der kleinen Gruppe, ohne langsamer zu werden, und mit einer durch die Maske vor dem Mund gedämpften Stimme rief sie:

„Ich? Ich bin Keriams Schatten!“

-14-

Seit drei Tagen hatten sie nun nichts mehr von Keriam gehört. Er war nicht mehr zu Hause aufgetaucht, und obwohl die Stadtwache die gesamte Oberstadt intensiv nach ihm oder seiner Leiche durchsucht hatte, war nichts entdeckt worden. Wahrscheinlich lag er längst am Fuße der Schlucht. Auch die schwarze Figur war seit jener Nacht nicht mehr gesehen worden, da sie jedoch nie jemand richtig erkannt hatte, war dies nicht verwunderlich.

Chatsar hatte sich im Laufe dieser Tage bei der Suche durch extremen Einsatz, Eifer und viele gute Ideen ausgezeichnet.

Er stand wieder vor seinen Soldaten beim morgendlichen Appell, gerade hatte ihn Gehrfol als beispielhaften Soldaten hervorgehoben und dann die Soldaten auf ihre Posten geschickt.

„He, Chatsar, der Alte mag Dich wieder! Keine Probleme mehr mit Keriam?“ Feran war zu ihm getreten, hatte ihm freundschaftlich auf die Schulter geklopft.

„Nein, keine Probleme mehr. Keriams Schatten hat seinen Schatten von mir genommen.“

Er erwiderte den Klopfer auf die Schulter durch einen leichten Schlag auf Ferans Brustpanzer. Er war zurück in der Wache.

„Das Licht, das weh tut“ ist eingeschlafen ...

Claudia Wamers

„Hmmm, nein.... nicht.... ich will nicht... Mama... warum ist es so dunkel..., so kalt...“, Gabraal Barilkian murmelte leise und verängstigt im Schlaf vor sich her.
„Ich will nicht mehr schlafen.... Mama... mach mich wach, Mama!“, Gabraal schrie den letzten Satz aus seinen Träumen. So laut war der Ruf, daß er selber davon erschrak und einen Augenblick lang nicht mehr wußte, ob er noch schlief oder schon wach war.
Ein seltsamer Traum war das, ein blöder, böser, häßlicher...! Gabraal atmete immer noch sehr schwer und schnell, er spürte wie der Schweiß ihm aus dem zerwühlten roten Haar eiskalt in den Nacken rann, und doch lag er still und steif auf seinem Strohsack und klammerte sich an den rauhen Stoff, der ihm ein trügerisches Gefühl von Vertrautheit vermittelte. Dann, langsam, ließ die schreckliche Anspannung nach, allerdings - irgendwo in einem kleinen Winkel seines Magens saß die Erinnerung wie ein Klumpen Eis... Was hatte er geträumt? Keine Ahnung - er wußte es nicht mehr, er wollte sich aber ganz gewiß auch nicht mehr daran erinnern!
Nach und nach stellten sich seine anderen Sinne ein... Er lauschte auf das Haus, er starrte vor sich an die Wand seines Schlafwinkels... Es mußte wirklich noch sehr früh am Morgen sein, es war noch sehr dunkel in diesem kleinen Winkel, den er sich zum Schlafen mit Krajin, seinem Zwillingsbruder, teilte... Allerdings war Gabraal gar nicht mehr müde... So finster wie es im Haus war, mußte es eigentlich noch früh, und er eigentlich noch viel müder sein. Er konnte ja noch nicht einmal den Feuerschein von Mutters Herd unter seinem Vorhang hindurch schimmern sehen, der ihn sonst jeden Morgen begrüßte...
Er sah sich nach seinem Bruder um. Der hätte eigentlich längst neben ihm im Bett **stehen** müssen, so laut wie Gabraal geschrien hatte. Überhaupt schien ihn keiner gehört zu haben - es war still in dem kleinen Haus... Vielleicht hatte er ja seinen Schrei auch nur geträumt, vielleicht?
Gabraal knotete sich langsam und umständlich aus der Decke und hockte sich auf die Knie. Dann ging er auf die Suche. Irgendwo hier mußte er doch sein, sein Bruder.... na wo war er denn... Er tastete über die gesteppte Decke, die ihre Mutter im letzten Sommer für sie gemacht hatte, damit die kalten Wintermonate nicht so schlimm waren. Normalerweise war die mit duftenden Gräsern ausgestopfte und mit Kaninchenflaum, der bei den Pelzarbeiten seines Vaters schon einmal abfiel, gepolsterte Decke warm und weich. Jetzt war der Stoff aber seltsam hart, steif und kalt unter seinen kleinen Fingern.
Seine Hände wühlten immer wilder, in der Hoffnung irgendwo auf seinen Bruder zu stoßen. Doch Krajin, sein GROSSER Bruder Krajin (immerhin ein paar Minuten älter als er), war nirgendwo zu entdecken.
Langsam wurde es Gabraal unheimlich. Wo konnte... natürlich, er war sicher draußen, der besondere „Topf“ stand dort neben ihrer Schlafnische, und... Aber es war so still draußen... Krajin hätte doch sicher etwas hören und sich rühren müssen. Ah nein - nicht Krajin! Der stand doch sicher neben dem Vorhang, draußen vor der Nische, um ihm ein Kissen, oder vielleicht den Inhalt eines Wassereimers, auf den Kopf zukommen zu lassen. Langsam tastete sich Gabraal bis an den Rand der Bettkiste und lugte von innen unter dem Vorhang hervor - nichts.
Gabraal seufzte ergeben - lieber einen Schwall kalten Wassers abbekommen, dann hatte man selbst seine Ruhe und der Bruder seinen Spaß...
Langsam schob er also seinen Kopf durch die Spalte in dem bunten Vorhang hinaus - nichts geschah, niemand war da! Seltsam.
Als er sich suchend umblickte nahm er noch verschiedene andere Dinge wahr, die Luft war kalt, sehr kalt, der Ofen war wirklich nicht an, und sofort fröstelte ihn. Aber irgendwie bemerkte er auch, daß dies eine besondere Art von Kälte war. Eine Gänsehaut überkam ihn, die man nicht durch einen angewärmten Stein am Fußende des Bettes oder einen Becher mit heißer Milch bekämpfen konnte...
Er sah sich in dem Raum um, der ihnen als Wohnraum, Küche und Webstube diente. Es war zwar dunkel, aber irgendwie schien es Gabraal so, als wäre die Dunkelheit nicht richtig - Unsinn... aber das Licht war seltsam - es war irgendwie... falsch. Immer wenn er in einen Winkel des Raumes sah, glaubte er aus den Augenwinkeln ein seltsames Schimmern der Luft auf der anderen Seite des Raumes wahrzunehmen. Wenn er dann schnell hinsah, war es verschwunden. Gabraal wägte ab - war er nun wach, oder träumte er immer noch diesen seltsamen Traum?

Nun, wenn er wach war, dann war er bei seinen Eltern im Bett sicher gut aufgehoben. Er konnte dort weiterschlafen, bis diese dann auch aufstanden. Wenn er aber noch schlief und träumte, dann konnte er ruhig auch im Traum bei seinen Eltern im Bett liegen... Gabraal fand diese Idee wunderbar und schlüpfte zwischen den Vorhängen hervor.

☯ ☯ ☯

Es war dunkel, es war Nacht, die Zeit , die er innig liebte. Der kleine Schatten hielt die Nase in den Wind, witterte und merkte auf. Irgendwie war die Luft heute anders hier in seinem Reich... es wehte ein frischer Wind durch die hohen alten Bäume. Er merkte wie sich ein seltsames, prickelndes Kitzeln seine Hornfortsätze entlang schlich, um dann schließlich - wie reflexartig, die Krallen an seinen hornigen Schuppenhänden hervorschnellen zu lassen. Es geschah etwas.... Waren die Herren zurückgekommen? Waren sie endlich zurückgekommen? Würde er wieder frei sein dürfen?
Der Schatten huschte unter den Büschen her, immer scharf am Rande der morastigen Tümpel entlang, dem dornigen Brombeergestrüpp ausweichend. Bald schon hatte er den Altarstein erreicht und hockte sich auf den überwucherten flachen Monolithen, der dort von Runen übersät im Schatten gewaltiger Bäume stand, die sich wie Säulen eines Tempels in die Höhe reckten. Ja.... warm strahlte der Stein unter ihm, wie lange schon hatte er dieses Gefühl vermissen müssen? Wie lange schon war es her, das dieser Stein durch das Blut von Opfern so erwärmt worden war? Zu lange!
Die kleine schuppige Gestalt witterte in ihre Umgebung, hmmm, ja - sie mochte die Veränderungen, die in der Luft lagen. Ohne sich zu rühren saß die häßliche kleine Gestalt auf dem Stein und genoß die Wärme und Kraft, die von unten herauf pulsierte. Allein die winzigen Augen funkelten orange in die Umgebung, in der man außer dem sanften Rauschen des Windes nicht einen Laut auch nur eines sterblichen Wesens vernahm. Eigentlich war es immer so, hier ertönten keine Geräusche sterblicher Wesen - sterbliche Wesen mieden diesen Ort, die wenigen, die es nicht taten, wurden getötet für die Herren. Genießerisch fuhr eine kleine Zunge über nadelspitze Zähne... Blut.... Das Wesen achtete weiter auf seine Umgebung. Es tat sich was... es tat sich was...
Die Gestalt huschte von seinem Platz fort, näher an den Rand des Wäldchens, an den Rand seines Reviers heran. Es spürte den Machtlinien nach, die sein Reich zwar eindämmten, aber auch vor dem hellen „Draußen“ schützten. Die Steine rings um seinen Hain, sein Wäldchen, waren die Foci für die Linien der Macht an diesem Ort. Hier war er ihnen nahe, hier am Waldrand. Doch sie waren schwächer als sonst, die Linien waren schwächer! Nein, falsch, sie waren nicht schwächer - sie hatten sich von den Steinen gelöst - sie waren viel weiter weg von den Torsteinen! Triumphierend schlug das Wesen seine Krallen in den nächstbesten abgestorbenen Baumstamm, tief drangen sie ein - Holzstücke flogen davon und dunkel glitzernd brach eine Flüssigkeit wie Blut unter der beschädigten Rinde des scheinbar schon toten Baumes hervor.
Er konnte diesen Ort verlassen! Er konnte auf die Jagd gehen, die Gunst der Stunde nutzen und die Herren rufen. Sie mußten nahe sein in solch einer langen Nacht voller Kraft. Es war eine Nacht, die so nicht sein durfte, von der bösen Kreatur aber fast jubilierend begrüßt wurde, weil „das Licht, das weh tat“ eingeschlafen war...
Schnell bewegte sich das Wesen zu den Grenzsteinen hinüber, die ansonsten für ihn eine Barriere darstellten, die er nicht zu überschreiten imstande war. Hier waren die Torsteine - da war auch der Stein, den der kleine Zweibeinling mit dem Flammenkopf einfach besudelt hatte, indem er ein Stück davon mitnahm.... Ja!
Er spürte dem Stückchen Stein nach, wie er es seit dem Verschwinden des Zweibeinlings schon so oft gemacht hatte. Nie hatte er den gestohlenen Stein, den einzigen Makel in seinem diensteifrigen Dasein, spüren können. Doch jetzt, jetzt vernahm er ein schwaches Echo aus der Richtung, in die der Zweibeinling damals verschwunden war. Was noch viel seltsamer war - als er in diese Richtung zu wittern begann schien es ihm, als würde er regelrecht gerufen.... etwas zog ihn dort hin, süß und vielversprechend.
Entschlossen machte das kleine Wesen einige Schritte über die Begrenzung des Torsteines hinaus, früher ein Todesurteil für ihn, hätte „das Licht, das weh tat“ ihn doch schnell getötet. Und nun? Nichts geschah, die samtene Dunkelheit, schwer und süß um ihn herum, blieb und hieß ihn Willkommen! Mit einigen wilden Sprüngen machte sich die Kreatur auf, den Zweibeinling zu finden und das Stück des Torsteines wieder zurückzubringen... mit dem Zweibeinling als Opfer für die Herren...

☯ ☯ ☯

Gabraal huschte in der Dunkelheit an der Wand entlang bis zu dem Vorhang, der das Schlafzimmer der Eltern als dem zweiten Raum der Hütte von dem Wohnraum abtrennte. Er kannte den Weg im Schlaf - er schlief ja wahrscheinlich sowieso noch. Als er so durch die Hütte schlich fiel ihm auf, wie still überhaupt die ganze Stadt zu sein schien.
Das Rattenloch von Elek-Mantow war nie still. Immer hörte man irgendwo das Lachen von diesen bunt angemalten Frauen und das Brüllen und Singen von den Leuten, die nicht mehr gerade durch die Straße gehen konnten. Ab und zu hörte man auch wie jemand schrie, der sich wohl weh getan haben oder etwas verloren haben mußte. Von Zeit zu Zeit hörte man das Bellen eines Hundes oder das Krähen eines Hahnes. Aber jetzt? Es war so still hier, man hörte das Haus leise ächzen - fast als wäre es lebendig. Dieser Gedanke beflügelte den Jungen, das seltsame Kribbeln seiner Nackenhaare ignorierend sprang er fast durch den Vorhang in - ein leeres Zimmer!
Wie vor die Wand gelaufen stand der Junge in dem Zimmer seiner Eltern, daß auch als Lager für die Wolle gebraucht wurde, und für die Stoffe, die seine Mutter auf dem Webstuhl im Wohnraum herstellte. Das Bett, daß sein Vater selber gebaut hatte, lag leer, die Hirschfelle darauf lagen unberührt und flach - darunter konnte einfach niemand schlafen. Trotzdem sprang der Junge auf das Bett und wühlte Decken und Felle durcheinander, immer wieder nach Vater und Mutter rufend - er erhielt keine Antwort in dem leeren Haus...
„Maaamaaa, Vaater, Kraaaajin!“, endlich brachen nun auch die Tränen aus dem Jungen hervor. Das salzige Naß strömte heiß seine Wangen hinunter, brannte fast Spuren in das angsterfüllte Gesicht Gabraals. Wo konnten sie nur sein? Was war nur geschehen? Immer noch in Grübeleien und Fragen vertieft sank der Rotschopf auf den Kissen zusammen und weinte, bis keine Tränen mehr in ihm waren und nur noch Schluchzer kamen. Jetzt beruhigten sich die zuckenden Schultern der kleinen Figur auf der Bettstatt langsam, Gabraal schlief, auf den Fellen und Decken die nach den Kräutern seiner Mutter dufteten, ein.

☯ ☯ ☯

Langsam näherte sich das Wesen der Ansammlung von Zweibeinlingen, die dort an diesem Einschnitt in der Welt lebten. Von dort ging der Lockruf aus, von da vorne, da, wo auch der Zweibeinling mit dem Stück des Torsteines irgendwo sein mußte.
Vorsichtig setzte die Gestalt eine Klaue vor die nächste, geduckt durch die Büsche schleichend näherte es sich mehr und mehr dem Ziel seiner Träume. Dabei bemerkte es, daß es durchaus nicht mehr so alleine unterwegs war, so ruhig und ungestört wie in seinem Hain der Herren. Fremdartige Wesen existierten hier, seltsame Dinge, alle schienen sie sich zu der Ansammlung von Zweibeinlingen hingezogen zu fühlen, die dort - da, endlich sah er es - in diesen Steinblöcken hausten. Merkwürdig, es waren viel zu viele Steinblöcke und viel zu wenig Zweibeinlinge... Es war wirklich eine sehr seltsame Nacht! Aber er liebte sie, sie erlaubte ihm umherzureisen und alle diese Dinge zu spüren, vielleicht seinen Herren etwas zu bringen, was sie dazu bewegen würde, wieder zu ihrem treuen Wächter zurückzukehren.
Oh, und hier gab es doch vielerlei Dinge zu spüren und zu schmecken. Welche Düfte fremder Art hingen hier in der Luft, und so viele andere von ihnen trugen Erinnerungen mit sich, die er kannte... Er schmeckte Angst, ohh... wie sehr liebte er diesen Geschmack, und da.... dieses triumphale Gefühl von unwandelbarer Macht über Dinge und Kreaturen, das Gefühl war stark und wunderbar, wie es so durch diese eine Gasse strömte und an ihm vorbeizog. Weiter, hier, schmecken, spüren, wittern, war da nicht Haß? Er blieb einen Moment stehen und spürte diesem einzigartigen Aroma nach...
Konnte er vielleicht einen Augenblick den Torstein warten lassen? Nur einen Augenblick in den Genuß von reiner Angst oder reinem Haß zu kommen, wäre das nicht einen kleinen Umweg wert? Er beschloß, die Frage für sich mit einem eindeutigen JA zu beantworten. Viel zu lange schon hatte er auf diesen kostbaren Augenblick verzichten müssen, wo der erste Tropfen angsterfüllten Blutes...
Aaargh, was war denn das? Hier spürte er einen ekelhaften Gestank in dieser Gasse, hier konnte er nicht weitergehen, nein! Das war der bestialische Gestank starken Glaubens und des Vertrauens in das, was schon seine Herren damals dazu gebracht hatte, ihn hier alleine zurück zu lassen. Es war, bjäch, DAS LICHT! Allein der Gedanke daran, und dann dieser Schwall verdorbener Luft, machten das Wesen taumeln und eine andere Richtung einschlagen.

Das war so gut wie eine Mahnung, schien es der Kreatur. Wenn sofort der Torstein sein oberstes Bestreben gewesen wäre, dann wäre dies hier mit Sicherheit nicht passiert. Ja, ja, schon gut, er würde den Torstein holen und seinen Herren gehorchen. Wenn er seine Sache gut machte, dann würde er schon eine angemessene Entlohnung erhalten. Vielleicht durfte er ja den flammenköpfigen Zweibeinling haben, der den Torstein überhaupt erst gestohlen hatte.
Er spürte den feinen Fäden von Kraft nach, die der Torstein aussandte. Er hatte leichte Schwierigkeiten, ihn hier in dieser Steinansammlung zu finden. Zu viele andere Fäden waren hier gesponnen, manche waren fein und empfindlich, fast wie das Haar der weichen Zweibeinlinge, die vor so langer Zeit auf dem großen Stein im Hain der Herren Blut gelassen hatten. Wieder andere Strömungen waren fast so stark wie die Stämme der alten Baumsäulen dort.
Dann behinderten wieder andere Dinge seine Spurensuche, Wesen anders als Zweibeinlinge, Wesen anders als er selber. Sie lebten nicht, waren aber auch irgendwie nicht ganz im Reich des Todes verschwunden, so als wollten sie sich noch einmal umschauen, bevor sie ganz vergingen. Welcher Wesenheit von all diesen seltsamen Schemen hatte er zu verdanken, daß er sich hier, im Reich der Zweibeinlinge, so frei bewegen konnte? Zu gerne hätte...
Da! Da war doch tatsächlich ein Zweibeinling in den Straßen unterwegs... Es war eine von den weichen Zweibeinlingen, aber sie roch so seltsam. Sie war auch von dünnen Fäden der Kraft umgeben, aber diese Fäden woben ein wirres Muster, in dem keinerlei Ordnung war. Sie gab auch so seltsame Töne von sich, schrill, abgehackt und laut, ihr Geruch war wirklich ungewöhnlich, krankes Blut... Manchmal hatte die weichen Zweibeinlinge im Hain der Herren auch so gerochen, nachdem sie erst einmal dort angekommen waren. Sie waren für die Herren nichts mehr wert, ihre kranke, ungesunde Kraft machte den Herren Schmerzen. Nicht so wie DAS LICHT, anders, aber er mochte es selber auch nicht und schüttelte sich, daß seine Schuppen leise aneinander klangen.
Nein, sie würde ihm nichts bringen, sie würde ihn keine Angst, keinen Zorn und keinen Haß mehr in ihrem Blut schmecken lassen können... Sie sollte nur schnell verschwinden, und ihm nicht im Wege stehen. Er drückte sich an der Wand entlang an ihr vorbei.
Malinka huschte durch die Gassen der nächtlichen Unterstadt, lachend und kichernd... gerade hatte sie ihren toten Mann gesehen... und er hatte sie den Arm nehmen und küssen wollen... Dabei war er schon vor zwei Jahren gestorben... auf der Jagd, und daß obwohl sie ihm gesagt hatte, er solle an ihr zweites Gesicht glauben... ihre Träume würden wahr werden... Am Abend kamen die Männer dann zurück... eine Bärin hatte ihren Mann angefallen... und getötet... Damals hatte man ihr ihren Mann nicht gezeigt... jetzt hatte sie allerdings genau sehen können... wo ihm der halbe Kopf weggerissen worden war... von einem Prankenhieb... Sie kicherte wieder, ‘Tarland, Tarland’, lachte sie irre... 'Du hättest auf mich hören sollen, Tarland!’... Da, da vorne, da war auch wieder so etwas Verrücktes... ein paar orangene Augen sahen sie aus einer dunklen Gasse an... dunkle Gasse... alles war doch dunkel hier... sie kicherte wieder... 'Und wir werden keine Sonne mehr sehen, genau wie Tarland, hihihi...“... Sie taumelte, ohne die sie beobachtenden Augen weiter zu beachten, die Gasse entlang...

☯ ☯ ☯

Gabraal bewegte den Kopf langsam von einer Seite auf die andere, wie lange hatte er denn geschlafen? Dann öffnete er langsam die Augen, Unmengen von Sand schienen ihn daran hindern zu wollen. Nun starrte er auf ein Hirschfell, ein großes Hirschfell direkt vor seiner Nasenspitze. Ein Hirschfell - wie das auf dem Bett seiner Eltern..... NEIIIIIIN!
Jetzt erinnerte sich Gabraal wieder an alles - panisch sprang er vom Bett herunter und lief, laut nach seinen Eltern und nach seinem Bruder rufend, in den Wohnraum. Vielleicht waren sie ja wieder da, vielleicht, vielleicht.... Gabraal verlangsamte seine Schritte, als er inmitten des leeren Wohnraumes stand. Niemand, nichts und niemand waren hier. Augenblick mal, nichts und niemand? Das konnte wahrlich nicht sein, Gabraal konnte doch etwas spüren, von.... draußen?
Irgend etwas schien ihn auf das DRAUSSEN aufmerksam machen zu wollen - nicht jetzt, jetzt hatte er eine wahnsinnige Angst. Er wollte jetzt nicht auch noch auf draußen achten, wußte er doch nicht einmal, was hier drinnen passiert war.
Langsam krochen ihm wieder die Tränen in die Augen und ein seltsamer Knoten saß ihm im in der Kehle, der ihm das Atmen fast unmöglich machte. Mit einer Hand fuhr er sich an den Hals, so als wolle er einen zu engen Kragen weiter machen, der ihn am Luftholen hinderte - aber, Gabraal trug nur ein weites Hemd, kein Kragen dort! Statt dessen blieb er mit seinen kleinen Fingern in einer ledernen

Schnur hängen, die er seit einiger Zeit um den Hals trug. Ach ja, das war das Beutelchen mit dem Stein, der aus dem seltsamen Felsblock im Wäldchen herausgebrochen war. Gabraal dachte nicht gerne an diesen Ausflug zurück. So viel Angst hatte er noch nie gehabt, wie in diesem Wäldchen. Oh, falsch, hier mußte der Junge sich korrigieren, heute hatte er bestimmt doppelt so viel Angst wie damals. Er ließ den Beutel wieder verschwinden, jetzt war der Stein unwichtig, obwohl, irgendwo, der Stein war ja interessant... Irgendwo machte sich ein kleiner Gedanke... Nein, nicht jetzt....
Er suchte nach dem Öllicht und dem Feuerstein. Er brauchte viele lange Versuche, das Flämmchen zu entzünden. Sein Vater hatte es ihm immer verboten, mit Feuer zu spielen, aber... nun ja. Endlich schimmerte ein kleiner goldener Kreis aus Licht über dem Tisch. Allerdings schien es dem Jungen, als wolle sich das Licht an die Lampe klammern und keinen fingerbreit weit in den Raum hinaus. Er versuchte das Herdfeuer in Gang zu bekommen, während nur ein Gedanke ihn beherrschte...
Wohin waren sie nur verschwunden, wohin?
Ob sie alle weggegangen waren? Doch nicht ohne ihn? Doch nicht ohne Gabraal! Nein! Aber... vielleicht hatte sich sein Vater so darüber geärgert daß Gabraal lesen wollte weil das so toll war, und um Zauberei zu lernen, daß er seine Mutter und seinen Bruder einfach mitgenommen hatte und fortgegangen war. Heißer Schreck fuhr ihm durch die Glieder. Auf nackten Sohlen machte er kehrt und rannte nochmals in das Zimmer der Eltern, stolperte jetzt fast ohne Licht und in Eile... Er sah in den Truhen nach, alle ihre Habseligkeiten waren noch da, schön, sehr schön. Aber wo...
Gabraal setzte sich auf die Herdbank - das Feuer hatte er nicht an bekommen - aber hier war wenigstens noch ein wenig Wärme in den Herdsteinen, und dachte nach. Was nun? Was, wenn sie niemals wiederkämen. Bloß das nicht! Gabraal war wieder fast den Tränen nahe. Das Stückchen Brot, daß er sich gedankenverloren für seinen mittlerweile heftig knurrenden Magen genommen hatte, blieb ihm mit einem kleinen Bissen fast im Halse stecken, Er legte den Kanten weg, ohne seinen Hunger gestillt zu haben., Er konnte jetzt nicht essen.
Wieder spielte er an dem Lederband herum, wieder schien das Beutelchen wie von selber in seine Hand zu gleiten. Einem inneren Impuls folgend öffnete der Junge den Beutel und ließ den Stein auf seine Hand fallen - nur um ihn dann sofort loszulassen. Der Stein fiel auf den Fußboden vor seine Füße. Verflixt noch mal! Wieso war das blöde Ding denn heiß?

☯ ☯ ☯

Das Wesen blieb stehen, wie angewurzelt blieb es stehen. Ein heftiger Schmerz durchzuckte ihn bis ins Mark, kurz darauf ertönte ein vertrauter Ruf von irgendwo, der Torstein, der Zweibeinling! Der Zweibeinling hatte den Torstein angefaßt! Leise aufheulend wandte sich die Kreatur in Richtung des leuchtenden Signals, das der Torstein an ihn aussandte. Aber... es war falsch, die schimmernden Fäden des Steines schmeckten so... anders... als der Zweibeinling ihn angefaßt hatte.
Das Wesen jaulte gequält auf... was hatte der Zweibeinling denn mit dem Stein gemacht? Er mußte sich beeilen, durfte nicht länger verweilen, mußte den Stein retten und den Zweibeinling bestrafen, hi hi hi, bestrafen, ja... Das kleine Untier eilte den Fäden des Torsteines nach, die ihn in Richtung der Spalte zogen.
Hoffentlich kam er nicht zu spät, und der Stein war durch diesen unwürdigen Wurm nicht ganz und gar verdorben! Was machte der kleine Zweibeinling nur... arghh, was machte er denn mit SEINEM Stein, mit dem Stein der Herren, den sie dort vor Äonen schon selbst gelegt hatten...
Mit einem schrillen Kreischen der Wut machte sich das Wesen auf, noch schneller zu dem Ort zu gelangen, an dem sich Torstein und Zweibeinling finden würden.... büßen würde der kleine Unwürdige, büßen...

☯ ☯ ☯

Gabraal saß auf der Herdbank und sah auf den Stein hinunter, der dort ganz unschuldig auf den hellen, mit Sand gescheuerten Holzbohlen lag. Unschuldig? Nun ja... irgendwie sah der Stein ja nicht so ganz normal aus, darum hatte er ihn ja auch seinerzeit eingesteckt. Er nahm den Stein vom Boden auf, vorsichtig diesmal, er wollte sich nicht nochmals die Finger verbrennen.
Ja, der Stein war noch immer ganz heiß - ob der Stein magisch war? Sicher! Natürlich war der Stein magisch, und der Stein hatte ihn beschützt, sonst wäre er auch weg gewesen, ganz bestimmt war das

so. Aber, wenn er den Stein nicht gehabt hätte, dann wäre er jetzt bei seiner Mutter, bei Vater und Krajin, jetzt war er hier alleine!
Jetzt war Gabraal wirklich ganz davon überzeugt - seine Eltern mußten durch Magie verschwunden sein. Er wollte später doch auch einmal ein großer Zauberer werden, aber nicht so einer, der Leute einfach verschwinden ließ und anderen Angst damit machte - ganz bestimmt nicht!
Er hielt den Stein ganz fest in der Hand und dachte an seine Eltern und seinen Bruder, vielleicht half das ja etwas. Nein, irgendwie half das gar nichts, jetzt hatte Gabraal sogar das Gefühl, als wäre er noch einsamer als zuvor. Obwohl der Stein eine ungewöhnliche Hitze ausstrahlte war plötzlich wieder der Eisklumpen in seinem Magen da!
Er ließ den Stein verschreckt wieder fallen, das seltsame Gefühl von Einsamkeit ließ nach, und der Eisklumpen schmolz ein wenig. Gabraal packte die Angst wieder, die er so erfolgreich in eine finstere Ecke verbannt glaubte. Leise schlich sie sich wieder an ihn heran und belauerte ihn aus den dunkelsten Winkeln der Hütte.
Er legte den Stein vor sich auf den Tisch, neben die Öllampe, dort wo er ihn genau sehen konnte, und setzte sich davor auf einen Schemel. Fast mit der Nasenspitze am Stein starrte er darauf, verfolgte das Muster der feinen Runen, Zeichnungen und Muster, die in den Stein eingearbeitet worden waren. Wenn der Stein magisch war, dann mußte der Stein helfen können - auch wenn er sich so komisch... anfühlte. Verflixt noch mal, er wollte seine Mama wieder haben, er hatte Angst alleine... „Und du blöder Stein wirst mir jetzt helfen!“, rief Gabraal laut und entschlossen aus.
Er starrte den Stein an, sehr, sehr ernst - bei dem großen Hund von seinem Nachbarn, der ihn immer so böse angekläfft hatte, da hatte das ja einmal funktioniert. Er hatte den Flohteppich angestarrt, und der Hund war mit eingekniffenem Schwanz in seiner Hundehütte verschwunden. Krajin hatte damals nicht schlecht gestaunt.
Er sah weiter konzentriert auf den Stein, Vater hatte immer gesagt, wenn man etwas wirklich erreichen wollte mußte man hart an sich arbeiten und genau auf das achten, was man tat. Natürlich meinte er das Lesen von Spuren im Wald oder das Bearbeiten von Fellen. Aber Gabraal sah nicht ein, wieso er das nicht auch jetzt machen sollte, wo er mit Magie zu tun hatte. Irgendwie schien das sogar logisch zu sein, nun ja, irgendwie eben.
Immer wieder und wieder fuhr er die einzelnen Linien mit den Augen nach, wieder und wieder, wieder und wieder, wieder und wieder, schon ganz schwummerig war ihm davon. Ab und an war ihm, als würde er da etwas sehen können, durch den Stein hindurch, mehr als nur einfachen Glimmer, Bearbeitungsspuren oder Kristalle. Aber WAS war das? Er sah Dunkelheit in dem Stein, Dunkelheit, die ihn zu umfangen drohte - Irgend etwas war da in dem Stein, ein Echo von etwas Großem, etwas Altem, etwas Gabraal völlig Unbekanntem. Und dieses Etwas begann, ihn leise zu rufen...
Gabraal hatte Mühe, sich jetzt endlich aus den Schlingen der eingearbeiteten Runen zu befreien. Unter Aufbietung all seiner Willenskraft schaffte er es, den Blick von dem Stückchen Stein zu reißen, das da scheinbar so unschuldig und harmlos neben der Öllampe lag. Mit Furcht und Zorn im Blick fegte er den Stein vom Tisch herunter, so daß er in einem wirklich finsteren Winkel des Raumes liegenblieb. Gabraal rannte wieder in das Zimmer der Eltern und verkroch sich unter den Decken des Bettes, die jedoch einfach keine Wärme spenden wollten.

☯ ☯ ☯

Die Fäden des Steines wurden immer deutlicher erkennbar zwischen den einzelnen anderen glimmenden Strängen von Energien um das Wesen herum. Mal waren die Fäden langweilig blaß, dann aber wieder voller Kraft und Klarheit. Als sich die kleine Kreatur näher an die Spalte heran arbeitete spürte es aus mehreren Richtungen starke Stränge von Kraft. Es gab hier nicht nur machtvolle Wesenheiten, es gab hier auch Plätze wie die, die die Herren ihm hinterlassen hatten. Plätze wie den Hain der Herren. Vielleicht fanden sich an diesen Orten ja Hinweise auf die Herren... es war zu verlockend.
Die kleine Kreatur mit den spitzen Zähnen und den scharfen, kleinen Krallen hockte in der unbelebten Gasse und schien zu überlegen...
Er mußte sich einfach die Zeit nehmen, sich die anderen Plätze anzusehen. Viel zu schnell würde er wieder in den Hain zurückmüssen, viel zu schnell. Und der Zweibeinling? Der Zweibeinling konnte doch nicht warten... er hatte den Torstein, der Stein mußte erst befreit, dann gereinigt und an seinen angestammten Platz zurück gebracht werden. Außerdem gab es da ein paar Stellen, an denen er DAS

LICHT vermuten durfte. Es gab hier nicht viele solche Stellen und auch nicht viele solcher Zweibeinlinge - aber wenn deren LICHT hell genug brannte, dann wollte er sich nicht damit anlegen. Jedenfalls nicht, so lange nicht die Herren noch nicht wieder da waren.
Das Wesen zischte erbost und huschte weiter die Gasse entlang, die es eigentlich am schnellsten zu seinem Ziel bringen dürfte.
Ja... hier war die Spur stark... und jetzt - neeeeeein! Die Spur, die Fäden der Macht, wo waren sie? Bei den hohen Herren! Er hatte die Spur verloren... der Torstein war zerstört! Ohhh.... ahh, da! Für einen winzigen Augenblick war ihm doch so, als wäre der Stein zerstört worden, er hatte dessen Machtströme nicht mehr spüren können. Aber da war das Signal ja wieder, etwas schwächer zwar, aber es war vorhanden.
Was wagte dieser Zweibeinling eigentlich mit dem Stückchen des Torsteines zu machen? Was war das überhaupt für ein Zweibeinling? Das konnte doch kein normaler, dummer, blinder Zweibeinling sein, wie er sie bislang viel zu häufig gesehen hatte? Er hatte zwar auch schon andere Zweibeinlinge gesehen, Anwender der Kraft der Herren oder auch des... grrr, des LICHTES waren diese gewesen, aber als der kleine Zweibeinling den Torstein geraubt hatte, da hatte er doch gar nichts.... Hrrrragh, da hatte er gar nichts gemacht, um dieses zu überprüfen! Welch ein Versäumnis! Die Kreatur duckte sich tief in den Staub der Gasse und wand sich hin und her - auf seiner schuppigen Haut spürte er schon die Strafe, sollten die Herren jemals von seinen Vergehen erfahren.
Niemals, niemals würde er zulassen, daß die Herren davon erführen! Die häßliche Kreatur schüttelte sich, so daß die kleinen Schuppen ihres Panzers leise aneinander klickten. Unter Zähneknirschen sprang das Wesen auf und lief, mit gesteigertem Tempo diesmal, die Gasse entlang. An deren Ende dürfte sich das Fragment des Torsteines befinden...
Jawohl, jetzt merkte er dessen Anwesenheit in der Nähe, ganz in der Nähe. Und da, ja, da waren auch die anderen Fäden, dünn aber kristallklar, die der kleine Zweibeinling um sich versammelte. Ungeordnet und ungelenk waren sie noch, aber sie hatten es trotzdem gerade geschafft, den Kontakt zu dem Torstein aufzubauen - und das just in dem Moment, als er vor dem Holzkasten ankam, der den Torstein beherbergte!
Er hatte Kontakt zu dem Torstein aufgenommen! Das konnten doch nur die Herren! Wieso... halt, nein, die Kreatur überlegte noch einmal ganz genau, was sie da gesehen hatte. Zuerst waren da die Stränge des Steines gewesen - feingliedrige Finger, die sich durch die Stadt nach ihm ausdehnten und ihn riefen, sowie feines Gespinst, das in intensiven Farben um den Stein herumwirbelte. Zum zweiten waren da die flackernden, kristallklaren Fäden des kleinen Zweibeinlings gewesen, die sich in alle Richtungen ausgedehnt hatten, die allerdings wie kleine Peitschenhiebe ungezielt hinaus schossen und wieder auf ihn zurückfielen - so! Und dann erst war der Kontakt entstanden... aber der war durch den Stein hervorgerufen worden. Der Stein lockte den Zweibeinling in seine Machtsphäre... der Stein... wollte den Zweibeinling!
Hmmmmm, gut, sehr gut... Der Torstein bereitete schon alles vor, war das nicht wundervoll? Das Wesen bremste seinen Lauf in der Nähe des kleinen Holzkastens, um weiter zu beobachten. Die Fäden des Steines umfingen die kleinen, flackernden Fäden des Jungen, versuchten sie in den Stein hineinzuziehen und mit den eigenen Strängen zu verflechten.... Jaaaa! Neein! Das Wesen glaubte, seinen Echsenaugen nicht trauen zu dürfen, die orangeglühend auffunkelten vor Zorn. Wie hatte das... der Zweibeinling hatte die Verbindung von sich aus unterbrochen. Ein schrilles, langgezogenes und von der Wut getriebenes Heulen erfüllte die feuchtkühle Nachtluft, als die Kreatur aus dem Hain der Herren ihren Zorn hinausbrüllte in die Dunkelheit.

☯ ☯ ☯

Gabraal zuckte zusammen, ein schreckliches Geräusch erfüllte die Nacht, die auch ansonsten schon voller ungewöhnlicher Töne war. Noch nie zuvor hatte er zum Beispiel das Holz der Dachbalken derartig arbeiten hören, noch nie zuvor hatte er gemerkt, wie sich ein vom Wind umher getriebenes Blatt anhörte, wenn es gegen die Hauswand stieß, noch nie... VERDAMMT NOCH MAL! Noch nie hatte er einen solchen Schrei, ein solches Heulen gehört - und es wollte einfach nicht aufhören!
Jetzt kamen sie, um auch ihn noch zu holen. Sie hatten gemerkt, daß von den Barilkians noch einer fehlte... sie wollten Gabraal auch noch haben!
Gabraal blieb einen Moment auf dem Bett hocken, die kleinen Hände in der Decke zu Fäusten zusammen geballt. Dann schnellte er von dem Lager herunter in den Wohnraum hinein. Zuerst hatte

er die große Truhe unter dem Fenster ins Auge gefaßt um sich zu verstecken, aber dann bräuchten sie nur den Deckel anzuheben, dann wäre er entdeckt. Nein, Gabraal schaute sich gehetzt um.
DA! Er entdeckte in einer Ecke des Raumes die Axt und den Bogen seines Vaters. Die bösen Zauberer hatten auch nur eine Chance gehabt, weil Vater sie nicht erwartet hatte! Jawohl, wenn er es gewußt hätte, dann hätte er sie mit seiner Axt in zwei Stücke gehauen, in ganz viele Stücke, wie einen Baumstamm für das Feuer, jawohl. Für einen Sekundenbruchteil sah sich Gabraal mit der Axt einer Übermacht von Monstren und Magiern gegenüber... brrr, äh ba!
Er schüttelte den Kopf. So würde das dann doch nicht gehen, die Axt war ja so groß wie er selber. Lieber tat er einen Griff in die Jagdtasche des Vaters. Dort war ein unheimlich scharfes Messer, ein kostbarer Besitz der nicht gerade reichen Familie Barilkian. Das Messer nahm Vater immer, wenn er einem erlegten Tier das Fell zerschnitt, falsch, wenn er das „Wild aufbrach“, so nannte Vater das immer, ja. Gabraal füllte noch einmal Öl aus der Flasche auf dem Wandbord in die Lampe nach, so, dann machte er sich bereit.
Mit dem scharfen Jagdmesser vor sich in den zusammengekrampften Händen kauerte sich Gabraal in den finstersten Winkel des Wohnraumes, tief in die ihn eigentlich schrecklich ängstigenden Schatten, und wartete. Worauf? Er wußte es nicht. Er saß nur da und wartete, er würde ein Held sein, jawohl, ein Held! Ein Held, der sich wahrscheinlich gleich in seine Hosen machen würde...
Und so saß er nun da in seinem Winkel und ließ seinen Blick über die im Dunkel der Nacht so seltsam unvertraut und fast bedrohlich wirkenden Gegenstände im Wohnraum schweifen. Fast in jedem Eckchen saß auf einmal ein Monstrum mit Klauen und Fängen, das ihm an den kleinen Kragen wollte. Wieder spürte Gabraal den kalten Schweiß aus seinen Haaren hervor rinnen, wieder spürte er den Eisklumpen in seinem Magen. Seine Augen begannen zu brennen, er wollte keinen Moment die Lider senken - das konnte genau der Augenblick sein, den „die da draußen“ nutzen würden, bestimmt war das so!
Doch irgendwie, irgendwie, senkten sich etwas später die bleischweren Lider und Gabraal sackte, von Erschöpfung übermannt, schlummernd in sich zusammen. Das war zu viel gewesen für den kleinen Kerl. Kurz darauf hörte man dann aus der Ecke das leise klappern eines zu Boden fallenden Jagdmessers und die raschen Atemzüge eines unruhig schlafenden Kindes, das in seinen Träumen durch die Gassen von Elek-Mantow jagte - um als großer, gelehrter Zauberer die bösen Leute zu finden, die seiner Mama, seinem Vater und seinem Bruder etwas getan hatten.

☯ ☯ ☯

Nachdem sich das Wesen seine Wut aus dem Leib geschrien hatte, und seine Wut war groß, schlich es sich näher an den Holzkasten heran. Jetzt nahm es sich die Zeit, den Holzkasten zu umrunden, sich alles genau anzusehen. Ja - nur ein Zweibeinling war hier in diesem Kasten aktiv, nur einer. Und das war der kleine Zweibeinling aus dem Hain, der den Stein gestohlen hatte. So, jetzt nochmals genau alles überprüfen... Die Fäden des Zweibeinlings deuteten darauf hin, daß er sich in dem Holzkasten umherbewegte und sehr aufgeregt war....
Sehr schön, der Geschmack des Blutes wäre danach nur noch besser, alles angereichert mit Angst, Aufregung und... mhm, Zorn auf etwas. Aber lange durfte er nicht mehr warten, dann hätte der kleine Zweibeinling wahrscheinlich genau so wirre Fäden um sich herum, wie der weiche Zweibeinling, den er etwas früher getroffen hatte.
Das kleine Wesen huschte nahe an die Wand heran, suchte einen Eingang in den Holzkasten. Während seiner Suche spürte er immer noch den Fäden des Steines und des Zweibeinlings nach... wunderbar. Der Stein war nahe, und die Fäden des Zweibeinlings.... bei allem Blut der tausend Welten! Was taten denn die Fäden des Zweibeinlings da?
Die Fäden waren eine Zeit lang ziellos umher gewirbelt, nicht wild durcheinander, nein, aber eben ziellos. Jetzt schienen sie sich zu formieren, schienen irgendwo etwas bewirken zu wollen, etwas zu suchen. Allerdings war das Muster, das diese Fäden vor den Augen der Kreatur woben, sehr ungewöhnlich. Der Zweibeinling sollte eines solchen Musters gar nicht fähig sein, das Muster war viel zu komplex... Irgendwie schienen sich die zu diesem Muster benutzten Fäden auch verändert zu haben, nicht direkt von dem kleinen Zweibeinling zu stammen. Später vielleicht, wenn der kleine zu einem großen Zweibeinling geworden wäre, dann vielleicht... dann hätte er solche Fäden weben können.

Jetzt hieß es handeln, länger konnte wirklich nicht gewartet werden! Die kleine Kreatur nahm sich eine Seite des Holzkastens vor und holte aus - ein, zwei Hiebe dürften für dieses Hindernis genügen, dann stünde er wirklich Auge in Auge dem kleinen Zweibeinling gegenüber. Oh, er würde sich Zeit lassen. Weglaufen konnte der Kleine ja nicht!
Und von einem triumphierenden Aufkreischen begleitet flogen die Splitter der Holzwand zur Seite...

☯ ☯ ☯

Gabraal schreckte hoch, er hatte geträumt, seltsame Dinge geträumt, aber es war wenigstens kein richtig gemeiner Traum gewesen, so wie... gestern... vorgestern... davor? Wie lange war es jetzt eigentlich schon dunkel? Egal... Hauptsache es würde bald wieder hell und dann wären Mama und Vater und Krajin wieder da. Dann... was war das? Der Kopf des Jungen ruckte hoch, irgend etwas war doch da...
Er sprang auf die Beine, das heißt, er wollte es. Er hatte zu lange in der Ecke gehockt und geschlafen. In einer denkbar ungünstigen Position, seine Beine waren eingeschlafen und er fiel wieder in die Ecke zurück.
Bevor er sich über eingeschlafene Beine Gedanken machen konnte spürte er, mehr als das er sie hörte, eine Bewegung vor dem Haus. Etwas war dort, etwas mit der Dunkelheit der Nacht verwandtes, etwas, das irgendwie auch wie der seltsame Stein zu sein schien.
Plötzlich flogen ihm die Splitter der Hauswand um die Ohren, mit ohrenbetäubendem Krach brach ein Stück aus der Wand heraus und eine Gestalt erschien dort. Von dem noch immer spärlich flackernden Öllicht auf dem Tisch schwach angeleuchtet stand dort ein Wesen, wie aus Gabraals Alpträumen entsprungen....
Gabraal versagte die Stimme, nicht einmal ein Wimmern entfuhr ihm, und er versuchte immer tiefer in die Ecke zu kriechen, in der er sich versteckt hatte. Die Hände tasteten nach hinten, waren auf der Suche nach einem Loch, in dem er sich verkriechen konnte. Seine kleinen Hände suchten auch nach dem Jagdmesser, daß ihm im Schlaf entfallen war. Nun, ein Loch fand der Junge nicht, dafür aber das Jagdmesser, er faßte mit seiner linken Hand genau in die Klinge, Blut floß aus dem Schnitt in seiner Handfläche. Dafür ertastete seine Rechte...

☯ ☯ ☯

Da! Da war ja der den Herren geweihte Zweibeinling, ja, genau wie damals im Wäldchen sah er aus, nur spürte das Wesen jetzt noch mehr Furcht, sehr schön... Da, der Zweibeinling bewegte sich, wollte fliehen. Ja... wohin denn? Nirgendwo hin mehr, und nun....
Blut! Der Zweibeinling hatte sein Blut vergossen, grrrarh, dieses Aroma... Wollte der Zweibeinling ihn dadurch reizen? Wollte er einen schnellen Tod heraufbeschwören? Nichts da... Langsam lief Geifer der Kreatur das Kinn herunter, der Hunger, bislang mühsam unterdrückt, drang trotz aller Anstrengung an die Oberfläche. Nein! Den Herren sollte der Zweibeinling gehören, so daß sie bald wieder zu ihm zurückkehren würden... Aber dort, das Blut des Zweibeinlings, das duftete so süß und schwer. Er konnte seine Gier einfach nicht mehr zügeln, und der Hunger begann sein Handeln zu beherrschen. Rote Schleier senkten sich über sein Blickfeld, nur noch hier und da durchzuckt von den schimmernden Kraftfäden des Jungen. Die des Torsteinfragmentes waren... wo waren die des Bruchstückes? Ganz egal, egal.... Blut! Die Kreatur vergaß alles andere um sie herum und sprang auf den Tisch, um sich von dort aus auf den kleinen Zweibeinling zu stürzen.

☯ ☯ ☯

Gabraal hatte mit der linken Hand das Jagdmesser „gefunden“, die rechte Hand ertastete einen anderen Gegenstand, den seltsamen Stein. Ja, er hatte ihn ja in diesen dunklen Winkel geschleudert, weil der Stein ihn irgendwie in sich hinein hatte ziehen wollen. Er mußte die ganze Zeit darauf gelegen haben. Eine Gänsehaut lief dem Jungen über den Rücken.
Jetzt hatte er aber erst einmal dieses DING da auf dem Tisch hocken, das ihn aus orange glühenden Augen ansah. Gabraal wußte eines, viel Zeit hatte er nicht, dann würde ihn das Ding anspringen. Aber irgendwie lief die Zeit so langsam ab, er hatte den Eindruck, als könne er alle Zeit der Welt dazu verwenden, sich dieses kleine Monstrum anzusehen, das dort auf dem Tisch hockte. Und auf dem

Tisch hockte ein Wesen, das einem kranken Traum entsprungen sein mußte. Muskeln, Krallen, Schuppen, Zähne und glühende Augen - mehr brauchte Gabraal nicht zu sehen. Er sah aber noch mehr, einen kleinen langgezogenen Kopf mit spitzen Zähnen im Maul, aus dem Speichel auf den Tisch rann, spärliche Haarbüschel, die sich wie lebendige Schlangen den Nacken des Wesens herab ringelten und lange Klauenhände mit messerscharfen Krallen an den Enden. Diese schuppenbesetzte Kreatur saß auf dem Tisch und begutachtete ihn, wie er sonst immer eine Zuckerstange ansah - wie eine einzigartige Leckerei.
So groß schien das Wesen ja nicht einmal zu sein. Ein Stimmchen in seinem Hinterkopf sagte ihm, er solle sich doch bitte einmal die Wand der Hütte ansehen, so groß brauchte das Vieh nicht zu sein, um ihn mit Haut und Haaren aufzufressen. Und genau das schien es jetzt zu wollen, denn Gabraal sah genau, wie sich unter den feucht schimmernden Schuppen die Muskeln zum Sprung anspannten.
Gabraal nahm das Jagdmesser fester in die Hand. Autsch... er wechselte das Messer in die andere Hand, er konnte mit Links nicht so gut hantieren - und außerdem hatte er sich geschnitten. Ach... der blöde Runenstein, Gabraal nahm dann eben den Stein dafür in die linke Hand. So, jetzt sollte das Vieh nur kommen. Gabraal hatte zwar mehr Angst als sonst etwas, aber er hatte eine Wand im Rücken... Und er hatte vielleicht das Vieh vor sich, es sah zwar nicht aus wie ein böser Zauberer, das seine Eltern und seinen Bruder geraubt hatte - und jetzt auch ihn noch holen wollte...

☯ ☯ ☯

Da war er, glotzte zu ihm herauf, wartete auf seinen Untergang. Die Kreatur sah schnell den Zweibeinling etwas Blitzendes auf die andere Seite wechseln. Der kleine Zweibeinling hatte eine Kralle, mit der er sich verteidigen wollte - es würde viel Spaß machen...
Das Wesen machte sich sprungbereit und drückte sich von der höheren Stelle ab, auf die er sich geschwungen hatte. Kein Ausweg war dem kleinen Zweibeinling gegeben, und das Wesen spürte schon, wie sich seine Zähne in das weiche Fleisch bohren würden, um dann das warme Blut zu schlürfen...

☯ ☯ ☯

Gabraal hatte das Wesen abspringen sehen von dem Küchentisch. Er hatte nichts anderes getan, als instinktiv die Arme hoch zu reißen. Er spürte scharfe Krallen, die ihm den rechten Unterarm aufrissen, die bestimmt auch noch mehr aufgerissen hätten, wenn das Vieh nicht mit einem Heulen zurückgezuckt wäre. Das ohrenbetäubende Geheul brachte die ganze Hütte zum Beben..
Eigentlich hätte der Zweibeinling sterben müssen, er hätte den Kopf verloren, doch statt dessen hatte sich etwas schmerzhaft in das Fleisch der Kreatur gebohrt... Wieder erscholl das ohrenbetäubende Geheul in der Hütte, so daß diese erbebte. Die Kreatur zuckte von dem Zweibeinling zurück und duckte sich, angriffsbereit, sichernd, abwartend... Sie beobachtete den Zweibeinling genau, was hatte da Schmerzen verursacht, was wagte da, sich gegen ihn zu stellen? Was...
Das Wesen sah sich den Zweibeinling genauer an, eine Klaue dabei auf einen Schnitt im Unterleib gepreßt, aus dem eine leicht leuchtende rötliche Flüssigkeit rann. Das Wesen bebte vor Zorn und Schmerz, nur die Herren oder das LICHT konnten ihn verletzen, nicht ein einfacher Zweibeinling. Der kleine Zweibeinling saß, mit schmerzverzerrtem Gesicht, in der Ecke des Raumes und wimmerte leise, die Klaue und den Stein an sich gepreßt. Der STEIN!
Der kleine Zweibeinling hatte den Torstein in einer blutigen Hand. Das Blut des Zweibeinlings hatte den Torstein benetzt, und der kleine Zweibeinling hatte die Kraft der Herren in sich... Durch die Verbindung aus Kraft und Blut hatte der kleine Zweibeinling den Stein endgültig aus dem Hain der Herren und aus ihrem Einfluß herausgerissen. Arrrgh, was tun? So konnte er doch nicht in den Hain der Herren zurück? Es konnte, so lange der kleine den Stein hielt, auch nicht an diesen heran - wütend fauchte es, versuchte nach dem Zweibeinling zu schlagen...
Gabraal hielt sich seinen Arm, tot konnte er nicht sein! Sein Arm brannte, als wäre er in flüssiges Feuer getaucht worden, es tat weh! Er versuchte die Tränen zurück zu drängen, vielleicht war das Vieh ja noch da, vielleicht griff es ihn ja noch einmal an. Gabraal sah vorsichtig unter den abwehrend erhobenen Armen hindurch und blickte dorthin, wo das Vieh sein mußte. Das Monstrum hockte unter dem Tisch und funkelte ihn an, die Augen schienen fast Funken zu sprühen. Es war auch verletzt... Gabraal sah das Blut.

Das machte ihn etwas mutiger, das war kein unbesiegbares Monster, vor dem man so große Angst haben mußte, es konnte auch bluten. Aber was hatte ihn verletzt? Das Jagdmesser! Und, in der anderen Hand, hatte er noch den Stein aus dem Wäldchen.
Gabraal setzte sich gerade hin, zog ein Bein unter den Körper, um sich aufzurichten. Wenn das Vieh noch einmal angriff, dann mußte Gabraal vorbereitet sein. Er erhob sich langsam, immer auf die Augen achtend, die unter dem Tisch hervorfunkelten.
Das Wesen krabbelte unter dem Tisch hervor, auf der dem Zweibeinling abgewandten Seite. Dann umschlich es den Tisch, versuchte es noch einmal, den Zweibeinling von den Beinen zu holen und zu töten.
Gabraal sah, wie sich die funkelnden Augen nach hinten zurückzogen. Er bewegte sich aus der Ecke heraus und achtete darauf, daß der Tisch immer zwischen ihnen beiden war. Allerdings war das Vieh so schnell, daß er es nicht unter dem Tisch hervorschießen sah. Das Vieh fegte ihn von den Beinen und schlug seine spitzen Zähne in Gabraals Bein. Gabraal wurde es erst Rot, dann Schwarz vor Augen. Das Monstrum würde ihn jetzt bei lebendigem Leibe auffressen... Nein! Tränen schossen ihm wieder aus den Augen, noch nie.... Jetzt saß Gabraal wieder auf dem Hosenboden, das Monstrum hatte seine Bein umklammert und ihn auch in ein Bein gebissen. Der Kopf dieses Viehs lag fast in seinem Schoß. Gabraal hob das Jagdmesser, hielt es mit beiden Händen ganz fest, und ließ es nach unten sausen. Danach... danach wurde es dem Jungen endgültig schwarz vor Augen...
Der Junge nahm nicht einmal mehr das schwache Pulsieren des Steinstückchens wahr, das sich mit seinem Lederriemen um den Griff des Jagdmessers gewickelt hatte, welches von Gabraal immer noch fest umklammert wurde.

☯ ☯ ☯

Airdantaa Barilkian wurde wach, sie fühlte sich irgendwie, als hätte sie gar nicht geschlafen - oder vielleicht zu lange. Sie räkelte sich unter den Hirschfellen. Sie ließ eine Hand vorsichtig zur Seite wandern, Irban schlief noch. Airdantaa schlug die Decke zurück, stand auf und machte sich leise fertig, um das Herdfeuer zu entzünden. Sie entfachte das Herdfeuer und drehte sich in den Raum, um...
Irban Barilkian, auch Krajin, sein „älterer“ Sohn, wurden durch einen Schrei geweckt. Beide standen, sehr schnell, neben Airdantaa Barilkian im Wohnraum - vor ihrem dort wie tot liegenden Sohn Gabraal.
Er lag vor dem Tisch auf dem Boden, seine Hose und sein Hemd waren zerrissen, in der Hauswand war ein großes Loch, im Zimmer lagen Holzsplitter, der Junge hatte das Jagdmesser in der Hand... Was war das für ein Stein da? Was, beim Brenner, war hier passiert? Wer hatte hier einbrechen wollen? Und warum, bei allen Waldgeistern, war es hier immer noch stockfinster? Was...
Gabraal kehrte langsam wieder unter die Lebenden zurück. Keiner konnte beschreiben, wie sehr in der Anblick seiner Leute freute. Kaum daß er die Augen geöffnet hatte fiel er seiner besorgt über ihn gebeugten Mutter um den Hals und weinte und weinte.
„Wo - schnief - wo seid ihr gewesen... Ich habe so Angst gehabt... Ihr wart alle weg, ich war ganz alleine - schnief!“ Irritiert blickten sich Vater und Mutter an: Was faselte der Kleine da? Sie hatten doch nebenan im Bett gelegen! Na, er wird wohl Alpträume gehabt haben. Verdammt noch mal, warum wurde es draußen nicht hell?
Alles bemühte sich natürlich um den verängstigten Jungen, allerdings hatte Vater Irban diesen Blick in den Augen, der nichts Gutes verhieß. Gabraal machte sich auf einigen Ärger gefaßt - die Erklärung von einem einbrechenden Monster würde man ihm doch nicht glauben... Allerdings, wie erklärte man sich die seltsame Schramme, die der Junge noch am Unterarm trug? Er mußte sich beim Sturz irgendwie den Arm an dem Jagdmesser - damit sollte er ja auch nicht spielen - aufgeschnitten haben, das würde es wohl gewesen sein.
Den Stein aus dem Wäldchen hielt Gabraal seitdem immer sehr dicht bei sich, er ließ ihn nicht mehr aus den Augen...

☯ ☯ ☯

Der Stein hatte sich gegen die Kreatur gewandt, die Herren würden ihn bestrafen, er hatte es nicht geschafft, den Stein zurückzuholen und den Zweibeinling zu rauben, um ihn den Herren

darzubringen... Was nun? Das kleine Wesen schlich langsam durch die Schatten der Straßenzüge, die generelle Richtung einschlagend, die es zu seinem Hain führen würde.
Die Augen funkelten in gleißendem Orange, die Krallenhände zuckten und die kleinen Schuppenkämme auf seinem Rücken stellten sich immer wieder auf, so sehr es sich auch bemühte, ruhiger zu werden. Dieser Zweibeinling würde dafür büßen, mit einem Knurren blickte es an sich herunter, wo eine tiefe Blutspur verriet, wo das durch den Torstein und das Blut machtvoll gewordene Jagdmesser seine Schuppen durchdrungen hatte - er würde büßen.
Allerdings..., die Herren waren in dieser langen Nacht der Macht nicht zurückgekehrt, sie würden wohl auch morgen nicht zurückkehren. Der treueste ihrer Wächter hatte Zeit genug, so dachte die Kreatur. Die Kraft des Haines vermochte es, diesen selbst zu schützen - jedenfalls für eine gewisse Zeit. Es konnte sich hier, während dieser wundervollen Nacht, in der Ansammlung von Stein- und Holzklötzen verbergen. Nahrung gab es mehr als genug, genießerisch spürte es den Spuren von Angst nach, die mit der Länge der Nacht mehr und mehr zunahmen. Und... kam Zeit, kam Rache...
Mit einem leisen, irren Kichern verschwand es in den Schatten, und... ward nicht mehr gesehen?

Diener des Lichtmeß, Teil I
Brianne

Janina Enders

Prolog

Hände...
Hände, die zitternd in der Dunkelheit tasten... suchen... Bebende Finger, sie sich abwechselnd spreizen und wieder zur Faust ballen. Trockene, ausgedörrte Lippen, die Worte formen, die keiner versteht, die keiner hört.
Schmerzen... unendliche Qualen, die sich durch die Eingeweide fressen... Schwarzblaue Augen, die fest zusammengepreßt die Welt außerhalb verleugnen... Die Hände wissen, was sie suchen und was sie finden werden- goldene Eisenstangen. Was die Augen nie mehr sehen wollen, umgreifen schließlich die feingliedrigen Finger, so fest, daß die Knöchel weiß hervortreten...
Die Stangen, durch die sie die Welt sieht, die Stangen, die ihr Innerstes nach außen kehren und es mißbrauchen... für den Frieden. Doch eine starke Hand greift die ihre und hält sie... gibt ihr wieder Hoffnung. Der Name einer Stadt fällt... eine Stadt, die ihre Zukunft verändern wird... wo sie sicher ist- solange sie sich an ihr Versprechen hält und das wird sie niemals brechen, niemals vergessen... niemals!!! Und der Ruf eines Falken hallt über das Meer, das so leer und gleichzeitig so voll wie sie selbst ist... immer war und immer sein wird...

☯ ☯ ☯

Emerald, der große Arietide, lachte schallend auf und faßte die rothaarige Frau fest im Nacken. „Du bist mir eine! Wenn du so weitermachst, sterben die priskanischen Löffelschweine aufgrund deiner Plapperei!“
Kichernd biß die Frau sich auf ihre Lippen und schubste ihren Gefährten spielerisch fort. „Zeige gefälligst Respekt vor deinem General, du nichtsnutziger Raufbold!“ Ein anzügliches Grinsen erschien auf ihrem Gesicht. Ihr rotes Haar leuchtete hell in der Mittagssonne, die sanft auf die Lichtung des Balmaren-Waldes fiel. Ihre erhitzten Wangen glühten und die schwarzblauen Augen funkelten erwartungsvoll. Emerald lächelte, als er seine Gespielin verträumt ansah. „Wir sollten weiterziehen, Brianne.“, flüsterte er und war mit einem schnellen Schritt bei ihr. „Glaubst Du nicht, wir sollten die Zeit sinnvoll nutzen?“ Er umfaßte Briannes Taille und zog sie an seinen Körper heran.
„Du meinst, wir denken uns eine Strategie aus!“
„Sicher!“ Strategisch führte Emerald seine Zunge durch Briannes weiche Lippen. Die beiden Arietiden sanken zu Boden und streckten sich im hohen Gras aus. Über ihnen fuhr der Wind durch die Bäume und die Blätter tuschelten leise über das, was da unten am Boden geschah. Briannes glockenhelles und doch kehliges Lachen tanzte auf den vibrierenden Grasspitzen, während Emerald mit seiner Zunge einen Lageplan auf ihren Bauch malte.
Die beiden Arietiden waren auf dem Weg ins Kraler-Tal, wo sich die arietidischen Soldaten sammelten, um einen entscheidenden Vorstoß gegen das priskanische Heer zu wagen.
Der Lichtmeß, ein magischer Stein, hatte angeordnet, daß General Brianne die Soldaten in dieser Schlacht kommandieren sollte. Brianne hatte bislang nur kleinere Gruppen geführt und war verwundert über die Entscheidung des Steines, aber niemals hätte sie es gewagt, zu widersprechen. So zog sie mit ihrem fähigsten Soldaten Emerald aus ihrer Heimat fort, um zu den arietidischen Kriegern zu stoßen.
Lächelnd betrachtete sie nun ihren Liebhaber, der schlummernd neben ihr im Gras lag. Sein markantes Gesicht zuckte leicht, als ein kleiner Falter sich kurz niederließ. Das schwarzbraune, äußerst struppige Haar des Geliebten fiel über die Schultern und breitete sich über seinem Brustkorb, der sich regelmäßig hob und wieder senkte, aus.
Nachdenklich wandte Brianne nun den Kopf und blickte auf ihr Schwert, das griffbereit zu ihrer Linken lag. Ein Schatten fiel auf ihre klaren, strengen Züge und ihre Augen verdunkelten sich.
„Liebe und... Tod.“ Vorsichtig berührte sie den kalten Stahl, mit dem sie aufgewachsen war, der ihr so vertraut war und doch so fremd. Plötzlich beugte Emerald sich über sie. Seine violetten Augen suchten ihren Blick und hielten ihn fest. „Bist du sicher, daß du uns führen willst?“, fragte er ernst.
„Sicher... ich habe auch schon einen Lageplan!“ Grinsend deutete sie auf ihren nackten Bauch, doch Emerald wandte sich ab.

Schnell schlüpfte er in seine hellbraune Lederhose und die braunen Stiefel.
„Du weißt... einer von uns beiden könnte nach dieser Schlacht nicht mehr sein."
Brianne zog langsam ihren schwarzen Anzug an und legte sich den blauvioletten Pelz um die weißen Schultern. Schweigend nickte sie. Mit einer schnellen Bewegung griff sie ihr Schwert und schleuderte es mit aller Kraft von sich- die Klinge traf auf einen Baum und blieb in dem Stamm stecken.
Emerald lachte kurz, als er sein Hemd zuband. „Um dich brauch´ ich mir ja keine Sorgen zu machen!"
„Ich... ich hoffe man wird mich als General akzeptieren! Es gibt hundert erfahrenere Männer, die mehrmals ein Kommando hatten... aber der Lichtmeß wählte mich."
„Er wird seine Gründe haben... du bist noch so jung und das Schicksal meint es bestimmt gut mir dir!"
Emerald zog mit einem Ruck das Schwert aus dem Stamm und legte seine Hand auf die Wunder des Baumes. In Sekundenschnelle war nichts mehr zu sehen, nur der Geruch von frischem Holz lag in der Luft.
„Laß´ uns aufbrechen, General... laß´ uns beginnen."
Brianne nickte, drehte sich und gab einen schrillen Vogellaut von sich, der tief in den Wald hineindrang. Kurz darauf galoppierten zwei braune Pferde heran und stoppten vor den Arietiden. Gerade als sie aufsitzen wollten, stoppte General Brianne mitten in der Bewegung.
„Was ist?"
„Ich weiß nicht... das Schwert!"
Briannes Schwert begann zu glühen und ein knisterndes Geräusch ertönte. Vorsichtig zog sie es aus der Scheide und wiegte es in der Hand. „Irgend etwas stimmt hier ni-"
Mit einem lauten Krachen brachen plötzlich Männer durch die Büsche. Sie ritten auf großen, schwarzen Pferden und trugen glänzende Rüstungen. Lange Schwerter richteten sich auf die zwei, die langsam aus der Erstarrung erwachten. „Priskaner", schrie Emerald, stieß sich von seinem Reittier ab und hangelte sich auf einen dicken Ast. Brianne schleuderte ihr Schwert von sich, sank auf die Knie und murmelte etwas. Die scharfe Klinge schlug dem ersten Pferd die Vorderbeine ab und kam dann wie ein Bumerang zurück zu Brianne. Der Priskaner, der unter seinem Pferd begraben wurde, befreite sich fluchend und hechtete auf die rothaarige Frau zu. Doch plötzlich spürte er einen lähmenden Schmerz im Nacken. Er sackte zusammen und starb.
Emerald stand über ihm und zog sein Schwert aus dem sterbenden Körper.
Ein wilder Kampf entbrannte, aber... es war hoffnungslos. Obwohl Brianne und Emerald die Klinge absolut tödlich führten und sehr geschickt waren, wurden sie sehr schnell von der Überzahl der Feinde überwältigt.

⌘

Mit einem sirrenden Geräusch erwachte der Lichtmeß.

⌘

„Seid ihr General Brianne von Schloß Lichtmeß?"
„Was habt ihr Dreckfresser mit uns vor?"

⌘

Ein rotblaues Licht ging nun von ihm aus und erfüllte den Saal mit reinem Glanz.

⌘

Die Priskaner sahen sich grinsend an und zerrten Brianne von Emerald fort.

⌘

Eine klingende, singende Stimme ertönte, als der Lichtmeß durch seinen Träger sprach.

⌘

„Den Soldaten brauchen wir nicht, nur die Frau!"

⌘

ZWEI, DIE SICH NICHT KENNEN, WERDEN SICH HELFEN. EIN ERSTER SCHRITT ZUR ÜBERWINDUNG WIRD GETAN.

⌘

Die Lanze steckte tief in Emeralds Bauch und er lächelte Brianne liebevoll an, bis er auf den Boden schlug und die Lanze ganz durch seinen Körper trieb. Blut quoll aus seinem Mund und seine violetten Augen hafteten auf seinem General.
„Nein!", flüsterte Brianne und schüttelte wild ihren Kopf, um sich schließlich einem lauten Schrei hinzugeben, der tief aus ihrer Seele kam...
Der Wind fuhr durch die Bäume und die Blätter wiegten sich in ihm. Es war still, sehr, sehr still.

☯ ☯ ☯

Agathon stand auf den Zinnen seiner Burg und blickte in den blauen Himmel. Er breitete beide Arme aus und sog tief die Luft ein, ein zufriedenes Lächeln umspielte seinen Mund. Es war ungewohnt ihn lächeln zu sehen, denn der hünenhafte Herrscher war eher mürrisch und leicht reizbar. Aber die letzten Tage waren gut gewesen für ihn und auch der heutige Tag fing erfreulich an. Heute erwartete er die Rückkehr seines Sohnes Kilian, der lange fortgewesen war, um bei den Kyrinen zu leben. Die Kyrinen waren menschenähnliche Wesen, die in der Nähe der Klippen am östlichen Endmeer lebten. Dort hatte Kilian seine leichte Sehergabe weiterentwickeln wollen und außerdem konnte er dort den Krieg für einige Zeit vergessen.
Fünf Jahre war Kilian nicht mehr in den Hallen seiner Kindheit gewesen und nun fühlte er, wie etwas ihn zurück in seine Heimat lockte. Eine Bedienstete näherte sich Agathon, der immer noch auf den Zinnen stand und Ausschau hielt. Der Blick des jungen Mädchen glitt über den Körper ihres Herrn, der gefährlich nahe am Abgrund stand...
Agathon wandte sich so abrupt um, daß das Mädchen erschrocken einen Schritt zurücksprang.
„Was möchtest du?!“, fragte Agathon laut.
„I- Ich wollte euch nur sagen, daß alles für euren Sohn vorbereitet ist, Herr.“ Ihre Stimme war dünn und unsicher und sie errötete heftig, als Agathon sie gierig mit Blicken maß.
Doch plötzlich streckte sie ihren schlanken Arm aus und deutete in den Himmel. „Seht nur, Herr... Euer Sohn kommt zurück.“
Tatsächlich- ein riesiger Falke flog direkt auf die Burg zu und schrie laut. Agathon und das Mädchen machten dem Vogel Platz, der behutsam landete und seinen Reiter unbeschadet absteigen ließ. Dann erhob er sich wieder in die Lüfte und verschwand in der Ferne.
Kilian drehte sich lachend zu seinem Vater um. Er war groß geworden, nicht so groß wie Agathon, aber größer als viele seiner Krieger. Auch seine Muskeln hatten sich zu seinen Gunsten entwickelt. Sein Gesicht jedoch war unverändert. Die schwarzbraunen Augen glitzerten lebensfroh und unzählige Lachfalten umringten sie. Die Nase rümpfte sich leicht, als sein Lächeln sich verbreiterte und makellose, weiße Zähne preisgab. Nur sein Haar hatte sich verändert. War es doch früher tiefbraun gewesen, so hatte es nun die Farbe von frischem Schnee.
„Oh... mein Sohn!“, brachte Agathon hervor und riß ihn in seine Arme. Der junge Mann löste sich aus der Umarmung. „Es ist gut dich zu sehen, Vater!“
Agathon legte einen Arm um seinen Sohn und beide verließen den Turm.
Kilian wurde von allen Hofmitgliedern stürmisch begrüßt und mit respektvollen Blicken beschenkt. Jeder sah die Veränderung: Er war nun ein Mann... aber immer noch Agathons Sohn!

☯ ☯ ☯

Es war spät in der Nacht, als Kilian die Festtafel verließ und jene, welche satt und zufrieden am Tisch eingeschlafen waren, verließ. Das laute Schnarchen verfolgte ihn noch, als er längst die steinernen Treppen hinaufstieg, um zu seinen Gemächern zu gelangen.
Irgend etwas, irgendeine Macht, hatte ihn hierher befohlen, in die Burg seines Vaters. Er dachte, es wäre die Sehnsucht gewesen, die mit der Zeit immer stärker an ihm nagte. Aber in dem Moment, als Kilian Agathon in die Arme geschlossen hatte, wußte er, er hatte sich geirrt. Es mußte noch einen anderen Grund geben... aber was?
Kilian seufzte laut und lehnte sich mit verschränkten Armen an die kühle Steinmauer.
„Ich verstehe das einfach nicht!“
Wieder seufzte er und sein Kopf sank auf seine Brust. Da hörte er plötzlich ein seltsames Geräusch, das ihn aufhorchen ließ. Die Burg war alt und es wimmelte in manchen Räumen von Ratten und anderem Ungeziefer. So war es nur natürlich, daß leise scharrende Laute nachts die Oberhand gewannen, abgesehen von leisem Frauengelächter, das ab und zu durch verschlossene Türen drang. Aber auf dieses Scharren folgte... ein Schluchzen... dann ein Wimmern. Kilian wandte den Kopf . Die Laute kamen... aus der „Halle der Töne“. Die hohe Tür ließ sich leicht öffnen und der Mann schob sich ins Innere.
Schwärze umfing ihn, als die Tür ins Schloß fiel. Langsam rieb er sich über die Augen und blinzelte. An den Wänden hingen in regelmäßigen Abständen Fackeln, die schwach brannten. Allerdings lag der hintere Teil der Halle trotzdem in absoluter Finsternis. Kilian nahm eine der Fackeln an sich und tapste unsicher einige Schritte voran. Die „Halle der Töne“ war, früher zumindest, Aufbewahrungsort

für Agathons Musikinstrumente. Kilians Vater hatte nämlich eine seltsame Vorliebe für Musik. Wenn er spielte oder Sänger zu sich holte, veränderte er sich. Sein Gesicht wurde weich und seine Pupillen weiteten sich, sein Atem ging schneller und seine Finger zitterten leicht. Seine magischen Fähigkeiten stiegen in solchen Momenten, und ein wahres Glücksgefühl durchströmte den kräftigen Körper. Kilian blickte sich um, konnte aber die Instrumente, die früher hier lagerten nicht erkennen. Er zuckte kurz mit den Schultern, wollte sich wieder abwenden, als er erneut ein ersticktes Wimmern vernahm. Das ist kein Tier, dachte er.
„Wer ist da?“, fragte Kilian laut und hielt die Fackel vor sich. Plötzlich tauchte im Schein des Feuers ein großes Gebilde auf, das sich als Käfig entpuppte, als der junge Mann näher kam.
„Tatsächlich! Ein Käfig aus Gold... seltsam!“ Er umfaßte die Stangen mit der linken und schüttelte den Kopf.
„Vater wird merkwürdig... wenn er es nicht schon immer war.“
Kilian konnte nicht erkennen, was in dem Käfig aufbewahrt wurde, denn die Dunkelheit verschluckte alles, auch den Feuerschein.
„Ist da jemand?“, fragte er, sanfter und leiser als zuvor. Da drang ein tiefes, raubtierartiges Knurren an sein Ohr und seine Nackenhaare richteten sich auf. Hielt Agathon hier doch ein Tier gefangen? Aber wieso in absoluter Finsternis und in der „Halle der Töne“? Kilian hielt die Fackel noch näher an das Gold... näher...
„Was machst du hier, Kilian?“
Kilian fuhr erschrocken um und starrte in das Gesicht seines Vaters.
„Ich ähm... hörte Geräusche und... mmh. Was für ein Tier haltet ihr hier gefangen, Vater?“
„Ein Tier? Oh... hat es dich angeknurrt, nun ja, es ist noch ein wenig widerspenstig... aber das wird noch.“
Der Fürst nahm Kilian die Fackel aus den Händen und lenkte ihn zurück zur Tür.
„Laß´ es nun schlafen, Kilian! Bald wirst du es bei Tageslicht sehen... und hören.“
Die beiden Männer verließen die „Halle der Töne“, der eine gütig lächelnd, der andere stirnrunzelnd und über die Schulter zurückblickend. Die Stimme Agathons entfernte sich langsam, bis sie schließlich erlosch.
Wieder breitete sich die Dunkelheit in der Halle aus und es war still. Doch dann ertönte wieder das kehlige Knurren, näher als zuvor, näher an den goldenen Stangen, welche Kilian berührt hatte. Zwei schmale Hände tasten zitternd... suchen... bebende Finger, die sich abwechselnd spreizen und wieder zur Faust ballen...
Die feingliedrigen Finger umgreifen schließlich die Eisenstangen, so fest, daß die Knöchel weiß hervortreten...
Zwei große schwarzblaue Augen glimmen auf, die sich allmählich verengen... bis sie, fern aller Hoffnung, zufallen.

☯ ☯ ☯

In dieser Nacht hatte Kilian einen seltsamen Traum: Er war wieder in den Klippen bei den Kyrinen. Er und drei dieser liebenswerten, blaupelzigen Geschöpfe saßen um ein Feuer und starrten in die Flammen. Einer der Kyrinen berührte Kilian mit seinen langen, dünnen Fingern an der Stirn und gurrte leise: „Kopfweh, nicht? Ganze Weile an Kopf gefaßt und tief geatmet!“
Tatsächlich spürte der weißhaarige Mann einen leichten Druck hinter seiner Stirn. „Ich weiß auch nicht, was mit mir los ist... Irgend etwas ruft mich. Vielleicht mein Vater.“
Die drei Kyrinen lachten glucksend: „Oh, nee, nee, wenn Aga-priska Kräfte benutzt, alle spüren.“
Kilian nickte. Die Flammen tanzten auf und ab... „Ja, ihr habt re-“
Plötzlich entfuhr ihm ein lauter Schrei. Ruckartig preßte er die Hände an die Augen und fiel auf die Seite.
„Was, Kilian, was, was?“, schrien die Klippenbewohner aufgeregt.
„Bilder!“, brachte der Mann mühsam heraus. Keuchend wälzte er sich auf die andere Seite.
„Nicht wehren, kommen lassen, kommen lassen, wie Wellen!“, riefen die Kyrinen. Und Kilian gehorchte. Er ließ die Schmerzen in sich und somit die Bilder. Wie Schwerter drangen sie in ihn, zerfetzten sein Fleisch, zerstachen seine Augen... Häuser, Straßen... eine Brücke...aber kein Fluß darunter... Menschen, reiche Menschen, aber da sind auch Arme...

Kilian zitterte. Schweiß tropfte auf seine Hände, die zuckend seine Knie umklammerten. Eine dunkle Welle kam auf ihn zu, immer näher, näher... dann überrollte sie ihn mit lautem Getöse und unglaublichen Schmerzen. Er öffnete den Mund, um zu schreien, statt dessen sagte er etwas, einen Namen gemischt mit Furcht und Widerwillen: „Elek-Mantow."
„Was, was, was?", quiekten die Kyrinen.
„Elek-Mantow!"
Kilian sprang aus seinem Bett, sein Körper war schweißgebadet, seine Glieder zuckten unkontrolliert. Er faßte sich zitternd an den Brustkorb und versuchte sich zu beruhigen. Aber in dem Moment, in dem er seinen Herzschlag spürte, sah er wieder die Stadt, die Brücke und eine Schlucht... und er sah eine Frau auf sich zutreten. Ihr kurzes, rotes Haar glühte wie Feuer, ihre dunklen Augen leuchteten wie Sterne...
Die schlanke Gestalt drehte sich plötzlich um sich selbst, hob den Kopf und gab einen Ton von sich... Kilian hatte noch nie so einen Ton gehört, so schön, so grausam, so wunderschön schmerzlich... Wie der Schrei eines Falken. Ein Falke mit Ketten an den Klauen.
Die Bilder verblaßten allmählich und übrig blieb nur das heftige Schlagen eines Herzen, das langsam wieder regelmäßig wurde, Erschöpft sank Kilian auf seinem Bett zusammen.
„Elek-Mantow... was hat das zu bedeuten? Verdammt, warum verstehe ich es nicht?!"
Mürrisch wischte er sich über die Augen und sah Blut an seinen Händen.
„Oh... nein... nicht schon wieder." Nachdem er seine blutigen Augen ausgewaschen hatte, legte er sich wieder hin, aber der Schlaf kam diese Nacht nicht mehr zu ihm.

☯ ☯ ☯

Durch das Krater-Tal zog sich eine lange Bergkette, mit unzähligen Höhlen und Schluchten. In einer der Höhlen, mit ihren vielen Gängen saßen Menschen. Auch in den anderen Höhlen hockten Menschen, insgesamt waren es wohl 200 Arietiden, die warteten.
Und warteten.
Einer erhob sich und gesellte sich zu einer Gruppe von drei Frauen und vier Männern. Sie alle trugen Brustpanzer und derbe Lederbeinkleider.
„Na, Gora, noch nichts in Sicht?", fragte der Dazugekommene. Gora, eine Frau Mitte dreißig schüttelte ihre blonden Locken, in die eine lange weiße Perlenkette eingeflochten war.
„Nein. Der General kommt nicht."
„Langsam, langsam... vielleicht ist etwas dazwischen gekommen!"
„Das glaubst du doch selbst nicht, Ta-ang!"
Ta-ang blickte zu Boden und schwieg. Brak, dessen rotes Haar schon von weißen Strähnen durchzogen wurde, sah sich um. Sah auf die arietidischen Krieger in den Höhlen.
„Also Gora", fragte er, „was willst du tun? Willst du die Entscheidung des Lichtmeß anzweifeln?"
Gora schwieg betreten und bohrte die Spitze ihres Schwertes in den steinigen Boden.
„Lange können wir aber nicht mehr hier ausharren, es ist zu heiß, wir haben nicht mehr allzu viel Proviant... Brak? Du bist der älteste... ich denke, wenn General Brianne vor morgen nicht mehr auftaucht... folgen wir dir!"
Die anderen sechs nickten zustimmend. „Gut... wenn Brianne nicht kommt... führe ich euch in die Schlacht!"
Die Gruppe verließ ihren Standort unter der Sonne und verschwand in den Höhlen. Morgen war es soweit! Sie würden sich unter Braks Kommando auf die Reise nach Priska begeben! Brak war allerdings nicht wohl bei der Sache, denn nicht er war der Erwählte... Und er fühlte, er würde als erster fallen. Warum nur kam Brianne nicht? Warum?

☯ ☯ ☯

Ein heller Lichtstrahl bahnte sich seinen Weg durch die Dunkelheit und kündigte den neuen Tag an. Nach und nach vertrieb das diffuse Licht die Finsternis. Ein weiterer Lichtstrahl fiel ein und traf auf das schlafende Gesicht einer jungen Frau, die am Boden eines goldenen Käfigs lag.
Ihre blaßvioletten Lippen waren leicht geöffnet, die langen Wimpern warfen Schatten auf die weiße Haut. Ihr kurzes, dunkelrotes Haar kringelte sich im Nacken. Plötzlich bewegte sich etwas auf Brianne zu, verharrte als sie sich regte und trippelte dann wieder keck auf sie zu. Es war ein Tier... man könnte

es fast für eine Ratte halten, aber nur auf den ersten Blick. Der fragile Körper saß nun dicht vor Briannes Nase und schnüffelte laut. Anscheinend gefiel ihm der Geruch der jungen Frau, denn das Tierchen sprang mit einem Satz auf ihre Hüfte und blickte von dort wieder in Briannes Gesicht.
Ein leises Keckern entfuhr dem winzigen Mäulchen. Das hellrote Fell plusterte sich auf und das Tierchen fing an, seinen meterlangen Schwanz um sich selbst zu legen. Das dauerte einige Zeit und schließlich war das Tierchen fast in seinem eigenen Schwanz ganz verschwunden. Nur die großen Ohren lugten noch hervor.
Brianne erwachte langsam und streckte beide Arme von sich. Sie hatte einige Mühe, die Augen zu öffnen, denn sie waren geschwollen... Wenn man sich jede Nacht in den Schlaf weint, leidet die Seele am nächsten Tag noch immer. Brianne spürte den Stein in ihrem Magen und schluckte trocken.
„Wieder wach geworden“, dachte sie verbittert. „Wieder einen neuen Tag erleben...“
Ein süßes Schnurren drang nun an ihr Ohr... sie drehte langsam den Kopf und starrte in die riesigen schwarzen Knopfaugen eines Wesens, welches sie noch nie zuvor gesehen hatte.
Laut aufschreiend sprang Brianne auf und das fremdartige Tier flog im hohen Bogen durch die Luft. Nachdem es sich von seinem Schwanz befreit hatte, mit dem es sich fast stranguliert hätte, kam es verdutzt wieder auf die Beine.
„Du hast mich zu Tode erschrocken, du...Ding.“ Brianne begutachtete das Tierchen, das sich nun ausgiebig putzte, amüsiert und ließ sich auf die Knie nieder. „Komm´ doch mal her du... was bist du nur? So etwas wie dich habe noch nie gesehen.“
Etwas mißtrauisch, aber doch eher vertrauensselig tapste das hellrote Plüschtier auf die arietidische Kriegerin zu. Brianne streichelte es sanft... bald flossen ihr Tränen über die Wangen. Das Fell fühlte sich an, wie Emeralds Haar... Feste preßte Brianne ihr nasses Gesicht in den weichen Pelz und weinte nun hemmungslos. Die Anstrengung der letzten Tage, der Hunger... der Verlust ihres Gefährten... die kleine Kriegerin hatte alles in sich aufgesogen, den unsagbaren Schmerz, die unendliche Trauer...
Das kleine Tier legte behutsam seinen Schwanz um Kopf, Hals und Schultern der weinenden Frau und leckte die zitternden Hände.
Die beiden saßen lange so da, Brianne hielt das Tierchen an ihre Brust gedrückt und hatte den Kopf gesenkt. Das Licht der aufgehenden Sonne umarmte sie... wärmte aber nicht...
Urplötzlich sprang die hohe Tür der Halle auf. Briannes Kopf fuhr hoch und das kleine Tier preßte sich fest an sie. Ein paar Bedienstete traten ein. Sie trugen Handtücher auf den Armen und zwei schoben einen großen Wachzuber herein.
Einer trat an den Käfig und öffnete die Tür. Brianne stand vorsichtig auf. Jetzt sah sie, daß alle Bediensteten Waffen trugen... Keine Chance zur Flucht. Sie mußte ihren schwarzen Anzug ablegen und baden. Obwohl sie sich zuerst weigerte, genoß sie das heiße Wasser auf ihrer nackten Haut. Man zwang sie ein Kleid aus violetter Seide anzuziehen- Brianne hatte noch nie ein Kleid getragen! Man kämmte ihr kurzes Haar und frisierte es ordentlich. Die Lippen wurden mit einem roten Stift nachgezogen und schließlich rieb man ihre Hände, Füße und Hals mit wohlriechender Flüssigkeit ein.
Die ganze Prozedur dauerte mehrere Stunden und keiner sagte auch nur ein Wort. Brianne fragte mehrmals, was sie mit ihr vorhatten, aber die einzige Reaktion, die sie bekam, war eine Klinge an ihren Hals.
Als die Bediensteten mit Brianne fertig waren, wurde sie zurück in den Käfig geführt, wo sie sich auf ein Podest setzen sollte. Dann verschwanden die Priskaner so plötzlich, wie sie gekommen waren. Brianne saß stumm auf dem Podest und ließ die Beine baumeln. „Das ist nur ein Traum“, flüsterte sie. Doch das kleine Tierchen, das mit Leichtigkeit auf ihre Schultern sprang, belehrte sie eines Besseren, indem es ihr mit seiner kleinen Zunge herzhaft über die Wange schleckte. Brianne lächelte. „Du brauchst einen Namen, weißt Du?!“
Die großen, schwarzen Augen blinzelten bejahend.
„Tja, wenn ich nur wüßte, wie deine Rasse heißt...“
„Es ist das einzige seiner Art.“
Erschrocken sprang Brianne von ihrem Podest und starrte in das grinsende Gesicht von - „Fürst Agathon!“
„Wie schön, daß du meinen Namen kennst, Arietidin. Denn ich kenne auch deinen... du bist Brianne, die Sängerin.“
Agathons Gesicht wirkte gütig und milde, doch seine Augen glänzten hart und irgendwie... wahnsinnig.

„Ich bin Brianne, General unter dem Lichtmeß... keine Sängerin!“, fauchte die aufgebrachte Kriegerin.
Wieder leuchteten Agathons Augen auf. Er bewegte sich schnell auf den goldenen Käfig zu und sein wallendes, weißes Gewand erzeugte ein unangenehmes, raschelndes Geräusch. Und dann unterbreitete er Brianne in der Stille ihres Gefängnisses einen unglaublichen Vorschlag... einen Vorschlag, den Brianne nicht ablehnen konnte!
„Du weißt, die Priskaner kämpfen schon lange gegen euch. Mal erringen wir einen Sieg, mal einen Rückschlag.“ Er ging um den Käfig herum und betrachtete genüßlich die violetten Seide, die sich um Briannes Körper schmiegte.
„Es ist mein Wunsch, den Lichtmeß zu besitzen, aber über die Jahre hinweg habe ich eingesehen, daß der Kampf sinnlos ist.
„Ach ja?“, knurrte Brianne argwöhnisch.
„Ich habe also beschlossen, meine Truppen zurückzuziehen-“
„Was?!“, schrie Brianne uns sprang fast an den Stangen hoch. „Ist das euer Ernst, Fürst?“
„Aber ja... es gibt allerdings eine Bedingung!“
Brianne kniff die Augen zusammen: „Und die wäre?“ Die goldenen Punkte in Agathons grauen Augen leuchteten wild...

☯ ☯ ☯

Der kühle Wind zog über Arietides Wiesen weiter in nördlicher Richtung. Es war ein wunderschöner Tag und der Wind gebärdete sich wie ein junges Tier, schwamm schnell, mal langsam durch die Luft, kugelte sich und breitete sich rauschend aus. Unter ihm sah er das bergige Kraler-Tal, welches sonst so verlassen wirkte... aber heute tummelten sich dort viele Leute. Sie wanderten in Richtung der Stadt Priska.
Jauchzend und brausend schnellte der Wind weiter und ließ die Krieger hinter sich. Es dauerte nicht lange, da prallte er gegen die stolze Festung des Fürsten Agathon. Und was war hier los? Anscheinend gab Agathon heute ein Fest, denn die Burg war geschmückt mit sämtlichen Flaggen. Die Zugbrücke war heruntergelassen, Priskaner gingen ein und aus. Sie trugen edle Kleidung und lachten und schwatzten.
Auf den Zinnen stand ein junger Mann und beobachtete ebenfalls die Menge, die in die Burg seines Vaters kam.
Neckisch faßte der Wind in sein schlohweißes Haar und schmiegte sich um die Schultern.
„Schon wieder ein Fest... ich möchte wissen, was der Grund ist“, flüsterte Kilian.
Agathon feierte zwar des öfteren Feste, aber selten machte er sich soviel Mühe dabei. Kilian verließ den Turm und machte sich auf den Weg in den Festsaal. Als er an der „Halle der Töne“ vorbeikam, stockte er. Licht drang unter der hohen Tür durch... die Halle war erleuchtet! Fast automatisch legte Kilian seine Hand auf die verzierte Klinke und drückte sie lautlos nach unten. Jetzt konnte er das Tier sehen, das ihm gestern nacht angeknurrt hatte!
Mit einem Schwung drückte er die Tür auf und trat ein. Sein Mund öffnete sich... Unglaube spiegelte sich in seinen weit aufgerissenen Augen wieder. „Was soll das?“, fragte er.
Die Frau in dem goldenen Käfig blickte ihn aus den Augenwinkeln spöttisch an, aber sie bemühte sich, den Spott zu verbergen. Sie trug ein wunderschönes Kleid aus violetter Seide, das ihren Körper sanft umarmte. Ihr kurzes, dunkelrotes Haar leuchtete grell im Sonnenlicht, welches gebündelt auf sie fiel. Um ihren Hals lag ein pelziger Schal... nein, das war ein Schwanz! An seinem Ende hing ein fragiles Tier, das auf der linken Schulter der jungen Frau saß. Kilian trat näher an den Käfig: „Wer bist du?“
Die dunklen Augen der Frau folgten jeder seiner Bewegungen mißtrauisch.
„Warum antwortest du nicht... du brauchst keine Angst vor mir zu haben! Er versuchte ein Lächeln, das aber gefror, als er ihre Gegenfrage vernahm. „Welches Lied wollt ihr hören?“ Die Stimme war leise und zornig. Kilian erkannte, daß es ihr große Mühe machte, ruhig und beherrscht zu sprechen.
„Lied? Ich verstehe das nicht!“ Er umfaßte die goldenen Stangen und die Frau wandte sich ihm zu... und er sollte auf immer sein Herz verlieren! Das Gesicht, welches ihm entgegenblickte war hohlwangig und sehr, sehr blaß. Die schön geschwungenen blaßvioletten Lippen preßten sich fest zusammen, was ihnen einen verkniffenen Zug verlieh. Sie hatte eine lange, schmale Nase, deren

Flügel heftig bebten. Die Augen hatte sie jetzt geschlossen, aber nach einer Weile öffnete sie sie wieder. Kilian hörte sein Herz schlagen.
Ein schwarzblaues Meer tat sich vor ihm auf, in das er eintauchte und sich geschmeidig bewegte. Lange, dichte, schwarze Wimpern umrandeten die großen Augen, die sich nun langsam verengten. Die schwarzblauen Spiegel zeigten Kilians erschrockenes Gesicht.
Sie wiederholte ihre Frage eindringlicher. „Ich wollte von euch wissen, welches Lied ihr zu hören wünscht, ... Herr."
Kilian wich zurück. Sein Herz schlug lauter...
„Du bist es!", flüsterte er atemlos. „Dein Haar glüht wie Feuer, deine Augen leuchten wie Sterne... Du bist die Frau aus der Stadt!"
Die magere Gestalt glitt auf Kilian zu. „Ich komme aus Arietides... und ob meine Augen leuchten, geht euch einen feuchten Dreck an!"
Kilian starrte sie nur an. Die junge Frau schlug sich die Hand auf den Mund und senkte den Kopf.
„Verzeiht mir, mein Herr. Ich wollte euch nicht beleidigen! Eure Worte sind nur so verwirrend!"
„Verzeiht auch mir, ich wollte euch nicht zu nahe treten!"
Die Respektlosigkeit, mit der er der Frau zuerst entgegen getreten war, erschien ihm auf einmal unpassend... und etwas gefährlich. „Mein Name ist Kilian... wie ist eurer?"
Zögerlich umfaßte auch die Frau die Stangen. Beide standen sich gegenüber und sahen sich prüfend an. „Brianne... man nennt mich Brianne."
Und Brianne erzählte Kilian, was Agathon ihr versprochen hatte: den Frieden.
Den Frieden zwischen Priska und ihrer geliebten Heimat Arietides. Als Gegenleistung hatte Brianne geschworen für immer, für immer und ewig, bei ihm zu bleiben. Nicht als Gefährtin oder zärtliche Gespielin, sondern als Sängerin! Als hübsches Vögelchen, das auf Wunsch goldene und silberne Töne von sich gab.
Brianne wußte nicht warum, aber sie vertraute dem weißhaarigen Mann instinktiv. Die Worte sprudelten aus ihr heraus und sie war froh, endlich einmal alles von sich abwerfen zu können. Emeralds grauenvolle Ermordung... die Entführung auf Agathons Festung, die Erniedrigungen...
Schließlich sanken beide an den Stangen herunter und Brianne seufzte laut auf.
„Agathon hat euch was versprochen?", fragte Kilian.
„Den Frieden zwischen unseren Völkern!"
„Ihr habt das geglaubt?"
Brianne nickte: „Er zeigte mir mit seiner magischen Kraft das Land... überall herrscht Waffenstillstand, euer Volk zog sich zurück!"
Kilian wollte ihr widersprechen. Es herrschte kein Frieden, wie konnte sie das nur glauben?! Agathon hatte sie belogen, wie er jeden belog, wenn er etwas haben wollte. „Brianne, ihr müßt-"
In diesem Moment vernahmen die beiden Stimmen, sie blickten auf und sahen, wie Agathon mit seinen Gästen in die Halle trat. Es waren hauptsächlich angesehene Priskaner, die nun neugierig auf Brianne und Kilian starrten.
„So, das ist meine Überraschung!", sagte Agathon laut. Brianne zuckte zusammen und setzte sich auf das Podest in der Mitte des Käfigs. Kilian eilte zu seinem Vater. „Was habt ihr getan? Findet ihr nicht, daß das etwas zu weit geht?" zischte er.
Agathon sah ihn erstaunt an und wandte sich ab. Dreimal klatschte er in die Hände und das Stimmengewirr verebbte. Mit einer freundlichen Geste trat er auf Brianne zu. „Singe!"
Ohne zu zögern, legte Brianne den Kopf in den Nacken und entlockte ihrer Kehle einen hellen Ton, der langsam tiefer wurde und ein Lied aus ihrer Heimat einleitete. Sie sang und Tränen flossen. Es waren wunderschöne Geräusche, die sie von sich gab! Hart und kalt, wie Metall und weich und warm, wie Samt. Ergriffen standen die Priskaner vor Briannes Gefängnis und faßten sich ans Herz. Agathon sah sich nach seinem Sohn um, aber Kilian war nicht mehr da. Er wußte, daß es nachher eine hitzige Diskussion mit Kilian gelten würde. Kilian war ein sturer Dickkopf! Tatsächlich fand die Auseinandersetzung am Abend statt, aber der Sohn des Fürsten war erstaunlich ruhig und einsichtig.
„Ihr habt recht, Vater. Immerhin ist sie ja nur eine Arietidin, die sich einbildet kämpfen zu können."
„Die Zeit bei den Kyrinen hat dir gut getan, Sohn. Ich freue mich, ich freue mich!"
Kilian erwiderte Agathons Lächeln... aber nicht mit den Augen Er war schwer enttäuscht von seinem Vater. Das Dasein, welches er Brianne aufgezwungen hatte, war absolut unwürdig - sie würde irgendwann sterben vor Kummer! Und auch sein Herz krampfte sich zusammen, wenn er sie in dem

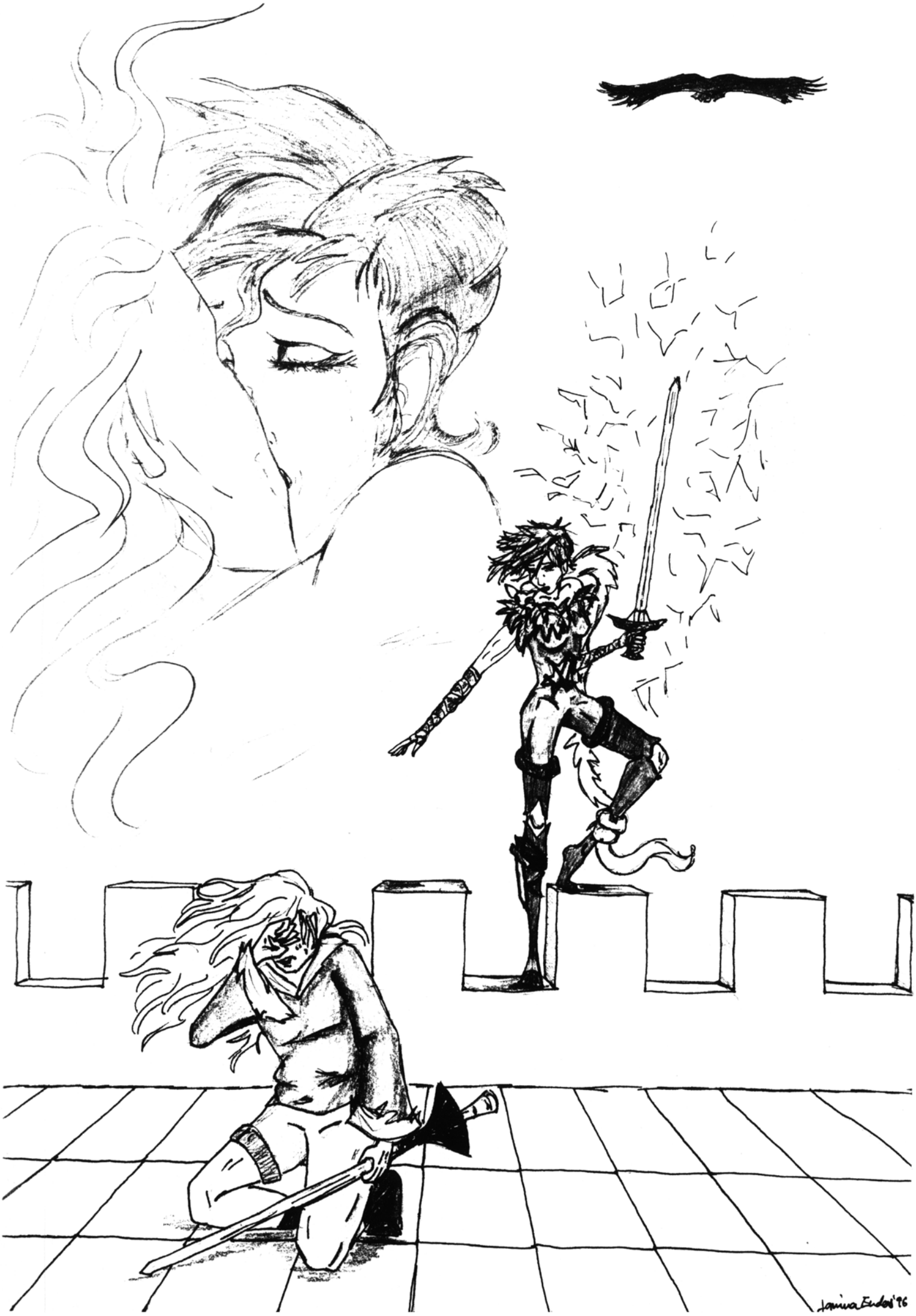
Käfig sah. Was würde er geben, wenn er sie einmal lächeln sehen könnte? Er wußte nicht, was es war, aber irgend etwas faszinierte ihn an der Kriegerin.
Der Schrei seines Falken drang an Kilians Ohr. Er ging zu einem der Fenster und blickte in den Himmel. Der Falke zog seine Kreise unD stieg höher und höher.
„Elek-Mantow“, sagte eine Stimme in Kilians Kopf.
Wieder schrie der Falke.
„Ja!“, flüsterte Kilian.

☯ ☯ ☯

Endlose Tage vergingen, schmerzliche Wochen zogen dahin... schließlich qualvolle Monate. Nichts hatte sich verändert! Der Krieg forderte weiterhin seine Opfer und die Priskaner waren so blutrünstig, wie zuvor. Und die kleine Kriegerin Brianne saß in ihrem goldenen Käfig und sang und sang für den Fürsten Agathon. Doch das sollte sich nun ändern!
Eines Nachts jagte ein rauher, lauter Ton in der Burg des Priskanerfürsten herum - es war ein Lachen. Briannes Lachen, das nach langer Zeit wieder ertönte und sich so verändert hatte.
„Befreien wollt ihr mich, Kilian? Ihr? Der Sohn des Fürsten? Wollt ihr mir helfen, oder euch nur gegen euren Vater auflehnen? Ich hatte euch wirklich anders eingeschätzt!“
„Eure Menschenkenntnis ist auch nicht die Beste, wenn ihr meinem Vater geglaubt habt, daß Frieden herrscht, nur weil ihr hier seid. Ihr überschätzt euch, Sängerin!“, fauchte Kilian zurück.
„Kriegerin, ich bin Kriegerin!“, Brianne sprang an die Stangen und fletschte ihre Zähne. Sie waren weiß und spitz und schlugen laut aufeinander.
„Tier... Benimm´ dich wie eine Kriegerin, wenn du eine bist! Sei nicht dumm und verleugne nicht die Welt außerhalb deines Käfigs, Närrin!“
Brianne schnappte nach Kilian, stieß sich dann von den Käfigstangen ab und kniete in der Mitte des Käfigs nieder. Tränen fielen auf den Boden. Kilian seufzte. „Brianne... es ist Krieg!“
„Nein! Der Fürst und ich haben eine Abmachung!“, schluchzte sie. Trotzig und zornig sah sie Kilian in die Augen. Plötzlich huschte etwas über den Boden, durch die Stangen und hüpfte auf Briannes linke Schulter.
„Wiko“, hauchte die Arietidin zärtlich.
„Wiko?“, Kilian blickte amüsiert auf den kleinen Kerl, der ihn mit großen Augen anstarrte.
„Das ist sein Name.“
Beide schwiegen eine Weile. Der Feuerschein der Fackeln, die Kilian entzündet hatte, warfen unruhige Schatten in den Käfig. Brianne stand weinend auf. Wiko wickelte seinen Schwanz um ihren Hals.
„Beweise mir, das Krieg ist... Beweise mir, daß dein Vater mich betrogen hat!“
Kilian nickte ernst und zog auf einmal eine lange, weiße Perlenkette aus seiner Tasche. Mit einer langsamen Bewegung schmiß er sie vor Briannes Füße. Diese blickte stumm auf die Perlen, an denen blonde Locken hingen, die blutverkrustet waren. „Eine Gruppe arietidischer Soldaten hat vor einiger Zeit das priskanische Heer angegriffen... Es hat kaum überlebende gegeben.“
Brianne nahm die Perlen in die Hand.
„Gora...“ Gora, die blonde Kämpferin, die Briannes Kommando so skeptisch gegenüber stand... tot.
„Tot.“ Ein Wispern, das verhallte, das trotzdem endgültig im Raume stand. Kilian warf ihr noch etwas in den Käfig. Erstaunt stellte Brianne fest, daß es ihr schwarzer Anzug war, ihre alten Stiefel und die Lederbänder, mit denen sie stets ihre Arme umwickelt hatte. Und dann war da ihr Schwert. Brianne spürte, daß es im Moment schlief, eingewickelt in Stofflaken.
„Oh Kilian!“
„Ich möchte dir helfen, kleine Brianne! Kannst du das nicht sehen?“
Brianne kroch auf Kilian zu und berührte ihn zögerlich im Gesicht. „Doch, ich sehe es nun. Aber wie...“, sie drehte sich einmal, „wie willst du mich hier heraus holen?“
Kilians Blick fiel auf Wiko, der sich hinter einem Ohr kratzte.
„Ich weiß, wo Agathon den Schlüssel aufbewahrt... dein kleiner Freund könnte uns helfen!“
Verdutzt setzte Wiko sich auf und rümpfte sein Näschen.

☯ ☯ ☯

Tatsächlich schaffte das kleine Kerlchen es, den Schlüssel zum Käfig zu stehlen. Es war sehr, sehr lange alleine gewesen und nun war da wieder jemand, auf dessen Schulter Wiko sitzen konnte. Er spürte die heftige Freude der rothaarigen Frau, als der Mann den Käfig öffnete und sie heraus führte. Kurz darauf wurde er an den weiblichen Körper gepreßt und stürmisch geküßt. Sofort nahm Wiko seinen Lieblingslatz ein und wickelte seinen Schwanz um den Hals der Frau. Immer wieder hörte er sie zärtlich seinen Namen rufen: „Wiko, süßer Wiko!“
Ja! Sein Name! Nie mehr würde ihn jemand als Ratte, Katze oder Ungeziefer bezeichnen...er war Wiko! Er fiepste leise in Briannes Ohr, die geduckt, dicht hinter Kilian an der Turmmauer hochschlich.
„Wie geht es nun weiter, Kilian?“
„Mein Falke kreist am Himmel... er wird dich an einen fernen Ort bringen.“
„Ha! Kein Ort ist fern genug!“
Kilian zog Brianne in einen Erker, und die beiden verharrten atemlos, als ein Wächter müde vorbei schlenderte. Als er vorüber war, flüsterte Kilian: „Ich habe immer wieder einen Traum gehabt, in den letzten Monaten. Er handelte von einer schönen Frau... dir, Brianne! Ich sah dich in einer Stadt, weit vor hier- hinter dem großen Wasser!“
„Was?“
„Shht, hör mir zu... von meiner Mutter habe ich die Sehergabe geerbt, ich kann mich auf meine Visionen verlassen... komm jetzt!“
Brianne zog ihn zurück. „Und wie glaubst du, komme ich über das Wasser? Soll ich schwimmen?“
„Nein. Ich sagte doch, du wirst fliegen!“
„Was? Das war dein Ernst?“
Aber Kilian war schon weitergehuscht und Brianne hatte keine andere Wahl als ihm still zu folgen. Mehrmals mußten sie sich verstecken, aber niemand bemerkte sie. Doch da erwachte plötzlich Briannes Schwert. „Oh nein!“
„Was ist?“, fragte Kilian.
„Das Schwert erwacht.“
Kurz darauf ertönte ein heller, seltsamer Laut- zu laut um ihn zu überhören.
„Kannst du das nicht abstellen, man wird uns entdecken!“, rief Kilian erschrocken.
„Es ist ein beseeltes Schwert... möchtest du mit ihm streiten?“
Da war es schon zu spät. Einige Wächter hatten Brianne gesehen und rannten auf sie zu. Kilian und die Kriegerin liefen die Treppe weiter hinauf, bis sie schließlich oben angelangt waren und die Tür hinter sich verschlossen. Der kühle Nachtwind riß an Kilians Haaren, während er den Himmel nach seinem Falken absuchte. „Verdammt! Der Sturm muß ihn aufgehalten haben!“
„Und nun?“, schrie Brianne, die sich gegen die Tür stemmte, die den Kräften der priskanischen Soldaten nicht mehr lange standhalten konnte.
„Rufe ihn, er ist deine einzige Chance!“
Brianne erklomm die Zinnen und stieß einen schrillen Schrei aus- den Schrei eines Falken in der Not.
„Beim Lichtmeß...“, wisperte sie, als sie eine Antwort bekam. Und tatsächlich! In der Ferne sah sie einen großen, schwarzen Vogel...
„Gut gemacht, Kriegerin!“, lachte Kilian, doch auf seinem Gesicht standen Schweißperlen der Angst. Er umfaßte hastig Briannes Hände.
„Hör mir zu, Kleine... Der Falke wird dich in eine Stadt bringen, die voller Gegensätze ist... du mußt tapfer sein! Und du mußt mir etwas versprechen! Du darfst nie mehr, nie mehr während deiner Abwesenheit... singen! Agathon würde sofort wissen wo du bist! Versprich es!“
„Ich darf nicht mehr... oh... ich, ich verspreche es dir!“
Geräuschvoll landete nun der Riesenfalke auf den Zinnen und stieß einen Schrei aus. „Komm´ mit mir!“, flüsterte Brianne.
Das Holz der Tür barst unter den Schlägen der wütenden Männer. Erschrocken drehte Kilian sich um.
„Nein, i- ich werde dir später folgen, zum rechten Zeitpunkt.“
Wieder sahen beide zur Tür. „Leb wohl, kleine Brianne... vergiß´ mich nicht!“ Seine starke Hand fuhr sanft durch ihr dunkelrotes Haar und stockte mitten in der Bewegung. „Es... ist weiß!“


Janina Endos '96

Ja! Briannes Haare waren zum Teil weiß geworden. Stumm nahmen der Priskaner und die Arietidin es zur Kenntnis, das Leid in ihren Herzen verankerte sich tief und schmerzvoll. Plötzlich spürte Kilian wie Briannes weiche Lippen seinen Mund berührten.

EIN ERSTER SCHRITT ZUR ÜBERWINDUNG WIRD GETAN.

Zwei Herzen die sich einander zuneigen... im Schmerz... und sich wieder trennen. Brianne sprang auf den Falken, in dem Moment, als die Tür in ihre Bestandteile zerfiel und die Soldaten hinter Kilian auftauchten. Der Falke erhob sich schreiend, um nicht von den Speeren getroffen zu werden, die in seine Richtung flogen. Er glitt in die Nacht... auf das offene Meer hinaus.
Brianne war fort... Was blieb war ihr Triumphschrei, der hart in den Wolken hing.
Kilian sah ihr nach und merkte da die Hand seines Vaters auf seiner Schulter.

☯ ☯ ☯

Wieder war der Wind unterwegs, diesmal sehr viel weiter entfernt von Karses. Er rollte genüßlich durch die Luft über das endliche Lichtmeer... über Donji Kalemat ...über Hale und Pergemitron...dann drehte er ab und wehte in Richtung Elek-Mantow. Irgendwo auf seinem Weg fand er einen riesigen Vogel. Mit Freude schob und drängte er sich unter seine großen Schwingen und trieb ihn voran.
Der Riesenfalke gab einen schrillen Laut von sich und stieg. Dann besann er sich jedoch wieder und hielt seine alte Höhe, denn... er war nicht allein!
Auf seinem Rücken, zwischen seinen kräftigen Flügeln, krallte sich die Arietidin Brianne fest. Sie preßte ihr Gesicht in das dunkle Gefieder, so daß nur ihr kurzes, rotes Haar zu sehen war, durch das sich weiße Strähnen zogen. Alle ihre Muskeln waren angespannt und hinderten die Müdigkeit daran in den Körper einzuziehen. Als der Falke wieder ruhiger flog, hob Brianne zögernd den Kopf. Vorsichtig öffnete sie ihre Augen einen Spalt breit, schloß sie aber aufgrund der Zugluft schnell wieder.
Dann faßte sie an ihren Hals, immer darauf bedacht nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Um ihren Hals schlang sich ein langer, buschiger Schwanz, an dessen Ende ein fragiler Tierkörper hing, der sich ängstlich in ihre Halsmulde schmiegte.
„Bald sind wir bestimmt da, kleiner Schatz!“, hauchte Brianne. Wiko blickte sie groß an und kuschelte sich noch enger an sie. Behutsam legte sie ihren Kopf auf Wiko und blies warme Luft an den Körper. Sein hellrotes Fell war weich, so weich! Wie die Haare von Emerald... die Erinnerung an ihren toten Gefährten wühlte sich wie eine priskanische Hand durch ihren Brustkasten. Die Zeit hatte die Liebe vertrieben, aber ein süßer Nachgeschmack war immer noch da. Kilians Bild tauchte vor ihrem geistigen Auge auf und sie schluckte hart. Ach Kilian. Brianne wußte nicht was sie über ihn denken sollte. Auf einmal schwanden ihre Sinne... Kilians Falke merkte augenblicklich, daß Brianne sich nicht mehr festhielt und zur Seite rutschte. Er schrie erneut und flog tiefer, doch seine Federn entglitten den Händen der Frau. Sie rutschte... und fiel...
Fünf Sprung tief fiel ihr Körper und traf schließlich auf den Boden auf. Ein dumpfer Schlag, Blut spritzte aus Nase und Mund.
Wikos fragiler Körper lag neben ihr, seine Knochen waren gesplittert und ragten an vereinzelten Stellen aus dem Körper heraus.

☯ ☯ ☯

Es war ein wunderschöner Tag in Elek-Mantow. Torador Broschakal hielt sich vor den Westtoren der Oberstadt auf und sah in den Himmel. Seine grünen Augen blitzten aber nicht so vergnügt an diesem herrlichen Tag. Torador hatte Sorgen! Er kickte ein paar Steine weg und blickte zum Horizont. Vor seinem geistigen Auge tauchte das Bild von Melirae Todesstreich auf.
Melirae... die hallakinische Söldnerin, die von seiner Mutter dafür bezahlt wurde, auf ihn achtzugeben. Der braunhaarige Mann seufzte. Da war aber mehr, als nur die geschäftliche Beziehung zwischen ihnen...
„Sie hat gesagt, ich wäre keusch... pah!“ Aber es stimmt ja auch, dachte er traurig. Wie sollte er sich ihr gegenüber nur verhalten? Die wenigen scheuen Küsse, sie die geteilt hatten, waren...bezaubernd gewesen. Torador wurde sich bewußt, daß er wirklich viel für Melirae empfand, mehr als-

„Was ist das?“
In der Ferne sah Torador ein helles Licht, das unregelmäßig aufleuchtete und wieder erlosch. Neugierig, aber auch etwas ängstlich, machte er sich auf den Weg zu der Quelle des Lichtes. Der Ursprung war eine junge, schwarzgekleidete Frau, die von dem Licht umgeben wurde.
Torador sah, wie die Wunden, welche an ihrem Körper klafften, sich schlossen.
„Eine Heilerin!“, flüsterte Torador. Er betrachtete die rothaarige Frau genauer. Noch nie zuvor hatte er sie in Elek-Mantow gesehen. „Seltsam.“ Er konnte sie in keines der ihm bekannten Völker einordnen. Der mageren Gestalt nach, könnte sie eine Multor sein, aber ihre blasse Haut... für eine Kasralitin wiederum war sie zu klein! Torador besah sich das Schwert... aber für eine Hallakine war sie nicht muskulös genug. Nachdenklich trat er einen Schritt zurück und trat dabei auf etwas weiches. Verdutzt drehte Torador sich um und erblickte einen langen, pelzigen Schwanz. Darunter vergraben lag ein... Tier. Allem Anschein nach war es tot. „Oh... wie niedlich.“
Torador kniete sich hin und berührte sanft den weichen Pelz. „Was ist hier nur passiert?“ Er entschloß sich bei der Frau zu bleiben bis diese ihre Heilung beendet hatte. Mitleidig wollte der junge Mantowin das Tierchen aufheben, da spürte er plötzlich eine Klinge an seiner Kehle.

☯ ☯ ☯

„Bevor du mein Tier aufhebst, wirst du deine Gurgel auffangen müssen!“, keuchte Brianne. Die Heilung, derer ihr Körper fähig war, war gerade abgeschlossen, als sie sah wie der dunkelhaarige Mann sich über Wiko beugte.
Er starrte mit großen Augen abwechselnd auf die Klinge und auf Brianne. In einer fremden Sprache redete er hastig auf die entschlossene Frau ein, lief aber schließlich davon. Und als sie in seine grünen Augen blickte, als er hastig über seine Schulter schaute, tat es ihr leid. Lange schon hatte sie nicht mehr in so gütige fremde Augen gesehen!
Bedrückt legte sie ihre Hände auf den schwach atmenden Wiko und heilte ihn.
Wenig später saß er munter auf ihrer Schulter und putzte sich ausführlich. „Ich habe Angst, Wiko... und ich war so gemein zu dem Mann...“
Wiko schleckte Briannes Ohr und schnurrte laut.
„Na... laß uns sehen, was uns hier erwartet. Ich hoffe das ist die Stadt, die Kilian meinte!“
Zögerlich schritt sie auf die Stadt zu, die sich am Horizont abzeichnete.

☯ ☯ ☯

Kilian wischte sich Blut aus den Augen. Eine heftige Vision hatte ihn gepackt. Wachsame hellgraue Augen die leicht spöttisch in die Welt blicken, aber auch ernst. Lange schwarze Haare, schwarzes Leder, das den männlichen Körper umgibt. In seinen Armen hält er eine Frau...
„Brianne...“

Ende des ersten Teils

Verkettungen

Oliver Nothers

Aua! Zrrlan war nicht darauf vorbereitet gewesen, daß er so plötzlich aus dem Fenster bugsiert wurde, oder vielmehr das, worin er steckte. Nun ja, die Sache hatte auch ihr Gutes... So würde er vielleicht an ein sterbliches Wesen gelangen, was einfacher zu kontrollieren wäre... mit diesem hier hätte er sicherlich seine Schwierigkeiten gehabt. Nun lag er also irgendwo auf der Straße... Geduld hatte zwar nie gerade zu seinen Tugenden gehört, aber die schien er diesmal auch gar nicht zu brauchen. Ein Sterblicher näherte sich ihm... einer von der einfachen Sorte, das merkte er sofort... und zudem vermutlich unter Alkoholeinfluß, wunderbar! Nicht einmal richtig Herr seiner Sinne würde sein Gastgeber also sein... so einfach hatte er es noch nie gehabt!

☯ ☯ ☯

Was war denn das? Wer wirft denn so etwas hübsches einfach weg? Der Anhänger, den Hieramar gefunden hatte, hatte die Form eines Tigerkopfes. Am entsprechenden Band sollte er eigentlich gut aussehen... Moment mal... Band? Er nahm ein Lederband aus der Tasche und befestigte den Anhänger daran. Sah doch ganz passabel aus... ohne allzu viel darüber nachzudenken, legte Hieramar den Anhänger um. Himmel, das Zeug, daß er die Nacht getrunken hatte, mußte irgendwie schlecht gewesen sein... Solche Kopfschmerzen hatte er noch nie aus dem Schwarzen Bären mitgebracht... Kurz bevor er meinte, sich übergeben zu müssen, verlor er die Besinnung.

☯ ☯ ☯

Ein wenig unheimlich war Brianne schon zumute. Nun konnte sie sich zwar wieder ohne größere Schmerzen fortbewegen, aber was lag da nun vor ihr? Eine unbekannte Stadt ließ ihre nicht allzu einladenden Umrisse am Horizont erkennen... hoffentlich würde sie dort eine Zuflucht finden. Zu sehr hatte sich noch die schmerzvolle Erinnerung an ihre Gefangenschaft und Agathon in ihrem Kopf breitgemacht... Sie wollte es vergessen, aber es ging einfach nicht. In diesen Gedanken bewegte sie sich langsam auf die Stadt zu, deren Silhouette vor dem sich langsam verdunkelnden Himmel schon fast bedrohlich vor ihr aufragte. Schon bald konnte sie die ersten Häuser erkennen... schäbige, dreckige Bauten, und die wenigen Gestalten, die sie dort ausmachen konnte, schienen auch nicht weniger abgerissen zu sein. Sie holte tief Luft - und hätte beinahe niesen müssen. Wiko hatte die Schulter gewechselt und sie dabei mit seinem Schwanz an der Nase gekitzelt. Sie lächelte, wurde dann aber wieder ernst: Wie sich das kleine Kuschelwesen wohl in dieser häßlichen Umgebung fühlen mußte? Mit diesem Gedanken im Kopf und Wiko auf der Schulter überschritt Brianne die Stadtgrenze.

☯ ☯ ☯

Shamino war zwar schon ein wenig länger wach, aber nun, da es dunkel wurde, beschloß er, wieder eine seiner „Runden“ zu drehen. Die Unterstadt war eben voller Schurken, die jede Gelegenheit nutzten, die ihnen irgend etwas, sei es nun Geld, Essen oder weiß der Henker was brachte. Diese Leute bedurften eben sporadisch einmal eines Trittes an gewisse Stellen, am besten da, wo es so weh tat, daß es ihnen lange in Erinnerung bleiben würde. Eines Tages würde die Unterstadt wieder sicher sein, dafür würde er, Shamino, schon sorgen. Wenn er an die Zeit zurückdachte, als er noch in dem Alter war, wo er mit einigen anderen bei Oma Jakla... irgendwann sollten es die Kinder einmal besser haben als er! Allein deshalb mußte er das tun, was er tat. Irgendwo im Rattenloch würde es bestimmt wieder ein Verbrechen zu verhindern geben. Die Nacht war seine Freundin, was Unauffälligkeit anging, und genau das war es, was er brauchte, um jemanden auf frischer Tat zu ertappen. Schnell reagieren mußte man hier in der Unterstadt, sonst gingen einem die Übeltäter durch die Lappen...

☯ ☯ ☯

Hieramar erwachte. Selten hatte er sich so gut gefühlt... Wieso lag er eigentlich hier auf der Straße herum? Na warte, wer immer dafür verantwortlich wäre, dem würde er... Bestimmt einer der

Stadtwächter! Na wartet, Euch werde ich es zeigen! Mit diesen Gedanken machte sich Hieramar in Richtung Garnison auf, ohne auch nur darüber nachzudenken, wo derart militante Gedanken plötzlich herkamen.

☯ ☯ ☯

Das klappte ja wie am Schnürchen! Zrrlan brauchte sich nicht einmal sonderlich anzustrengen, um diese sterbliche Hülle dahin zu lenken, wo er hinwollte. Wo genau, das war ihm auch eigentlich egal... wichtig war nur, daß sich dieses Wesen, daß er übernommen hatte, mit anderen seiner Art auseinandersetzte - je gewalttätiger, desto besser, und Hauptsache, die Konfliktgegner bekamen Angst... aber dafür würde er schon zu sorgen wissen.

☯ ☯ ☯

Hamaliel wollte seinen Augen nicht trauen. Die Zeichnung in diesem alten Wälzer zeigte genau so einen Anhänger, wie er ihn erst heute morgen - verdammt! So schnell er konnte rannte Hamaliel aus dem Haus und inspizierte den Boden. Das verfluchte Ding müßte doch hier irgendwo... Ah! Da... nein, er hatte sich getäuscht. Hilfe, was für ein Gestank das hier war... Hoffentlich hatte niemand dieses unglückliche Ding gefunden und wohlmöglich auch noch eingesteckt, geschweige denn angelegt! Was für ein Durcheinander ein Ch´orr´ll´lank in einer Stadt wie Elek-Mantow anrichten könnte... Und er war sich sicher, daß einer in diesem Anhänger gesteckt hatte, verflucht, warum war er nur so unbeherrscht gewesen?

☯ ☯ ☯

„Brauchst du Hilfe?“ Hamaliel sah auf, und erblickte Shamino, der an der Hauswand lehnte. „So könnte man es auch nennen“ entgegnete Hamaliel. „Ich habe etwas... verloren.“ Shamino schlug sich mit der Hand vor die Stirn. „Wirklich, du solltest etwas besser auf deine Sachen achtgeben. Ich habe dir doch erst kürzlich...“ „Ich weiß“ unterbrach ihn Hamaliel. „aber diesmal ist es gefährlich...“ „War es das nicht schon letztes Mal?“ erkundigte sich Shamino. „Sicher, sicher, aber diesmal...“ „Wie hast du es denn verloren?“ fragte Shamino ungeduldig. „Nun, äh... ich habe es... aus dem Fenster geworfen.“ „Aus dem Fenster. Und du meinst allen Ernstes, daß du das jemals wiedersehen wirst? Du weißt doch, was in der Unterstadt auf der Straße liegt, gehört dem, der´s findet.“ „Natürlich, aber... du kennst doch die richtigen Leute...“ „Na und? Glaubst du, die geben mir ihre Informationen immer umsonst? Außerdem habe ich bestimmt noch andere Dinge zu tun, als dein Fundbüro zu spielen.“ Hamaliel schluckte. Natürlich hatte Shamino recht, aber er konnte ihm doch jetzt nicht alle Zusammenhänge... ach warum eigentlich nicht. „Komm erst mal mit rein, dann kann ich dir genauer erklären, worum es hier geht.“ Shamino zuckte mit den Achseln und folgte dem mysteriösen Regthiler.

☯ ☯ ☯

Kimber Loor konnte sich eines Grinsens nicht erwehren. Es schien ja fast so zu sein, daß die Gerüchte über so einige Stadtwachen wahr waren! Da kam dieser Trunkenbold auf die Brücke zugestolpert - irgendwie schien er Streit zu suchen. Eigentlich hatte Kimber damit gerechnet, daß die Wache ihm eine ordentliche Tracht Prügel verpassen würde, aber das Gegenteil war der Fall: Der Wächter wich vor dem Betrunkenen zurück und versuchte sogar, sich zu verstecken! Ein wenig neugierig war sie schon geworden - dieses Schauspiel wollte sie etwas genauer beobachten.

☯ ☯ ☯

Sirilar hatte Angst. Warum mußte er auch ausgerechnet jetzt Wache schieben? Urplötzlich war dieses Vieh aufgetaucht, und irgendwie schien niemand außer ihm es zu bemerken! Das mußte doch ein Alptraum sein! Allerdings hatte ihm der Kniff in den Arm außer einem blauen Fleck nichts weiter eingebracht. Warum tat denn keiner was? Die Leute gingen einfach weiter, als wenn das sechsarmige, schlangenleibige Ungetüm ihm gegenüber gar nicht existieren würde!!! Zwischen den Fangzähnen der Bestie, die bestimmt über einen Daumen lang waren, schoß nun auch noch eine gespaltene Zunge

hervor und auf sein Gesicht zu. Sirilar machte ein paar hastige Schritte rückwärts und setzte sich dabei beinahe unfreiwillig auf den Hosenboden. Schließlich kauerte er sich hinter einen Torpfosten. Oh, hoffentlich ist das nur bald vorbei... wenn doch nur Hauptmann Larkur hier wäre... er lugte vorsichtig um die Ecke... das konnte doch nicht wahr sein! Dieses Monster war einfach... ...verschwunden. Sirilar kniff sich noch einmal, stellte schmerzhaft fest, daß er wach war, und wischte sich dann den Angstschweiß von der Stirn. Nun war er wiederum froh, daß Larkur NICHT dagewesen war... das mußte ja albern ausgesehen haben...

☯ ☯ ☯

Na also! Diesem feigen Hund von Wächter hatte er einmal so richtig die Meinung gesagt! Irgendwie mußte er wohl eindrucksvoll gewirkt haben - der Angsthase hatte sich sogar in eine Ecke verkrochen! Hieramar konnte sich ein lautes Lachen nicht ersparen. Darauf würde er einen trinken gehen, oder, noch besser, er würde sich ein nettes Mädchen... na, das sollte sich ja finden.

☯ ☯ ☯

Zrrlan war zufrieden - fürs erste zumindest. Die Angst dieses Wesens hatte köstlich geschmeckt. Und die Gedanken seines „Gastgebers“ ließen darauf schließen, daß er bald ausreichenden Nachschub bekommen würde... oh ja, sein Aufenthalt in dieser Welt würde ein sehr profitabler welcher werden, da war er sich ganz sicher...

☯ ☯ ☯

Irgendwie konnte sich Kimber zwar nicht erklären, wieso die Wache dermaßen seltsam reagiert hatte, aber es war ihr auch egal. Wenn sich die Information, daß ein feiger Wächter sich vor einem Besoffenen mit einem zugegebenermaßen seltsam anmutenden Schmuckstück um den Hals versteckt hat, zu Geld machen ließe - umso besser.

☯ ☯ ☯

Shamino hatte die Informationen bekommen, die er brauchte. Außerdem hatte ihm Hamaliel diesmal auch einen kleinen Beutel mit Geld überreicht - für Informationen, den Rest dürfe er behalten. Noch dazu hatte er nun einen Begleiter - das hatte zumindestens Hamaliel behauptet. Einen kleinen, orangeroten Kristall hatte er ihm übergeben, mit dem Kommentar, daß er ihn dann benutzen sollte, wenn er seinen Augen nicht mehr trauen könne. Irgendwie war Hamaliel schon ein sonderbarer Mensch, aber wenigstens hob er sich durch seine an und für sich recht freundliche Art angenehm von den übrigen Bewohnern des Rattenlochs ab. Shamino machte sich auf den Weg, Informationen aufzutreiben.

☯ ☯ ☯

Unangenehm und fremd fühlte sich Brianne hier in dieser Stadt, aber immerhin schien ihr niemand ans Leder zu wollen. Plötzlich flog links vor ihr eine Tür auf, und ein Mann kam - nein, flog - heraus. Dieser offensichtlich unfreiwillige Flug endete allerdings ziemlich abrupt auf der anderen Straßenseite, als sich seine maroden Knochen mit einem widerlichen Knacken dazu entschlossen, unter dem Aufprall an der Hauswand zu zerbrechen. Von links hörte sie eine laute, kräftige Frauenstimme irgend etwas in einer ihr fremden Sprache brüllen - offensichtlich fluchte die Person, aber ehe sie sie erkennen konnte, war die Tür, durch die der Mann eben geflogen war, schon wieder geschlossen und lautstark verriegelt worden. Mit einem unverständigen Achselzucken setzte Brianne ihren Weg langsam fort.

☯ ☯ ☯

Hektisch wie immer durchstreifte Corwin Dery die Straßen des Rattenlochs. Da war doch eine Bewegung - Verdammt! Shamino! Und nach dem Tempo zu urteilen, in dem er auf ihn zukam, wollte er bestimmt etwas von ihm! Und erst letzten Monat hatte sich ein Geschäft mit Shamino als nicht allzu gewinnbringend herausgestellt. Nun gut, er war dank ihm seinen Verfolgern entronnen, aber

dafür hatte er einige Informationen preisgeben müssen, die sonst bestimmt einträglich gewesen wären. Behende versuchte er, in eine Seitengasse zu gelangen, aber Shamino schien das bemerkt zu haben und schnitt ihm den Weg ab. Verflixt und... Moment! Diese Regentonne dort sah vielversprechend aus. Wenn er sie als Trittstufe benutzen könnte, dann könnte er vielleicht auf das Dach... Ach was, einfach ausprobieren! Corwin sah zu, daß er sich beeilte. Wenn Shamino einmal bei ihm angelangt wäre, gäbe es bestimmt keine einfache Möglichkeit mehr, sich zu verdünnisieren.

☯ ☯ ☯

Gerade eben hatte Shamino noch einen Fuß über die Dachkante verschwinden sehen. Soso. Der Schlauberger meinte also, sich verstecken zu können. „Sell!“ Shamino stand mit dem Rücken an der Wand des Hauses gelehnt, auf dessen Dach sich Corwin gerade befand. „Sell!“ Corwin steckte seinen Kopf über den Dachrand. „Laß mich doch in Ruhe! An dir ist doch sowieso kein Geld zu verdienen! Wenn du irgendwas wissen willst, warum fragst du nicht Kimber?“ „Tz, Tz, naja, wenn du nicht willst...“ Shamino ging ein paar Schritte, drehte sich dann aber noch einmal um. „Du weißt nicht zufällig, wo sie gerade steckt?“ „Versuch´s mal im Totenkopf, aber laß mich endlich zufrieden! Was habe ich dir eigentlich getan?“ „Nichts, nichts. Hier, das ist für dich. Shamino schnickte Corwin eine Münze zu und machte sich auf den Weg.

☯ ☯ ☯

Eine Bronzesonne. Hmpf. Das war zwar nicht viel, aber immerhin war es Geld. Seltsam. Normalerweise suchte Shamino immer nach Möglichkeiten, Informationen umsonst zu bekommen. Wieso gab er ihm also jetzt für eine derart simple Auskunft eine Bronzesonne? Entweder war Shamino heute sehr spendabel, oder unverhofft zu Geld gekommen, oder beides, oder... Egal, jedenfalls sah es so aus, als habe sich Corwin da gerade etwas durch die Lappen gehen lassen, was irgendwie nach Geschäft roch. Bockmist! Demnächst, so nahm er sich vor, würde er Shamino gegenüber wieder ein wenig freundlicher sein.

☯ ☯ ☯

Shamino machte sich auf den Weg in Richtung Totenkopf. Allerdings wurde die Suche nach Kimber eine kurze - schon zwei Ecken weiter entdeckte er eine mittelgroße, schlanke Gestalt mit einem vielfach geflickten Umhang und einer tief ins Gesicht gezogenen Kapuze. Shamino bog schnell in eine Seitengasse ein und umrundete einmal den Block, nur um einige Sprung vor der Gestalt wieder in einer Seitengasse aufzutauchen.

☯ ☯ ☯

„Guten Abend, Kim.“ Die Stimme kam ihr irgendwie bekannt vor. Natürlich! Shamino! Der Vigilant der Südstadt war ihr schon einige Male über den Weg gelaufen. Eigentlich nicht unsympathisch, aber jemand, mit dem man sich besser nicht anlegen sollte. Nur woher hatte sie seine Stimme jetzt gehört? Und was könnte er von ihr wollen? Aha, da drüben in der Seitengasse. Das war ja mal wieder typisch. „Was willst du?“ „He, was bist du denn heute so kurz angebunden? Ich suche doch nur nach jemandem.“ „Weswegen solltest du dich auch sonst bei mir melden. Und? Wen suchst du?“ „So genau weiß ich das auch nicht - den, der sich das hier unter den Nagel gerissen hat.“ Shamino reichte ihr eine Skizze des Tigeranhängers. Kimber hätte beinahe laut losgelacht. Eben hatte sie sich noch überlegt, ob das Verbleiben dieses Saufbolds irgendjemanden interessieren könnte, und nun fragte sie ausgerechnet Shamino danach... „Sicher. Was ist dir das denn wert?“ Kimber grinste Shamino an. „Wie bitte? Soll das heißen, du weißt tatsächlich wo das Teil abgeblieben ist?“ Ein kurzes Kopfnicken von Kimber bestätigte Shaminos Verdacht, worauf er hastig in seinen Taschen herumkramte. „Du weißt ja, daß ich auch nicht immer gerade gut bei Kasse bin...“ „Ach, hör schon auf. Gib mir das, was du entbehren kannst, der, den du suchst, ist jedenfalls vorhin von der Garnison aus nach Westen verschwunden.“ Das reichte Shamino. Ehe sich Kimber so recht versah, hatte sie zwei Silbersonnen in der Hand, und Shamino war auch schon in den Straßen der Unterstadt verschwunden.

☯ ☯ ☯

Hübsch sah die Auslage des kleinen Ladens aus, vor dem sich Brianne jetzt befand. Vollgestopft mit allem möglichen Krempel, aber schön, und - da war doch etwas interessantes inmitten all dieses Plunders. Ein Stein, der sachte vor sich hinleuchtete. Irgendwie erinnerte sie dieser kleine Stein an Lichtmeß... Ach, Lichtmeß... wenn sie ein unangenehmes Gefühl besonders gut kannte, dann war das wohl Heimweh. Brianne geriet ein wenig ins Träumen...

☯ ☯ ☯

Hieramar glaubte das, was er suchte, gefunden zu haben. Eine hübsche, junge Frau stand dort vor Rominas Ramschladen. Sie hatte rote Haare, und in ihrer größtenteils schwarzen Lederkluft wirkte sie irgendwie... ...zum Anbeißen. Hieramar schlenderte zu ihr herüber und sprach sie erst einmal an: „Du hast doch heute abend nicht schon etwas vor, oder, Kleine?“

☯ ☯ ☯

Zrrlan war begeistert. Was er bei diesem Wesen an Furchtpotential entdeckte sollte reichen, ihn für die nächsten Äonen zu ernähren. Derart konkrete Bilder von „furchterregenden“ Dingen waren ihm bisher noch nicht untergekommen. Nach so genauen Vorlagen ließ sich natürlich hervorragend arbeiten.

☯ ☯ ☯

Brianne hatte einen Laut von der Seite vernommen. Genau hatte sie zwar nicht verstanden, was da jemand zu ihr sagte, aber der Klang der Stimme war ihr bekannt vorgekommen, und der Tonfall war ziemlich unsympathisch. Schon instinktiv wanderte ihre Hand zum Schwertknauf, aber als sie sich umdrehte gefror sie mitten in der Bewegung. Vor ihr stand kein geringerer als Agathon in voller Lebensgröße von einem Sprung und einer Pfeillänge. Das goldene Funkeln in seinen stechend grauen Augen ließ Brianne tausend Tode sterben. Nie hätte sie gedacht, ihn überhaupt jemals wiederzusehen, geschweige denn hier - Moment - Agathon - HIER?!? Das konnte doch nicht mit rechten Dingen zugehen... Aus diesen Mutmaßungen wurde sie jäh von Agathons dröhnender Stimme herausgebracht: „Ich hatte es dir gesagt... Du entkommst mir nicht! Wenn ich etwas haben will, dann werde ich es mir eben nehmen, verstehst du?“ Brianne machte instinktiv einen Schritt rückwärts und erschrak, als sie plötzlich einen Widerstand spürte. Halbwegs erleichtert stellte sie fest, daß es sich nur um eine Mauer handelte. Allerdings wich diese Erleichterung direkt wieder noch größerem Schrecken: Als sie wieder nach vorn blickte, sah sie neben Agathon etwas, was sie nie wieder zu sehen erhofft hatte: Einen goldenen Käfig, den sie nur zu gut kannte. Da wollte sie definitiv nicht wieder hinein. Panisch versuchte sie, ihr Schwert zu ziehen, aber so nah wie sie an der Wand stand, hatte sich das gute Stück mitsamt Schwertscheide verkantet. Sie blickte hoch zu Agathon, der eine auf den Käfig deutende Geste machte, und ihre Knie versagten ihr den Dienst. Noch während sie an der Wand herunterglitt, begann sie, hysterisch zu schreien.

☯ ☯ ☯

Hieramar verstand die Welt nicht mehr. Waren jetzt alle verrückt geworden? Er hatte sie doch lediglich angesprochen, und, als sie nach ihrem Schwert griff, sie zu beschwichtigen versucht. Warum also schrie sie jetzt wie eine Wahnsinnige? Dieser Gedankengang wurde allerdings jäh unterbrochen. Irgendeine Stimme in seinem Kopf sagte ihm, daß ihm das doch völlig egal sein könne, und so war es ja auch. Was interessierte ihn gerade jetzt ihr Geisteszustand?

☯ ☯ ☯

Der Schrei kam nicht von weit her! Nur eine Ecke weiter passierte irgend etwas, und zwar vermutlich etwas, dessen er sich annehmen sollte. Dann mußte Hamaliels „Auftrag“ eben noch ein wenig warten. Entschlossen und mit gezogenen Klingen rannte Shamino um die Ecke - und war ziemlich überrascht von dem, was er sah...

☯ ☯ ☯

Brianne blickte noch einmal auf, und da war wahrhaftig noch immer Agathon - aber plötzlich huschte ein schwarzer Schatten in ihr Blickfeld, und es sah so aus - als wolle er Agathon in einen Kampf verwickeln? Wer war das? Und warum... vor Angst war sie wie gelähmt, und konnte nur das grausame Schauspiel beobachten.

☯ ☯ ☯

Shamino verstand zwar nicht, was genau vorgefallen war, aber offensichtlich schien die Frau Angst zu haben, und außerdem trug der Mann, der dafür verantwortlich zu sein schien, einen Anhänger um den Hals, bei dem es sich eigentlich nur um das fragwürdige „Schmuckstück“ handeln konnte, nach dem er suchte. Shamino war kein Mann, der viele Fragen stellte. Außerdem hatte Hamaliel gesagt, daß, wer immer dieses Ding einmal angelegt hätte, sowieso nicht mehr zu retten sei. Ohne lange darüber nachzudenken sprang er zwischen den Unbekannten und die Frau.

☯ ☯ ☯

Verdammt! Wo kam dieser Sterbliche jetzt her, und warum mußte er sich gerade jetzt einmischen? Gerade schmeckte es ihm doch so gut... Die Angst dieser Frau... unvergleichlich. Aber dieses Festmahl würde er sich nicht verderben lassen, nein, er nicht, und auch dieser Mann mußte vor etwas Angst haben! Jeder Sterbliche hatte vor irgend etwas Angst... man mußte nur herausfinden, wovor...

☯ ☯ ☯

Irgend etwas in seinem Kopf befahl Hieramar, den Störenfried so gut es ging zu ignorieren. Davonlaufen würde er nicht müssen, nein, nicht vor so einem Schwächling. Und wenn der Unbekannte sich unbedingt einmischen mußte, dann hatte er eben Pech gehabt...

☯ ☯ ☯

Ein so dreistes Auftreten hatte Shamino selten von einem Unterstädter erlebt. Entweder war dieser Mann stockbesoffen, oder einfach nur wahnsinnig. Jeder andere Saufbold war sonst bei seinem bloßen Erscheinen von der Bildfläche verschwunden... Große Sprüche klopfen, das taten diese Säufer gerne, aber wenn es dann ans Eingemachte ging, dann zeigten sie meistens ihr wahres Ge... was zum... Shamino blinzelte. Das konnte doch... Verdammt! Wie konnte... solche Wesen waren doch nur Märchen... hatte er zumindest bis jetzt geglaubt. Sicher, er hatte von so einem... einem... geträumt, aber... das konnte doch nicht real sein! Vor seinen Augen hatte sich dieser Säufer in... Nein! Er mußte einfach träumen! So plötzlich... Moment... Normalerweise war es doch von alleine aufgetaucht... Noch nie hatte es sich einfach ver... - Halt! Was hatte Hamaliel gesagt? Wenn er seinen Augen nicht mehr trauen könnte...? Vielleicht hatte er ja das gemeint, und - ach, was hatte er schon zu verlieren? Anstatt sich seiner Waffen zu bedienen, wie er es eigentlich vorgehabt hatte, griff er nach dem kleinen Kristall...

☯ ☯ ☯

Was passierte denn da? Zrrlan spürte einen ungewohnt starken Energiefluß, und von der Art der Energie war ihm die Quelle schon einmal unsympathisch. Irgendwoher hatte sein neues Gegenüber unerwartete Hilfestellung erhalten... Das könnte problematisch werden... sehr problematisch... Hoffentlich würde sein Gastgeber das andere Wesen lange genug hinhalten können, damit er... verdammt! Die andere Präsenz störte seine Aura! Er mußte schleunigst wieder Herr der Lage werden!

☯ ☯ ☯

Kaum hatte Shamino den Kristall berührt, wurde ihm ein wenig schwindelig, und er sah plötzlich nur noch ein Farbenmeer. Was hatte ihm Hamaliel da nur wieder... „Hallo Shamino!“ Wo kam bitteschön

jetzt diese Stimme in seinem Kopf her? Woher kannte sie seinen Namen? „Also, nun mal nicht alles auf einmal...“ Da war diese Stimme schon wieder! „...also, ich komme aus dem Kristall, mein Name ist Logrys, und deinen Namen kenne ich, weil ich deine Gedanken lesen kann. Und nun gedulde dich mal einen Augenblick, da will uns jemand ans Leder, und dem werde ich jetzt erst einmal die Tour vermasseln... bis gleich!“ Damit war die relativ helle Stimme erst einmal verschwunden, und auch das Bild, das Shamino vor Augen hatte, normalisierte sich wieder... hinter ihm kauerte die Frau, die vorhin geschrien hatte, hinter einer Mauerecke, und vor ihm... hatte er es doch gewußt! Da hatte ihn also irgend jemand zum Narren halten wollen! Der sollte jetzt die Quittung dafür bekommen!

☯ ☯ ☯

Brianne zitterte noch am ganzen Körper, aber sie wagte es noch einmal, aufzuschauen. Dieser schwarze Schatten, der sich da zwischen sie und Agathon geworfen hatte... Was war das denn für ein Kristall? Ein Flimmern ging davon aus... Plötzlich glaubte sie eine Luftspiegelung oder so etwas wahrzunehmen... was war das für eine schimmernde Aura um den... nein, sie mußte sich getäuscht haben... der Schwarzgekleidete schritt auf Agathon zu, und griff ihn offensichtlich sogar an. Wie gebannt sah sie zu, wie er Agathon mit der Glocke seines Rapiers einen Schlag an die Schläfe versetzte... der ihr so verhaßte Tyrann ging zu Boden, und der Schwarzgekleidete beugte sich über ihn, als würde er etwas suchen...

☯ ☯ ☯

Verdammt, warum ging dieser verfluchte Anhänger nicht ab? Selbst das Band, an dem er hing, ließ sich nicht durchschneiden, geschweige denn zerreißen. Nun gut, vielleicht mochte Hamaliel ja damit recht gehabt haben, daß er den armen Tropf jetzt töten mußte - er hatte es jedenfalls auf die sanfte Tour versucht. Er hob den Dolch in der linken Hand...

☯ ☯ ☯

So, von diesem Quälgeist war er erst einmal weggekommen jetzt... OH NEIN!!! WACH AUF, DU SCHWACHKOPF! DER BRINGT DICH DOCH UM! SIEHST DU DEN DOLCH DENN NICHT KOMMEN???

☯ ☯ ☯

Oh Mann, war das ein Hammer gewesen... Hieramar schlug die Augen auf - und sah einen Dolch auf seine Kehle zurasen! instinktiv rollte er sich zur Seite - was sich als Fehler herausstellen sollte. Zu nah war die Schlucht gewesen, viel zu nah... Vom Aufprall spürte er nichts mehr, schon vorher hatte sein Herz aufgehört zu schlagen.

☯ ☯ ☯

Verd... Naja, daran konnte er jetzt auch nichts mehr ändern. Vielleicht gar keine schlechte Lösung, daß dieses verfluchte Ding jetzt auf dem Grund der Schlucht weilte... Hamaliel würde sich damit abfinden müssen, jedenfalls hatte er, Shamino, seine Arbeit so gut erledigt, wie er konnte... Wie zur Bestätigung hörte er wieder diese leise, helle Stimme von vorhin: „Gut gemacht! Wir haben ihn erwischt!“ „Moment mal - was heißt hier 'wir'?“ „Tu' doch nicht so, als ob das ganz allein dein Verdienst gewesen wäre! Ich habe schließlich das Ablenkungsmanöver für dieses Mistvieh geliefert!“ „Ja, ja, meinetwegen.“ Shamino war mit seinen Gedanken schon wieder ganz woanders. Die junge Frau, die offensichtlich von diesem... Wesen angegriffen worden war, kauerte immer noch an der Mauer, und schien die Situation noch viel weniger zu verstehen, als er sie verstanden hatte. Verängstigt sah sie aus, und... hübsch. Vorsichtig näherte er sich der zitternden Gestalt...

☯ ☯ ☯

Es war ein Gefühl, als wäre sie aus einer Trance erwacht. Brianne sah sich um - und sah den schwarzgekleideten Mann von vorher auf sich zukommen. Sie griff nach ihrem Schwert, aber ihr Griff festigte sich nicht. Der Mann schien ihr nichts tun zu wollen, und außerdem hatte er doch gerade

Agathon... Moment mal... Agathon? Sollte er ihn wirklich...? Irgend etwas bewegte sich unter ihrem Arm, und plötzlich schoß ein rotes Fellknäuel dahinter hervor, geradewegs auf den Schwarzgekleideten zu. Der Mann sagte irgend etwas in einer Sprache, die sie nicht verstand, und dann sprang ihn Wiko auch schon an - ohne sonderliche Folgen, allerdings. Das kleine Tierchen schien sich an seiner Kleidung festkrallen zu wollen, was aber nicht so recht gelang. Umso mehr erschrak der Kleine, als ihm der Mann eine seiner behandschuhten Hände entgegenstreckte, wohl als Haltehilfe gedacht. Hätte Brianne nicht noch dermaßen der Schreck in den Gliedern gesessen - sie hätte ob der Tolpatschigkeit ihres kleinen Begleiters wohl laut losgelacht. So blieb sie erst einmal stumm sitzen, und betrachtete den Schwarzgekleideten aufmerksam.

☯ ☯ ☯

Die Frau schien immer noch nicht zu verstehen - was man von ihrem kleinen Tierchen aber offensichtlich nicht behaupten konnte. Das kleine Etwas hatte sich zwar zunächst ein wenig erschrocken, als Shamino ihm seine Hand gereicht hatte, aber nun kletterte es auf seinem Arm herum. Rot war es, und - es hatte einen enorm langen Schwanz, den es übrigens gerade um Shaminos Handgelenk schlang. Und dann hoppelte es auch schon wieder auf seine Besitzerin zu, die sein Verhalten auch nicht so ganz zu begreifen schien. Es wuselte ebenfalls einmal um ihr Handgelenk, und hopste dann aufgeregt herum. „Dein kleiner Freund will uns wohl zusammenbringen." Shamino wartete auf eine Reaktion seitens der Frau, aber diese belief sich nur auf ein verhindertes Achselzucken. Verdammt, sie sprach also kein Mantowin. Das machte die Sache natürlich komplizierter. Aber Shamino wäre schließlich nicht Shamino, wenn er derartige Komplikationen nicht auch meistern könnte. Er versuchte es auf Rekischar, so gut er konnte, aber die Reaktion war dieselbe. Mist! Was denn nun noch? Wie eine Multorierin sah sie nicht aus, ebensowenig wie eine Nushq´qai oder eine Kasralitin. Und für eine Hallakine war sie zu schmächtig, mal ganz davon abgesehen, daß er sowieso kein Hallaksch sprach. Nun gut, bis ihm etwas anderes einfiele, mußte also die gute, alte Zeichensprache herhalten... vorsichtig machte er einen Schritt in Richtung der Frau und gab sich Mühe, möglichst freundlich auszusehen. Seine Waffen hatte er schon wieder verstaut; er hielt die Handflächen nach oben... Nun, sie wich erst einmal nicht weiter zurück, ein gutes Zeichen... An was war er da nur wieder geraten?

☯ ☯ ☯

Was das Kauderwelsch des Unbekannten wohl zu bedeuten hatte? Sicher, er versuchte sich offensichtlich mit ihr zu verständigen, aber Brianne verstand seine Sprache nicht, wenn sie auch das Gefühl hatte, als habe er zwischendurch noch eine andere gesprochen... Verstanden hatte sie diese allerdings auch nicht besser. Sie konzentrierte sich auf seine Gesten. Irgendwie mußte sie ihn doch verstehen können - Nein, Wiko, nicht jetzt... Was hatte der Fremde da gerade gesagt? Er hatte auf sich gedeutet - sein Name - natürlich! Wie war das... Sha...mi...no... Aha. Dann war sie jetzt wohl an der Reihe...

☯ ☯ ☯

So, also Brianne hieß sie... Shamino hoffte, es richtig ausgesprochen zu haben. Das könnte eine laaaaange Nacht werden...

☯ ☯ ☯

Es wurde lang. Sehr lang. Aber wenigstens verstanden die beiden sich jetzt zumindest teilweise. Allerdings war es anstrengend gewesen - müde waren sie, und zwar beide. Shamino drängte sich der Gedanke auf, wo er Brianne wohl unterbringen könne... lange war sie wohl nicht mehr wach zu halten... In die Hängematte? Nein, zu gefährlich... und der Felsvorsprung war auch zu schmal... Verdammt! Jetzt wurde es schon hell... kein Wunder, daß er so müde war... Moment mal - OMA! So hatten sie sie zumindest früher gerufen, die schwarze Jakla, ja... wenige ahnten, was es so mit ihr auf sich hatte, und kaum einer außer natürlich den Schatten wußte, das man notfalls... Er war zwar schon lange bei den Schatten verschwunden, aber sie würde sich doch bestimmt an ihn erinnern... Ach was,

einen Versuch war´s wert, immerhin besser, als hier herumzusitzen, bis man dann doch einschlief... Brianne schien schon fast auf dem Weg in Hesvites Reich zu sein...

☯ ☯ ☯

Hmmm? Was... ach so... also war er auch müde... ob er wohl... ah ja, er hatte offensichtlich eine Idee... mitkommen sollte sie erst einmal... Sicher... „Tapla?“ Brianne lächelte. „Tapla.“ die beiden machten sich auf den Weg nach Osten.

☯ ☯ ☯

Was war das denn? Oder besser: Wer war das? Wer immer es war mußte schon ziemlich dreist sein, so früh hier aufzutauchen... Natürlich war sie schon wach, aber es war wirklich noch FRÜH... Wingart war gerade mal aus dem Haus... Jetzt klopfte es schon wieder... „Ja, ist gut, ich komme ja schon...“

☯ ☯ ☯

„Was zum Brenner machst DU denn hier?“ Shamino wurde ein wenig rot. „Äääh, weißt du, ich habe da ein Problem...“ „Ach nein. Sieh mal einer an. Und warum kommst du damit zu mir? Mensch Shamino, du bist doch wirklich alt genug, um selber mit Problemen klarzukommen, oder?“ Shamino blickte betreten nach unten. „Du, ich habe da ein Mädchen gefunden... die ist nicht von hier... außerdem versteht sie unsere Sprache kaum, und - ich weiß nicht, wo ich mit ihr hin soll!“ Jakla sah kurz an Shamino vorbei - naja, Geschmack hatte der Junge ja, aber wieso mischte er sich auch in so etwas ein? Er war doch wirklich alt genug, um zu wissen, daß man sich nur Suppen einbrockte, die man auch selber auslöffeln konnte. „Wo hast du sie denn überhaupt gefunden?“ „Weißt du, Hamaliel hatte mich gebeten...“ „Ach, Hamaliel hatte dich gebeten - dann frag´ den doch! Ich habe schließlich genug um die Ohren! Wäre ja noch schöner, wenn hier jeder ankommen würde - Jakla hier, Jakla da - nein, das fangen wir gar nicht an!“ Sprach´s, und knallte Shamino die Tür vor der Nase zu.

☯ ☯ ☯

„ . . . „ Hesvite sei Dank, daß jetzt niemand sein Gesicht sehen konnte. Wenn er jetzt genauso blöd aussah, wie er sich fühlte, na dann... Er drehte sich erstmal wieder zu Brianne um, die oben am Rand der Schlucht auf ihn wartete, und beantwortete ihren fragenden Blick mit einem Achselzucken. Das war wohl nichts... und jetzt? Sell fragen? Der hätte bestimmt - Quatsch, viel zu gefährlich. Vielleicht doch Hamaliel... hinter ihm öffnete sich die Tür. „Hier, du hast was vergessen!“ Jakla drückte ihm einen Korb in die Hand. Und ehe er überhaupt verstand, was los war, war sie auch schon wieder im Haus verschwunden. Was war davon jetzt zu halten? Eine Decke lag oben auf dem Korb... und darunter - Fressalien. Das war ja mal wieder typisch Jakla. Erst so tun, als wäre ihr das alles furchtbar egal, und dann - naja, so hatten sie zumindestens erstmal weniger Probleme. Provisorisch setzte er sich erst einmal Richtung Osten in Bewegung, vielleicht würden sie ja doch bei Hamaliel unterkommen...

☯ ☯ ☯

...daß ihm das jetzt erst eingefallen war! Ziemlich unverhofft bog Shamino nach Süden ab. Das Haus am Stadtrand hatte doch immer leer gestanden... Dort sollten sie eigentlich das Dach über dem Kopf finden, nach dem sie auf der Suche waren. Und so machte sich das seltsame Gespann auf zum Südrand der Stadt.

☯ ☯ ☯

Shamino staunte nicht schlecht über das, was er im inneren des leer geglaubten Gebäudes erblickte: Bunte Tücher zierten die Wände, Kissen lagen auf dem Boden, und an der Wand gegenüber dem Eingang stand eine Statue - wo war er denn jetzt wieder hineingeraten? Irgend jemand mußte - was? Hilfe, mußte Brianne müde gewesen sein... Da lag sie doch tatsächlich quer über drei Kissen und

schlief... Na, hoffentlich würden sie hier nicht entdeckt werden... ganz geheuer war ihm nicht bei dem Gedanken, hier zu bleiben, aber er konnte unmöglich Brianne alleine lassen. Ohne noch allzu lange darüber nachzudenken, legte er ihr die Decke um und schlief dann neben ihr ebenfalls ein.

☯ ☯ ☯

Hmm, das duftete gut... wie frisch gebacken... Shamino schlug die Augen auf - nanu? Wo war er denn jetzt schon wieder? Ach ja, gestern nacht... das Mädchen! Brianne! ...schlief immer noch, und offensichtlich ruhig und fest. Gut. Also erst mal - also DAS war es, was so gut duftete... seltsame Gebilde, erinnerten irgendwie an Brot, waren aber viel kleiner... wie kamen die überhaupt hier hin? Irgend jemand mußte hier gewesen sein und diese... Irgend jemand? Und er hatte das nicht bemerkt?! Er konnte das nicht verstehen - sie waren in ein fremdes Gebäude in der Unterstadt eingedrungen, jemand mußte sie bemerkt haben, womöglich sogar der Bewohner, und hatte sie schlafen lassen? Wer immer hier wohnte, er war jedenfalls ein sehr untypischer Bewohner des Rattenlochs. Stellte ihnen auch noch etwas zu Essen hin, wie es aussah - entweder waren Besucher hier wirklich willkommen, oder - nein, das konnte nicht sein. Sie hatten doch mitten im Raum gelegen, das war doch nicht zu übersehen gewesen. Nun ja, warum sollte er nicht das, was man ihnen offensichtlich hingestellt hatte, einfach mal probieren? Es sah zwar seltsam aus, aber es duftete wie frischgebackenes Brot - und es war noch warm. Shamino biß in eins der kleinen Objekte, und es schmeckte großartig. ähnlich wie ein sehr herzhaftes Brot, mit Kräuteraroma. Während er es verspeiste, merkte er gar nicht, daß noch jemand den Raum betreten hatte.

☯ ☯ ☯

Judith war überrascht gewesen, als sie die beiden Schlafenden am Morgen im Schrein gefunden hatte - sonderlich gestört hatte sie sich allerdings nicht daran. Vielleicht würde es die Kontaktaufnahme bedeutend vereinfachen, wenn sie wirklich merkten, daß sie ihnen nichts tun wollte. Sie hatte einige Shekoasteren gebacken, denn sie war sicher, daß die beiden hungrig sein würden, wenn sie aufwachten. Und da sie immer noch schliefen, als sie damit fertig war, hatte sie sie einfach in den Schrein gestellt und war meditieren gegangen. Nun war einer der beiden Fremden wachgeworden - also war sie wieder in den Schrein gegangen, um sich mit ihren „Gästen“ zu unterhalten. Sie hoffte, die Menschen nicht allzusehr zu erschrecken - vermutlich hatten sie noch nie eine Panlîl gesehen, und schon oft hatten sich einige der Bewohner Elek-Mantows erschreckt, wenn sie merkten, was Judith eigentlich war. In diesem Fall hier schien es aber geholfen zu haben, daß der Fremde gut geschlafen und zu mindestens eine halbe Shekoastere verzehrt hatte - er wirkte zwar sehr überrascht, allerdings weder feindselig noch ängstlich. Seine Begleiterin schien noch zu schlafen - wie auch immer, die Situation bot sich wirklich zu einer ernsthaften Kontaktaufnahme an.

☯ ☯ ☯

„Schmecken die Shekoasteren?“ Shamino wirbelte herum. Die Stimme hatte zwar einen sehr angenehmen und freundlichen Klang, aber er hätte sich vor Schreck fast an diesem kleinen Stück Backwerk verschluckt. Als er dann aber sah, wer, oder vielmehr WAS ihn da angesprochen hatte, verschluckte er sich gleich nochmal. Ein solches Wesen hatte er noch nie gesehen! Nicht, das es häßlich oder abstoßend ausgesehen hätte, nein, aber eben ...fremdartig. Es war zwar humanoid, aber irgendwie erinnerte es an eine Katze. Es - oder vielmehr sie, wie die Proportionen vermuten ließen - war etwas, vielleicht eine Pfeillänge, kleiner als er, hatte ein braungestreiftes Fell und gelbgrüne Katzenaugen. Und offensichtlich sprach sie sogar Mantowin!

☯ ☯ ☯

Shamino war viel zu verblüfft um überhaupt etwas zu sagen, also nickte er erst einmal, ohne allzuviel darüber nachzudenken. „Das freut mich“ antwortete das Katzenwesen. „Ich hoffe, daß ihr auch gut geschlafen habt. Auf jeden Fall möchte ich euch willkommenheißen im Schrein der Ashkenobistar.“ Diesen Namen hatte Shamino noch nie zuvor gehört, aber aus dem Zusammenhang schloß er, daß wohl eine Gottheit gemeint war, die von der Statue im hinteren Teil des Raumes repräsentiert wurde. Vielleicht war die Katzenfrau ja eine Art Priesterin? Edel genug dafür wirkten ihre grünen und gelben

Gewänder allemal. Da hatten sie ja mal wieder Glück gehabt - nicht jede Religion war Fremden, und insbesondere Eindringlingen, gegenüber so tolerant und gastfreundlich. „Ich bin Judith vom Volk der Panlîl, Priesterin der Ashkenobistar“ stellte sich die Katzenfrau vor, „und wer seid ihr?“

☯ ☯ ☯

Shamino war erstaunt, daß Judith Mantowin relativ flüssig beherrschte, und es kam zu einer kleineren Unterhaltung, bei der sich einige Mysterien aufklärten. Plötzlich fühlte Shamino eine Bewegung an seiner Seite ...es war zum Glück nur Brianne, die sich im Schlaf ein wenig an ihn geschmiegt hatte. - wie sie so da lag, mit dem Zusammengerollten Wiko im Arm mußte er lächeln. Sie schien sich schon recht wohl zu fühlen in dieser für sie sicher noch sehr fremden Stadt. Als sich Shamino wieder zu Judith umdrehte, meinte er, auch in ihren katzenhaften Zügen ein wissendes Lächeln erkennen zu können. „Wenn ihr möchtet, könnt ihr ruhig noch etwas hierbleiben - und eßt soviel ihr wollt. Ich komme nachher noch einmal wieder.“ Mit diesen Worten verließ sie den Raum durch eine unauffällige Tür in der hinteren Wand. Shamino war wieder alleine mit Brianne.

☯ ☯ ☯

Seine Geduld würde vermutlich auf eine schwere Probe gestellt werden - hier würde so bald kaum ein Sterblicher vorbeikommen. Er hing hier etwas hilflos irgendwo zwischen den Felsen. Der Körper seines letzten „Gastgebers“ hatte sich irgendwo weiter unten verteilt. Aber auch hier würde irgendwann jemand vorbeikommen, ganz sicher. Und jetzt hatte er erst einmal Zeit... er hatte sich einen satten Vorrat angefressen, der würde schon sehr lange genügen... Und er würde zurückkommen, und nächstes mal würde er genauer darauf achten was sich ihm entgegenstellte - er wäre nicht Zrrlan, wenn er jetzt so einfach aufgeben würde.

Brianne und Shamino

Janina Enders

„Haha! Dumme kleine Kriegerin! Du kannst mir nicht entkommen! Bald sitzt du wieder dort, wo du hingehörst!“ schrie Agathon.
„Bis dahin...“, der hünenhafte Fürst der Priskaner lachte kurz auf. Er hielt ein langes Messer in der Hand, mit dem er nun langsam über die Kehle des weißhaarigen Mannes fuhr, der vor ihm am Boden kniete.
„Kilian!!!“ Briannes Schrei hallte laut in Judith Behausung wider.
„Nein, nein, nein!“ Schweißgebadet setzte sie sich auf. Immer noch sah sie Kilian vor ihrem geistigen Auge, der mit durchschnittener Kehle zusammenbrach. Zitternd schnellte ihre Hand an ihren Schwertgriff, aber... es war nicht mehr da, wo es sein sollte! Verdutzt sah sie an sich runter und wurde sich der seidenen Laken bewußt, auf denen sie lag. Brianne runzelte die Stirn... da bemerkte sie eine Bewegung vor sich. Als sie verstört aufblickte, sah sie eine schwarz gekleidete Gestalt, die mit ausgestreckter Hand auf sie zukam. Wieder sprang sie schreiend auf und auch der Mann wich ein paar Schritte zurück.

☯ ☯ ☯

„Du hast mich ganz schön erschrocken, Mädchen!“, schmunzelte Shamino. Brianne schien schlecht geträumt zu haben und nun war sie wohl etwas verwirrt. Sie preßte sich an die Wand und blickte sich mißtrauisch um. Doch da schien wieder die Erinnerung in sie einzuziehen, denn sie faßte sich mit der Hand an die Stirn und schüttelte den Kopf.
„Sha- Shamino?“, fragte sie unsicher.
Shamino lächelte und nickte. Ihm gefiel die Art, wie sie seinen Namen aussprach... er senkte nachdenklich den Kopf.
„Ähm... hast du Hunger? Hunger!“ Er deutete mit der Hand auf den Mund und rieb sich dann den Magen. Brianne grinste und erwiderte etwas in ihrer Sprache. Shamino ging zum Tisch und reichte ihr eine der Shekoasteren.
Die beiden standen sich nun gegenüber. Shamino überragte die rothaarige Frau um einen Kopf. Er schob sich noch etwas näher an sie heran, was sie mit einem Heben ihrer Augenbraue zur Kenntnis nahm. Plötzlich sprang Wiko an Shaminos Arm hoch und knabberte an dem brotartigen Gebilde herum.
„Du bist ganz schön frech, Kleiner. Eigentlich sollte deine Herrin etwas essen.“
Der große Mann blickte entschuldigend auf Brianne, die leise lachte.
„Wie schön du lachen kannst!“, flüsterte Shamino. „Ich weiß gar nicht, wieso ich dich mitgenommen habe, aber du...mmh...“ Shamino legte den Kopf schief und betrachtete Brianne dabei, wie sie gierig die übriggebliebenen Shekoasteren verputzte. Danach sah sie sich suchend um, erblickte ihr Schwert und band es wieder um ihre Taille.
„Ich würde gerne wissen, ob du überhaupt mit dem Ding umgehen kannst, Kleine... Versteh´ mich nicht falsch... ach, du kannst mich ja gar nicht verstehen, aber du siehst ziemlich schwach aus.“
Mitleidig musterte Shamino Briannes mageren Körper, wobei er eine bestimmte Stelle weniger mitleidig betrachtete.

☯ ☯ ☯

Brianne wandte sich rasch ab, als sie den Blick des Mannes auf ihren Brüsten spürte. Wiko sprang auf ihren Kopf und wikelte seinen Schwanz um ihren rechten Arm.
„Ich würde dir so gerne fragen stellen! Gestern, da... was ist da nur passiert? Wahrscheinlich werde ich langsam wahnsinnig und habe Halluzinationen.“

☯ ☯ ☯

„Warum denn so ernst, Kleine?“ Shamino ging zu ihr und blickte in ihre schwarzblauen Augen.
„Wenn ich nur wüßte, woher du kommst... wer du bist...“

☯ ☯ ☯

Briannes Herz schlug schneller, als Shamino ihr so nahe kam. Sie hatte Angast vor ihm, andererseits... vertraute sie ihm... irgendwie. Wenn Kilian dich hier wäre! Plötzlich stiegen Tränen in Briannes Augen hoch.

☯ ☯ ☯

Als Shamino die Tränen sah, welche in Briannes Augen glitzerten, wurde er unruhig: „Oh, bitte nicht weinen! Alles, aber nur nicht weinen Kleine, he... Brianne."

☯ ☯ ☯

Sie schluckte die Schmerzen herunter und lehnte sich leicht gegen Shaminos Brustkorb. Zitternd schüttelte sie den Kopf. „Was nutzt mit die Heilergabe, wenn ich die schlimmsten Qualen doch nicht heilen kann?"

☯ ☯ ☯

Shamino spürte, wie Brianne schwer atmend die Tränen zurückdrängte. Vorsichtig und etwas unbeholfen legte er seine Arme um den Frauenkörper. „Wenn ich nur wüßte, wie ich dir helfen kann." Die rothaarige Frau blickte zu ihm auf...

☯ ☯ ☯

Agathon stand auf den Zinnen seiner Burg und blickte in die Ferne.
„Eines Tages Brianne... eines Tages... du hast mich sehr verletzt! Aber... wir werden uns wiedersehen, sehr bald!"

Wie der Hieb des multorischen Säbels

André Wiesler

„...Liqioooooooon“. Der schauerlich schiefe Gesang der beiden jungen Männern klang aus und lachend fielen sie sich in die Arme. Die übrigen Gäste der Taverne blickten sie teils amüsiert, teils pikiert an. Inigo strich sich die eigensinnige Locke zum hundertsten Mal an diesem Abend aus der Stirn und prostete seinem Freund erneut zu, setzte den irdenen Krug mit dem billigen Wein an und... mußte erschrocken feststellen, daß er leer war.
„Wer, bei allen Jungfrauen die mir bis jetzt entgangen sind, hat meinen Krug ausgetrunken? Egal, ich hol´ neuen! Für dich auch noch einen, Logush?“, Inigos Sprache war schon lange nicht mehr ganz klar.
Der andere Nushq´qai nickte und Inigo erhob sich schwungvoll, nur um kurze Zeit schwankend zu stehen und dann wieder auf seinen Stuhl zu plumpsen. „Hups...“, stieß er erstaunt aus und mußte ein hinreichend dummes Gesicht gemacht haben, denn Logush brach in lautes Lachen aus.
„Moment!“, ermahnte ihn Inigo und hielt die Hand erhoben. Dann drückte er sich mit beiden Händen auf dem Tisch ab und schob seinen schwankenden Körper nach oben. Triumphierend sah er sich zu Logush um und nahm die beiden Krüge auf. Als er sich aber umwandte, um sie beim Wirt der billigen Kaschemme, deren Namen ihm gerade entfallen war, auffüllen zu lassen, rannte er gegen einen Berg aus Fell, aber hart wie eine Wand, und torkelte zurück. Er blickte auf, weit auf, und sah in ein nicht weniger behaartes Gesicht. Dieser Mann sah aus wie ein Berg. Das mußte dieser Den Alum-num oder so ähnlich sein, von dem die ganze Stadt sprach. Na dem würde er es aber zeigen, ihn hier einfach anzurempeln.
„Was fällt Euch ein? Mich hier einfach so...“, Inigos Schwall aufrichtiger Wut wurde von dem pelzigen Mann gestoppt, als er mit lauter, dunkler Stimme: „Du bist betrunken!“ sagte.
„Was?“, Inigo glaubte seinen Ohren nicht zu trauen, „Was war das?“
Der bepelzte Berg zeigte sich nicht im geringsten beeindruckt: „Du bist betrunken!“
„Ich werde Euch zeigen, was es heißt einen Bellodores zu beleidigen. Pah, ich und betrunken, wart er es ab!“ Bei diesen Worten versuchte er verzweifelt seinen Degen aus der Scheide zu zerren. Das Gehänge klimperte und klapperte und Inigo lehnte sich schwankend immer schräger, drehte die Hüfte immer weiter hinein, aber das vermaledeite Ding wollte nicht loskommen.
„Wenn ich Euch erst meinen Stahl präsentiert habe, werdet Ihr flehen, daß ich eure Entschuldigung annehme.“
Mit einem erneuten Ruck versuchte er den Stahl zum Vorschein zu bringen, aber der Ruck sandte ihn nur von seinen Füßen auf den Boden, die Hand noch immer am Griff seiner schlanken Waffe. Wutschnaubend versuchte er sich wieder aufzurichten, Den beobachtete ihn recht unbeholfen, scheinbar nicht sicher, was er mit Inigo tun sollte, als dieser eine Hand auf seiner Schulter fühlte. Er wandte sich um und sah in das breit lächelnde Gesicht seines Freundes: „Inigo?“
„Was? Halte mich nicht auf, ich...“
„Inigo!“
„Was?“
„Du bist betrunken! Völlig und sturzbetrunken!“
„Ohh...“ Inigos Gesichtszüge verdunkelten sich. Dann aber strahlten sie im bekannten Lächeln auf und er ließ sich von Logush aufhelfen und trat dann auf Den zu: „In diesem Fall, werter Herr, nehmt meine Entschuldigung an und wehrt auch meine Einladung zu einem Umtrunk nicht ab!“
Auf die Gesichtszüge des Fellberges stahl sich ebenfalls ein Lächeln. Das verstand er gut!
Es wurde ein langer und ob des Durstes Dens auch ein teurer Abend für Inigo.

☯ ☯ ☯

Als Inigo die Augen öffnete, sah er rot. Vor seinen Augen hing ein rotes Tuch, durch das eine grausam helle Sonne schien. Mit einer Bewegung, die nichts von seiner normalerweise großen Geschwindigkeit und Geschicklichkeit erahnen ließ, richtete sich der Nushq´qai auf, stöhnte ob des Kopfschmerzes leise auf und zog sich das Tuch vom Gesicht. Feines Tuch, fast wie ein Damenschal. Wo bei allen Jungfrauen war er? Er blickte sich um und konnte seinen Aufenthaltsort als die Bank unter einem der wenigen Brunnen der Oberstadt festmachen. Der Steinbrunnen war von erlesener Schönheit, vier junge Damen -nymphengleich- standen an den Ecken und hielten gedrehte Hörner

über ihren Kopf, schienen einzuladen sich am kühlen Naß zu laben. Doch erst einmal würde Inigo den bitteren Geschmack aus dem Mund bekommen müssen. Erfreut bemerkte er eine Tonflasche neben sich am Boden, wo er sie wohl am vergangenen Abend abgestellt haben mußte, und in der es bei seinem Schütteln leise gluckste. Mmh... von wem mochte wohl dieser Schal sein?
Er setzte die Flasche an, nahm einen tiefen Schluck und prustete den bitteren Saft wieder aus, nur knapp konnte ein Diener ein Bündel weißer Hemden vor der roten Weinwolke in Sicherheit bringen. Sein wütendes Schimpfen, daß er aber erst anstimmte, als er in sicherer Entfernung war, hallte schmerzhaft laut in Inigos Kopf wieder. Geschah ihm recht. Wie betrunken mußte er gewesen sein, um sich mit solchem Fusel abzugeben. Ob Logush schon weg war? Wenn er ähnlich abgestürzt war wie Inigo selber sicherlich nicht...
Mit einiger Mühe drehte er nun an dem Rad, daß in dem Brunnen unter dem weit ausladenden Dach den einen Eimer nach unten und den gefüllten nach oben beförderte. Er tauchte das Tuch in das glitzernde Wasser und preßte es gegen Stirn und Nacken. Daß dabei Wasser an seinem Körper herunterrann und dunkle Flecken im roten Stoff seines Hemdes und auf seinen ledernen Beinkleidern hinterließ, war ihm gleich. Die Erfrischung war es wert. Dann wrang er den Schal kräftig aus und band ihn sich um den Kopf, doch die widerspenstige Strähne schaffte es trotzdem leicht gewellt freizukommen und sich wieder auf seiner Stirn auszubreiten. Inigo beugte sich ein weiteres mal über den Eimer, schöpfte mit beiden Händen Wasser. Dabei sah er im Licht der Sonne, die schon erschreckend hoch stand, sein Spiegelbild. Er sah erbärmlich aus. Sein Dreitagebart hatte mittlerweile unvorteilhafte Länge angenommen. Es würde ein Barbierbesuch nötig werden. Dann warf er sich das Wasser ins Gesicht und genoß erneut das kühle Naß.
In seinen Taschen, so förderte eine gründliche Untersuchung zu Tage, befanden sich noch genau vier Eisensonnen. Das reichte in der Unterstadt gerade noch für eine Rasur, zumindest wenn der Hals dabei nicht von billigem Messer aufgekratzt oder im -schlimmsten Fall- mit Vorbedacht durchschnitten werden sollte...
Er machte sich auf den Weg nach Norden und war gerade auf der Höhe der düsteren Lyzeum, als eine junge Frau ihn fast umrannte. In seinem Schrecken griff er nach ihr und hielt sie fest, mehr um einen Sturz zu verhindern. Doch die junge Dame fauchte ihn an, es war ein Fluch auf multorisch, und versuchte sich loszureißen. An jedem anderen Tag wäre es Inigo niemals in den Sinn gekommen eine Dame gegen ihren Willen in seine Arme zu schließen, aber der Wein und der mangelnde Schlaf taten das ihre seine Gedanken zu bremsen. Die Frau war jung, gerade erst dem Mädchenalter entwachsen, vielleicht 18 Sommer an der Zahl. Sie trug rauhe und einfache, aber saubere Kleidung, ein braunes Mieder, darunter ein weißes Hemd.
Die Verfolger der Frau, zwei kräftige Männer in rauher Lederkleidung, mit großen, breiten Schwertern an der Seite, trafen jetzt ein und riefen der Frau zu: „Kommt mit uns!“. Die Männer waren etwas größer als Inigo, vielleicht drei Sprung und anderthalb Pfeillängen, und wirkten etwas mager. Ihre Haut war tiefschwarz. Multorier vielleicht, und sie sahen nicht aus wie Ehrenmänner. Was immer sie vorhatten, es war vermutlich nicht dieser jungen Magd angemessen.
Inigo wandte sich der jungen Frau zu. Auch ihre Haut war von einer sehr dunklen Färbung, die fast schwarz zu nennen wäre. Um so erstaunlicher war ihr langes, hellbraunes Haar, das glatt nach unten hing, von einem einfachen Hornreif. Sie war etwa drei Sprung, eine Hand groß, also ein Stück kleiner als Inigo selber, und ihre Augen waren von einem strahlenden Blau. Sie war zierlich gebaut, vermochte das Mieder kaum nennenswert auszufüllen. Inigo fragte: „Wollen die Herren euch Böses, mein Kind?“
Fast vermutete er, sie sei der Sprache des Ostlandes nicht mächtig. Um so überraschter fuhr er drum zusammen, als die junge Dame ihn anfauchte: „Kümmert euch um euren Kram. Hättet ihr euch nicht eingemischt, wäre ich schon weg.“
Ein Wildkätzchen also. Nun ja, nicht das Schlechteste. Inigo wandte sich wieder zu den Männern um, die nun etwa einen Sprung entfernt stehengeblieben waren. Er ließ die Schultern ein wenig hängen und legte die Hand gegen die Stirn: „Werte Herren, diese Dame steht nun unter meinem Schutz! Wenn ihr nun bitte wieder eurer Wege gehen wollt?!“
Die Männer schauten ihn verwundert an, hatten aber scheinbar seine Worte verstanden. Mit schwerem Dialekt, der keinen Zweifel an ihrer Herkunft ließ -Multor- antwortete der Größere: „Die Frau ist uns!“ Beide legten die Hand auf ihre Waffe.
Inigo seufzte, lehnte sich, die eine Hand noch immer an der Stirn, provozierend mit der anderen gegen die Wand und sprach vorsichtshalber multorisch: „Hört mir zu! Ich hatte eine schwere Nacht, mein

Kopf brummt wie ein Braunbär. Ich weiß nicht wie es Euch geht, aber ich hasse es Männer vor dem Frühstück zu töten. Aber wenn es sein muß, werde ich es tun."
Dann blickte er auf, ließ die Eckzähne blitzen, senkte den Kopf wieder ein Stück und blickte die Männer aus zusammengekniffenen Augen an: „Also wenn ihr den Abend noch erleben wollt, packt euch!" Dann drehte er sich um, scheinbar fertig mit den beiden. Er hörte das Scharren von Stiefeln auf dem Pflaster, als die Männer zögernd näherkamen. Da wirbelte Inigo herum, der Degen sirrte aus der weichen Lederscheide und peitschengleich durch die Luft, um dann leicht wippend vor der Kehle des Kleineren zum Stehen zu kommen: „Ich meine, was ich sage, Männer!"
Entgeistert blickte der Multorier auf die blitzende, dreieckige Klinge an seinem Kehlkopf und noch erschrockener sah er, daß sein eigener Schwertgurt sauber durchtrennt war. Er wurde nur noch von den Schnallen gehalten. Inigo kostete den Augenblick noch einen Moment aus, dann erhob er die dünne Degenklinge gegen die Stirn und ließ sie mit einer geschmeidigen Bewegung in die Scheide gleiten, ließ aber die Hand weiterhin auf dem Korb ruhen, der den Handschutz bildete.
Die beiden Männer sahen sich an, blickten dann über Inigos Schulter zu der jungen Frau. Dann endlich gingen sie langsam rückwärts. Als sie um eine Ecke verschwunden waren, drehte er sich um und sagte: „So, das wäre erledigt!"
Die Frau blickte ihn halb erleichtert, halb trotzig an: „Die kommen wieder!" Der Dialekt Multors breitete sich auch in ihrem zarten Stimmchen unverkennbar aus. Sie war hübsch, hohe Wangenknochen, schön geschwungene Augenbrauen, Augen, die den Blick anzogen. Ihr Körper versprach eine gewisse Geschmeidigkeit und ihr Gebaren ein nicht zu unterschätzendes Temperament. Alles in allem eine gesunde Mischung, auch wenn ihre Nase eine wenig groß und ihre Arme ein wenig dünn waren. Kurz: Inigo war entbrannt vor Leidenschaft. Nun war dies bei ihm nichts besonderes. Es verging kaum ein Tag, an dem er nicht eine neue Dame seines Herzens entdeckt. Logush hatte ihn immer damit aufgezogen. „Du bist hinter jedem Rock her!", hatte er gesagt, gelacht und den Weinkrug neu gefüllt. Aber was sollte Inigo machen? Er fand eben an fast jeder Frau einen kleinen Splitter jener göttlichen Aura, die sie den Männern so unwiderstehlich machte, und wenn auch nur für kurze Zeit.
Diese Dame hatte mehr als einen kleinen Splitter abbekommen und Inigo war fest dazu entschlossen sie zu der Seinen zu machen. Natürlich war sie keine Frau, die man in der ersten Stunde auf sein Lager bettete. Aber danach gelüstete es Inigo auch nicht, zumindest nicht sofort. Es war das Glücksgefühl, wenn nach langer Werbung, nach Stunden der Aufmerksamkeit ein zartes Wort, ein scheues Lächeln auch über ihre Lippen käme. Und wer wußte es schon genau? Vielleicht würde er mit ihr ein Glück von Dauer finden. So bis zum Ende des Talu, dann würde er sich in der Stadt nach einer Bleibe für den Winter umsehen. Diese junge Dame war augenscheinlich nicht aus dieser Stadt.
Die Frau starrte ihn an und schien nicht gewillt zu sein, von sich aus das Gespräch weiterzutreiben. Also sprach Inigo erneut: „Oh, aber wie unhöflich von mir: Mein Name ist Inigo Bellodores." Er führte eine formvollendete Verbeugung durch, die Hand in weiter Geste schwingend. „Normalerweise stelle ich mir vor, bevor ich junge Damen aus der Not rette, aber die Umstände ließen es dieses mal nicht zu..." Er legte sein entschuldigendes Lächeln auf.
Die junge Multor antwortete: „Ich war in keiner Gefahr! Ich kann sehr gut auf mich selbst aufpassen!"
Aha, ein Trotzköpfchen. Naja, da würde man anders vorgehen müssen: „Das, liebe Frau, bestreitet ja auch niemand, ich als Allerletzter, aber ihr wollt doch einem armen, vom Gewissen geplagten Strolch nicht die Möglichkeit nehmen, sein Gewissen ein wenig zu erleichtern?"
„Und dabei unschuldige Frauen auch ihres Geldbeutels?!", kam es wie von der Sehne geschnellt zurück.
Inigo zog eine Augenbraue hoch, ließ seinen Blick dann über das Kleid der Multor wandern, nicht ohne ihre schlanke Gestalt eingehend zu bewundern, und blickte ihr wieder in die meerfarbenen Augen: „Das, wenn ich von dem ausgefransten Lederbeutel an eurer Hüfte nicht fehlgeleitet werde, hat vor mir schon ein geübterer Dieb vollbracht! Aber ich will euch nicht weiter belästigen!" Sprach´s, und wandte sich um, mit federndem Schritt der Brücke zuzueilen.
Er lauschte jedoch aufmerksam und hörte, was er gehofft hatte: Ein erschrecktes Aufkeuchen, ein unterdrückter Fluch, auf Petek, wie es schien, und dann Stille. Doch nicht lange: Schritte von weichen Damenstiefeln, das Rascheln der Röcke und Unterröcke (bei dieser Wärme...). Schließlich eine zaghafte Berührung an der Schulter: „Mein Geld ist weg!"

„Wenn ich es nicht besser wüßte“, und Inigo verharrte, freundlich lächelnd, „könnte ich meinen, ihr würdet mir einen Vorwurf daraus machen. Aber dem ist wohl nicht so. Wenn dies aber auf eure eigene Art und Weise die Frage war, ob ich Abhilfe weiß, so seid mir willkommen!“
Die junge Frau starrte ihn mit offenem Mund an, die Wut malte sich langsam in ihren Zügen ab.
Inigo beschloß noch einen Scheit auf das Feuer zu werfen, daß zu entzünden er im Begriff war: „Allerdings ist an das ganze eine Bedingung gebunden. Ich meine, ihr werdet verstehen, ich kann euch schwer helfen, ohne...“
Das Feuer loderte auf und ließ ihr Gesicht in einem hübschen Licht erstrahlen. Sie war eine dieser Frauen, denen man sagen konnte: Ihr seht bezaubernd aus, wenn ihr wütend seid.
Die Multor stampfte einmal kurz auf und fauchte ihn an: „Eine Gegenleistung! War es das was ihr sagen wolltet? Dann hört mir gut zu, ihr Straßendieb, ihr mantowinischer Halsabschneider. Ich bin ein anständiges Mädchen, und was in Köpfen wie den euren vorgeht, weiß ich nur zu gut!“
„Darüber“, gab Inigo ruhig zurück, „sollten wir uns ausführlich unterhalten, denn ich würde gern erfahren, was in Köpfen wie meinem vorgeht. Was ich aber sagen wollte, war, und bitte unterbrecht mich nicht, ich kann euch nicht helfen, ohne euren Namen zu kennen! Da werdet ihr mir doch zustimmen?!“
Wieder stand ihr Mund offen, und Inigo beschloß, daß es nun genug war. Er wollte die junge Dame nicht noch verspotten, schließlich hatte sie ihre Barschaft verloren und Inigo wußte, wie schmerzhaft dies war. Gedankenverloren tätschelte er die vier Eisensonnen in seiner Tasche: „Verzeiht meine Frechheit, aber ihr müßt verstehen, daß ich etwas unwirsch reagiere, wenn eine so bezaubernde junge Dame von solchen Rüpeln nicht nur belästigt, sondern auch noch bestohlen wird. Das ich meinen Spott auf euch gelenkt habe, ist unverzeihlich, ich möchte euch aber trotzdem bitten es zu versuchen.“
Das Gesicht der Multor entspannte sich ein wenig. Sie nickte, nun sogar mit einem leicht amüsierten Lächeln.
„Wollt ihr mir nun euren Namen nennen?“
„Yes...“, sie brach ab, fing sich aber schnell wieder,“ Yesihja ist mein Name, Yesihja... die Magd!“ Sie lächelte etwas schief.
Wie interessant, sie wollte ihm also ihren richtigen Namen nicht nennen... Nun ja, sie würde ihre Gründe dafür haben.
„Nun denn, Yesihja, dann wollen wir mal überlegen, was wir nun tun. Mir scheint, ihr seid fremd in Elek-Mantow?“
Yesihja nickte zustimmend: „Ich bin schon seit einigen Tagen in der Stadt. Ich wollte eine Freundin besuchen, aber sie scheint verschollen. In dem Haus, in dem sie wohnen soll, hat man seit Tagen nichts von ihr gesehen, sagt man.“
„Und das war euer ganzes Geld?“
Yesihja nickte erneut: „Ich bin sehr verzweifelt. Ich hoffte bei Atakuela Zuflucht zu finden. Nun kann ich nicht mal mehr mein Zimmer im Gasthaus zahlen.“
Inigo witterte seine Chance, doch abgesehen davon tat ihm das Mädchen... die Frau wirklich leid. Also legte er ihr -vorsichtig- die Hand auf die Schulter, bemühte sich es so väterlich als möglich zu tun, und sprach mit einer Stimme voller Mitleid: „Ich weiß, ihr werdet ablehnen, aber es würde mich sehr glücklich machen, wenn ihr in meinem bescheidenes Hause... Ich werde natürlich auf dem Boden schlafen. Ihr habt außerdem mein Wort als Ehrenmann!“
Yesihja blickte ihn mißtrauisch an. Inigo schob ein wenig das Kinn vor und versuchte so aufrichtig wie möglich auszusehen. Wie hatte es sein Mentor gesagt: „Inigo, auch echte Aufrichtigkeit braucht den entsprechenden Schuß Schauspielkunst, sonst wird sie einem nicht abgenommen!“
„Einverstanden“, sagte sie, und dann in einem überraschend harten Befehlston: „führt mich!“ Ob sie gewohnt war zu befehlen?

☯ ☯ ☯

„Der Tee müßte im Moment so weit sein! Es dauert mich wirklich, euch nur diese windschiefe Hütte und dieses karge Mahl bieten zu können.“, sagte Inigo und wies mit der Hand auf Brot, Käse, Wurst und Obst, daß er aufgetischt hatte. Es war vielleicht dreist einfach Logush´ Hütte zu übernehmen, aber er war ja auf Reisen und würde so bald nicht wiederkommen, und für eine anständige Unterkunft in einem Gasthaus reichte sein Geld nicht mehr. Auch er war erst seit Jahresanfang in Elek-Mantow und hatte bis jetzt in den verschiedensten Gasthäusern genächtigt.

Nun würden sie es zumindest trocken, windgeschützt und weich haben.
Inigo ließ sich wieder auf dem Stuhl nieder, zog die nackten Füße auf die Sitzfläche, damit sie nicht auf dem kalten Lehmboden ruhten, und legte den Kopf schräg. Yesihja hatte ihm eine mehr als Lückenhafte Geschichte erzählt und nun dachte er darüber nach, wie er darauf reagieren sollte. Er entschloß sich für den Frontalangriff: „Yesihja, wer seid ihr wirklich?“
Sie riß ihren Blick erschrocken von dem Apfel los, den zu nehmen sie aber noch nicht über sich gebracht hatte: „Wie meint ihr das? Ich bin Yesihja, die Magd.“
Inigo schüttelte den Kopf: „Es ist doch Rutschek ein Bnamule, daß Berf nicht Hegenberfen willst!“
Sie kniff die Augenbrauen zusammen und blickte ihn unverständlich an: „Bitte?“
Seine Meinung bestätigt findend nickte Inigo. „Yesihja, ihr sagt ihr seid eine Magd. Aber eure Hände sind so rein, gepflegt und zart, als hätten sie noch nie auch nur eine Bohle geschrubbt, eine Erdfrucht geschält oder auch nur einen Eimer getragen. Dann sagt ihr, ihr würdet aus dem Hause eines reichen Händlers in der Güldenen Ebene kommen. Die Güldene Ebene wird hier bei uns der Höllenpfuhl genannt, und nicht umsonst. Dort leben sehr viele rauhe Gesellen, ehemalige Soldaten und Söldner und es müßte schon mit dem Schutz aller Götter zugehen, wenn eine zarte junge Frau wie ihr unbeschadet bis zur Grenze der anderen Ostländer käme, noch dazu alleine! Auch gibt es im Höllenpfuhl nur wenige reiche Händler, und die hätten euch sicher nicht zur Magd, sondern eher zur Konkubine genommen und gut auf euch aufgepaßt. Das würde zwar erklären, warum die zwei Männer hinter euch her waren, aber nicht, warum die mich nicht versuchten niederzustechen. Sie wären mit euch längst über alle Berge, bis man mich findet. Außerdem habt ihr mir gerade bewiesen, daß ihr nicht mal die einfachsten und bekanntesten Stücke des Pfuhl-Dialekts sprecht. Yesihja ist auch nicht euer richtiger Name. Eine Frau wie Atakuela ´Keusch´ De Kuansa wird sich sicher nicht mit Mägden abgeben. Also frage ich euch: Wer seid ihr?“
Während seines Monologs war Yesihja immer kleiner geworden und blickte jetzt verschüchtert auf.
Inigo wurde es mulmig. Wie sie da saß, ein Häufchen Elend, so ganz und gar nicht mehr wütend und trotzig, hatte er eher das Bedürfnis sie zu beschützen als ihr ihre Lügen vorzuwerfen.
„Versteht mich nicht falsch, ich werfe euch nicht vor vorsichtig zu sein und nicht jedem eure Lebensgeschichte sofort aufzutischen, das ist eine gute Vorsichtsmaßnahme, gerade in dieser Stadt, aber ihr wohnt in meinem Haus und da möchte ich wissen, mit wem ich es zu tun habe!“
Yesihja blickte auf, Verzweiflung malte sich in den hellen Augen ab. In diesem Moment kochte blubbernd und zischend der Tee über dem Feuer über. Inigo wirbelte herum, hatte im Nu den Degen heraus, stieß ihn unter den eisernen Hacken des Kessels und nahm ihn vorsichtig vom Feuer. Behutsam stellte er den dampfenden Topf auf den Tisch und steckte den Degen mit einer geschmeidigen Bewegung weg. Als er sich wieder umwandte, um die Antwort seiner Frage einzufordern, sah er Yesihja zusammengesunken auf dem Stuhl sitzen und ihr Oberkörper erzitterte von Zeit zu Zeit heftig. Erschrocken machte Inigo einen Schritt auf sie zu, zögerte kurz, legte dann aber seine Hand auf die zarte Schulter. Yesihja zuckte unter seiner Berührung zusammen, floh sie aber nicht. Statt dessen drehte sie den Kopf zu ihm, die Augen voller Tränen, die auch über die dunklen Wangen liefen und glänzende Spuren hinterließen. Inigo hatte Gewissensbisse. Es gab wenig, was Inigo in seinem sonnigen Gemüt und seinem großen Selbstvertrauen erschüttern konnte, aber die Tränen einer Frau gehörten dazu. Yesihja blickte wieder zu Boden und flüsterte ein: „Ich kann es euch nicht sagen! Ihr würdet es mir sowieso nicht glauben!“
Inigo setzte an etwas Tröstliches zu sagen, sagte dann aber nur: „Nehmt euch einen Apfel Yesihja, und stärkt euch. Solange ihr in Elek-Mantow verweilt, so lange werdet ihr in meinem Haus willkommen sein, egal wer und was ihr wirklich seid!“
Dann glitt er aus Hemd und Hose und schlüpfte unter die rauhe Decke, die er zu zwei Teilen auf dem Boden und zu einem über sich ausbreitete. Er blickte noch einmal auf und sah lächelnd wie Yesihjas kleine Hand den Apfel ergriff. Nachdem auch sie sich wenig später zur Ruhe gelegt hatte, schlief Inigo ein.

☯ ☯ ☯

Die Sonne hatte Inigo geweckt und jetzt schlüpfte er in sein rotes Hemd, ließ es aber bis fast zum Bauchnabel offen. Der Talu war bis jetzt noch einigermaßen trocken gewesen und überraschend warm.

Seit fünf Tagen lebten sie nun zusammen in dieser Hütte. Inigo genoß Yesihjas Anwesenheit, aber es ärgerte ihn, daß er nicht mehr über sie wußte. Er war noch immer überzeugt, daß Yesihja alles war, nur keine Magd, aber immer wenn er dieses Thema anschnitt, brachte sie ihn mit einem: „Inigo, bitte, ich kann es dir nicht sagen, noch nicht...“ zum schweigen.
Aber es gab noch andere Möglichkeiten, etwas über Yesihja herauszufinden. Auch wenn es ihn eigentlich reute hinter einer jungen Dame herzuspionieren, ließ seine Neubegierde ihm doch keine Ruhe. Kimber Loor und Corwin Dery waren diesmal keine Adressen, die anzusprechen er in Betracht zog. Beide waren zwar ausgesprochen gut informiert, aber über eine junge Multor, die erst seit drei Vierteln in der Stadt war, würden auch diese beiden nichts wissen. So wenig es ihm also gefiel, er würde eine alte Schuld einfordern müssen.
Lächelnd beugte er sich zu der schlafenden Yesihja herunter. Sie wirkte fast wie ein unschuldiges Kind, wie sie da so lag, den einen Arm unter den Kopf geschoben, ihre Beine von der Decke entblößt. Mit zwei Fingern nahm er die Decke und legte sie wieder über die zarten Beine Yesihjas.
„Yesihja, Yesihja.“, flüsterte er leise in ihr Ohr und schüttelte sie leicht an der Schulter. Sie öffnete verschlafen die Augen und lächelte müde, als sie ihn erkannte.
„Ich muß einmal kurz weg, aber bis zum Mittag bin ich wieder da. Schlaf noch ein wenig!“, fuhr er fort, vorsichtshalber auf Multor, damit sie ihn auch im Halbschlaf verstand. Wie nützlich es doch war, daß er so viele Sprachen erlernt hatte. Schon früher war es ihm leicht gefallen, fremde Zungen zu imitieren und mit der Zeit hatte er eine stattliche Anzahl erlernt: Multor, Hallaksch, Rekischar, Nushq´qai natürlich, aber auch die Sprache der Vogelwesen, einige Worte der Charach (die zu formen seiner Kehle schwerfielen) und sogar die wenigen Worte I´Yat, die der Atamane seit seiner Ankunft unvorsichtig genug war zu benutzen, waren ihm präsent. Dazu die Dialekte des Ostlandes: Mantowin, die vergessene Zunge der Perger, aber auch der Dialekt, den heute die Männer und Frauen Pergemitrons sprachen. Die sanften Bilder Seelenruhs konnte er formen, ebenso wie die harten und manchmal albern anmutenden Begriffe des Höllenpfuhls.
Regthil konnten seine Worte verstehen, auch Grantken wußten aus seinem Grunzen ihre Worte zu entziffern. Kurz, es gab kaum eine Sprache, die Inigo nicht zu sprechen wußte. Wie andere Leute Erinnerungen sammelten, sammelte Inigo Sprachfetzen. Er brauchte ein fremdes Wort nur zu hören, und schon verlangte es ihn danach, ihm einen Sinn zu geben. Er konnte es meist fehlerfrei wiederholen und vergaß es selten. Nur schreiben, schreiben konnte er kein Wort in keiner Sprache. Nur sein Name, ein schwungvolles Inigo, war ihm in der Hand.
Leise schlich er zur Tür, blieb im Rahmen noch einmal stehen und rief Yesihja ein weiteres mal an. Als sie verschlafen aufsah, fragte er sie: „Kannst du bitte Wasser vom Brunnen holen?“
Yesihja nickte. Inigo war sich nicht sicher, ob sie ihn verstanden hatte, aber vielleicht kam sie ja auch einmal von alleine darauf... Sicher nicht!
In den vergangenen Tagen hatte Inigo ihr vieles beigebracht, was die Bewohner der Unterstadt -und jede Magd insbesondere- wußten: Wo gab es das sauberste Wasser, welche Rüben waren gut, welche schon zu dunkel und andere solcher Dinge, aber alles war für sie völlig neu.
Inigo lenkte seine Schritte zum Stadtrand. Yesihjas Laune war immer wechselhafter geworden. Mal war sie begeistert und scheinbar glücklich mit ihm diese ´einfache Leben´ zu führen, dann wieder tieftraurig und scheinbar von Heimweh geplagt. Das sie nicht mehr versuchen konnte Atakuela zu besuchen, da Inigo seit dem ersten Talu keinen gültigen Passierschein für die Brücke mehr hatte, verbesserte die Lage nicht.
Er war noch nicht weit gekommen, als ihn eine Stimme rief: „Inigo Bellodores, Herr Bellodores! Wartet doch bitte!“
Er wandte sich um. Die Stimme hatte Rekischar gesprochen und tatsächlich war es eine junge Rekschat, die ihm da hinterherlief. Er begrüßte sie freudig und legte in das Rekischar eine Spur der Seelenruh-Farben: „A´Tjall, ich freue mich euch zu sehen! Wie lange ist es her, daß ich eure bezaubernden Augen erspähen und euer geschmeidiges Wesen bewundern durfte?“
A´Tjall blieb stehen, stemmte ihre Hände in die Hüfte und lächelte breit. Ihre grünen Augen blitzen, als sie antwortete: „Nicht lange genug, daß ihr eure schmeichlerische Art abgelegt hättet.“
Inigo machte eine tiefe Verbeugung, nahm dann A´Tjalls Hand und drückte seine Lippen kurz darauf: „Was kann ich für euch tun, meine Blume der reifen Felder Seelenruhs?“
A´Tjall schlug ihn leicht auf die Schulter: „Laßt das! Der Herr Tibrand möchte, daß ihr dem Schreiber Dardal einen Brief auf Imperial schreibt.“

„Gibt es wieder Ärger mit seiner heiligsten Magnifizenz Helikot dem dritten, Herrscher des großimperatorischen Reiches? Hat er etwa wieder drei Meilen Land einfach zu seinem Land erklärt?“
Inigo ahmte die Geste eines Kaisers nach, der seine Untertanen den Ring küssen läßt.
A´Tjall lachte: „Ich weiß nicht, aber es ist wohl eilig.“
„Geht voran, ich folge auf eurem süßen Fuße!“

☯ ☯ ☯

Einige Zeit später, es war ein sehr langer Brief gewesen und das langsam schwindende Gehör des Tibrandschen Schreibers hatte wenig geholfen, verließ Inigo das Haus der Fuhrunternehmer. In seiner Tasche klimperten zwei Silbersonnen, genug um Yesihja und ihn über das nächste Viertel zu bringen und diesmal mit Wein!
Seine gute Laune wurde aber etwas gebremst, als er sich des Ganges entsann, den er zu tätigen hatte.
Er verließ die Stadt im Südosten der Unterstadt und hielt auf das Planwagenlager zu. Die kleinen zotteligen Pferde der Nushq´qai grasten um das gute Dutzend Wagen herum, festgepflockt. Aus einem der Wagen kam fröhliche Musik, über einem kleinen Feuer brieten zwei junge Nushq´qai ein kleines Tier. Einige Frauen waren dabei in einen großen Topf Hülsenfrüchte zu schälen und einige Männer sortierten in kleinere die guten und die schlechten.
Inigo holte tief Luft. Da war ja auch Kaljo und wie immer war er in der Nähe der bezaubernden Emelda. Sie saß auf dem Bock eines der Wagen und er lehnte dagegen, lächelnd etwas erzählend. Sein Lächeln aber verschwand sofort, als eine der Frauen aufsah und erst erfreut, dann erschrocken: „Inigo!“ rief. Es war Mafella, sie hatten einige Nächte zusammen verbracht. Kaljo stieß sich ab und stürmte auf Inigo zu. Dieser hob beschwichtigend die Arme und wollte zu einer Erklärung ansetzen, doch sein „Ich...“ war kaum heraus, als er auch schon von Kaljos Schulter getroffen und zu Boden gesandt wurde. Geschmeidig rollte er sich ab, kam wieder auf die Beine und zog, hinter dem Rücken hergreifend, seinen Degen. Keinen Augenblick zu früh, auch Kaljo hatte seine Waffe aus dem Gürtel gezogen, ein breites Messer, überhandlang. Er schwang es wütend von oben auf Inigo herunter. Dieser machte einen gleitenden Schritt nach hinten, ließ den Schwung so ungehindert vorbeifliegen. Kaljo war einen Augenblick aus dem Gleichgewicht, was Inigo dazu nutzte, ihn mit einem Stoß gegen die Brust zu Boden zu schicken. Keiner der anderen Männer und Frauen, die sich um die Kämpfenden sammelten, griff ein. Dies war ein Kampf der Ehre und keiner würde sich einmischen.
„Kaljo, ich bin hier um mit Mutter Camilla zu sprechen!“, rief er schnell.
Kaljo sprang geschmeidig auf: „Du wirst mit keinem sprechen!“
Inigo hoffte auf das Ehrgefühl dieser Sippe: „Sie schuldet mir einen Gefallen! Ich tat etwas für sie, nun tut sie etwas für mich, so will es die...“ Er mußte einem wilden Hieb des jungen Mannes ausweichen, was ihm nur knapp gelang. Wieder einmal hatte er Kaljo unterschätzt. Wieder einmal! Mit einer schnellen Bewegung ließ er seinen Degen singen und eine Locke des schwarzen Haares seines Gegenübers segelte langsam zu Boden. „...Ehre!“
Kaljo lachte freudlos auf, den Dolch von einer Hand in die andere wechselnd, leicht vornübergebeugt: „Du hast keine Ehre, *Sujaké!*“ Die umstehenden stöhnten auf. Kaljo hatte den wunden Punkt getroffen. Inigo hatte, gegen die Regeln, seinen Status verheimlicht. Es war so lange gewesen, daß er die lustigen Lieder der Nushq´qai gehört hatte, daß er von ihrem Wein trank, ihre Spiele spielte. Er war ein *Sujaké*, ein ehrloser Verbrecher und Mafella hatte bei einer ihrer Nächte sein Brandmal gesehen, die schwarzen Perle des *Sujaké*. Um ihr eigenes Gesicht nicht zu verlieren, mußte es die Sippe erfahren.
„Doch ist Handel Handel!“, Inigo wich einen weiteren Schritt zurück, ließ das breite Messer an seinem Degen abgleiten.
Kaljo fauchte wütend, die beiden umkreisten sich, während der andere Nushq´qai eine Lücke in Inigos Deckung suchte: „Das war bevor wir deine *Bw´Rjallek* entdeckten. Wir jagten dich einmal aus dem Lager, wir tun es wieder!“
Bw´Rjallek. Eines dieser Worte, daß man nur schwer übersetzen konnte. Es hieß wörtlich im Mantowinschen Nicht-Freund, meinte aber eine Art seelischen Aussatzes. Für einen Nushq´qai war der Ausschluß aus den Sippen schlimmer als der Tod.
Inigo stieß vor, sorgsam darauf bedacht Kaljo genug Zeit zu lassen, seinen Schlag zu parieren. Dann ließ er seinen Degen heruntergleiten, bis Parierschutz gegen Parierschutz lag. Obwohl Inigo etwa eine Pfeillänge größer war, waren ihre Gesichter nun fast gleichauf, mußte sich Inigo doch tiefer in die

Knie begeben, um der Kraft Kaljos etwas entgegen setzten zu können. Leise, so daß kein anderer es hören konnte, wisperte Inigo: „Kaljo, ich bin nicht wegen Emelda hier. Nur um sie geht es, das wissen wir beide!“
Wütend, mit knirschenden Zähnen erwiderte Kaljo: „Wir waren Freunde! Wie konntest Du...“
Gerade wollte er Inigo nach hinten schleudern, als ein knorriger Spazierstock zwischen den beiden Köpfen auftauchte und mit schmerzhaftem Klopfen hin und her bewegt wurde. Eine leise aber machtvolle Stimme sprach, ein altertümlicher Klang schwang in der Sprache mit: „Es gilt der Handel! Komm Inigo, ich will deine Frage beantworten. Danach sollst du nie wieder Fuß in das Lager setzen.“
Es war Mutter Camilla. Ihre kleine Gestalt, wenig mehr als zwei Tritt, bewegte sich, auf ihren Stock gestützt, auf ihren Wagen zu. Ihr weißes, langes Haar wehte im sanften Wind.
Inigo richtete sich auf, brach den Kontakt der Waffen und war gerade dabei seinen Degen wegzustecken, als ein „Inigo!“ von Mafella ihn warnte. Instinktiv zog er den Kopf zurück und die scharfe Klinge Kaljos Messer sauste vor seinen Augen vorbei, schnitt ihn leicht über den Nasenrücken. Hätte er einen Augenblick später reagiert, hätte ihn der gezielte Schnitt das Augenlicht gekostet. Blut lief seine Nasenflügel herunter und tropfte ins Gras. Kaljo grinste böse, denn er wußte, Inigo dürfte sich für diese Verletzung nicht rächen. Trotzdem war es gegen die Ehre, einen unvorbereiteten Gegner in einem Duell zu attackieren. Seufzend blickte Inigo Kaljo ins Gesicht: „So zeigt sich, wer mehr Ehre hat. Der liebesblinde Narr oder der *Sujaké*.“
Dann wandte er Kaljo den Rücken zu, darauf hoffend, daß ihn die Ehre wenigstens davon abhalten würde, ihn von hinten abzustechen.
Der Wagen Mutter Camillas war eine Mischung aus Handwerksstube und Wohnraum. Es lag ein angefangener Flickenteppich über einem kleinen Tisch und einige lose Fäden waren fein säuberlich daneben aufgereiht. Camilla musterte ihn aus ihren goldgelben Augen. Sie kniete hinter einem etwas größeren Tisch, vor dem ebenfalls ein Kissen lag. Der Tisch war mit einem schwarzen Tuch bedeckt und darauf lag ein dicker Stapel Karten, deren Rückseite in verwirrend verschlungenen Zeichen bemalt waren- das Q´romea.
„Setz´ dich, mein Junge, und laß uns sehen, was die Karten über deine Freundin sagen.“
Inigo verzichtete darauf zu fragen, woher Mutter Camilla von Yesihja wußte, denn sie sprach oft mit den Karten und sie sagten ihr Dinge, die der normale Mensch nicht aus ihnen zu lesen wußte.
„Mische sie Inigo, mische sie und denke an deine Freundin!“
Inigo gehorchte ihrem Befehl. Dann legte er sie unter ihrer Anleitung aus. Zuerst vier Karten im Kreuz, die ihre momentane Situation darstellten: Der Ritter des Feuers; die Prinzessin des Wassers; die Prinzessin der Luft; der Prinz der Erde. Erwartungsvoll blickte er Camilla an, aber die winkte ab und sagte: „Eine in die Mitte!“
Inigo gehorchte: Der Prinz des Feuers.
„Drei darüber, für die Vergangenheit“ Nur Trümpfe: Der Wald; Das Gebirge; Der Fluß
„Zwei links, für das Wesen“: Der Phoenix; Der Ritter des Wassers
„Zwei rechts, für die Absicht“: die Amazone der Luft; Die Energie
„Drei darunter, für die Zukunft“ Wieder nur Trümpfe: Die Liebe; Die Wolken; Die Mystik
Wieder blickte Inigo die uralte Frau an. Jetzt endlich nickte sie und hob an zu sprechen. Obwohl ihre Stimme leise war, verstand Inigo alles ganz genau: „Deine Freundin ist eine Frau des Reichtums. Die Hofkarten, jede aus einem Element, sprechen von großer Macht. Doch ist ihr Leben durcheinander, die hohen Elementkarten bekämpfen sich. Der Prinz des Feuers bist Du. Du bist der Hauptgrund des Chaos. Sie hat eine lange Reise hinter sich.“ Die Hand der alten Frau schwebte nun über den Karten der Vergangenheit. „In ihr kämpfen der Ritter des Wassers, Vergangenheit und Ruhe, gegen den Phoenix, der Neues erschafft aus dem was war. Sie ist sich nicht sicher, ob sie mit dem Gewesenen brechen soll.“
Die Hand wechselte zu den Karten rechts des Lebenskreuzes: „Ihre Absicht ist kraftvoll und rebellisch, sie hat große Schritte gewagt und große Schritte vor sich.“
Schließlich deutete Mutter Camilla auf die letzten drei Karten: „Starke Gefühle bestimmen ihre Zukunft. Doch diese Gefühle sollen nicht glücklich enden. Mehr können die Karten nicht sagen, aber hüte dich. Deine Freundin ist wichtig! Die Trümpfe lügen nie.“
Inigo nickte. Worte des Dankes formten sich in seinem Geist, aber in dem Blick der goldenen Augen sah er, daß dies die letzten Worte waren, die Mutter Camilla mit ihm reden würde. Von nun an war er auch für sie nichts als ein verabscheuungswürdiger *Sujaké*.

Schnell und schweigend, unter den teils mitleidigen, teils wütenden Blicken der Nushq´qai verließ er das Lager. Yesihja war also eine reiche Frau aus Multor, deren Leben in Unordnung war. Nicht viel, was er da erfahren hatte, aber mehr als vorher war es auf jeden Fall. Mit einem Tuch wischte er das Blut von seiner Nase und tupfte die Wunde ab. Man würde sich darum kümmern müssen, sie schmerzte ganz unangenehm.

☯ ☯ ☯

Als er, etwas später als er geplant hatte, wieder in die Hütte Logushs kam, die nun die seine war, erwartete ihn erstaunlicher Besuch. Auf dem Bett saßen eine junge, fast dürr zu nennende Frau mit roten Haaren, die vielleicht eine Hand größer als Inigo war, und ein ebenfalls in schwarz gekleideter junger Mann mit Oberlippenbart der ihm nur zu bekannt war: Shamino. Ein seltsames Wesen saß auf der Schulter der jungen Dame, ein fragiles rötliches Tier mit einem langen, buschigen Schwanz, der um Brustkorb und Hals der Frau lag. Sie trug ein großes Schwert an der Seite. Ihre Kleidung schien keine Rüstung zu sein, dafür ließ sie zuviel Haut frei, unter anderem ihren bezaubernden Bauch.
Yesihja erhob sich, als Inigo eintrat und begann rechtfertigend: „Der Herr sagte ihr würdet euch kennen...“
Inigo hob beruhigend eine Hand: „Es ist schon in Ordnung, Yesihja. Shamino, was kann ich für dich und deine bezaubernde Begleiterin tun?“
Shaminos Stimme war mit etwas Mißtrauen und deutlicher Mißgunst gemischt, als er antwortete: „Spare dir deine Komplimente, sie versteht dich nicht!“
Inigo wandte sich der Dame zu. Welchem Volk mochte sie wohl angehören? Erst jetzt bemerkte er weiße Strähnen in den roten Haaren und die seltsame Farbe ihrer Augen: schwarzblau. Eine zu klein geratene Hallakine vielleicht? Es war einen Versuch wert.
Mit einer tiefen Verbeugung sprach er sie auf Hallaksch an: „Ich begrüße euch in meiner bescheidenen Kammer.“ In einem Anflug guter Laune ergriff er flugs ihre Hand und küßte sie. Das erstaunte „Vorsicht!“ von Shamino kam zu spät. Die Dame sprang auf, daß Inigo einen Schritt nach hinten torkelte, und sandte ihn mit einem kräftigen Kinnhaken auf den Lehmboden der Hütte. Seine Lippe platzte auf und es drehte sich kurz um ihn, er blieb aber bei Bewußtsein.
„Autsch!“, stieß er aus und ließ sich von Shamino und Yesihja auf die Beine helfen. Shamino konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen: „Sie ist eine ganz besondere Frau!“
„Das“, stimmte Inigo zu und rieb sich das Kinn, „habe ich bemerkt.“
Die rothaarige Frau kam einen Schritt näher. Man sah ihr deutlich an, daß ihr der Hieb leid tat. Sie ging zum Tisch und tunkte ein kleines Tuch in den Wasserkrug. Damit tupfte sie die Lippe Inigos ab, der vorsichtshalber einen halben Schritt nach hinten ging. Dabei wurden sie von den eifersüchtigen Blicken Shaminos und Yesihjas begleitet.
Als seine Lippe aufgehört hatte zu bluten, nahm Inigo betont langsam ihre Hand in die seine und senkte erneut, ganz langsam nun, seinen Mund zu ihrer Hand. Leicht drückte er sie darauf, bedacht keinen Blutfleck zu hinterlassen und ließ die Hand langsam wieder sinken. Sein Lächeln wurde von ihr beantwortet. Ihre Eckzähne waren länger als die anderen, fast raubtierhaft... Unwillkürlich schüttelte es ihn kurz. Er legte die Hand auf die Brust und sagte: „Inigo!“. Sie begriff schnell, wahrscheinlich hatte sie dies schon mehrmals hinter sich gebracht, und antwortet, mit einer rauhen Stimme: „Brianne!“. Das Tier auf ihrer Schulter fiepte zustimmend. Sie wies mit der Hand auf es und sagte: „Wiko!“. Inigo streckte seine Hand nach Wiko aus, aber er huschte blitzschnell auf die andere Schulter und spähte mißtrauisch um den Hals der Frau herum. Mit einem Schulterzucken ließ Inigo die Hand wieder sinken.
Shamino fuhr energisch zwischen die beiden: „Es tut mir jetzt schon leid dich zu fragen, aber du scheinst der einzige zu sein, der mir helfen kann. Du kennst dich mit Sprachen aus?“
Inigo machte einen Schritt nach hinten, um den jungen Mann nicht mehr mit der Nase an der Brust zu kitzeln, er war immerhin fast einen Sprung groß: „So sagt man.“
„Brianne spricht die Sprache Elek-Mantows nicht und keiner den ich fragte kennt ihre! Es heißt Du könntest Sprachen schnell lernen und schnell lehren. Also bring´ ihr Mantowin bei!“ Der junge Mann ließ keinen Zweifel, daß er keinen Widerspruch gelten lassen wollte.
Inigo schaute sich Brianne noch einmal an. Sie schien nett zu sein, wenn man von ihrer, nun ja, etwas rauhen Art absehen konnte. Außerdem gierte es ihn danach diese neue, unbekannte Sprache zu erkunden, Begriffe für ihre Worte zu finden. Es würde sicher schwierig und langwierig, eine echte

Herausforderung. Außerdem wären sie beide die einzigen, die Briannes Zunge sprechen könnten. Ja, er würde es tun. Allerdings war ihm Shamino, dieser Moralapostel, der sich selbst zum Richter der Unterstadt ernannt hatte, nicht sonderlich sympathisch: „Ich könnte es versuchen, aber wer zahlt mir den Verlust, den ich in der Zeit mache?“
Shamino schnaubte: „Als wenn einer wie du eine Arbeit hätte. Aber egal, ich zahle dir eine Bronzesonne das Viertel.“
„Eine Silbersonne!“ Warum nicht dreist sein. Shamino brauchte ihn, immerhin war er der Beste!
„Drei Bronzesonnen!“
„Acht!“
„Fünf! Und Du beginnst sofort!“
„Einverstanden!“ Inigo streckte ihm die Hand hin, aber statt einzuschlagen, zählte Shamino nur die fünf bronzenen Münzen hinein.
Inigo blickte darauf, zuckte dann einmal mehr die Schultern und zog die beiden Stühle von dem Tisch weg. Brianne bedeutete er auf dem einen Platz zu nehmen, er selber setzte sich auf den anderen. Er hob die Hand, zeigte mit dem einen Finger der anderen darauf und sagte: „Hand!“ Brianne nickte, und wiederholte: „Hand.“
Gut, sie schien zu wissen, worauf er hinauswollte. Wenn man eine neue Sprache lernen wollte, von der man kein Wort kannte, mußte man erst einen Schatz an Worten ansammeln, bevor man lernen konnte, wie sie anzuordnen waren. Doch nun mußte er sie dazu bringen, ihm auch ihre Worte zu verraten. Grübelnd legte er die Hand an die Stirn. Nachdem er ein wenig nachgedacht hatte, fiel ihm etwas ein. Er hob erneut die Hand und zeigte darauf. Brianne sagte erneut: „Hand!“ Dann zeigte er auf Brianne und wieder auf die Hand. Die Fremde schien nicht zu verstehen. Erst als er erneut auf Brianne zeigte, diesmal auf ihren Mund, schien sie zu begreifen. Sie hob ihre eigene Hand und sagte, darauf zeigend, „D´nahas!“ Na bitte, es ging doch!

☯ ☯ ☯

11 Tage waren vergangen. Inigo war unrasiert, hatte dunkle Ringe unter den Augen. Fast jeden Tag hatte er mit Brianne gearbeitet, von den frühen Morgenstunden bis in die späte Nacht. Danach hatte er sich hingesetzt und alle Worte, die er neu gelernt hatte, noch einmal aufgesagt. Da seine Lernmethode darin bestand nach jedem der Worte es in allen Sprachen zu wiederholen, die er kannte, dauerte dies meist bis kurz vor Sonnenaufgang. Zu dieser Anstrengung kam noch, daß er keine Minute alleine mit Brianne war. Immer war Shamino da, eifersüchtig darauf achtend, daß er Brianne nicht zu nah kam. Dabei wollte er nichts von Brianne, außer ihrer Sprache. Er legte einen fast fanatischen Eifer an den Tag und auch Brianne machte gute Fortschritte. Sie konnte einfache Sätze mit Worten, die sie kannte, nun schon bilden.
Shamino kam alleine diesen Morgen, noch vor der normalen Zeit. „Shamino!“, rief Inigo überrascht aus. Der junge Mann hatte einen entschlossenen Gesichtsausdruck: „Du hast Brianne genug unterrichtet. Das Viertel ist um und ich muß eingestehen, du hast gute Arbeit geleistet. Aber den Rest kann ich ihr auch selber beibringen! Dein Unterricht ist beendet!“
Inigo schüttelte ungläubig den Kopf: „Aber jetzt geht es um die Stellung der Worte. Wenn du nicht willst, daß sie die nächsten Monate damit zubringt einfache Sätze zu stammeln, läßt du mich mit ihr weiter arbeiten!“
„Nein! Ich habe mein Geld, vielleicht im Gegensatz zu dir, nicht gestohlen.“
Inigo wurde trotzig: „Du kannst sagen, was du willst, ich werde Brianne weiter unterrichten!“
Shamino nahm eine drohende Haltung ein: „Das glaube ich kaum!“ und ging.
Von dem Tumult war Yesihja wach geworden. Süße kleine Yesihja. Deutlich hatte er die letzten Tag den Vorwurf in ihren Augen gesehen. Sie fühlte sich zurückgesetzt, war vielleicht sogar eifersüchtig. Wenn er ihr doch nur klarmachen könnte, wie gern auch er sie hatte. Das ging sogar so weit, daß er keine anderen Frauen mehr beachtete. Nein, daß war falsch. Natürlich beachtete er sie noch, bewunderte eine schöne Frau, einen geschmeidigen Leib mit der selben Faszination wie ein Künstler ein Bild. Er wäre nicht länger der Sohn seines Vaters, wenn er es nicht täte. Aber er spürte kein Verlangen nach ihnen. Hatte ihn früher seine Lust geleitet, zügelte er sie nun, schon seit über einem Viertel. Und daran war nicht allein die Arbeit mit Brianne Schuld.
Er kniete sich neben das Bett: „Yesihja, es ist alles in Ordnung. Es war nur Shamino, um abzusagen. Heute gehört der Tag uns beiden!“

Er bedauerte es wirklich, daß er Yesihja nicht mehr Zeit gewidmet hatte. Schließlich war sie fremd in der Stadt, und die einzige Person, die sie außer ihm hier kannte, ließ sich verleugnen. Dieses Verhalten paßte so ganz und gar nicht zu der Atakuela „Rühr´ mich nicht an“, die er aus den Schilderungen kannte. Was mochte da passiert sein?
Wenig später saßen sie beim Frühstück. In den letzten Tagen war es immer karger geworden. Das Obst wurde durch Rüben ersetzt, das feine, weiße Brot durch schwarzes, der feine Braten durch eine kleine Ecke rauhe Wurst. Kurz, es wurde Zeit, daß Inigo etwas Geld verdiente. Doch seine Gedanken wanderten immer wieder zu Brianne und Yesihja bemerkte dies: „Du möchtest sie weiter unterrichten, nicht wahr?“
„Bitte?“ Inigo blickte auf und versuchte ein strahlendes Lächeln, „Das Strahlen deiner Augen hat mich zu sehr abgelenkt, um die Worte zu erfassen, die dein wundervoller Mund formte.“ Es fiel ihm auf, daß sie nicht länger ablehnend gegen seine Komplimente war, sondern sie still zu genießen schien.
„Ich habe dich gefragt, ob du Brianne weiter unterrichten willst!“ Yesihja blickte ihn forschend an.
„Ja, eigentlich schon. Ihr Sprache ist einerseits so einfach. Wenn du von etwas die Mehrzahl meinst, sagst du das Wort einfach zweimal. Andererseits ist sie so kompliziert. Es scheint mehr als drei Worte für die eigene Person zu geben, je nachdem was sie gerade macht... Es wäre so interessant diese Sprache zu beherrschen. Aber Shamino...“
Inigo wurde rauh unterbrochen. Etwas von Yesihjas alter Trotzigkeit brach wieder hervor: „Ihr Männer! Gehört Brianne etwa diesem Shamino? Mit ihrem Schwert und ihren Zähnen sah nicht so aus, als würde sie sich viel gefallen lassen, also wenn du sie unterrichten willst, geh sie fragen!“
Inigo sprang aufgeregt auf. Mit einem schnellen Schritt war er bei Yesihja, drückte ihr einen Kuß auf die Lippen und war zur Tür hinaus.
Wenig später kam er wieder hinein und blickte auf eine amüsiert lächelnde Yesihja.
Inigo kratzte sich am Kopf: „Vielleicht sollte ich mir erst was anziehen...“, und stimmte dann in Yesihjas Gelächter ein.

☯ ☯ ☯

Mit einem kräftigen Klopfen meldete sich Inigo in der Hütte an, in der Shamino zur Zeit wohnte. Als nach einigen Augenblicken nicht geöffnet wurde, pochte er lauter. Da ertönte hinter ihm eine rauhe, aber doch feine Stimme: „Niemand darin?“
Er wirbelte herum und sah in das unsicher lächelnde Gesicht Briannes. „Blacha nemu takariés!“, antwortete er, was hoffentlich soviel wie „Dann warte ich auf die Frau!“ hieß.
Brianne nickte anerkennend und antwortete etwas, bei dem Inigo aber nicht mitkam. Er hob entschuldigend die Hand. Dann fragte er: „Brianne, willst du mehr lernen?“
Sie legte den Kopf schief und fragte: „lernen?“
Inigo nickte: „Mehr Wörter können, richtig sprechen können!“
Brianne nickte schnell: „Ja, will richtig sprechen. Shamino: du nicht mehr kommen.“
„Er gibt mir kein Geld mehr, das ist wahr. Aber ich werde dich trotzdem weiter unterrichten.“
Brianne schien nicht alles verstanden zu haben, aber sie wies ihn an vorzugehen. Gerade als er sich auf den Weg machen wollte, trat aus einem Schatten Shamino: „Halt Inigo, ich sagte du wirst sie nicht mehr unterrichten. Und wo wir gerade dabei sind, haltet dich von ihr fern!“
„Shamino“, Inigo machte eine beschwichtigende Handbewegung, „Ich will lediglich an ihrer Sprache interessiert, keine Angst.“
„Man kennt euch in der Stadt, Inigo Bellodores, man weiß um deinen Ruf. Du behandelst die Frauen, als wären sie nichts als Huren, nimst die nächste, wenn du der einen überdrüssig bist. Brianne wirst du nicht mißbrauchen, sie steht unter meinem Schutz!“ Shaminos Stimme bebte vor Wut.
Inigo hielt die Hände weiter erhoben, um Shamino nicht zu provozieren: „Wenn du so von mir denkst, trifft mich das zutiefst. Aber auch du hast nicht den besten Ruf -ein Jüngling, der das Recht in die eigenen Hände nimmt- und du bist ein ehrenhafter und aufrichtiger Mann. Denk´ einmal darüber nach: was die Leute erzählen und wie es in Wahrheit ist, stimmt in den seltensten Fällen überein!“
Obwohl Brianne nur das wenigste verstehen konnte, merkte sie die Verstimmung der beiden Männer anscheinend, denn sie trat zu Shamino, legte ihm ihre Hand auf die Schulter, wobei die Lederbänder an ihrem Arm über seine Kleidung schabten und sagte: „Shamino, muß lernen, Freund!“

Dann klopfte sie noch zweimal beruhigend auf die kräftigen Arme des Hünen und wandte sich an Inigo: „Gehen?“ und über die Schulter noch einmal an Shamino: „Abend zurück!“

☯ ☯ ☯

Tatsächlich verließ Brianne diesen und auch die nächsten Tage das Haus Inigos früher und kam später. Die Arbeit wurde auf ein erträgliches Maß zurückgeschraubt denn vorerst war Inigos Hunger gestillt. Was jetzt noch zu tun war, waren Feinheiten. Brianne konnte nun, nach zwanzig Tagen des Lernens, in Mantowin fast fehlerfreie Sätze bilden. Natürlich brachte sie Zeiten und Worte durcheinander und es fehlten ihr unzählige Vokabeln, aber für eine so kurze Zeit sprach sie ein sehr gutes Mantowin.
Inigo schaffte es sogar zwischendurch ein bißchen Geld zu verdienen, mit Gelegenheitsjobs. Nicht so gut bezahlt wie Übersetzungen, aber eine Stadt wie Elek-Mantow brauchte nicht so oft die Dienste eines Transskriptors.
Yesihja war scheinbar ebenfalls mit dieser Regelung einverstanden. Trotzdem schien sie ihm zwanghaft gefallen zu wollen. Wenn sie doch nur wüßte, wie gut sie ihm auch so schon gefiel. Aber auch, wenn er ihr Komplimente machte, er brachte es doch nicht fertig, auszudrücken, was er wirklich fühlte.
Gestern hatte Yesihja die ganze Hütte geputzt, auch den Boden geschrubbt und die Feuerstelle von Asche entleert. Außerdem hatte sie seine und ihre Kleidung gewaschen, hatte für den heutigen Tag vorgekocht, Wasser geholt und das Bett aufgeschüttelt. Jetzt erwachte sie, und streckte langsam die Beine aus. Statt ihres strahlenden Lächeln jedoch war ihr Gesicht eine Maske des Schmerzes, und sie stöhnte leicht auf. Inigo, der mit nacktem Oberkörper am Tisch saß, blickte sie erstaunt an: „Kleine Yesihja, wie es aussieht, hast du dich überschätzt!“ Um es für Yesihja einfacher zu machen, sprachen sie nur Multor, wenn sie alleine waren.
Sie blickte ihn gequält an: „Mir tut jeder einzelne Knochen im Körper weh! Wie kommt das? So etwas habe ich noch nie gefühlt.“
Inigo lächelte, doch seine Augen zeigten Mitleid: „Nicht die Knochen, sind es, die dich schmerzen, Yesihja. Es ist das Fleisch, das darum liegt. Aber ich kenne eine Methode, welche die Schmerzen verscheucht. Leg dich wieder hin!“
Yesihja gehorchte, aber mißtrauisch.
„Wo schmerzt es am meisten?“, fragte Inigo, der sich neben ihr auf dem Bett niederließ.
„Der Rücken schmerzt sehr!“
Inigo nickte und sagte mit einem aufmunternden Lächeln: „Dann dreh dich auf den Bauch und zieh dein Nachthemd aus.“
Die Augen Yesihjas weiteten sich erschrocken: „Inigo, ich bin ein...“
„Anständiges Mädchen, ich weiß, nun ja, es wird auch so gehen. Dreht euch auf den Bauch.“
Yesihja gehorchte und Inigo legte seine Hände auf ihren Rücken. Mit kräftigen, aber doch zärtlichen Bewegungen, begann er die Muskeln zu kneten. Er spürte, wie sich Yesihja entspannte. Sie grub den Kopf in das Kissen und atmete ruhiger. Draußen prasselte der Regen kräftig auf die Straße und das dünne Holzdach. Es war ein Wunder, daß es nicht reinregnete.
Inigo war mit dem Rücken fertig und nahm sich nun den Nacken vor. Vorsichtig, mit zwei Fingern, strich er hinauf und hinunter. Dann die Arme. Sie waren weich und warm. Die Beine. Von einer Laune geleitet, schob er das weiße Hemd bis zu den Oberschenkeln hinauf, um sich den Waden zu widmen. Dann ließ er seine Hand unter dem Hemd bis zu den Oberschenkeln wandern. Wieder kein Protest. Inigo spürte, wie die Berührung ihrer Haut ihn erregte. Er drückte die Oberschenkel sanft, strich an ihnen herauf und herunter, drängte seine Hand zwischen die Beine und streichelte die Innenseiten. Dann ließ er seine Hand weiter hinauf wandern, noch ein Stück. Er merkte, wie Yesihja sich versteifte. Trotz seiner eigenen Erregung bremste sich Inigo. Es wäre nicht recht, die Situation auszunutzen. Er ließ seine Hände wieder nach unten gleiten und nahm sie dann schließlich weg. Wenn sie es tun würden, dann erst, wenn Yesihja dazu bereit war. Aber das sie es tun würden, daran hegte Inigo nun keine Zweifel mehr. „So, nun solltest du dich wieder bewegen können!“
Yesihja war errötet und nickte nur stumm. Inigo hoffte, nicht schon zu weit gegangen zu sein. Er drehte sich herum, wie immer, wenn sich Yesihja ankleidete, und sprach weiter, um keine peinliche Pause entstehen zu lassen: „Willst Du eigentlich noch einmal diese Lehrmeisterin Atakuela aufsuchen?“

Yesihja antwortete traurig: „Nein, es hat keinen Zweck. Sie wird mich wohl nicht mehr empfangen wollen. Wenn ich nur wüßte, was ich ihr getan habe...“
Inigo zuckte zusammen. Sehr viel Geschick hatte er da an den Tag gelegt. Die eine peinliche Situation hatte er durch eine andere ersetzt. Dann plötzlich spürte er Yesihjas Arme um seine Hüfte, die Hände drückten gegen seine Brust. „Ich habe es noch nie getan, Inigo!“
Faßt wollte er fragen, was sie noch nie getan habe, doch da wurde es ihm klar. Sie hatte also klar gemerkt, worauf er hinaus gewesen war und fast tat es ihm leid. Doch sie schien nicht böse zu sein, wollte sich scheinbar entschuldigen. Inigo wandte sich um und schloß Yesihja in die Arme: „Liebste, wir werden nichts tun, bis du dazu bereit bist, egal wie lange es dauert.“
„Wirst du deine Lust bei anderen befriedigen?“ In ihrer Frage war deutlich die Furcht zu hören.
Würde er? Inigo konnte es nicht genau sagen. Vermutlich nicht. Aber Sicher? „Yesihja, versteh mich nicht falsch, ich liebe dich! Ich glaube ich liebe dich mehr als ich jemals eine andere Frau geliebt habe, aber ich kann es dir nicht versprechen. Ich werde mich bemühen, aber es schwören, hieße dich anlügen und das will ich nicht.“ Seltsam, früher hatte es ihm wenig ausgemacht, die Frauen zu belügen. Sie wollten Lügen hören, über ihr Aussehen, über ihr Lachen, über seine Motive. Und keine hatte sich bisher beschwert, wenn er nicht am nächsten Morgen auszog, um die Monster zu erschlagen oder die Sterne zu sammeln, die er ihnen versprochen hatte. Aber bei Yesihja war es ihm wichtig, daß sie ihm vertraute. Er hoffte sehr Yesihja würde das verstehen.
„Es fällt schwer das zu akzeptieren, aber hättest du mir die Treue zu schnell geschworen, hätte ich gewußt du meinst es nicht.“ Ihr Lächeln war schief geworden.
Inigo wollte noch etwas sagen, wollte ihr seine Gefühle mitteilen, wollte ihr von dem Grummeln im Bauch, nicht in der Lendengegend erzählen, wenn er sie ansah. Statt dessen küßte er sie einfach. Sie erwiderte seinen Kuß, erst scheu, dann intensiver. Als sie sich voneinander lösten, atmeten sie beide schwer. Inigo hob Yesihja auf, legte sie auf das Bett und sich selber daneben. Sie küßten sich erneut, und Inigo schnürte das Mieder auf, öffnete das Hemd und ließ seine Hand hineingleiten. Sanft drückte und streichelte er ihre Brüste, umspielte mit der Zunge die Brutwarzen. Yesihja zuckte erst unmerklich zurück, genoß aber wenig später die Berührungen. Als aber Inigo Hand weiter vordringen wollte, durch ihr Mieder, unter ihren Rock, da legte sie die ihre darauf und sagte leise: „Bitte!“
Inigo nickte lächelnd und auch wenn er ein wenig enttäuscht war, freute er sich, daß sie ihm ihre Meinung sagte. So würde er zumindest niemals das Gefühl haben müssen, sie gedrängt zu haben. Sie küßten sich noch eine lange Weile, streichelten ihre Oberkörper und Arme, ihre Gesichter.
Es war weit nach Mittag, als sie endlich aufstanden. Draußen prasselte noch immer der Regen nieder.
„Es scheint nicht so, als könnten wir heute viel unternehmen...“, sagte Inigo, ohne jedes echte Bedauern. „Dann werde ich mich wohl daran machen, das Mittagsmahl zu richten. Haben wir noch Fleisch im Haus?“
Yesihja reagierte nicht. Inigo drehte sich wieder zu ihr um, und sah sie immer noch im Bett, das lange Haar zerwühlt, das Mieder notdürftig wieder zugebunden. „Inigo?“
„Ja, Sternenkätzchen?“
„Ich bin aus Multor! Ich lief meinem Vater weg.“ Es kostete sie Überwindung dies zu sagen.
Inigo nickte und wartete, aber es kam nicht mehr. Nun gut, es war ein Anfang. Nach einigen weiteren Augenblicken sprach er wieder: „Dann mache ich jetzt Essen?“
Yesihja nickte dankbar und ging ihm zur Hand. Zwar war sie etwas großzügig bei den Rüben, nachher waren sie kaum halb so groß, aber es machte Spaß auch das mit ihr zusammen zu tun.
In der Nacht schliefen sie beide im Bett, umarmt, aber es geschah nichts.

☯ ☯ ☯

„Bis morgen also, Brianne!“ Inigo winkte ihr hinterher.
„Ja, bis morgen, Herr Inigo Bellodores. Ich werde Punkt sein, um zu lernen!“ Brianne winkte zurück, bevor sie sich über die feuchten Straßen zurück zu Shaminos Hütte aufmachte.
„Pünktlich... es heißt pünktlich...“, murmelte er noch, als er die Tür schloß.
Shamino begleitete sie nicht mehr. Entweder hatte er Vernunft angenommen, oder die Geduld verloren. Immerhin unterrichtete er Brianne nun schon seit fast zwei Vierteln. Wie Yesihja ihm bestätigte war es ausgesprochen langweilig ihnen beiden zuzuhören, wie sie sich verbesserten. Aber das war Inigo egal. Er sprach nun die Sprache Briannes, Arietidisch, wie sie es nannte, schon sehr gut, zumindest behauptete das Brianne. Auf jeden Fall sollte er sie gut genug meistern können, um

auszudrücken, was er wollte. Eine Schande nur, daß sich die wenigen Personen, denen er die neue Sprache vorgeführt hatte, eher verwirrt als begeistert zeigten...
„Und was machen wir nun?“, fragte er Yesihja, die von dem Buch aufsah, in dem sie gelesen hatte. Sie hatte versucht ihm das Lesen beizubringen, aber alle Mühe war vergebens gewesen. Inigo konnte sich einfach nicht vorstellen, daß aneinandergereihte Zeichen einen Sinn ergeben sollten. Auch seine Unterschrift war für ihn nur eine Zeichnung, die anderen sagte, wer er war.
Yesihja lächelte: „Ich weiß nicht?! Schlag´ etwas vor!“
Inigo zeigte mit dem Kopf auf das Bett. Es war eine Art Eroberungsdrang, der ihn erfaßte. Er war sehr stolz, daß Yesihja ihn erwählt hatte, sie in die Freuden der körperlichen Liebe einzuführen, aber irgendwo ging es ihm doch zu langsam. Nicht, daß er vor lauter Gier nicht wußte, was er tat. Er war sogar keusch geblieben, die ganzen langen 24 Tage lang, seit sie sich kannten. Er wollte Yesihja einfach zeigen, wie schön die Vereinigung war. Sie hatten es einmal versucht, aber sie war nicht entspannt genug gewesen und Inigo war niemand, der mit Gewalt vorging. Aber er hatte es im Gefühl, daß heute ein guter Tag war, es zu probieren. Scheinbar sah es Yesihja genauso, und erhob sich lächelnd. Langsam ließ sie sich auf die Decke des Bettes sinken und lockte ihn mit dem Zeigefinger heran. Inigo ließ sich dies nicht zweimal sagen. Er machte einen Satz nach vorne, beugte sich dann vor um wie ein Raubtier auf Yesihja zuzuschleichen. Plötzlich sprang er vor, legte seine Hände auf ihren Bauch und kitzelte sie ganz furchtbar aus. Sie zappelte, quiekte vor Vergnügen und lachte, wobei ihre Arme gegen seinen Brustkorb trommelten: „Hör auf, du Untier, hör sofort auf!“
Da hörten sie plötzlich beide ein leises, klirrendes Geräusch. Inigo wirbelte herum und blickte in die harten Gesichtszüge eines Mannes mittleren Alters. Er war in flammend rote Kleider gewandet und hielt ein Schwert in der Hand. Der Atamane, der seit einiger Zeit die Stadt unsicher machte? Wohl kaum. Es mußte Artin Rebur sein, der Kopfgeldjäger.
Gehetzt griff Inigo zu seinem Degen... Verdammt, er hatte ihn am Boden liegen lassen. Er machte einen Satz nach vorne, überschlug sich in der Luft und kam mir einer Schulter auf dem Boden auf. Den Schwung ausnutzend, kam er neben dem Degen zum stehen, schob seinen Fuß unter die Schneide der Waffe und lupfte sie mit dem Fuß hoch. Als er sie auffing, fiel die Tür unter gewaltsamem Ansturm nach innen. Multorier stürmten hinein, fünf an der Zahl. Sie alle trugen wild zusammengewürfelte Kleidung, die sie als Söldner erscheinen ließen.
Inigo machte einen erneuten Satz, wobei er den Stuhl als Absprungfläche nutzte, und landete mit gezogenem Degen vor dem Bett, in dem Yesihja noch immer lag.
Das ganze hatte nur Augenblicke gedauert, aber Inigos Lage war denkbar schlecht. Er alleine gegen fünf Söldner und einen erfahrenen Kopfgeldjäger...
Er senkte den Kopf und versuchte mit möglichst eindrucksvoller Stimme zu sprechen, zur Vorsicht gleich auf Multor: „Ich weiß, ihr seid in der Überzahl, aber einen oder zwei von euch nehme ich mit! Na, wer will der erste sein? Du?“, er pickte sich wahllos einen der Männer heraus und deutete einen Stich mit dem Degen an. Tatsächlich wich der Mann instinktiv ein Stück zurück.
Alleine hätte Inigo eine Chance gehabt die Hütte lebend zu verlassen, aber mit Yesihja...
Er wandte sich an den Kopfgeldjäger, diesmal in Mantowin: „Ist es das Geld wert zu sterben? Wenn ich mit Dir fertig bin, kannst Du nicht mal mehr japsen!“
„Das“, antwortete Artin Rebur höhnisch, „glaube ich kaum!“ Er klatschte in die Hände und wies dann mit einer Hand auf Inigo. Ein roter Schimmer erschien vor dessen Augen und er konnte sich kaum noch auf den Beinen halten. Schwankend torkelte er einen Schritt nach vorne.
Rebur sprach erneut, und Inigo hatte Probleme ihn zu verstehen: „Wir nehmen eure kleine Freundin nun mit!“
Wut brandete durch Inigo Körper und schien die Mattigkeit etwas zurück zu kämpfen. Mühselig richtete er sich auf, zeigte mit der Spitze des Degens auf Artin Rebur: „Nur... über meine Leiche! Ihr werdet... sie mir... nicht entreißen.“ Mit einem Blick zu Yesihja fügte er schwer atmend hinzu: „Eher... sterbe... ich...“
Rebur lachte grausam auf: „Das läßt sich einrichten!“ Mit einem kräftigen Schlag entwaffnete er Inigo und schickte ihn mit einem gewaltigen Hieb mit der flachen Seite des Schwertes auf die Knie. Dann setzte er die Spitze des gewaltigen Schwertes auf Inigo Brust, genau über dem Herzen. Zu stark geschwächt, konnte Inigo sich nicht wehren, wäre fast vornüber in das Schwert gekippt.
„Halt!“, rief da Yesihja und ihre Stimme war voller Panik und Wut. „Wenn ich mit euch gehe, laßt ihr ihn dann leben?“

Rebur blickte einen der Söldner an und der nickte. Enttäuscht ließ der Rotgewandete die Klinge sinken. Derselbe Söldner sprach nun zu Yesihja: „Ja, Prinzessin, ihr habt unser Wort! Euer Vater sehnt sich nach euch!“
Inigo stöhnte auf. Er verstand nicht, was da vor sich ging. Prinzessin? Irgendwie mußte sich die Frage auf seine Lippen geschlichen haben, denn Yesihja antwortete: „Ja, Inigo, ich bin eine Prinzessin. Mein richtiger Name ist Yesil und mein Vater ist der Imperator von Multor.“
Inigo mußte heftig Luft holen, um nicht erstaunt aufzuschreien.
„Ich bin davongelaufen, um hier Atakuela zu besuchen, aber ich fand dich. Seit ich dich näher kennenlernte, konnte ich nicht mehr weg. Aber nun ruft mein Vater und seine Soldaten gehorchen. Sie gehen auch über Leichen! Ich könnte es nicht ertragen Schuld an deinem Tod zu sein, Geliebter!“
Tränen liefen ihre Wangen herunter. Auch Inigo fühlte, wie seine Augen naß wurden. Er kämpfte nicht dagegen an. Geschwächt wie er war, konnte er nur ein „Yesih...Yesil!“ hervorbringen.
„Du mußt einen Weg finden zu mir zu kommen. Ich werde allen Wachen am Hof Befehl geben, dich vorzulassen! Bitte, du mußt einen Weg finden.“
Eine der Wachen warf Rebur einen Sack zu, in dem es verdächtig klimperte: „Wir brauchen eure Dienste nicht mehr. Wie lange wird er noch so bleiben?“
Rebur verneigte sich kurz: „Noch etwa eine Stunde, wenn er nicht sogar einschläft, dann kann es länger dauern!“
Der Söldner nickte noch einmal, dann verschwand Rebur wie er gekommen war, als rotes Flimmern in der Luft. Der multorische Soldat wandte sich an Yesil... nein, für Inigo würde sie immer Yesihja bleiben: „Eure Majestät, kommt nun bitte!“
Yesihja nickte kurz. Dann beugte sie sich nach unten und küßte Inigo lange auf den Mund. Er erwiderte den Kuß so gut es ihm gelang. Dann wurde Yesihja von der Wache vorsichtig weggezogen.
Inigo nahm noch einmal alle Kraft zusammen und sagte: „Ich werde zu dir kommen!“
Yesihja nickte und ein schwaches, trauriges Lächeln erschien in ihren Mundwinkeln, die von Tränen naß waren: „Ja, das wirst du -mußt du!“
Dann wurde sie durch die eingetretene Tür geschoben und war verschwunden. Inigo blickte ihr verzweifelt nach, versuchte sich hochzukämpfen, aber es gelang ihm nicht. Er fiel zur Seite. Die Karten hatten nicht gelogen. Wolken schoben sich über ihre Liebe und die Zukunft war ungewiß. Mit einem leisen Schrei, erstickt von Tränen, Wut und Verzweifelung, wurde Inigo ohnmächtig.

Als er erwachte, war es bereits dunkel.

An diesem Tag, am 25. Talu des Jahres 167 nach der Gründung der Stadt Elek-Mantow, verlor Inigo Bellodores das Liebste, was er jemals hatte.

An diesem Tag starb ein Stück seiner Seele.

An diesem Abend begann eine lange Nacht für Elek-Mantow - und in Inigos Innerem. Das Band der Liebe zwischen ihm und Yesihja war zertrennt... wie durch den Hieb eines multorischen Säbels.

Das schwarze Liebesband des 25. Talu

Janina Enders

Knochige Finger, die sich im dunkelroten Haar festkrallen. Weiße Strähnen, die sich entsetzt sträuben... schwarzblaue Augen...voller Furcht stieren sie in die Dunkelheit. Die Arietidin preßt alle ihre Glieder fest an den mageren Körper, nichts soll sich abspreizen, nichts von ihr abgeschnitten werden!
Sie kann nichts hören... es gibt keine Laute mehr in Elek-Mantow... kein Leben mehr!!! Die Frau wälzt sich wimmernd hin und her- dabei löst sich ihr Schwertgurt und die große Klinge fällt klirrend zu Boden. Sie greift nicht danach- sie fürchtet sich! Sie will die Arme nicht ausstrecken! Da ist... ist... die Finsternis! Die absolute totale Finsternis, die auf ihr, unter ihr, neben ihr... lauert, sie frißt. Sie zwischen ihre schwammigen Klauen preßt, jedes Geräusch abschirmt. Ihr Herz pocht, pocht laut und ängstlich... ein erschöpfter Laut entringt sich der ausgedörrten Kehle... und da spürt sie es wieder! Es ist ein Schmerz, der aus allen Körperregionen in die Arme schießt und schließlich in den Händen explodiert... die Gabe... sie fühlt ihre Magie, fühlt sie in sich, stärker als jemals zuvor. Noch nie war ihr so bewußt, heilen zu können... noch nie hatte sie diesen Drang zu heilen...
„Oh... nein!“, wisperte sie jämmerlich, „Bitte, bitte!“ Bitte.

☯ ☯ ☯

Vor einiger Zeit hatte sich alles in ihrer Umgebung verändert, nichts war mehr, wie bei ihrer Ankunft... gar nichts mehr. Etwas Grundlegendes hatte sich geändert... die Sonne ging nicht mehr auf! Es war einfach nur dunkel. Es war keineswegs ´nur´ Nacht... diese Dunkelheit... lebte. Man konnte nicht ´Nacht´ zu ihr sagen. Sie bewegte sich... hatte Sinne... wußte.... Alle Personen in Elek-Mantow waren verschwunden, keiner ließ sich mehr auf den Straßen blicken. Brianne hatte vorsichtig in einige Hütten der Unterstadt und sogar in ein paar Häuser der Nordstadt gesehen...alles was sie fand, war... die Schwärze. Der kleine Wiko war auch nicht mehr da! Und Shamino, der große, kräftige Mann, der sich so liebevoll um sie gekümmert hatte... obwohl er sie gar nicht kannte- verschwunden. Panik hatte sie dann zu Inigo Bellodores geführt, aber der wortgewandte Kämpfer und sein Mädchen Yesihja... waren fort.
Niemand war mehr da! Brianne rieb sich über die Augen. Sie saß irgendwo im Rattenloch, zusammengekauert wie ein arietidischer Igelhund. Laut schluchzte sie auf. „Ich bringe allen nur Pech!“, flüsterte sie. Das lebendige Schwarz waberte... Plötzlich hob Brianne ruckartig den Kopf. Es gab nur eine Erklärung für den Untergang der Sonne und den Tod der Menschen dieser Stadt... sie mußten tot sein... es war Agathons Werk. Der Gedanke hatte die ganze Zeit in ihrem Kopf gehockt, war aber nun aufgesprungen und stieß mit den Fäusten gegen ihre Stirn. Ja! Sie war fast davon überzeugt... es <u>mußte</u> Agathons Werk sein! Entweder das oder... sie war endgültig wahnsinnig geworden!

☯ ☯ ☯

Brianne hatte niemals ernsthaft an ihrem Verstand gezweifelt und das tat sie auch jetzt nicht... zumindest nicht sehr lange. Unsicher tastete Brianne nach ihrem Schwert. Es schlief. Aber kaum, daß sie es sicher in der Hand wog, ertönte ein heller, wohlbekannter Ton. Die Kriegerin verzog das Gesicht und murmelte leise etwas vor sich hin. Die Klinge beruhigte sich... blieb aber wach! Auch sie spürte etwas anderes. Zitternd kam Brianne nun auf die Beine. Wut sammelte sich in ihr... die Klinge blitzte erwartungsvoll, wenn ihr Träger in dieser Stimmung war, würde Blut fließen... priskanisches Blut... bald.
Brianne entblößte ihre scharfen Zähne... Agathon... was hatten die Bewohner dieser Stadt ihm getan? Was hatte Shamino ihm getan... ach, Shamino! Die Klinge schwankte und die Spitze fiel auf den Boden. Ein tiefes Grollen entfuhr Briannes Kehle. Ein gefährlicher Knurrton, der in einem keifenden Schrei endete.
„Agathon, Dreckfresser! Zeige dich!“, rief sie verzweifelt in die dunkle Ferne. Nichts. Vor ihr ragten riesige Schatten auf... ein Wispern tanzte vor ihren Ohren. Sie konnte nichts verstehen, ein Schauer überfiel sie. Trotzdem brachte Brianne es fertig den dunklen Türmen den Rücken zuzukehren.
„Komm raus Priskaner! Mein Eisen hat eine Verabredung mit dir!“

Stille... und nur das Pochen der Dunkelheit. Brianne kreischte wild und wirbelte das Langschwert um sich.
„Wo bist du, du Mörder?!“ Heulend stieß sie gegen eine Hauswand. „Gib mir wenigstens... Shamino zurück...“
Wie nur konnte sie den Fürsten erreichen, wann würde er sich zeigen? Brianne wischte sich die Tränen fort. Es gab da eine Möglichkeit... und Agathon hatte sie ja wohl auch so gefunden, ohne daß sie... sie...
Sie warf den Kopf in den Nacken und entriß ihrer Seele einen lauten Ruf... Den Ruf eines Falken. Helle und dunkle Töne, sie stiegen und fielen. Brianne legte ihre ganze Kraft in dieses Lied. Rache flammte darin auf und nährte sie. Der Ton schoß hoch und sank klirrend zu Boden, schlich... zog sich in die Höhe, hell und klar...

⌘
Er hob den Kopf.
⌘
Der Laut drehte sich, lehnte sich zurück, schleuderte sich nach oben.
⌘
Seine Augen öffneten sich weit.
⌘
Nun stießen kleine, kurze Töne zu ihm und bildeten einen Kreis.
⌘
Ein Grinsen...
⌘

Brianne sackte in die Knie und winselte leise. Erschöpft rollte sie sich zusammen und... schlief ein. Eine ganz sanfte Heilung fuhr durch ihren Körper, wie eine wohltuende Massage.
Ach, kleine Kriegerin... weißt Du immer genau, was du tust?

☯ ☯ ☯

Sie wußte nicht, wie lange sie geschlafen hatte, aber sie wurde durch ein Kitzeln an ihrer Nase geweckt. Träge wischte sie mit der Hand über ihre Nasenspitze. Ein lautes Keckern drang in ihr Ohr und dann sprang etwas auf ihre Hüfte. Langsam öffnete Brianne die Augen. Ebenso langsam wandte sie den Kopf. Sie blickte in riesige, schwarze Kulleraugen, die in einem winzigen Köpfchen saßen, das sich ihr freundlich entgegenstreckte.
„Ah, Wiko!“, schrie die Arietidin und preßte das Kerlchen an sich. Der Kleine schnappte nach Luft und drückte sich energisch frei.
„Oh, ich bin so froh, daß du wieder da bist! Du bist... wieder... da!“ Die letzten Worte flüsterte Brianne.
Wenn Wiko wieder hier war... Plötzlich trat aus einer Hütte unweit von Brianne ein alter Mann. Der Alte murmelte etwas und verschwand wieder im Inneren seiner Behausung. Blitzschnell sprang die Arietidin auf und hastete zu Judiths Behausung, die am äußersten Stadtrand lag. Auf ihrem Weg spürte sie wieder Leben in Elek-Mantow. Glücklich tastete Brianne nach Wiko, der mit angelegten Öhrchen, darauf bedacht war nicht von ihrer Schulter zu rutschen. Enttäuscht mußte Brianne aber feststellen, daß Shamino nicht da war. Tränen liefen ihr über die Wangen und sie hockte sich hin, das Gesicht in ihren Händen vergraben. Da fühlte sie wie Wiko seine Schwanzspitze um ihr Handgelenk legte und sachte zog. Natürlich zog er für seine Verhältnisse so kräftig wie er konnte... aber die Kriegerin spürte nur eine leichte Bewegung.
Fragend hob sie den müden Kopf. Wiko hüpfte auf und ab... und lief schließlich in die Dunkelheit- Brianne folgte dem Tier.
Wiko legte ein erstaunliches Tempo vor, die Frau hatte Schwierigkeiten ihm zu folgen. Auf einmal stoppte er abrupt, Brianne bremste ab und befand sich am Rand der Schlucht, welche die Stadt in zwei Hälften teilte... Wiko schaute sie glücklich an...
„Shamino?“, wisperte Brianne ängstlich.
„Ja?“ Er stand hinter ihr. Sie wirbelte herum. Sah dem großen Mann in die hellgrauen Augen, die fiebrig glänzten... nein, nicht fiebrig... gierig. Brianne trat dicht an Shamino heran und biß sich auf die Unterlippe. Leicht hob sie den Kopf an... „Shamino...“

Heftig zog er sie auf einmal an sich, wollte seine Lippen auf ihre pressen... aber er stockte in der Bewegung. Nur zu gut wußte er noch, was Inigo widerfahren war, als er Briannes Hand geküßt hatte...
Die Arietidin sah, was Shamino dachte. Langsam stellte sie sich auf die Zehenspitzen und küßte seine Mundwinkel.
„Inigo mir nicht gezeigt, was heißt in deiner Sprache..." Anstatt lange das Wort für „küssen" zu suchen, tat sie es. Weich und voll schmiegten sich ihre Lippen auf Shaminos Mund. Nach einer Weile flüsterte der erstaunte Mann: „Ich bin froh, daß Inigo Bellodores dir das nicht gezeigt hat... Brianne."
Er umfaßte ihre Hüfte und seine Hände fuhren langsam hoch zu ihren Brüsten. Brianne keuchte auf und reckte sich dem starken Männerkörper entgegen...
Shamino streifte Wikos Schwanz von ihrem schlanken Hals und betastete die schimmernde Haut. An der Kehle saß eine winzige Narbe und er fuhr sachte mit der Zunge darüber.
„Sham... tjerlavir...", stöhnte die Frau und bog ihren Hals durch. Groß und dunkel schimmerten ihre Augen, als Shamino seine Waffen zu Boden gleiten ließ. Briannes Klinge folgte klirrend. Ihre Finger schoben zärtlich seine Kleidung zur Seite und legten seinen muskulösen Oberkörper frei... Als sie lächelte, achtete sie darauf, ihre Fänge nicht preiszugeben, denn sie wollte Shamino nicht abschrecken. Er umfaßte ihr Gesicht mit beiden Händen und sah sie lange an. Sie -die Frau, die er schöner und begehrenswerter fand, als alle anderen Frauen, die er kannte. Mit seinen geschickten Fingern löste Shamino die Lederbändchen, die ihr Oberteil zusammenhielten. Voller Bewunderung streichelte er Briannes Brüste, die sich ihm erwartungsvoll entgegenreckten.
„Riés brana tjerlavar... Shamino!"
Ihr Verlangen glühte heiß in ihrem Inneren, zwischen ihren weißen Schenkeln... auch sie spürte, daß Shamino bereit war... mehr als das.
Seine Haut rieb heftig über die ihrige und ließ beide schneller atmen. Brianne drückte Shamino zu Boden und bewegte sich wie ein Tier über ihm. Seine Finger zeichneten jede Rundung ihres Körpers nach... spielerisch drückte er seine Zähne in ihre Schulter- ein verzückter Aufschrei drang an seine Ohren.
Shaminos große Hände umfingen ihre Brüste ganz und er drückte sie leicht. Noch achteten beide darauf, daß ihre Bewegungen nicht zu hastig oder drängend wurden, aber dann packte Shamino Brianne und führte seine Hand zwischen ihre Beine. Sie leckte ihre Lippen, als sich ihre Empfindung verstärkte. Shamino zog seine Hand fort und spürte wie Brianne ihm entgegenkam. Als er langsam in sie ging, sahen sich beide in die Augen und die Frau vergaß ihre Qual für Momente...
„Sham..." Es war zuerst nur die animalische Paarung der Körper... nun wurde es immer mehr die Vereinigung zweier Seelen. Shamino berührte sanft Briannes innerstes Ich und sie strich zärtlich über sein wahres Sein. Fest aneinander geklammert schlossen die Hände einen Bund... entstand ein Band- umgeben von einer schwarzen Macht.
Das schwarze Liebesband des 25. Talu- umschattet von einer lebendigen Dunkelheit, die wie Blut dickflüssig in die Erde sickert...
Was dann dort wächst, kann keiner sagen, keiner ahnen...

☯ ☯ ☯

Ein Stein, weit, weit entfernt, macht eine Prophezeiung:
EIN LIED DRANG DURCH DAS DUNKLE TUCH... ZWEI KINDER WERDEN FRIEDEN BRINGEN...

☯ ☯ ☯

Das Liebesband zwischen Shamino und Brianne ist stark! Keine Klinge kann es durchtrennen... manchmal aber reißen kräftige Klauen stärker als Stahl...

Alte und neue Freunde

Janina Enders * André Wiesler

„Oh nein!“ Torador zog den Kopf ein und sah sich nach einem Hauseingang um, in den er sich ducken konnte. Nicht nur, daß auf einmal die Sonne nicht mehr am Himmel auftauchte, nun schritt auch noch diese Frau wie ein Racheengel auf ihn zu. Er hatte gleich gewußt, daß ein Gang in die Unterstadt eine dumme Idee gewesen war, aber er mußte dringend einige Kräuter von Sarjana entleihen.
Das große Schwert hatte die Frau auch dabei... wahrscheinlich wollte sie ihn bestrafen, weil er damals das Tier berührt hatte, welches jetzt auf ihrer Schulter saß. Scheinbar hatte es überlebt...
„Äh...“, sagte Torador, als die rothaarige Frau, die fast eine Pfeillänge größer war als er, vor ihm stehen blieb. Vorsichtshalber machte er einen Schritt rückwärts. Wo war bloß Melirae, sie wollte doch nur kurz mit dieser Jangrit sprechen...
Da er wohl ganz alleine auf sich gestellt war, streckte er beide Hände mit den Handflächen nach oben von sich. Die Frau grinste und sagte auf Mantowin: „Hand.“
Torador stutzte. Hand? Das war alles? Vielleicht... er zuckte mit den Achseln und wagte einen Versuch.
„Torador Broschakal.“
´Hand´ war vielleicht ihr Name, sie kam ja allem Anschein von weit her, denn auch ihren Akzent hatte der dunkelhaarige Mann noch nie gehört. Er kam allerdings zu dem Entschluß, daß ihr Name wohl doch nicht ´Hand´ lautete, da sie ihn nun etwas verwirrt anstarrte. Dann zuckte sie die Achseln und sprach langsam: „Bitte entschuldigt mein Be.. Benehmen... damals.“
„Äh... ist schon... in Ordnung? Ich nehme eure Entschuldigung sehr gerne an.“ Zur Bekräftigung nickte er eifrig. Wer wußte schon, was passierte, wenn er sie ablehnte. Die große Frau nickte und... sah eigentlich ganz nett aus!
Dann drehte sie sich um und entfernte sich einige Schritte. Torador atmete hörbar aus und sofort wieder erschrocken ein, als sie sich noch einmal umdrehte. Das Tierchen sprang leichtfüßig auf den Boden und rannte auf den erstaunten Broschakal los. Flink wickelte er seinen langen Schwanz um Toradors Körper und schleckte ihn herzhaft über die Wange. Er mußte lachen und hörte auch das leise Lachen der Besitzerin.
„Kommt zu Brianne, wenn Hilfe sein soll. Ich gerne helfen To- Torador? Torador!“
Sie verschwand wieder und das Tier folgte ihr. Nach einiger Zeit wurde auch der lange, buschige Schwanz von der Dunkelheit verschluckt...
Torador atmete erneut auf. Irgendwie war ihm das doch noch ein wenig mulmig. Erst rammte sie ihm fast das Schwert in die Kehle und kaum einen Monat später bot sie ihm Hilfe an? Sehr seltsam.
Er war einmal mehr froh sie zu haben, als Melirae ihm die Hand auf die Schulter legte.
„Da bist du ja!“, sagte er, und legte seine Hand auf ihre, während er sie zärtlich anblickte.

☯ ☯ ☯

Brianne lief durch die dunkle Stadt. Je länger sie diese schreckliche, unnatürliche Dunkelheit ertragen mußte, um so schlechter wurde ihre Laune. Gerne wäre sie zurück zu Shamino gegangen, wollte sich gegen ihn lehnen und diese schreckliche Nacht vergessen. Doch sie wollte mehr lernen, die Sprache dieser Stadt richtig lernen.
Da stand sie auch schon vor der kleinen, heruntergekommenen Hütte in der ihr Lehrer wohnte. Sie pochte an die Tür, aber es kam keine Reaktion. Brianne pochte etwas energischer, dann noch mal. Als sie gerade wieder schnell nach Hause laufen wollte, ging die Tür auf. Ein verschlafener Inigo blickte sie aus halbgeschlossenen Augen an, die sich nun erstaunt weiteten: „Brianne, was willst Du denn hier?“
Briannes Augenbrauen näherten sich einander an. Was sollte das? „Inigo nicht glücklich mich sehen?“, fragte sie enttäuscht.
Inigo mühte sich ein Lächeln ab, das aber nicht sehr überzeugend gelang: „Doch, *riésnomas*, ich bin mehr als erfreut dich zu sehen.“
Wunderhübsche Frau nannte er sie... Inigo lernte schnell. Jetzt konnte er Brianne schon Komplimente in ihrer eigenen Sprache machen.
„Aber“, schränkte der Nushq´qai ein und rieb sich dabei die Augen, „ich bin überrascht dich mitten in der Nacht hier zu sehen. Du warst doch erst vorhin da... Kurz bevor...“

Bestürzt sah Brianne wie Inigos Augen sich mit Wasser füllten.
„Was hast du?“, fragte sie und legte die Hand auf seine Schulter. Ein Schluchzen ließ Inigos Oberkörper erzittern. Er sackte zusammen, die Tränen flossen nun ungehindert, während er sich gegen den Türrahmen lehnte. Brianne kam einen Schritt näher und blickte unbeholfen auf den attraktiven Mann herunter, der vor ihren Augen zusammenbrach.
„Inigo, ich... helfen?“, stammelte sie, die Hand noch immer auf seiner Schulter. Der dunkelhäutige Mann lehnte sich mit dem Rücken gegen den Rahmen und rutschte daran herunter. Sein Körper zitterte unkontrolliert und schluchzende Geräusche drangen hinter den Händen hervor, die er vor das Gesicht geschlagen hatte.
Brianne ließ sich in die Knie herunter und legte nun beide Arme um Inigo. Langsam wiegte sie den Mann hin und her, wie ein kleines Kind das Trost bedurfte und nach einiger Zeit schien es Wirkung zu zeigen. Inigos Weinkrämpfe klangen ab und er blickte, das Gesicht naß von Tränen, auf die rothaarige Frau. Brianne schaute mitfühlend auf ihn herunter.
„Willst du sprechen?“, fragte sie ihn und er nickte, fast wie betäubt. Mit ihrer Hilfe kam er bis zum Tisch, wo er sich müde auf einen Stuhl fallen ließ.
Brianne fielen einige leere Flaschen auf und einige, die noch halb oder ganz voll waren. Nachdem sie sich etwas ausgiebiger in dem kleinen Raum umgesehen hatte, bemerkte sie auch einige Tonscherben in
der Ecke. Scheinbar hatte Inigo eine der Flaschen gegen die Wand geworfen.
Inigo blickte sie an. Tränen schimmerten noch immer in seinen Augen. Er war bleich, seine Schultern hingen herab. Als die rothaarige Frau ihn erneut aufforderte ihr zu erzählen, was los war, sträubte er sich erst, dann aber sprudelte es unhaltbar aus ihm hervor. Er sprach von seiner Liebe, von den ersten zarten Zweigen der Leidenschaft, von dem schrecklichen Überfall. Er sprach von Artin Reburs Schuld, schwörte, unter Tränen der Wut und Trauer, seinen Tod. Er versprach auch den Tod der Soldaten und doch wußte er, daß er zu beidem nicht fähig wäre. Er sprach über die Wut und die Trauer, die Hilflosigkeit und die Verzweiflung nachdem sie weg war.
„Yesihja... liebste, süße Yesihja, ich werde sie nie wieder sehen!“, sagte Inigo, diesmal seltsam ruhig.
Brianne blickte ihm in die Augen und Inigo sah Tränen auch in den ihren. „Ich wissen wie du fühlst!“
Automatisch verbesserte Inigo: „Weiß!“
Brianne nickte: „Weiß! Auch ich hab *Lavar*... Gefährten verloren.“ Und dann sprach auch sie von Trauer und Verlust, von Verzweiflung und Leere und auch ihre Tränen flossen ohne Rückhalt.
„Die Feinde in meinem Land nahmen meinen Lavar... man nannte ihn Emerald. Ich... sah, wie er ging in die Erfüllung des Lichtmeß.
„Lichtmeß?“, fragte Inigo leise.
„Heiliges Stein... Freund für Arietiden. Wenn ein Arietide stirbt, schlüpft sein Geist in Lichtmeß... sagen man, hoffe es ist wahr!“
Brianne schloß die Augen, als sie sie wieder öffnete, sah sie weit in die Ferne.
„Hier“, sie berührte ihren Brustkorb, „sind Schmerzen. Ich war... Gefangene... hinter vielen Stangen-“
„Käfig?“
„Ja! Bei meiner Flucht verlor ich wieder einen Freund... nicht tot, aber weit, weit weg! Zu weit.“
Weinend verbarg Brianne ihr Gesicht in den zitternden Händen.
Inigo erkannte, daß er nicht der einzige war, dem die Welt so ungerecht mitspielte und immerhin lebte seine *Lavir*, seine Gefährtin, noch. Es war hart so zu denken, aber im Moment war sich Inigo selber der Nächste. Dennoch spürte er Mitleid als er die Kämpferin weinend auf dem Tisch liegen sah und kurz rückte sein Leid in den Hintergrund. Er stand auf, umrundete den Tisch und legte Brianne die Hand auf die Schulter, drückte leicht. Dann griff er nach einer der Weinflaschen: „Hier, trink einen Schluck!“
Brianne blickte mißtrauisch auf, wischte sich die Tränen aus dem Gesicht und fragte: „Was ist das?“
Auf Inigos Gesicht erschien ein fast liebevolles Lächeln. „Das wird dir helfen!“
Brianne schaute weiter unsicher: „*Traobas*... ähh, Medizin?“
„Ja, so ähnlich. Trink einfach!“, befahl Inigo und nahm selber einen kräftigen Schluck aus der Flasche, bevor er sie weiterreichte. Brianne roch skeptisch an der Flasche und nahm dann einen kleinen Schluck. Ihre Augen wurden aufgerissen, verwundert. Dann, nach einem kurzen Augenblick, bogen sich ihre Mundwinkel nach oben und ihre Wangen wurden ein wenig röter: „Macht warm im Bauch... ist *fajija*?“
Inigo nickte: „Ja, es ist eine Art Magie...Mehr?“

Brianne lächelte sanft: „Ja!“
Die beiden ließen eine Flasche nach der anderen kreisen. Ihre Wangen wurde immer röter, ihre Zungen immer schwerer. Als Inigo schließlich seinen Kopf auf sie Tischplatte legte und Blasen in einer Pfütze des Weins pustete, war Brianne bereits so betrunken, daß sie in ein albernes Kichern ausbrach. Inigo blickte auf und sah die rothaarige Frau da sitzen, den Kopf nach hinten gebogen, ihr nackter Bauch wippte rein und raus. Da löste sich auch aus seiner Kehle ein Lachen.
Er erhob sich und schloß Brianne in die Arme: „Gemeinsam schaffen wir es!“ brachte er noch heraus, bevor Brianne aufhörte zu kichern, gerade noch: „dreht sich...“ sagen konnte und vom Stuhl kippte.
Als sie neben ihm am Boden lag und sich auch um Inigo alles drehte, legte sie ihre Hand in die seine und nickte kräftig: „Ja, gemeinsam schaffen... Freund!“

☯ ☯ ☯

Am nächste Tag- oder besser gesagt bei ihrem Erwachen, denn noch immer war es gespenstisch dunkel- ging es den beiden nicht besonders gut. Brianne war schlecht und ihre Knie waren weich. Aber noch immer erinnerte sie sich an das lustige Kribbeln und die angenehme Wärme, die sie angefüllt hatte. Aber diese Übelkeit... wurde sie vielleicht krank?
Als aber auch Inigo ziemlich blaß um die Nasenspitze war als er erwachte und sich nur mit einem: „Das´s normal. Verzeih, daß ich dich nicht zu Bett bringe, aber ich muß in die Tür...“ in sein Bett fallen ließ, war sie beruhigt. Ganz im Gegensatz zu ihrem Magen, der sich einfach nicht beruhigen wollte. Trotzdem machte sich Brianne auf den Weg. Shamino würde sich sicher schon sorgen und das tat ihr leid, aber ein Freund brauchte Beistand... ein Freund... in dieser Stadt. Trotz der Trauer und des Mitleids huschte ein Lächeln über ihre Züge. Ein Freund!

☯ ☯ ☯

Sie war kurz vor der Spalte, die in dieser schrecklichen Nacht noch schauriger wirkte, als sie Schritte hörte. Sie hatte schon die ganze Zeit das Gefühl gehabt, verfolgt zu werden. Nervös griff sie nach ihrem Schwert. Es schien fast zu vibrieren. Diese Nacht hatte einen ganz schlechten Einfluß auf ihre Klinge. Sie überlegte kurz, ob sie die Waffe ziehen sollte. Vielleicht war es wichtige Zeit, die sie verlor, aber sie wußte nicht, ob sie das Schwert unter diesen Umständen kontrollieren könnte.
Doch da wurde ihr die Entscheidung abgenommen. Aus den dichten Nebelschwaden trat eine gewaltige Gestalt heraus. In ihrer Hand glänzte eine breite Axt, die sie nervös in der Hand drehte. Es war eine Hallakine und... Torador. Erleichtert atmete Brianne auf. Das mußte Melirae sein, die *Lavir* von Torador.
„Ah, Torador! Wohin heute?“, rief sie.
Torador kam aus dem Schatten der gewaltigen Gestalt hervor und blickte erstaunt und ein wenig ängstlich auf Brianne. „Ach...ähh... Bri.. Brianne, richtig?“ Die Frau nickte. „Ich gehe zur Arbeit. Gerade war ich bei Sarjana um noch einmal Kräuter zu holen. Sie macht den besten Beruhigungssud der ganzen Stadt und im Moment haben wir viele Unruhige in der Lyzeum!“
Torador war sich nicht sicher, warum er das alles erzählte. Vielleicht lag es an seiner Nervosität, vielleicht an der Angst. Aber es beruhigte ihn ein wenig, zu reden.
„Was ist deine... oh, eure Aufgabe, Herr Torador Broschakal“ Brianne bemühte sich, sich die Höflichkeitsregeln wieder ins Gedächtnis zu rufen, die Inigo ihr beigebracht hatte.
Torador lächelte erfreut auf. Diese Frau schien doch ganz umgänglich, sie interessierte sich sogar für seine Arbeit. „Ich behandele die, die im Geiste krank sind!“
Brianne nickte. Nach einem kurzen Augenblick fragte sie: „Und was noch?“
„Bitte?“, Torador war sehr erstaunt.
„Ja, Herr Torador Broschakal, was macht ihr denn sonst noch?“
Torador blickte Melirae fragend an, aber die spähte in den dunklen Nebel, nach möglichen Gefahren suchend. Also antwortete er: „Nun ja, Brianne, das ist eigentlich eine sehr ausführliche Aufgabe. Manche der geistig Kranken müssen Tag und Nacht betreut werden und es dauert manchmal Jahre, bis eine Heilung einsetzt, wenn es überhaupt möglich ist, sie zu...“
Torador brach ab, weil ihn Brianne ehrlich erstaunt ansah. Als sie ihre Erwiderung gab, merkte er warum: „Bei uns in Arietides haben Heiler. Legt Hand auf Kopf, mach Magie, Leute gesund. Dauert nicht lange!“

Torador machte aufgeregt einen Schritt nach vorne und faßte Brianne an der Schulter, schüttelte sie leicht, daß ihr Schwert klirrend an ihren Oberschenkel schlug, und fragte: „Du meinst, in deinem Volk gibt es Heiler, die geistige Krankheiten heilen können. Ich meine, nicht nur Wunden, sondern wirklich Irre. Fallsüchtige, Hysteriker, Wandelbare?“
Brianne war verwirrt: „Nicht wissen.. Ich weiß nicht, was alles ist, das ihr sagt, aber einige von vielen Heiler kann Krankheiten im Kopf wegmachen!“ Sie blickte über seine Schulter hinweg und sah in die eng zusammen gekniffenen Augen der Hallakine. Sie schien über irgend etwas wütend zu sein.
Torador ließ Brianne wieder los, nahm sie bei der Hand und zog sie in Richtung Brücke: „Ihr müßt mir all das genau erzählen. Seit Jahren suche ich nach einer solchen Methode. Ich werde endlich...“
Torador plapperte aufgeregt und schien fast auf und ab zu hüpfen.

☯ ☯ ☯

„Ich werde nur schnell noch etwas zu trinken holen!“ Die Tür schloß sich hinter Torador. Sie hatten bereits mindestens einen halben Tag geredet und Brianne mußte Torador alles genau erklären. Es fiel ihr schwer ihre Gedanken in Worte zu fassen, scheinbar beherrschte sie die Sprache doch noch nicht so gut, wie sie gehofft hatte.
Sie saß auf einem bequemen Stuhl, hatte süßen Fruchtsaft getrunken und süße Kuchen gegessen. Melirae hatte während der ganzen Zeit nur mit verschränkten Armen am kleinen Fenster gestanden und hinaus geschaut, auf die kurzen Fragen Toradors nur mit einem Grummeln geantwortet und wenn sie über die Schulter geschaut hatte, dann hatte sie Brianne bösartig angefunkelt.
Kaum aber war Torador hinaus, lief sie um den Stuhl herum, packte Brianne am Kragen ihres Anzugs, zog sie erst auf die Beine und dann hielt sie sie, Nase an Nase, in der Luft. Mit grollender Stimme sprach sie und Brianne spürte die Wut in ihr: „Hör zu, Mädchen.“ Sie stieß das Wort aus wie eine Beleidigung. „Torador ist mein Mann! Du wirst die Finger von ihm lassen, verstanden, oder ich breche Dir eigenhändig das Genick wie einer Ratte!“
Brianne merkte, wie ihre Knie leicht anfingen zu zittern. Diese Frau war so unglaublich stark. Sie hielt sie ohne das geringste Zeichen von Anstrengung. Aber soviel sie über Hallakinen wußte, würde betteln und bitten sie hier nicht weiterbringen. Also versuchte sie möglichst viel Sicherheit in ihre Stimme zu legen, obwohl sie nicht die geringste fühlte: „Ich will deinen Mann gar nicht! Ich bin Kriegerin, was soll ich da mit einem Mann?“ Insgeheim hoffte sie, daß sie die richtigen Worte gefunden hatte...
Die Hallakine hielt sie noch immer, ihre Stimme klang nun aber etwas gepreßt: „Ich bin eine wahre Kriegerin und ich will diesen Mann! Ob du eine Kriegerin bist, kleines Mädchen, wird sich zeigen!“
Sie warf Brianne weg, Diese konnte sich gerade noch an dem Tisch festhalten, von dem ein Krug zu Boden fiel und zerschellte. Melirae zog mit einem Ruck ihre Axt vom Rücken und schwang sie ein, zweimal: „Zieh deine Waffe und kämpfe!“
Brianne hatte Angst. Da konnte sie sich nichts vormachen. Diese Hallakine schwang ihre riesige Axt, als wäre es ein Stöckchen. Trotzdem sah sie ihren kalten Augen an, daß sie nicht spaßte. Doch ihr Schwert war so wild im Moment... Sie mußte noch etwas anderes versuchen: „Ich sagte ich will deinen Mann nicht“
Die Hallakine stieß den Atem durch die Nase aus- eine Art Lachen? „Darum geht es nicht mehr! Verteidige dich!“
Dann schwang sie ihre Axt in einem weiten Bogen. Brianne tauchte unter dem Hieb durch und wich geschickt aus. Die Axt krachte auf den Tisch und hieb ihn in zwei Hälften, die polternd zu Boden fielen. Entsetzt schaute Brianne auf die Reste. Nun gut, sie hatte es so gewollt. Mit einem Ruck zog sie das Schwert... es sprang mehr in ihre Hand. Ein leiser, schriller Ton erklang und das Schwert zuckte hin und her. Ein Hieb der Axt wurde abgelenkt. Nicht Brianne führte das Schwert, das Schwert lenkte Brianne. Es zuckte hin und her, parierte einen Schlag der Axt, was Melirae offensichtlich verblüffte. Dann schwang Brianne es in hohem Bogen und mit einem Krachen trennte es den Schaft der Axt in der Mitte durch. Die Klinge fiel laut klirrend zu Boden. Melirae blickte dem gefährlichen Teil ihrer Waffe nach, wie er auf den Boden fiel. Das Schwert zuckte vor, suchte das Herz des Gegner, lechzte nach Blut. Brianne versuchte ihre Konzentration wieder aufzubauen. Das Schwert zitterte, drängte danach zuzustoßen, Blut zu trinken, Tot zu spüren. Doch Brianne war eisern: „Nein!“ stieß sie aus. „Ich... will... nicht!“ Mit einem Ruck senkte sie die Klinge... drängte sie nach unten... verdammte die Waffe wieder in seine Scheide.

Melirae ließ ihre Hand nach vorne schießen... und klopfte Brianne kräftig auf die Schulter. Die Kriegerin ging etwas in die Knie, wischte sich die Schweißperlen von der Stirn.
„Du“, dröhnte Melirae, „bist eine Kriegerin! Solange du die Finger von meinem Mann läßt, werde ich dich leben lassen!“
Brianne unterdrückte den Impuls aufzuatmen. Statt dessen entschloß sie sich dazu, Stärke zu demonstrieren. Sie legte ihre Hand, mit etwas Mühe, auf die Schulter der Hallakine: „Ich werde dich auch nicht töten!“
Beide Frauen nickten sich zu. Brianne nahm wieder Platz und Melirae sammelte ihre Waffe auf. Dann stand auch sie wieder auf ihrem Platz am Fenster.
Die Türe ging auf und Torador kam herein, ein Tablett mit einigen Flaschen auf der Hand balancierend: „So, da wären wir...“
Er drehte sich um und vor Schreck wäre ihm fast alles aus der Hand gefallen: „Der Tisch... was ist denn hier passiert?“
Die beiden Frauen... Kriegerinnen, warfen sich einen verschwörerischen Blick zu. Dann antworteten sie beide, wie aus einem Mund: „Nichts!“

Erkenntnis

Thomas Peter Goergen

I

Der Horizont wehte in einem sonnighellen, weiten Blau über den langgestreckt-gezackten Grat des großen Gebirges, das, wie ein sich träge wärmender Drachenrücken mit sonnengleißendem Schuppenkamm, die gespaltene Stadt einfaßte; es war ein später Nachmittag im späten Hamilé.
Die Straßen der Oberstadt waren dichtbevölkert: aus den Gaststuben wucherte lärmendes, aufgeregtes Volk und der Marktplatz glich einer prallen Reuse, so eng wuseleten und überschlugen sich die Leute zwischen den Buden, Ständen und den Stufen der anliegenden Gebäude; während aber kaum gutgekleidete Bürger des nörderlichen Elek-Mantows in dem Gewimmel zu sichten waren, drängten vor allem eher schäbige, abgezehrte Massen auf den Basar.
Heute war „Großer Markt“, der Tag, an dem die Händler das abzusetzten versuchten, was in den vorherigen Wochen nicht über die Tische gegangen war: Früchte, Fleisch von mäßiger oder minderer Güte, hartes Brot und verdächtig riechende Milch - indes billig und als Großeinkauf für Unterstadtfamilien erschwinglich, die denn auch zu diesem Ereignis (jeweils am zweiten und am letzten Viertel eines Monats) scharenweise anreisten, um sich bis zum nächsten Großen Markte einzudecken. Im Zuge der städtischen Wohltätigkeit wurden den Bedürftigsten sogar billigere Brückenscheine angeboten, ein Entgegenkommen, das durchaus nicht alle Oberstädter guthießen, da die Schwärme armer Menschen ihnen unbehaglich waren, und das nicht nur aus Sorge um ihren Besitz...
Allerdings nur dem Besitz und nicht dem schlechten Gewissen trug das starke Gardeaufgebot Rechnung; dieses und der Umstand, daß die Unterstädter sich meist zusammenrissen, um sich nicht den „Großen Markt“ zu verscherzen, gewährleisteten, daß dieser Tag regelmäßig störungsfrei verlief.
Die Unterstadt selbst war demgemäß verlassen, da „ihre Hunde unter die Tische der Oberstadt krochen“, wie einige Spötter immer wieder abschätzig über das Ereignis befanden; wer nicht über die Brücke gezogen war, nahm sich den Tag als freie Zeit, und gerade im Hamilé lud die warme Sonne zu Dösereien auf den Dächern oder im Schatten des Stadtrandes ein - indes die massige Gestalt, die durch die Straßen des Rattenlochs strich, schien wenig Lust zu haben, sich mehr als nötig in die Sonne zu begeben, auch wenn wegen der leichten Brise ein Nickerchen unter freiem Himmel sicher sehr angenehm gewesen wäre... Allerdings in der Tat nur für Leute, die sich nicht unter dem wolligen Berg eines braunfilzigen Pelzes bewegt hätten wie dieser Mensch, der, mehr Bär als Mensch und tatsächlich mit ausgiebigem, feuchtem Hecheln, durch die Gassen streunte.
Die Sonne sich auf den Pelz braten zu lassen, mußte nun wirklich nicht sein, und so stapfte Den Aloumenn-Vioù von einer Schankstube in die andere, die er meist leer, teils sogar geschlossen vorfand. Und so war er´s zufrieden, als er sich im „Zweischneidigen Schwert“ von der rostigen Magwa einen Tonkrug Reebenbrand besorgt hatte, den er jetzt zu seiner Behausung schaffte, um dort gemeinsam den Abend abzuwarten. Schon jetzt, auf dem Weg durch die schiefen, grauen Straßen, über die sich die bröckligen Fassaden teilweise so gefährlich neigten, daß sie nur noch durch Balken und anderes Stützwerk vor dem Einstürz bewahrt wurden, überkam ihn das traurige Gefühl, fern zu sein von seinen Bergen, den Klüften, wo jede Pfeilbreite Moos, jede kalkige Maserung des Steins, jeder krüppelige Baum ihm vertraut erschien - den rauchigen Feuerstätten der Zelte, der bunten Steine am Halse der Frau´n, den Lagerplätzen voll borstiger Geborgenheit... Die Enge der Gassen, das Unnatürliche des Verfalls bedrückte ihn, und brummend, seufzend eilte er weiter.

Über die Pfade der südlichen Berge bewegte sich ein farbenfroher, schellenklingender Wagenzug. Fähnchen und Wimpel flatterten im Wind und die lustige Musik fremdartiger Flöten und Trommeln kündigte das fahrende Volk schon von weitem an, bevor die Vorhut der sich auf grauen Eseln gegenseitig jagenden, lachenden Kinder sichtbar wurde. Die Älteren und Alten lagen dabei faul auf den Dächern der Wagen oder den Rücken der Pferde und genossen das schöne Wetter.
Es waren Nush'quai, vom Stamme der Rowan, eine kleine Gruppe von Nachzüglern der bereits vorausgezogenen Schar, auf dem Weg nach Elek-Mantow, um dort das sommerliche Treiben für Kauf, Tausch und sonstigen Erwerb der Spielleute auszunutzen. Es mochten noch zwei, drei Tagensmärsche sein, bevor sie den Südrand der Stadt erreichen würden.

Den drückte sich vorsichtig durch die Überreste eines umgestürzten und wegen der Räder und des Holzes ausgeschlachteten Heuwagens, welche wie das Gerippe eines übergroßen Tieres die Seitenstraße verkeilten. Ein paar Raben flogen, aufgeschreckt, zwischen den Sparren von ihrer verwesenden Mahlzeit auf (für eine Katze zu groß, wohl eher ein Hund) und flatterten zeternd durch die Gasse davon. Noch gedankenversunken, dann und wann am Korken seines Kruges schnobernd, duckte sich Den an den groben Wänden, die den Weg säumten, entlang, als ihm ein heftiger Schmerz in der Schulter das Gefäß entriß, daß es zu Boden fiel und zersprang. Er taumelte, aus seiner rechten Schulter ragte der Schaft eines Armbrustbolzens.
Der Schütze wartete am Ende der Straße, eine halbe Pfeilweite entfernt. Ein seltsamer Sattel hielt ihn auf dem Rücken eines großen Pferdes - er saß merkwürdig gedreht in dem stuhlartigen Gerät, seine festgeschnallten Beine hingen an der rechten Flanke des Tiers, und ebenso von rotbrauner Farbe wie das Fell seines Fuchses war sein eigenes Haar. Gerade legte er, und er ließ sein Ziel nicht aus den Augen, einen neuen Bolzen in die Armbrust.
Den wich zitternd zurück. Die Wunde pulste, er meinte ihren Blutfluß zu hören, mit dem sein Fell sich langsam tränkte: mit einem gequälten Schrei fuhr er herum, als er die Gestalten gewahrte, die sich schattenhaft hinter dem Wrack des Heuwagens bewegten. In seinem Rücken öffnete sich die Hochgasse, die, wie er sich dunkel erinnerte, nach kurzer Strecke an einer hohen Mauer endete. Dort war kein Ausweg, und dort, von wo er kam, lauerten fremde Männer, und wohin er gehen wollte, dort stand der entsetzliche Reiter und zielte auf ihn...
„Baran“, sagte Tin von Erzfeld, „wissen die Männer, daß sie das Vieh aufhalten sollen, wenn er versucht, mir aus der Schußbahn zu laufen?“
Der große Mann, der die Zügel hielt, nickte stumm.
Der Junge lächelte freudlos. „Gut!“ Mit einem kalten Klacken rastete der Bolzen in die Schiene ein.
Den wußte nicht, was er tun sollte. Der Reiter würde ihn mit Bolzen spicken wie die Nadeln den Ast einer Krüppelkiefer, und dann würde er tot sein, tot in den engen Straßen dieser gemeinen Stadt und dann würden auch ihm die Raben im Nacken sitzen und die Ratten in der Nacht...
„Tatzenviech!“ Die Stimme, eine eigentümlich singende, schleppende Stimme, hallte die Wände entlang. Den kannte die Stimme. „Tatzenviech, hörst Du mich? Ich bin sicher, Du hörst mich. Viehzeug wie Du hat doch gemeinhin gute Ohren...“
Die Schulter wurde taub.
„Tatzenviech, Bärendreck, ich werde Dich töten. Ich werde Dich jetzt töten, Bärenviech, hast Du gehört?“ Nein, ich vergesse nichts, dachte der Junge grimmig, nichts habe ich noch als mein Gedächtnis. O, wenn es doch winseln würde, die letzte, größte Süßigkeit wäre das. „Ich werde Dich jetzt töten“, wiederholte er noch einmal, leise zu sich, und faßte das hilflos zusammengesunkene Geschöpf, das sich schutzsuchend in einen Winkel kauerte, ins Auge: „Ein einfacheres Ziel als fliegende Krähen...“, murmelte er, als er den breiten, in stillem Jammer sich wiegenden Schädel über der Kimme so nah und deutlich schon zu sehen glaubte wie auf nur wenige Schritt heran... Er kam nicht zum Schuß. Etwas griff nach der Waffe und hielt sie fest, im nächsten Augenblick war sie seinen Händen entwunden.
Den blickte auf, als ein Schrei durch die Gasse gellte.
Tin stierte auf den Fremden, der Mund noch weit vom Schrei, und starrte auf die flammend gewandete, wehende Gestalt, die aus dem Nichts aufgetaucht war, nicht einmal das Pferd hatte sich gerührt. Die nun seine Armbrust in Händen hielt, einen kupferumwundenen Stab locker in die Beuge des langen Arms gelegt, und die Waffe aufmerksam, wenn auch ausdruckslos betrachtete.
Tin fühlte einen eisigen Schauer: „Baran“, schrie in einem hohen, schrillen Ton, „Baran, Du sollst ihn - mach' ihn...“ „*Cusa val*?“ fragte der Sammler, sanft und höflich. Der Diener rührte sich nicht von der Stelle.
Den hörte ein Poltern hinter sich und als er um die Ecke spähte, sah er hinter dem Heuwagen die Straßen leer. Dort hinten nur sah er den Reiter und seinen Knecht und den roten Mann, das Gespenst aus den Märchen seiner Frischlingstage. Aber das Gespenst hielt das kleine, böse Werkzeug des Reiters und ein warmes Licht, wie es Gespenster nicht ertrügen, lag auf ihm... Seine Wunde schmerzte, so daß er beiseite kroch, durch das Bretterwerk des Wracks, und machte, daß er davonkam.
„Baran!“ Tin stieß einen verzweifelten Fluch aus: „Baran!!“
Da reichte ihm der Rote unvermittelt die Armbrust. „Hier, *Cer nui*“, sagte er nur - „*Fetak*“, schrie Tin ihm entgegen: „Seelenräuber, Dieb! Daß die Scheiterhaufen Dich verschlingen, Teufelsknecht! Das - hast - Du - nicht - umsonst - getan...!“ Da öffneten sich ihm - die Augen des Atamanen, in denen er

sich sofort verlor, und der gewaltsame schwarz-weiße Strudel hallte ihm wieder von den seltsamen Worten: „Ihr! Ihr dauert mich, Ihr und Euer großer Haß! Daß die kurze Spanne Eures Lebens noch unter so unglücklichen Vorzeichen steht...!“
Wie fremdartig es doch war, da Tin wie aus einer Betäubung erwachte und der Rote verschwunden war. Er zuckte umher, dann sah er ihn, einige Sprung weit hinter sich, ruhig die Straße herunterwandern. Mit einer erstaunlichen Gewandtheit riß Tin seinen Fuchs herum, daß Baran einen Satz zur Seite machen mußte, um nicht von dem erschrocken wiehernden Pferdeleib zu Boden geworfen zu werden.
„Haa!“ brüllte Tin und zielte am den scharlachfarbenen Rücken - niemals vergesse ich und niemals! verzeihe ich - und drückte den Abzug: mit einem Klirren, dem scheppernden Singen sich lösender Schrauben, landete der Bolzen keinen Sprung weit in der Gosse, während der Junge entgeistert die auseinanderfallenden Teile seiner Armbrust durch die Finger gleiten ließ... Unmittelbar darauf war der Sammler aus dem Blickfeld verschwunden.
Und das war das Schlimmste, als Baran seinen verstummten Herrn zurück in die Oberstadt führte, daß Tin von Erzfeld sich gedemütigt fühlte, gedemütigt und auf so traurige Weise zutiefst beschämt.

Ein dichter, warmer Nebel lag, von grünlichem Leuchten durchzogen, im Tal des Beckens aus Kupfer und Stein. Er floß aus kreisrunden Höhlen in den Wänden der Halle hinab, füllte das Bassin, umwogte ein wuchtiges, achteckiges Plateau in der Hallenmitte wie Wolken den Gipfel eines Bergs. Dabei verdeckte er große Stufen, die von den Wänden in die Tiefe und aus der Tiefe zu jener Erhebung führten - allerdings schimmerten ja die grünen Lichter wegweisend an den Kanten der Trassen empor. Übrigens war es recht angenehm, auf diesen Stufen sich in den Dunst niederzulegen, denn er beeinträchtigte das Atmen keineswegs, war zudem wohlriechend und pflegte Haut und Gesundheit wie Milch.
War man aber ins Becken hinab-, aus dem Becken dann wieder zu der Form aufgestiegen, war zu entdecken, daß in diese steinerne Erhebung eine runde Mulde gegraben war, eben wie in dem Sprichwort von dem steten Tropfen, und die Mulde war mit klarem Wasser gefüllt.
Darin nun lag unbekleidet, haarlos bis auf die Brauen, der atamanische Sammler, die gefährlichen Augen geschlossen, und lauschte den Klängen des Sonophisbaëum, an dem der Botschafter ein kasralitisches Bühnenwerk vortrug, indem er, da als Taubstummer zum gewöhnlichen Vortrag außerstande, die Worte in Noten und Töne umsetzte: so verwandelte er die einfache Sprache in die besondere der Musik. Und Lanungo erfreute sich an der geistvollen Dichtung des Tulamur von Kasra, dessen derbe Wortspiele ihn immer wieder, so auch heute, erheiterten und unterhielten.
Zwar glaubte er bisweilen, daß aller dichterische Einfallsreichtum nicht solche *semala garka* hervorbringen könnte wie...: „Ein Krüppel macht mit hallakinischem Büttel Jagd auf einen *Anq'ushaq* - oder Nuu-Giik, wie dieses Völkchen selbst sich nennt - diese Stadt ist wirklich ein Schmelztiegel...“ dachte er; indes wischte er den Gedanken an das Geschehnis leicht hinweg und lauschte wieder den Worten der Musik.
Bald schon, nach dem zweiten Aufzug des Tulamur-Stücks, verlangte ihn mehr etwas wissenschaftliches, ernsthafteres, denn auch wenn er sich in die Baderäume der Botschaft zurückgezogen hatte, um sich zu entspannen, gab es doch ernste Dinge zu bedenken. Er hieß den Botschafter ein Traktat des Niklion ad Pars vorzutragen, *Über die kleinsten Teile*, und der alte Mann kam diesem Befehl unverzüglich nach.
Lanungo löste sich von seinem Platz, ein wenig umherzuschwimmen; schließlich lagerte er wieder am flachen Rand der Mulde, kostete die eine oder andere Frucht, die in kristallenen Schalen bereitlag, summte noch das erste Kapitel der ad Pars´schen Abhandlung mit, um dann nach einigen Papieren zu greifen und sich darin zu vertiefen.
Die Papiere enthielten Um- und Grundrisse von Räumen und Gebäudeblöcken, gekennzeichnet, verziert mit verschiedenfarbigen Strichen, Flächen und Zahlen, vor allem rot, grün und gelb. Die meisten waren vergilbt und an den Rändern abgenutzt. Zwei der Bögen hatte Lanungo allerdings erst heute erhalten; sie vervollständigten das, was bereits in den Archiven der Botschaft eingelagert gewesen war.
Das Warten hat nichts ergeben. Neue Erkenntnisse waren nicht dazugekommen. Jedes *Vun'basvre* war ins Leere gegangen. Und nichts war in Sicht, obwohl er durch die Befragung der Heiligen Krankheit sich dem Ziele schon so nahe gewähnt hatte. Nun ja, Selbstüberschätzung, Überschätzung der eigenen Deutungskraft. Der Ruf war so stark gewesen...

Lanungo seufzte. Leise plätscherte er mit den Fingern der rechten Hand über die Wasseroberfläche, während er sich mit der Linken mit dem Pergamente Luft zufächelte. Der Ruf, der Ruf... War da nicht ein weißer Fleck, gerade über seiner Hüfte? Ich werde alt, lächelte Lanungo bitter: hätte es damit nicht noch ein paar Jahrhunderte warten können? Er hatte die letzte Zeit wohl nicht sonderlich gesund, sehr kräftezehrend gelebt - andererseits, welcher Atamane tat das nicht? Ein weißer Fleck... *Die Lilie, die dereinst entsteht, nicht wieder weicht, bis der Leib vergeht...* Und die Baldsterblichen regten sich über ihre Falten auf!
Er mußte an die ehrwürdigen Ahnen aus dem zweiten oder dritten neuen Hause denken; fast schon schneeweiß, faltenlos, aber so weiß wie die Wolken, daß sich die wenigen ungeweißten Stellen nahezu grau gegen die vom Alter blendende Haut ausnahmen. Und dann die Urahnen noch aus der Zeit vor *Ah'kaldach* - er, als Sproß des zweiundzwanzigsten neuen Hauses und noch nicht über die goldene Otter hinaus, hatte freilich nur aus Berichten über die Kinder der alten Häuser gehört: es hieß, sie trügen auch nur noch weiße Gewänder, die jeden kleinsten Lichtstrahl wiederwürfen, so daß sie ganz und gar schattenlos seien und von einer leuchtenden Erscheinung...
Allerdings hieß es weiter, daß die weißen Gewänder allein Zeugnis seien für *Ah'kaldach*, dessen Zeugen die alten Häuser waren, denn weiß ist den Atamanai die Farbe des Tods.
Nachdenklich starrte Lanungo auf seinen kleinen, weißen Fleck.
Zeit kann nicht drängen. Aber Handeln tut not.
Bald entstieg der Sammler dem Becken, um, nach einem kurzen Gang in den Nebel, die Bäder zu verlassen.

Hohl. Die Gänge hoch und leer. Langgestreckt, leicht gekrümmt, die Wände, wiewohl aus Marmelstein, seltsam rauh, schuppig, mit langen Kratzern, als wären die Flure ausgehöhlt durch die schabenden Windungen eines riesigen Schlangenleibes. Spärliche Beleuchtung von mehrarmigen Fackelhaltern, die in regelmäßigen Abständen aus den Wänden staken.
Die Luft war nicht angenehm, stickig, wohl verbraucht durch die brennenden Fackeln, obwohl die Gänge von ungeheuren Außmaßen zu sein schienen. Irgendwann näherte sich das Echo von Schritten.
Es war eine dreiköpfige Gruppe; zwei hochgewachsene Männer in silberschuppigen Panzerkleidern, eine gebückte Gestalt in einem blauseidigen Kapuzenüberwurf, unter dem ein bodenlanges Gewand mit schwarz-weißem Rautenmuster hervorschlug. Die Hände in den Ärmeln vergraben, schritt sie hinter den Panzerknechten her. Es war ein eigentümlich mechanischer Anblick, als würden die drei von einer unsichtbaren Spieluhr getrieben. Sie mochten ewig so durch die Gänge gleiten.
Aber auf einmal war etwas nicht mehr in Ordnung. Sie hielten an.
Es war kein Luftzug in den Gängen - sollte keiner sein. Das waren steinerne Tunnel, hier tief im Innern des Tempels. Hier gab es keine Fenster, keine Schächte, keine Öffnungen nach draussen. Und die Flamme der Fackeln war steil und lotgerade, wie der senkrecht gen Himmel steigende Rauch eines gnädig aufgenommenen Opferfeuers.
Aber die Fackeln zogen. Sie flackerten und tanzten. Und das konnte! konnte nicht sein.
Dann sahen sie das Loch in der Deckenwölbung. Es war um die zweite Stunde nach Mitternacht.

Der Sammler musterte den steinernen Torbogen, der ineinander verschlungene, sich im Kampfe zerfleischende Löwen und Panther mit lodernden Mähnen zeigte; die starren Körper spitzbogig gekrümmt über die Pforte, welche nicht aus einzelnen Latten gefertigt war, sondern aus einer einzige Scheibe aus dem Stamm eines uralten, mächtigen Baumes - mit dessen so verschwendeter Leib ansonsten wohl die Öfen geheizt worden waren, in denen sie das Schloß geschmiedet hatten: ein gußeisernes, weit aufgerissenes Löwenmaul, so groß wie ein menschlicher Kopf.
Lanungo wußte, was für ein Schloß die Türe sicherte, hinter die zu dringen er gekommen war. Ein Schloß, das jeden Dietrich samt der Hand, die sich unerlaubt ihm näherte, abgebissen und verschlungen hätte. Der Sammler lächelte. Im rotbraunen Schein der roten Glut in den bronzenen Becken selbst kaum erkennbar, ein roter Schemen, trat Lanungo auf die Pforte zu, kramte in seinem Beutel - da war er ja, der Diebeshaken, der ihm schon so viele gute Dienste geleistet hatte - und machte sich an dem unheimlichen Rachen zu schaffen.
Nur kurz glommen die stählernen Augenschlitze des Wächters wütend auf. Indes war er, die Schwarzkunst, die ihn belebte, nutzlos bei einem Atamanen, an dem nun jeder Zauber abrann wie Regen an einer Fensterscheibe. So sperrte er ohnmächtig die Kiefer auseinander, während der Sammler mit wenigen geschickten Versuchen die Sperren überwand - und dann öffnete sich lautlos die schwere

Tür und Lanungo trat, keine zwei Stunden nach Mitte der Nacht, ins verbotene Zimmer, den Arbeitsraum des Abden und obersten Priesters des Selefra.
Im Innern des Raumes herrschte eine finstere Ruhe, durchlauert von vielen merkwürdigen Lauten und Geräuschen, vor denen Kinder des Nachts zu ihren Eltern flüchten. Ein Blubbern und Zetern, Stimmchen von stimmlosen, vielflügligen Wesen: Lanungo ließ die Türe hinter sich zugleiten. Vorsichtig, aber nicht zögernd bewegte er sich durch das Zimmer, sorgsam darauf achtend, daß er nicht gegen eine der zahlreichen Truhen, Tische und Gefäße stieß, die überall umherstanden wie in einem Trödelladen. Da einzige Lichtquelle dieses Raumes nur das mäßige Lohen eines großen Athanors war, der wie der Globus einer unbekannten Hölle in einer Nische stand, bediente sich Lanungo seiner Abblendlampe, daraus ein mit Kupferfäden übersponnener Kristall gleichmäßiges Licht verbreitete.
Im Schein seiner Lampe forschte der Sammler weiter durch die Kammer, der seltsamen und schlimmen Dinge nicht achtend, die überall umherlagerten: die schweißbedeckten Wachspuppen, teils mannsgroß, durch deren fahle Hülle steigende Säfte sichtbar wurden - die Mosaike aus einer Unzahl an Knöchelein, welche die menschliche Gestalt, die sie nachbildeten, durch das Odium des Todes verhöhnten - die großen Kolben und Glasbehälter, gefüllt mit giftigem Gallert, bargen sie alle Entwicklungsstufen menschlicher Geburt - eine besondere Kostbarkeit war eine Reihe schwerer Käfige, mit Kreidestrichen übersäht, darin fanden sich Hühnereier in der brütenden Umarmung von Nattern und Vipern; einige waren auch schon ausgeschlüpft und waren, nach Verschlingen ihrer Pflegemutter, zu jenen grauenvollen Untieren geworden, deren Gestank die Stärksten schwindeln macht und deren Anblick alles Lebende zu Stein erstarren läßt. Lanungo tat gut daran, die Basilisken nicht zu betrachten, auch wenn sie nach ihm geiferten und zischten; denn obwohl er nicht das tödliche Schicksal der Baldsterblichen geteilt hätte, wäre er womöglich doch erkrankt, so stark und übel war der Zauber dieser Ungeheuer.
Aber Lanungo suchte nicht nach nach diesen Dingen, die jedem nicht gänzlich verdorbenen Menschen ein Greul gewesen wären. Er durchstöberte den altarartigen Schreibtisch am Kopfende des Gemachs.
Die Unterlagen des Abden wären, soviel stand bald fest, ein Vermögen wert gewesen, hätte er sie auf dem Schwarzmarkte feilgeboten. Allerdings war für Lanungo belanglos, wer von Rang und Nahmen wie, auf welche Weise sich mit dem Tempel verstrickt hatte, wieviel Macht und Gold die Jünger Selefras aus Elek-Mantow sich auf vielfältige Weise kelterten. Die schwarzmagischen Versuche des Abden erregten schon eher seine Aufmerksamkeit, indes - die Anstrengungen, die dieser Priester unternahm, Unsterblichkeit zu erlangen, die Schaffung belebter Statuen, Beherrschung von Wiedergängern, Ghulen und *Fetaks* (Lanungo schnob mit grimmiger Heiterkeit durch die Nase)...
Doch da! Was ist das - ein Geheimfach?? Was lohnt sich denn noch hier zu verbergen? Der Raum offenbarte unverhohlen Ungeheuerlichkeit, welche mit einem einzigen Seelenheil kaum zu bezahlen waren, und dennoch gab es noch etwas, was der Abden auf jeden Fall verborgen wissen will? Und was für ein gut angelegtes Versteck: er muß wirklich glauben, sich vor Entdeckung schützen zu müssen. Lanungo beugte sich über den Tisch.

Der gebückte Mann murmelte demütige Worte, während der Abden ihn von der erhöhten Warte eines kleinen Chores mit kaum verborgener Mißbilligung betrachtete. Bei Selefras Brut, grollte er insgeheim, möge diese Kröte einen trifftigen Grund haben... Die Vorbereitungen für eine Priesterweihe hatten ihn ganz in Anspruch genommen und er fühlte sich etwas ausgelaugt durch die vorangehenden Beschwörungen und die Auswahl der angemessenen Opfer.
Wirsch bedeutete er dem Adepten sich ihm zu nahen und vorzutragen, was vorzutragen sei und sich dann zu entfernen, du große Hölle. Er griff nach einem Weinkelch, um sich am Kräuterwein zu stärken. Der andere begann, mit tonloser Stimme.
Nur wenige Augenblicke später klirrte der Kelch über die Stufen.

Die geheime Lade enthielt einen in Wachspapier entschlagenen Faszikel. Darauf waren rätselhafte Zeichen niedergeschrieben, zweifelsohne in einer Schrift, die eigens dafür entwickelt waren, daß selbst derjenige, der ihrer ansichtig wurde, sie nicht entziffern sollte können. Geheimschriften waren eine Wissenschaft für sich und selbst Lanungo, der mit verschiedensten Verschlüsselungsarten im Rahmen seiner Ausbildung vertraut gemacht worden war, erkannte sogleich, daß er hier auf Anhieb nicht weiterkommen könnte. Der Abden war ein kluger Mann.
Indessen drehte es sich, soviel stand fest, um eine Art Rechnung, welche die vier, nach alter Lehre wesentlichen Bestandteile allen Seins, Feuer, Wasser, Luft und Erde, in einen bestimmten Bezug

zueinander setzten. Und einige der mathematischen Bindeglieder kamen dem Sammler eigentümlich bekannt vor; er konnte nur nicht sagen, wieso. Es war ihm, als könnte er bereits aus diesen Chiffren das Ziel der Berechnungen herauslesen... Alte, beunruhigende Erinnerungen wurden geweckt...
Eine Weile besah sich Lanungo grübelnd die bösartigen Zeichen und Symbole, mit einem unterbewußt schlechten Geschmack im Munde. Schließlich entnahm er seinem Beutel einige glänzende Pergamente, die er mit geübten Handgriffen auf die Seiten der Geheimkladde legte, darüber strich, so daß er eine dünne Abschrift des ganzen erhielt... Kurz zögerte er. Sein Eindringen konnte kaum unbemerkt geblieben sein. Ursprünglich war er davon ausgegangen, durch einige Luftschächte in den Tempel zu gelangen, allein, irgendwann stimmten seine Karten nicht mehr, denn die letzten Schächte hatte er zugeziegelt gefunden. Er hatte sie durchbrechen müssen... Nun, wenn sie eh wußte, daß er hier gewesen war, konnte er sich diese rücksichtsvolle Geheimniskrämerei auch sparen. Er packte alle Papier zusammen und verstaute sie in seinem Beutel. Das leere Fach verschloß er aber wieder.
Als bald darauf einige Bewaffnete sich dem Zimmer nahten, einige Gestalten in wehenden, blauen Kutten fieberhaft die Räume durchspähten, fanden sie niemanden mehr.

„Erleuchteter..."
„Niemand? Ihr habt niemanden gefunden??" Die bernsteinfarbenen Augen glühten in dem falben Antlitz des Oberpriesters. Die Priester schüttelten nur stumm den Kopf.
Der Abden zitterte vor Zorn. Das war noch nie dagewesen! Ein Eindringling! Ein Frevler hat sich Zutritt verschafft zum Tempel des Selefra und womöglich - denn er konnte sich nur allzu gut vorstellen, wer das war und was jener gesucht hatte - auch noch zu seinen jedem verbotenen Gemach! Er fuhr bebend herum, als ein weiterer Adept sich scheu heranschlich: „Was denn noch? Habt ihr ihn", fauchte er, allerdings ohne große Hoffnung auf eine gute Kunde, und so war es auch - die Brückenposten sind verschwunden... Der Abden ergriff einen amethystenen Pokal von nahezu unschätzbarem Wert, um ihn nach dem Unglücksboten zu schleudern: „Du Affe", schrie er, als die Splitter schon umhersprangen, „die Schlucht hat sie gefressen!!"
Er zuckte leicht zusammen, als hätte man ihn geschlagen, und wandte sich ab, daß keiner sähe, wie er sich in den Finger bis aufs Blut biß: „Er - war hier!" flüsterte er grimmig und bleich. Ein Viertel nach der zweiten Stunde nach Mitternacht...

Lanungo trat aus der Arena. Die Nacht war kühl und windig, der Mond wie ein kahler, geschnitzter Knochen am Firmament. Der Sammler warf noch einen Blick zurück, dorthin, woher er gekommen war, den steinernen Rund, der den Tod echote. Dann verschwand er in der Dunkelheit.

Der fahrende Zug erreicht den südlichen Rand des Rattenlochs. Nur die Männer auf den Kutschböcken waren noch zu sehen, oder vielmehr das Glimmen ihrer Pfeifen, ansonsten war alles still bis auf das feine Bimmeln der bunten Schellen. Die Familien schliefen ruhig in den nächtlich-grauen Wagen. Die ersten Häuser wuchsen hervor.
Plötzlich und auf einem heiseren Befehl ruckte der erste Wagen, hielt an; die nachfolgenden verlangsamten auch, kamen zum Stillstand - auf der Straße stand ein Mann und sah den Fahrenden entgegen. Er war in einen dunklen Mantel gehüllt, eine Kapuze tief in die Stirne gezogen. Er stand regungslos und schien zu warten. Ein Weile lang herrschte Stille; von den hinteren Wagen stieg einer ab, man hörte seine Stiefel im Kies knirschen. Der erste Kutscher beugte sich vor, rief mit gedämpfter Stimme: „Was wollt Ihr, Herr? Warum gebt Ihr nicht den Weg frei?"
Langsam trat der Mann vor. Als er neben dem Bock anlangte, schlug er die Kapuze zurück, und im rot-gelben Lichte der Wagenlaternen leuchtete die weiße Strähne, die sich in sein dichtes Haar gewoben hatte, wie ein Streifen Mondlicht. Er sah lange zum Kutscher auf, warf dann einen Seitenblick zu den Männern, die von hinten näher kamen.
„Der Totengräber", flüsterte einer, und der Kutscher berührte schon sein silbernes Amulett - da vernahmen alle, wie der Fremde sprach: „Kehrt um! Kehrt um, um der Barmherzigkeit willen!" Dann, wie einer, der alles gesagt hatte, was es zu sagen gab, wandte er sich rasch ab, aber zum langsamen Gehen.
Die Fahrenden stierten ihm hinterher: „Aber warum...?", faßte sich der erste Kutscher ein Herz, obwohl seine hellgrünen Augen furchtgeweitet waren - konnte es nicht sein, daß dieser Mann Flüche

mit sich führte wie andere Leute ihren Schatten - „...warum sollen wir umkehren?“ Und, als der Fremde sich weiter entfernte, laut und geradezu verzweifelt: „Was wollt Ihr denn von uns??“
Da stockte der Schritt. Der Mann wandte sich noch einmal um. Und reckte den Arm gegen die Männer und ihre Wagen: „Kehret um!“ hallte die Stimme über den Platz, so streng, daß alle trotz ihrer rötlichen Haut erblichen. „Genügt nicht die Finsternis, die sich diesen Mauern naht? Ihr führt - VERDERBEN mit euch hierher!“ Er eilte mit fast fliehender Hast davon.
Doch noch in dieser Nacht zog das Fahrende Volk in Elek-Mantow ein und schlug bei den anderen von Rowans Stamm sein Sommerlager auf.

II

Mittmond.
Das Jahr war fortgeschritten wie ein Kessel Wasser, auf seiner Flamme allmählich zum Kochen gebracht. Im Wechsel der Monate waren eben die Tage erreicht, welche am längsten, trockensten und mithin, im Wettstreit mit den Öden des Winters, die von Fruchtbarkeit am wenigsten begünstigsten schienen; wieder, wie jedes Jahr, wenn die Moose der Felsen braun sich färbten, wuchs im Mittmond die Steinwüste bis vor die Tore der Stadt.
Viele Wüsten hatte der Sammler gesehen, größere und verlorene, wo jedes tierische Leben in den Schalen der aufgeheizten Haut verendete und versengte Pflanzen wie schwarzes Fleisch vom Sand eingedeckt wurden, wo nur noch Ungeheuer überleben konnten... Elek-Mantows Sommer war klein, aber boshaft. Ein Jahr war es her, daß der Atamanai in der Stadt angelangt war, und dieses Jahr war ihm in dieser Stadt, von dieser Stadt gestohlen worden: hier war er, wenn untätig, ruhelos, und wenn zu Taten aufgerafft, erfolglos gewesen.
Mißmutig wanderte Lanungo um die hitzeflimmernden Häuser des östlichen Rattenlochs.
Er hatte nutzlos geforscht, alle Wege der Wahrnehmung beschritten, merkwürdige Fetzen in die Hände bekommen, von schwarzen Perlen und schwarzer Kunst, hatte sich neue Feinde gemacht (ein bitterer Becher, der einem Atamanen nie zur Neige geht) und durfte sich nunmehr mit diesem widerlichen Gefühl herumplagen, daß die Baldstreblichen „auf der Zunge liegen“ nannten.
Die Keller der Botschaft enthielten nur wenig, was ihm bei der Entzifferung der entwendeten Schriften behilflich sein konnte. Zum ersten handelte es sich um die verschlüsselten Versuche etwas selbst Verschlüsseltes zu entschlüsseln - für Lanungo also der Blick hinter den Spiegel hinter dem Spiegel - zum zweiten war es eine Art Tagebuch, eine Beschreibung der Forschungen um das verschlüsselte Etwas... Darin war häufig von „Macht“ und „Wiedergeburt“ zu lesen; auch häufig vom „roten Mann“, was wenigstens die Bestätigung für - begründete? - Befürchtungen des Abden war, daß ein Atamane seine Ziele vereiteln könnte... Aber um welches *Domomai* der Priester wußte, welches ihm zu Macht und Wiedergeburt, ewigem Leben verhelfen würde, das blieb rätselhaft. Bei Gottes Wort, dieser Mummenschanz hätte weniger geduldige Geister zum Verzweiflen gebracht!
Aber da war etwas, und der Sammler verhärtete sein Gesicht, während eine Bande Kinder, die sich lärmend durch die Gassen trieb, dem Roten jählings aus dem Wege floh, war etwas, was ihn beunruhigte und trieb, wie der Zwang, sich der drückenden Schatten eines Fiebertraumes zu erinnern, daß nicht Ungewisses einem Ungewisses nächtens zugefügt hatte... Es war so - beinahe hätte er geflucht! - so vertraut, altvertraut und *böse* vertraut, und er hätte sich ohrfeigen mögen: was immer er in Erfahrung brachte, paßte zweifellos zusammen, und doch war er unfähig, von den Teilen auf das Ganze schließen!
Lanungo spähte zwischen den sengenden Firsten hindurch. Die Sonne stand noch hoch. Er würde sich erst spät mit Dery treffen, um ihn bezahlen. Bezahlen. Gold um Gold. Die Sonne, gleißende Münze. Die Zeche des Tags. Alles bot sich feil, jeder Tag, Tag um Tag... Lanungo schüttelte seinen Kopf. Langsam schob er das Barett zurecht.

Die Männer beugten sich über ihr Opfer.
Ihr Herr, ein hochgewachsener Mann mit der vornehmen Gesichtsbläue der Kasraliten, stand lässig gegen eine Hauswand gelehnt, und beobachtete das Geschehen mit einem behaglichen Grinsen, rieb seine langen, wohlgeformten Fingernägel am purpurnen Gewandkragen blank: „Was für ein Witz“, dachte er, „was für ein Fang - nicht alle Tage greift man solch´ein Prachtstück auf...“ Und er pfiff, scharf, daß die Knechte den Blick freigaben auf die Beute, eine hünenhafte Gestalt, ganz in einem filzigen Braunpelz, der sogar auf Gesicht und die nackten Füße zu wuchern schien.

„Prächtig“, meinte Chattar Kan wohlgefällig, und ließ sein Auge kennerhaft über den in Fesseln und Stricke geschnürten Riesen gleiten, wohl wahr, ein lohnender Anwärter für die Arena. Er seufzte ein wenig bei dem Gedanken an die verwöhnter Gemüter, deren Belustigung ihm oblag; indes, wem Selefra solches Wild vergönnt...

Eine Weile musterte er unter halbgesenkten Lidern seinen Gefangenen. „Nun denn“, sprach er dann, mit jenem leichten Beben in der Stimme, das grausamen Menschen in Augenblicken der Zufriedenheit bisweilen zueigen ist, „das - Tier? Tier muß in den Käfig, dort wollen wir´s füttern und liebhaben“ - er war recht erfreut über seine launige Bosheit - „dann...“

Er brach ab, denn der niedergezwungene Hüne gab einen kleinen, traurigen Laut von sich, ein Wimmern oder Heulen; Chattar nahte sich, und ein Tritt seines rotlackierten Stiefels traf sein Opfer in den Bauch. „Sollte ich etwa“, sagte der Kasralit mit hochgezogener Braue, „ein Weibsbild gefangen haben? Nun? Sprich? He?“ Und er trat erneut zu, diesmal, da der Unglückliche nach dem ersten Anschlag vorneübergesunken war, vor die breite Stirn. „Ich kann es nicht sagen, sind auch die Weiber Deiner Art so *häßlich* wie Du?“

Sie hatten Den überrascht, mit Drähten und Fangstricken, und obwohl er in höchster Bedrängnis und Angst noch zwei von ihnen niedergerungen hatte, bezwangen sie ihn zu fünf, fesselten ihn, noch bevor er sich weiter wehren konnte, und nun war da dieser furchtbare blaue Mann, der ihn verspottete und sicher töten wollte... Armer Den. Er konnte nicht ahnen, daß sein Los viel grausamer sein sollte nach dem Willen des Leiters der Arena, daß er Teil einer kostspieligen Belustigung zu sein hatte, daß den Häschern, die sich seiner bemächtigt hatten, seine Abschlachtung bare Münze wert war.

Was wollten alle die von ihm? Nie hatte er irgendwelche Händel gesucht oder Dinge getan, die verboten waren. Unschlüssig zerrte er an seinen Fesseln; aber da waren eiserne Schnüre, die ihm ins Fleisch schnitten, sogar durch den Pelz hindurch. Seine Aufgabe, seine Pflicht - sein Stamm vertraute ihm. Was, sollte er versagen? Sein Blut vergeudet im Irrtal dieser herzlosen, heißen Stadt... Tief in seiner mächtigen Brust grollte es.

Chattar Kan schätzte es durchaus, wenn seine „Tiere“ nicht gleich zu Beginn ihre Widerstandskraft aus Verzweiflung einbüßten; allerdings bedurfte es einiger Umsicht und Kunst, sie nicht an etwaigen unterhaltsamen Ausbruchsversuchen zerbrechen zu lassen. Nichts war peinlicher als nutzloses Gnadengewinsel oder das Heulen und Weinen solcher, die vor Furcht den Verstand verloren hatten... Genug jetzt. Bei dieser Hitze stank das Rattenloch schlimmer als jede Kloake. Er drückte ein duftendes Tuch vor den Mund: „Schafft ihn weg“, befahl er angewiedert, ewiges Feuer, er würde sich lange den Bäderkünsten der Mädchen und Jungen im „Frischen Quell“ anvertrauen müssen - ein angenehmer Gedanke an weiche, feste, junge Haut... Ein Grinsen lag auf seinen Zügen, als er sich aufmachte, seinem Troß zu folgen.

Ein Stimme weckte ihn aus seinem Halbtraum. Da er die Worte nicht verstanden hatte, den Sprecher aber hinter sich verortete, wandte er sich unwillig um, denn wer konnte es hier wagen, das Wort an ihn zu richten...

Der Sammler maß ihn mit einem recht abschätzigen Ausdruck in den schmalen Winkeln des Mundes.

Chattar Kan blintzelte zwei, drei Mal verwundert nach dem feuerroten Mann, der, wenige Sprung die Straße hinab, verharrte und auf etwas zu warten schien: „Habt Ihr etwas gesagt?“ fragte Kan und seine Worte, zumal er sich zu seiner volle eindrucksvolle Höhe reckte, klangen bereits bedrohlich - das da war doch der...

„Ich ersuchte Euch, „ sagte der Atamane, „mir die Frage zu beantworten, warum Ihr und Eure - Schergen Euch dieses Menschen dort“ - die Spitze seines Stabes deutete einen leichten Wink auf den Gefesselten an - „bemächtigt habt?“

Die seltsame Ausdrucksweise des Fremden reizte Kan aufs äußerste. „Ich wüßte nicht“, erwiderte er mit süßlichem Lächeln, „was Euch das...“ Er hielt inne, vollführte eine darbietende Geste.

„Angeht?“ Der Sammler zuckte mit den Schultern. „Nichts, denke ich. Doch auch wenn dem so ist, ersuche ich Euch doch, von Eurem Tun abzulassen. Ich glaube nicht, daß...“

„Was, was?“ Chattar fuhr dem anderen mit einem bellenden Lachen dazwischen, das überraschte Heben und Senken der langen Brauen, das der Gegner zeigte, entzückte ihn geradezu: „Ihr - seid ein Narr!“ Der Sammler bewegte seinen Kopf in einer Weise, die nichts anderes als ein belustigtes Zweifeln daran bedeuten konnte.

„Ja, Ihr seid ein Narr, *Sammler*“ und nun war Chattars Rede kalt und hart. „Sich mir zu stellen, sich mir ausliefern - die Kunde von dem frevelhaften Gerücht des Elenden, der in das Heiligtum eingebrochen ist, hat ja schon die ganze Unterwelt ergötzt!“

„Ich ersuche Euch nochmals, den Mann dort freizugeben!“
„Dummkopf!“ schrie der Kasralit. „Du wirst sein Schicksal teilen, was denkst Du denn? Daß eine mistige Kakerlake, die sich durch meine Räume stiehlt, groß noch fordern darf, wenn ich grad´ eine andere zertrete??“
Für solche Unhöflichkeiten sei der Zeitpunkt äußerst ungünstig, bemerkte der Atamane.
„Wie recht Du hast! Du wirst eine Zierde der Arena sein!!“
„Das dürfte“, versetzte Lanungo eisig, „die Möglichkeiten Eurer Veranstaltung übersteigen!“
Chattar beruhigte sich sofort. Das gierige Grinsen bleckte wieder seine Zähne. Leicht federte der Kasralit von einem Bein aufs andere: „Wir werden ja sehen“, sagte er freundlich, und dann: „Faßt ihn!“ schnellten seine Knechte hinter ihm hervor und stürzten sich auf den Atamanen.
Den war es gelungen, das Abgelenktsein der Knechte zu nutzen, vorsichtig seine Fesseln zu lockern und einzelne Stricke zu zerreissen. Er sah nicht, was sich dort hinten abspielte, denn alles drängte sich am Ende der Gasse; sein einzige Gedanke war, die Seile loszuwerden, seinen Knochen zu greifen...
„Nicht so schnell“, und wieder traf ihn der gemeine, rotlackierte Stiefel, während das scharfe Schleifen eines aus der Scheide gleitenden Schwertes ihm in die Ohren drang. Chattar ragte über ihm auf, ein turmhoher Mann in blutrotem Gewand, und einen blauen, damaszierten Krummsäbel hielt er dem Nuu-Giik an die Kehle. Wieder das grausame Zähneblecken: „Nicht - so - schnell - mein Freund!“
Im nächsten Augenblick riß ihn etwas von den Füßen, schleuderte ihn einen Sprung weit in den hitzetrockenen Schmutz der Straße. Er schlug so hart auf das Pflaster, daß glühende Kreise vor seinen Augen tanzten. Er schüttelte sich; dann entrang sich ihm ein schriller Schrei: o entsetzlich, beim Wanst der tausend Teufel... Schmutz... Dreck, Morast - er, sein Bart in der Gosse... Mit einem Schrei warf er sich herum, das vornehme Kleid besudelt und aufgerissen. Ein kleiner Blutfaden rieselte von der Stirne, dort, wo er aufgeschlagen war.
Der Atamane betrachtete gerade aus der Höhe seines Wuchses den Nuu-Giik, der sich mühselig, leicht benommen, allmählich aus den Fesseln wand. Er machte keinerlei Anstalten, dem am Boden Liegenden zur Hand zu gehen. Aber er hob den Kopf, als er den Kasraliten auf sich zuwanken sah. „Ich bitte Euch“, sagte er nur, der mitleidlose Vorwurf in seiner Stimme war nicht zu überhören.
Der Leiter der Arena starrte ihn aus weitaufgerissenen Augen an. Seine Männer lagen etwas abseits, ein kurzes Stück entfernt. Der Krummsäbel lag unschlüssig in seiner Hand, und sein Blick ging von dem Bärenmenschen zu dem Atamanen und zurück... Er wird sich befreien, schoß ihm durch den Kopf und „Selefra hilf´!“, als er den unverwandten Blick des Roten spürte; Lanungo indes schaute kurz auf den Nuu-Giik. „Ihr kommt zurecht?“ erkundigte er sich recht teilnahmslos.
Den´s Blick zuckte nur mit einer Mischung aus Angst und Zuneigung zu seinem Retter empor: das Gespenst, bei seinem Volk „Blutswanderer“ genannt, bisweilen aufgestiegen aus der Tiefe der Täler vor vielen Jahren - „sie sind zu meiden“, hatte das Väterchen der Märchen gemahnt, das nur einmal, als Den dabeisaß, und nur kurz auf die Blutswanderer zu sprechen kam, „denn sie sind von unglücklichem Wesen und tragen ihr Unglück zu allen Völkern dieser Welt... Einst kamen sie zu unseren Ahnen und sie nahmen ihnen den größten roten Stein, der jemals in den Händen der Nuu-Giik gewesen war - und trugen ihn fort, in ihr fernes, rotes Reich, wo sie inmitten von Gespenstern und Seelen unglückliche Könige sind...“
Lanungo´s Lippen umspielte ein Lächeln. Der Nuu-Giik hatte ein Wort gemurmelt, ein Nuuksch-Wort, Blutspilger lautete es übersetzt. Ja, er kannte die Sagen, war selbst einmal in den multorischen Bergen gewesen, vor gerade mal, ach, fünfzig, sechzig Jahren... Er seufzte leise.
Chattar Kan schlitzte die Augen; seine ganze Gestalt, wiewohl über ein und ein halben Sprung, wurde fast katzenartig und geschmeidig, spannte sich in jeder Faser des Leibes: der verfluchte Rote, das stinkende Vieh, beide vernachlässigten ihn just, nur miteinander beschäftigt - „seinen Raub begutachten“, knirschte der Kasralit innerlich, „der Wilddieb - das wird ihn...“
Lautlos sprang er vor.
Sein Säbel beschrieb einen singenden, weiten Bogen in Richtung der roten Flanke, und selbst seinem eigenen Auge erschien die tödliche Waffe in der flinken Bewegung nicht mehr denn ein blau-weißer Strich - dann stürzte er wie in ein bodenloses Loch und noch während die Häuserwände als ein dreckig-braunes Etwas ihm entgegenschossen, erkannte er, daß er verfehlt hatte.
Doch mit einer geschmeidigen Drehung fing er das Stolpern auf, um aus diesem Schwung Kraft zu gewinnen für einen nächsten Versuch - „der Gegner war nah, war nah!“ - ein roter Schlag blendete ihn einen Augenblick und er fühlte sein hilfloses Nachhintensinken... Blitzartig fuhr eine Faust vor ihm in

die Höhe, wie ein emporzüngelnder Feuerstoß, und etwas buntes blinkte darin - dann schnellte die Faust hernieder, es splitterte auf seiner Hand.
Fast sofort sank er halb ohnmächtig vor Schmerz zu Boden, und sein kostbarer Säbel klirrte umher: seine Hand, seine Hand, seine rechte Hand. War rohes Fleisch. Brandrotes, rohes Fleisch, überwuchert von Schwären, die lebendig schienen! Denn sie fraßen sich weiter, durch weißrotes Fleisch - ein unablässiger, weiterbrennender Schmerz, der das Fleisch nicht absterben ließ, weiterschmerzte wie im ersten Augenblick - meine Hand, o meine Hand - „Selefra!!“ schrie der Mann, lange und gequält; dann endlich schwanden ihm die Sinne.
Den starrte auf seinen Jäger, der reglos im Staub der Straße zusammengebrochen war. Das blaue Gesicht war schmerzverzerrt, hatte eine leicht gräuliche Färbung angenommen. Die rechte Hand zur Klaue verkrampft, war diese ein fast entfleischtes, zischendes Ding und vorsichtig näherte sich Den...
„Nicht anfassen!“, kam es scharf von hinten. Den zuckte zurück.
Der Sammler betrachtete ihn nachdenklich, wobei er seinen großen Augen ein wenig das Unerträgliche nahm, indem er leicht die Lider senkte. Nach einer Weile, unvermittelt, lächelte er dann gleichgültig und wandte sich ab. „Diese Stadt scheint nichts für Euch zu sein, *Cer Anq'ushaq*“, bemerkte er noch, zügig die Gasse hinunterschreitend. Doch für Den war die Sache damit nicht erledigt: „Wartet doch“, stieß er hervor und rappelte sich hoch - bald hörte Lanungo sein eiliges Stapfen näherkommen, was ihn dazu veranlaßte, seinen Schritt zu beschleunigen. Nichtsdestotrotz holte ihn der Nuu-Giik, der seine Aufholjagd mit lautem Rufen, „Halt!“ „Wartet doch!“ „Holla, halt!“, begleitet hatte, eine halbe Pfeilweite später ein: „Bitte, Herr...“ brachte er hervor. „Buzecchia“, ergänzte Lanungo, ohne zu verlangsamen. „Lanungo Buzecchia, Sammler im Jahre der goldenen Otter, Meisterer der fünften Herausforderung. *Pantuino*!“
„Was? Ich...“
„*Lebt wohl*!“ Das war schon nahezu unfreundlich, und Lanungo seufzte auf. Also hielt er an und wandte sich seinem Verfolger zu. „Was kann ich sonst noch...“
„O nein, nein“, Den war jedenfalls im höchsten Maße verwirrt, er wollte dem Blutswanderer doch gar nichts tun, große Mutter, „Ihr wart, sage mal, ach...“ Der Sammler beäugte ihn mit hochgezogener Braue, was bei diesen Augenbrauen etwas Maskenhaftes mit sich brachte. Der Nuu-Giik baute sich vor ihm auf, ein mächtiger Kerl, den man sich in den hilflosen Lagen der letzten Zeit so gar nicht vorstellen konnte, und seine riesigen Hände („Tatzen!“) winkten vor Lanungos Nase herum. Aber die gutmütigen, honigbraunen Augen blickte so verwundert und ratlos, daß der Sammler sich bei der Überlegung ertappte, er müsse gegenüber diesem Bären etwas entgegenkommender sein. Wie aufgeregt dieses Wesen ist.
„Bitte, ich bitte Euch“, unterbrach er den Worteschwall des anderen. „Ich war Euch gerne behilflich, es besteht kein Anlaß, daraus eine Angelegenheit größeren...“ - o Gottes Werk, er schaut noch ratloser drein - „Keine Ursache, und viel Glück“ und mit diesen hastig-gelächelten Worten eilte Lanungo wieder los.
„Aber ich möchte, ich will...“, Den verstand keineswegs, warum der Rote ihm erst das Leben rettete und ihm dann soviel Aufmerksamkeit schenkte wie einem verlorenen Kiesel in einem Bergbach, aber dennoch würde er ihn das zweite Mal nicht so einfach wieder ziehen lassen. „Wie kann ich Euch...“
„Bitte!“ Als der Sammler sich erneut um-, seinem hartnäckigen Freund zuwandte, war sein Tonfall schärfer und in seinen Augen funkelte es. „Bitte! Ich bin ein vielbeschäftiger Mann...“
„Den Aloumenn-Vioù!“
„Was bitte?“
„Mein Name, ich heiße Den“, wiederholte Den, aufgeregt und etwas unsicher, schließlich war ihm durchaus nicht entgangen, daß der Blutswanderer, warum auch immer, inzwischen fast gereizt und verärgert war: was machte er nur falsch? Diese Gespenster waren noch - schwieriger als der Rest der Welt...
Lanungo entschied soeben, daß es das beste wäre, dem Nuu-Giik Gelegenheit zu geben sich zu bedanken, um so letzlich von ihm loszukommen. „Also - Den“, sagte er, und wurde mit einer Art erfreutem Grinsen für sein wohlmeinendes Vorgehen belohnt, „Den, ich - *Cer* Vioù, ich freue mich, Euch behilflich gewesen zu sein und Euer freundlicher Dank ehrt mich; er ist Ausdruck sehr vornehmer Geisteshaltung. Keineswegs dürft Ihr mich nun dahingehend verstehen, daß mir Eure Gesellschaft und Eure Dankbarkeit nicht willkommen wären (o Gottes großes Werk!), allein fehlt mir unseligerweise die Zeit und Muße, unser Gespräch...“
„Gespräch?“ warf Den, jetzt vollends verstört, in die Rede ein.

„...unser Gespräch an dieser Stelle fortzusetzen. Ich hoffe, daß Ihr versteht und mich nunmehr entschuldigt, nein“, hob er abwehrend die Hand, um einem Einwand des Nuu-Giik vorzubeugen, „nein, es besteht wirklich nicht die Notwendigkeit - oder auch nur die Möglichkeit - daß Ihr mich begleitet. In diesem Sinne: *lebt denn wohl...*“, etwas milder: „...Den!“ Und langsam suchte er sich seinem Gegenüber zu entziehen.
Den war nicht der Mann, der dieser Art, Worte nicht zur Verständigung, sondern zu deren Verhinderung zu gebrauchen, angemessen hätte begegnen können. Er zögerte, hin- und hergerissen, und, als er sah, daß der Rote sich anschickte, wohl endgültig zu gehen und daß es so, wie bisher, nicht weitergehen konnte, faßte er einen Entschluß: seine Pranke schnellte vor und packte den Sammler am Arm.
Lanungo versteifte sich. Wiewohl er noch keine zweihundert Jahre alt war und nur ein Geringer unter seinesgleichen, war dies hier ein *Eot-hanubah*, und kein solcher hatte es seit langem gewagt... konnte es wagen, ohne für sich das schlimmste zu befürchten... Und dann blintzelte dieser bärbeißige Geselle auch noch auf seine elend-unschuldige Art, es fehlt ja nur noch...
Aber Den ließ sich nicht dadurch abschrecken, daß der andere ihn und die Hand, die seinen Arm festhielt, mit eisigem Unwillen besah: „Dann sehen wir uns ein andermal“, brachte er mutig heraus, und er war drauf und dran, seine liebsten Schenken und Wirtshäuser vorzutragen, denn irgendetwas Menschliches mußte doch an diesem merkwürdigen Manne sein, sonst hätte er ihn ja jeweils den bösen Männern überlassen können - da ereignete sich etwas seltsames: der schlanke und wenig stark gebaute Sammler faßte mit der freien Hand nach der des Nuu-Giik an seinem Arm und mit außerordentlich hartem Griff, wie der eines Schraubstock, löste er die Faust des anderen, unwiderstehlich, und hielt sie fest.
Den blintzelte scheu, entgeistert, als der Sammler nur sanft den Kopf schüttelte. „Es gibt Gleichgewichte“, sagte er leise, „überall. Und sicher sind sie - erstrebenswert, selbst, wenn es einem zunächst nicht so erscheint. Mir scheint es jedenfalls nicht erstrebenswert, Euch sobald wiederzusehen, *Cer* Vioù: denn was wäre, wenn es jetzt dem natürlichen Gleichgewicht entspräche, daß, nachdem ich Euch nun zweimal in Notlagen vorgefunden habe, Ihr mich das nächste mal meinerseits in einer solchen antrefft? Wohl kaum! darf das geschehen, da eine Gefahr, die meine Kräfte überstiege, auch Euch mehr abverlangte als vorhanden ist. Ich wäre es, der in diesem Zusammenhang die faule Frucht pflückte - ich bitte Euch, nötigt mich nicht dazu!“ Er gab Den´s Hand frei. „*Pantuino, Cer* Vioù!“
Und während Den stumm zurückblieb, entfernte sich der Sammler, wobei nur einem sehr scharfen und scharfsinnigen Beobachter das leichte Zögern aufgefallen wäre, mit dem er seinen Weg ging.

Über die Gewölbe schimmerte der die Fackeln spiegelnde Schein der Schätze, daß die rauhen und schmucklosen Hallen selbst wie aus Gemmen und Gold gemacht zu sein schienen. Der Reichtum war gewaltig. Ein träger Ruch nach brennendem Pech und Gewürzbecken lag in der Luft.
Und der Abden der Selefra wanderte mit bösem Antlitz inmitten der Kostbarkeiten, welche die Zeit und der Tribut aus allen umliegenden Ländern angehäuft hatten, und seine blassen Augen glitten unruhig über die Truhen, Tabernakel, Regale, hafteten schließlich an dem ungeheuren goldenen Standbilde am Rücken des Gewölbes.
Ein leises, dünnes Lachen geisterte durch die Räume.
„Wie könnte Ihr es wagen...“, fuhr der oberste Priester auf.
„Ihr kommt spät“, kam es ihm entgegen. „Habt Ihr versucht, es selbst in die Hand zu nehmen?“
Der Abden verzog kaum das Gesicht, nur funkelte es zornig: „Ihr wißt es also!“ stellte er fast sachlich fest.
Wieder das schemenhafte Gelächter. „Es hatte ein Geheimnis bleiben sollen? Ihr solltet die Fliegen an Euren Wänden genauso im Auge behalten wie Eure Adepten. Meintet Ihr ernstlich, ich würde es nicht erfahren?“
„Wie gleichgültig mir das ist, könnt Ihr aber nicht abschätzen?“ versetzte der Priester nicht ohne Heftigkeit. „Schließlich bin ich hier, um Euch darüber zu unterrichten!“
„Ihr seid lange nicht mehr zu mir gekommen“, sagte die Stimme nachdenklich. „Wieviele Attentate habt Ihr inzwischen auf ihn verüben lassen? Und wie oft versuchtet Ihr, ihn entführen zu lassen?“
Der Abden öffnete den Mund, um ihn gleich wieder zu schließen. Ein erboster Zug lag um seine Lippen. Er erwiderte dann aber wahrheitsgemäß.

„Eine stolze Zahl. So viele Hinterhalte... Und ich nehme an, gar nicht so schlecht geplant und durchgeführt. Ihr habt ja Übung mit dergleichen...“
Seltsamerweise warf der Abden warf den Kopf zurück und lachte. „Bei allen Teufeln“, rief er endlich, „kein König könnte jemals einen besseren Hofnarren gehabt haben. Ich muß zusehen, daß Ihr eine angemessene Schellenkappe erhaltet!“ Und, herumwirbelnd, schlug er die Faust auf einen prächtig ziselierte Altar aus multorischer Jade. Das darauf folgende Schweigen hatte etwas messerscharfes.
Schließlich bemerkte der Unsichtbare: „Ihr und Eure Attentäter könnt ihn sicher nicht wirklich verletzen!“
„Ach nein!“ Der Abden schnob verächtlich durch die Nase.
Die Stärke eines Kämpfers, fuhr der andere aber fort, bemesse sich nach der seiner Lehrern und der seiner Gegner. „Sammler sind Schüler eines unabweislichen Berufenseins, haben als Gegner die ganze Welt! Kann es einen geben, der ihnen da überlegen wäre?“
„Und was, abseits dieser gelahrten Fragestellungen“, erwiderte der Priester kalt, „soll ich Eurer Ansicht nach veranlassen?“
„Unabhängig von der Stärke und den Fähigkeiten ist ein Kämpfer nur so gut, wie er wachsam, aufmerksam ist. Sonst ist er nichts anderes als ein blinder Tiger!“ Es gab ein Geräusch, als bewegte sich etwas über den steinernen Boden und plötzlich schien es, als huschte ein Schatten, riesenhaft und verzerrt, durch die Halle. Der Abden rührte sich indes nicht.
„Unser Freund ist noch jung. Unerfahren. Und auch verletzlich! Ihr müßt seine Aufmerksamkeit zerstören“, flüsterte es. „Verwirrt ihn, macht ihn blind! Jedem Greisen wäre er hilflos ausgeliefert...“
Der Abden vollführte eine fragende Geste. Daraufhin war wieder das eigentümliche Lachen zu hören.
„Merkt auf, *Cer* Abden“, raunte es, „ich will Euch verraten, wie Ihr ihn für einen kurzen Augenblick wehrloser macht als den Säugling an der Nabelschnur...“

Kurz vor Sonnenuntergang verließ Lanungo den „Totenschädel“.
Sein Weg führte ihn in Richtung der Oberstadt, wo er sich in der „Fliegenden Taube“ für die nächste Stunde einen Tisch bestellt hatte. Da ihm zugetragen worden war, daß jenes Haus trotz der Jahreszeit noch über einen kleinen Vorrat an Seefisch! verfügte, den sie höchst umständlich zwischen aus den nördlichen Gletschern geschlagenen Eisblöcken aufbewahrten, und Lanungo selbst das Gleichgewicht der Dinge für einen guten Fisch verraten hätte, hatte er nicht gezögert, sich die besondere Aufmerksamkeit des Küchenmeisters durch entsprechende Zuwendungen zu sichern.
Dementsprechend war er vergleichsweise guter Laune - auch wenn ihn der Anblick des sonnensatten Corwin dieses mal weniger erheitert als fast erbost hatte: schließlich hatte sogar ein Atamane noch ein Restempfinden dafür, wann er sein Gold zum Turme hinauswarf. Und der letzte Handel mit Dery war kaum ergiebig gewesen! Im Gegenteil mußte er den Nordländer noch einmal darauf aufmerksam machen, daß die Gerüchteküche in dieser Angelegenheit ihre Töpfe geschlossen halten solle, sonst würden sich noch ihre Köche den Magen verderben... Daß die Baldsterblichen das Grinsen dieses Mannes als „gewinnend“ bezeichneten, blieb ihm nach wie vor ein Rätsel.
Aber der Sammler wischte diese schalen Gedanken beiseite - er durfte sich auf ein vorzügliches Nachtmahl freuen und auch, wenn dies angesichts der ehrwürdigen Pflichten eines Atamanai ein wenig leichtfertig schien, heute abend wollte er einmal pflichtvergessen im schönsten Sinne des Wortes sein. Keineswegs stand eine Ausschweifung bevor, wie sie ein *Eot-hanubah* womöglich im Auge hätte; aber auch kleine Freuden und geheime Genüsse geraten umso kostbarer, je seltener sie sind. Außerdem war im Bri nach hiesiger Zeitrechnung sein Tag des Aufbruchs gewesen, der eigentliche Geburtstag eines Sammlers, und was hatte er getan? In der Großen Bibliothek kasralitisches Handelsrecht gelesen, bis der Tag anbrach.
Schon seine Väter hatten ihm gesagt, er besäße weniger Lebensfreude als einer der schillernden Tausänger, deren Lebenspanne ein Jahr und wenige Tage bemißt... Das konnte man als Auszeichnung begreifen oder auch nicht. Jedenfalls gab es heute abend Fisch!
Die abgerissene, dürre Gestalt wankte über die Straße, Hände und Schädel in diesem unablässigen, nicht frierenden Zittern. Einer der Menschen, die in den harten Wintern verschwanden. Graue, ölige Haut und strähniges Haar. Sie sah, als sie gegen eine Mauer keuchte, den rotwehenden Sammler schon von weitem. Er kam um eine Biegung durch das warme Abendlicht.
Der Bettler stackste einige Schritte vor und seine knotigen Finger formten eine Mulde: „Edwas“, sagte er in diesem singend-weinerlichen Ton, „edwas fürejn ahaltn Mahn, lieber...“ Und brach ab. Er mußte wirklich in schlechter Verfassung sein, daß er nicht einmal seinen ausgeleierten Bittspruch mehr

vorzubringen vermochte. Lanungo schüttelte insgeheim den Kopf. Es gab Schicksale, denen er kein Mitleid entgegen bringen konnte; indes durften diesem Manne die Gefühle der anderen wahrlich gleichgültig sein, es sei denn, er wäre nicht nur Bettler, sondern auch noch ein Narr.
Die gedanklichen Grundlagen der atamanischen Mildtätigkeit waren sehr schwierig und ungeheuer ausgeklügelt. Allerdings war es leicht ihnen zu entsprechen, und so holte Lanungo zwei, drei Sonnen aus der Tasche, um sie dem Armen in die Hand fallen zu lassen. Dies war, insbesondere für einen Bedürftigen, eine ganz außerordentliche Summe.
Allerdings noch außerordentlicher war das Verhalten des Empfängers dieser Gabe: achtlos ließ er den kleinen Schatz in die Tasche gleiten und, mit einem schalkhaften Blitzen in den braunen Augen, die ungewöhnlich wach schienen für einen solchen Menschen, nickte er den Sammler zu. „Dank Euch, lieber Herr“, sagte er lächelnd.
Der Sammler musterte ihn ausdruckslos.
„Ich überlege gerade, wie ich Euch Eure Freundlichkeit vergelten kann!“ fuhr der abgerissene Mann in vornehmen Mantowin fort und vollführte eine einladende Geste.
Die meisten Bettler waren davon überzeugt, Geheimnisträger allerersten Ranges zu sein; zumeist waren sie bloß Zuträger unbewiesener Gerüchte. Nur wenige standen im Vertrauen des Atamanen, und diesen hier, der sich so eigenartige gebährdete, kannte Lanungo überhaupt nicht. Ein vor kurzem erst in Armut geratener Oberstädter? Das ereignete sich bisweilen, vor allem, wenn Familienoberhäupter durch Attentate verloren gehen und die anderen Reichen wie Schakale sich über das ins Wanken geratene Haus hermachen. Allerdings... Daß Lanungo davon nichts gehört haben sollte...
Der andere war einen Schritt näher gekommen, daß Lanungo den üblen Geruch nach in der Gosse verbrachten Nächten wahrnehmen konnte. Eigentlich war das ein vollendeter Bettler, nahezu mustergültig... Jetzt winkte er, daß der Sammler sein Kopf senke, als wollte er ihm etwas ins Ohr flüstern; Lanungo blieb regungslos. Der Seltsame zeigte daraufhin ein wissendes Lächeln und zuckte lässig mit den Schultern: „Ich habe“, sagte er schließlich, „ein Rätsel für Euch!“
Lanungo kniff die Augen zusammen. Ein Rätsel? Der Bettler faßte ihn leicht am Arm, schien ihn beiseite ziehen zu wollen - „Ich habe auch ein Rätsel für Euch“, erwiderte da der Sammler und hob warnend die Hand.
„Habt Ihr?“
„In der Tat! Was kann man jedem stehlen, ohne ihm in die Tasche zu greifen?“
Da legte der Bettler den Kopf in den Nacken und brach in ein herzliches Lachen aus: „Die Zeit“, lachte er. „Die Zeit, lieber Herr!“ Lanungo zeigte seine Überraschung nicht, aber sein Mißtrauen war noch gewachsen. Langsam richtete er sich zu sein vollen Größe auf.
Der Bettler beruhigte sich so plötzlich, wie er sich erheitert hatte. Seine ganze Haltung war geduckt und, den Kopf schief auf die Schulter gelegt, sah er zum Atamanen auf. „Nun mein Rätsel“, flüsterte er dann.

„Im Norden war´n alle Schätze verhöhnt -
Im Süden alljede Heerstark verlacht -
Im Westen allweite Meere gezähmt -
Im Osten Segnungen allgrößter Macht... „

Und er verstummte. Sein Gesichtsausdruck wurde lauernd.
Lanungo war verwirrt. *Das Bewußtsein bestimmt das Bewußt-Sein...* Was sagte das? Wer hatte da was gesagt. Das Rätsel. *Das Bewußtsein...* Er kannte das Rätsel, nein, die Antwort war bekannt. Vier Türme, vier Tore, den Himmel zu beherrschen in allen Reichen der Welt... Was... Er fühlte, wie sich ihm etwas in die Hand schob. Nur am Rande nahm er sein Gegenüber war. Es war ein Zettel. „Die - Antwort...!“ Ein gefalteter Zettel. Er schüttelte sich. Ich bin in Elek-Mantow. Ich bin in der geteilten Stadt. Ich bin - ich bin... Gefahr? Gefahr!
Er entfaltete den Zettel. Und las.

»Asvr'auq kaldach voc ekk'auq â'kankel - Dahr ma Dahra?«

I'Yat! Erkennt Ihr... *Das Bewußtsein ersetzt das Sein...*

Da! Grelligkeit, ein Feuersblitz - landversengend, heiß... Licht - *das Sein..*: gebrannte Schatten, weiße Wände - schmelzender Türme und schwindender Stein - *Ahkaldach*! Der Tag von... Große Halle, roter Saal: die Hundertundelf - die Anklage ohne Maß... „Erkennt Ihr die Schuld..." Blitz! Weiß!
Er fühlte den stumpfen Schmerz fast lächerlich verspätet und verzerrt, und was er fühlte, konnte er nicht verstehen, denn als ihm jäh die Sinne schwanden, war er just nicht mehr ein Mensch!

Der Tresen von Meister Mollk befand sich in bester Lage und Nähe zu den Stufen des Mantowin-Heiligtumes; ein dunkelschimmernder Tisch aus warmem Holze unter einem mit buntscheckigen, lustigen Bildern bestickten Baldachin. Umherstanden bauchige Eisentöpfe mit kupfernen Henkeln in Form von Gänsefedern, aus denen, wenn der Meister oder seine Gesellen die Deckel lupften, verführerischer Süßduft stieg und allein dieser Gerüche wegen eine Beliebtheit genossen, um welche sie alle umstehenden Händler beneideten. In diesen Töpfen kochten Marzipan, Rahmschokolade und glänzendes Naschwerk: Mollk war ein großer Verfertiger aller möglichen, Zucker gewordenen Genüsse.
Die besten Kunden mochten seine Lehrlinge zu sein, so prall und rotgesichtigt sie waren; der Meister selber war ein zartgliedriger, zum Hüsteln neigender Mann mit einem strengen Gesicht, das jenen Vorwurf zu atmen schien, den alle beim Verzehr seiner Kunst so gerne außer Acht ließen. Dabei wahrte der edle Mann zugleich immer jenen zuvorkommenden Augenschlag, welcher selbst die vollschlankesten Kunden davon überzeugte, noch weit davon entfernt zu sein, mit einem weiteren Tellerchen Pollenhonig an sich oder ihrem Leibesumfang zu sündigen...
Auch Torador liebte es, sofern er einmal über den Basar bummelte, Halt zu machen bei Herrn Mollk, um eine Tüte ferkalitz´sches Konfekt zu erstehen; auch wenn er das meiste davon an umherlaufende Kinder verschenkte, reichte es immer noch für einen kleinen Vorrat in seinem Arbeitszimmer im Lyzeum.
Meister Mollk bediente ihn übrigens äußerst zuvorkommend, schließlich hatte Torador seine Frau ohne großen Aufwand, nur mit einigen Kräutertees und beruhigenden Worten, von ihren Schlafstörungen und Albträumen befreit.
„Lieber Broschakal", begrüßte der Zuckerbäcker Elek-Mantows den Heiler mit einer höflichen Verbeugung, und „Lieber Meister Mollk" gab der Heiler die Artigkeit zurück. „Was kann ich für Euch tun", erkundigte sich der Süßwarenhändler mit einem wissenden Schmunzeln, während Torador schon begeistert die Auslagen begutachtete: „O - nichts weiter - ich, nun... etwas hiervon, denke ich, und hiervon, und, wenn Ihr schon dabei seid, die Mandelblätter..."
„Die *Mandel*blätter", rief der Händler freudig aus, und die Umstehenden lachten, ebenso Torador, der es liebte, jedesmal von Mollk auf diese Weise schelmisch enttarnt, zum „Mittäter" der anderen Gäste gemacht zu werden: „Die *Mande*lblätter - Do*na*do", klatschte Mollk in die Hände und sein Geselle schnaufte strahlend heran: „Meister Mollk?"
„Eine Tüte *Mandel*blätter für den ehrenwerten Broschakal (o er kann noch viele Mandelblätter unbeschadet vertragen) und er lege ihm noch von den Marzipanwecken ein paar obenauf - keine Wiederrede, lieber Broschakal: hier! bin ich der Arzt..."
Die Kunden zollten ihm entzückten Beifall - eine Dame in seidigem Grün drohte Torador sogar scherzhaft mit dem Finger, daß er auch brav befolge, was sein Heiler ihm verschreibe. Was sollte Torador tun? Gerne ließ er sich von Mollk bevormunden, wenn auch die Marzipanwecken an schiere Bosheit grenzten - bei Mantowin, er würde sie unverzüglich verschlingen...
Er hatte gerade bezahlt und wollte sich durch die Menge davonmachen, als er aus den Augenwinkeln eine dunkel gekleidete Gestalt wahrnehmen konnte, die sich an den Tresen schob, und dann hörte er auch schon Mollk voller Überraschung rufen: „Herr Lugubrues - wie lange habe ich Euch nicht mehr gesehen - zwei oder drei Tage... Wie ernst Ihr wieder dreinschaut - Do*na*do, bring´ er mir die Schüssel mit den Nußtrüffeln, hurtig, hurtig..."
„Herr Lugubrues", wandte sich Torador erstaunt herum; tatsächlich sah er den Totengräber, wie er sich von Mollk einige beachtliche Trüffelschnitten in feines Pergament einschlagen ließ und noch einen Schokoladenapfel auf die Hand... Der Totengräber war so bleich wie eh und je, fast schien es Torador, als wären die Ringe unter den hellen Augen nur noch tiefel und dunkler geworden. Er erkannte den Heiler aber sogleich und grüßte mit einem leichten Nicken.
„Wie ich sehe", mit diesen Worten schloß sich Torador dem sogleich Weitereilenden an, „seit Ihr auch ein Jünger unseres lieben Meisters Mollk?"

„In der Tat“, erwiderte der Totengräber und entblößte lächelnd seine beneidenswert weißen Zähne. Torador hatte schon früher bemerkt, daß wirklich nur die Rede von Süßigkeiten den anderen zu einem Anflug guter Laune bewegen konnte. Lugubrues warf dabei einen vorsichtigen Blick auf die Marzipanschnitten seines Begleiters; er bot Torador zum Tausch etwas von seinem Schatze an. Beide kamen überein, daß Meister Mollk eine Art Halbgott sei. Etwas gelöster setzten sie ihren Weg fort.
„Ich habe lange nichts mehr von Euch gehört, Herr Lugubrues...“
„Ich bin sehr beschäftigt gewesen in der letzten Zeit“, nickte der Totengräber.
„Ach? Ihr meint...“
„Nein, nicht einmal besonders. Der Mittmond ist ein sehr sanfter Monat. Aber“, da wurde seine Miene wieder ernster, „aber es gibt da etwas... Ich bin sehr besorgt!“
Das sagt man Euch nach, dachte der Heiler, machte dennoch ein fragendes Gesicht.
„Die Prüfungen, Meister Broschakal, die Prüfungen“, und, als Torador verständnislos dreinblickte, ergänzte er: „Es kommen sehr schwere Zeiten auf die Stadt zu...“ Dann, mit der Straßenseite, wechselte er aber die Sache des Gesprächs: „Eurer Mutter geht es gut“, stellte er fest.
„Ja, doch - danke der Nachfrage“, Torador blintzelte verwundert.
„Demnächst wird ein neuer Triumvirat gewählt“, meinte der Totengräber eher teilnahmslos. „Eure ehrenwerte Mutter...“
„Ja?“
„O nichts!“ Der Mann mit der weißen Strähne zuckte mit den Achseln. Eine kleine Weile gingen sie schweigend. Doch Torador war neugierig, unruhig geworden, weniger was seine Mutter anbelangte, als die merkwürdigen Bemerkungen des unheimlichen Mannes davor: „Ihr verzeiht - ich, nun...“
„Ja?“ Der Totengräber blickte ihn scharf von der Seite her an.
„Was meintet Ihr, verzeiht meine..., mit - 'Prüfungen'...“
„Die Prüfungen?“ Unvermittelt blieb der Totengräber stehen. Er legte die Hand vor die Augen, starrte angestrengt in den leuchtenden Sommerhimmel. Torador folgte mit den Augen, mußte sie zusammenkneifen, so sehr blendete ihn die Sonne. Der Totengräber aber hatte inzwischen die Hand sinken lassen und schaute unbewegt in das helle Licht, das er kaum wahrzunehmen schien.
Als er dann zu sprechen begann, schrak der Heiler zusammen, wie wenn ein steinernes Standbild das Wort an ihn gerichtet hätte, denn so kam ihm der Totengräber in diesem Augenblicke vor: „Es kommen zwei Prüfungen“, sagte der Seher mit grauer Stimme, „und eine wird schlimmer sein als die andere. Denn die erste wird uns allen jede Kraft abverlangen, die wir besitzen: das ist der Unstern unserer Leibes! Die zweite wird über uns kommen und wird die Stärke unseres Glaubens prüfen: das ist der Unstern unser aller Seelen! Die erste wird sein aus Schwärze und Nacht und sie wird dauern und uns einsam machen! Die zweite wird aus Feuer sein, ein großer Brand in dieser und in der anderen Welt und die Götter werden sich von uns abwenden, weil sie selbst von Furcht verfüllt sein werden...“
Torador wich zurück. Beinahe wäre ihm die Tüte mit den Marzipanschnitten entglitten: „Großer Mantowin“, stammelte er, „ich weiß nicht, ob Ihr von Sinnen seid oder nicht - aber das - das war - gotteslästerlich...“
„Gotteslästerlich?“ dröhnte der Seher, als er seinen Blick aus der Sonne auf den Heiler schnellen ließ, der sich nicht gewundert hätte, würde ihn daraus ein tödlicher Flammenstrahl getroffen haben! Aber die Augen des anderen blickten so traurig und müde, daß Torador erneut von Mitleid ergriffen wurde.
„...gotteslästerlich?“ wiederholte der Totengräber leise. Dann drehte er sich um und eilte über die Straße davon.

Lanungo erwachte. Sein Kopf schmerzte, und als er sich bewegte, konnte er nur mit Mühe ein Stöhnen unterdrücken: er ortete die tiefe Stichwunde in seiner rechten Seite. Ein weißer Verband war darum geschlungen. Allmählich klärte sich seine Sicht.
Er lag auf einem Berg von Moos und Gras in einer halbdunklen Höhle, eingewickelt in seinen roten Umhang. Wams und Oberkleider lagen, wenn auch nicht gerade sorgfältig, gefaltet auf einem großen Brocken unweit seines Lagers. Der Stab ruhte an einer Wand. Es roch scharf nach Gerbsäuren und anderen unreinen Dingen. Von draussen drangen schwache Geräusche, allerdings schienen sie nicht nah zu sein.
Der Sammler kniff aufmerksam die Augen zusammen; vorsichtig glitt er, der Schmerzen nicht achtend, von seiner Bettstatt herunter.

„Ihr seid aufgewacht“, stellte eine weibliche Stimme vom Höhleneingang her fest. Lanungo warf einen fast gehetzten Blick dorthin... Die Frau in dem braunen Kleid, einen geflochtenen Korb im Arm, trat langsam näher. Das hereinfallende Abendlicht beleuchtete sie schräg von hinten, so daß ihr Gesicht im Schatten lag. Sie war schlank, ihr gekräuseltes Haar war rotbraun, nur kurz, da sie den Kopf wandte, leuchtete das Weiße in ihrem linken Auge auf. Jetzt betrachtete sie den Sammler.
„Ihr seid zäh“, stellte sie ruhig fest. „Entweder sehr zäh oder Ihr habt keine Schmerzen mehr - was ich aber nicht glaube! Wißt Ihr, wer ich bin?“
Der Sammler richtete sich im Sitzen auf. Er musterte sie kühl. Dann nickte er. „Sarjana“, sagte er, während er sich sorgsam die Einzelheiten ins Gedächtnis rief. „Fünfundzwanzig Jahre, verheiratet mit Larkur, Hauptmann der Garde. Heilerin. 'Katzenhexe', so nennt man Euch!“ Er lächelte spöttisch. „Angeklagt der Hexerei und freigesprochen im Zusammenhang mit...“
Sarjana lachte laut auf. „Ihr seid tatsächlich einer der seltsamsten Menschen, die ich je behandelt habe. Aber es stimmt...“ Sie verstummte und dann sah sie lange schweigend auf den Atamanen nieder. Schließlich schüttelte sie den Kopf. „Niemals“, meinte sie schließlich. „hatte ich solche Schwierigkeiten, einem Verwundeten zu helfen. Es war wie - sonst war es - es wollte nicht gelingen... Es heilt nur sehr langsam, ich bedaure, nicht mehr für Euch tun zu können!“ Sie setzte den Korb ab und geschickt begann sie, die darin geborgenen Gräser und Kräuter mit einem Messerchen zu zerkleinern, um sie dann auf ein sauberes, weißes Linnen zu legen. Leise summte sie vor sich hin.
Lanungo fühlte sich, abgesehen von seinem gesundheitlichen Zustand, überhaupt nicht wohl dabei. Es war ihm, als müßte er durch die Inanspruchnahme der Hilfe eines Baldsterblichen empfindlich an der beeindruckenden Fremdheit verlieren, die nicht nur die Würde eines Sammlers teils ausmachte, sondern die auch ein natürliche Schutz war: Vertrautheit mindert Ehrfurcht... Und wie arglos sie war, auch sich selbst gegenüber. Ob sie nicht spürte, daß ihre Heilkunst nicht allein aus dem üblichen Geschick, dafür auch aus zauberischen Quellen floß? Und jetzt stutzte sie - ha! bei einem Atamanai! Was hätte da auch der mächtigste Heilzauber gefruchtet...
Sarjana schien sein Unwohlsein nicht zu bemerken, seine zweifelnden Blicke. Sie beendete gelassen ihre Arbeit. Dann kam sie mit dem Verbandstuch auf den Sammler zu. Jetzt sah sie aber, und es überraschte sie, wie der Mann zurückzuckte, leicht und fast unmerklich. „Haltet still“, sagte sie nur. „Ich muß den Verband wechseln!“
Sie setzte sich neben Lanungo, löste den alten Wickel ab und legte flink den neuen um die Hüfte des Verletzten. Sie war nun doch eher unruhig. In der Tat, als er bewußtlos vor ihr gelegen hatte, war er nur ein Straßenopfer gewesen, das ihrer Hilfe bedurfte. Sie hatte verdrängt, *wen* sie da in ihre Obhut nahm. Jetzt aber, wo sein waches Auge auf ihr ruhte, sein Atem nicht mehr schlafend-gleichmäßig kam, da wurde ihr erst bewußt: das war ein Sammler. Das war der atamanische Sammler, von dem ihr Larkur erzählte hatte, daß er in der Stadt sei. Sie wußte nicht viel über die Atamanen - aber hieß es nicht, sie seien kalt, uralt und tödlich... „Sie töten ohne Achtung vor dem Getöteten“, dachte Sarjana, „sie 'sammeln'... aber was?“
Aber gleich wieder schalt sie sich. Das war ein lebendes, denkendes Wesen. Seine Haut war warm, es atmete, es bewegte die Lippen, wenn sie ihm, während der Ohnmacht, Wasser darauf träufelte. Natürlich, einige Seltsamkeiten...
„Wir hielten Euch zunächst für tot“, und mit diesen Worten vollendete sie ihr Werk, faltete die Hände, lächelte den unbewegten Sammler unsicher an. „Wir haben Euren Herzschlag nämlich nicht gehört... und Euer Blut war so - dick, schwarz - wir...“
„Es fließt mehr als zweihundert mal so langsam wie Eures“, erwiderte der Atamane. „Und unser Herz schlägt sehr viel seltener als das Eure. Was ist geschehen?“
Sarjana zögerte. „Ihr wurde überfallen“, antwortete sie endlich. „Ihr wurdet niedergeschlagen, dann bohrte man Euch eine lange Klinge in den Leib. Das“, und sie kramte in ihrer Schürze, „hieltet Ihr umklammert.“ Und sie reichte ihm einen kleinen, zerknüllten Zettel. Lanungo warf einen kurzen Blick darauf. Sein Gesicht verfinsterte sich schlagartig, daß die Heilerin erschrak. Ohne ein weiteres Wort zu sagen, schob er es mit unheilvoller Miene in eine Tasche seiner weiten, roten Hose. „Weiter!“
„Bitte? *Weiter*?“
„Ihr sagtet 'wir'. 'Wir hielten Euch...', 'Wir haben nicht gehört'...“ und beugte sich vor. „Ich will wissen, wer ist, außer Euch, Sarjana, 'wir'?“ Er klang gereizt.
Sarjana erhob sich langsam, wie man sich bewegt, um ein gefährliches Tier nicht weiter zu reizen. „Das ist“, sagte sie leise, „eines der weiteres Dinge, die ich nicht verstehe...“ Und während sie beiseite trat, den Blick freigab, polterte es vom Eingang her, eine riesige, pelzbedeckte Gestalt schob

sich herein und auf das Lager zu - und während Lanungo völlig entgeistert auf das Wesen starrte, das sich da nahte, hockte sich Den, ein wenig scheu, neben den Gast in seiner Höhle und zeigte ein glückliches Grinsen.

Die Gaststube war zu dieser Zeit nur mäßig besucht. Vereinzelt trollten sich mehr oder minder zwilichtige Gestalten durch den halbdunklen Schankraum des „Totenschädels“. Vom Wirt war zur Zeit auch nichts zu sehen, allerdings polterte und rumorte es aus der Kellerluke hinter dem Tresen.
Der graugrün geschuppte Echsenmann, an einem Nebentisch über ein Napf mit gepöckeltem Fisch gebeugt, schnoberte mit schwer durchschaubarem Zug um sein fransiges Maul an einem Krug mit Wasser. Dann und wann glitt seine Klaue in den Beutel an seiner Flanke, tastete dort herum - es mochte ein Seufzen sein, das schnorchelnde Geräusch, als er die Finger wieder hervorzog, sich wieder seiner Mahlzeit widmete...

„*Ihr*?“ Der Sammler starrte den Nuu-Giik an, als hätte sich ihm in dessen Gestalt soeben die Untiefe von Macarok offenbart. Der pelzige Hüne kauerte aber nur da und schwieg, mal schweiften seine Augen dahin, dann dorthin. Er rieb sich die großen Hände, wippte in den Knien. Immer wieder musterte er den Atamanen mit verlegenem Grinsen.
Sarjana stand etwas unschlüssig. Sie wollte etwas sagen, vermitteln - indes mußte sie sich eingestehen, daß sie sich ein wenig ängstigte, unbehaglich fühlte, sah sie diese Zusammenkunft zweier Wesen, die sie beide, ohne zu zögern, unheimlichsten Märchen hätte entspringen lassen... ein Atamane und ein Bärenmann, der Teufel und ein Ungetier... Wäre da nicht die seltsame - Menschlichkeit gewesen, als der Bär sie zu dem Lager des *Fetaks*? des Verwundeten geführt hatte, um den er sie sich zu kümmern geheißen hatte...
Sarjana räusperte sich leise, drehte sich zum Eingang und wollte gerade gehen - als sie die die Blicke in ihrem Rücken spürte. Sie schaute zurück und sah die beiden, jeder mit einem jeweils so undurchschaubaren Ausdruck auf den so unterschiedlichen Gesichtern - aber beide sahen ihr, unzweifelhaft, mit einer gewissen Sanftheit nach... Sarjana lächelte und verließ wortlos die Höhle.
„Sie ist eine gute Frau“, sagte Den, bewegte seinen Kopf der Heilerin nach. „Sie hat sofort geholfen!“
Der Sammler hob kurz die Braue; es sah maskenhaft aus: „Sie wird entlohnt werden“, erwiderte er unbewegt.
Den schüttelte den Kopf.“Sie wollte nichts, wirklich nichts - ich glaube, sie dachte, ich könnte ihr nichts geben...“ murmelte er.
Der Sammler versteifte sich. „Ein Atamane“, knurrte er, „bezahlt seine Schulden! Das ist Gesetz!“ Dann fragte er, was sich denn zugetragen habe, daß er sich jetzt hier, in dieser Höhle wiederfinden müsse.
„Ihr wurdet überfallen“, erwiderte Den zögerlich.
„Ich kann es mir mittlerweile denken! Von wem?“
„Weiß ich nicht! Habe sie, es waren zwei, habe sie vertrieben“, und Stolz schwang in seiner Rede mit.
„...zwei?“ Der Sammler schüttelte, von sich selbst angewidert, den Kopf. Zwei. „Und Ihr wart - zufällig - in der Nähe...?“ Ein zaghaftes Zähneblecken war die Antwort.
„Ah“, machte der Sammler nur. Und er senkte den Blick. Seine Finger spielten unmerklich mit dem Saum seines Mantels. Ein leichte Verspannung drückte seinen Nacken, trotz der weichen Liegestätte, welche jedoch, was ihm bisher eigentlich entgangen war, sogar angenehm und würzig duftete. Er richtete seine Gedanken auf die lästige Stelle des Nackens und spürte sofort, wie die Muskeln sich lösten.
Er zuckte auf, als ihn etwas berührte. Den zog die grobe Hand hastig zurück. Wieder diese Verlegenheit. „Nun“, fragte der Sammler, sehr kalt, sehr beherrscht, „was ist denn?“ Es war so abstoßend, wie er es auch wollte. Allein, der Nuu-Giik schüttelte nur langsam den breiten Schädel. Als er wieder sprach, klang seine tiefe Stimme verwirrt und kleinlaut: „Ich habe damals“, sagte er, „gar nicht wirklich - nicht geschafft, Euch wirklich den - meinen Dank...“
Da aber! sank der Atamane in sich zusammen, schlug die Hände vor sein Gesicht und erzitterte: „Ihr beschämt mich!“ rief er nahezu entsetzt, „Ihr beschämt mich!“ Der Nuu-Giik kippte erschrocken nach hinten, als der Sammler in einen wehklagenden, schwingenden Sprechgesang verfiel - „Aber - oh - ich wollte...“
„Nein, nein!“ rief der Sammler. Er warf verzweifelt den Umhang über sein Haupt. „Mein Leben verdanke ich Euch...“

„Aber - oh...“
„Und Ihr wagt es auch noch, so edel und großmütig zu sein, meinen unwürdigen Undank durch Eure Hochherzigkeit noch viel schlimmer - unerträglicher für mich zu machen, als er er eh schon ist... *beqwia, beqwia val'love, cusa*...“
Aber er habe doch *sein* Leben gerettet, brüllte der Nuu-Giik und breitete entgeistert die Arme aus.
„O nein, wenn es so einfach wäre...“ Der Atamane erhob sich ruckartig aus dem roten Tuch, setzte sich auf und stierte mit weit aufgerissenen Augen ins Leere, wehrte aber den anderen ab, als dieser versuchte, ihm jetzt ins Gesicht zu blicken. „Ich bin ein Atamanai“, flüsterte er. „Wie soll ich es Euch erklären...“
Eine kleine Stille; da sagte der Nuu-Giik: „...daß Ihr glaubt, ich hab´ was wertvolleres gerettet - als Ihr?“ Es klang nicht bitter, wohl eher neugierig.
Allein, der Sammler schüttelte sich bei diesen Worten.
Er atmete tief, schien sich zu beruhigen. Dann sprach er: „Ganz im Gegenteil!“ Und warf einen schmerzvollen Blick in das freundliche, fragende, offene Gesicht seines Gegenübers. „Ganz - im Gegenteil!“ Und er fuhr leise fort: „Wir glauben, Den vom Volke der Nuu-Giik, wir *glauben*, glauben wie kein anderes noch lebendes Volk je glaubte! Wir verehren den...“ Jäh brach er ab, als hätte er bereits zuviel gesagt. Er wirkte völlig erschöpft.
Auf einmal stupste ihn etwas an die Wange, etwas hölzernes und Wasser tropfte herunter.
Den reichte ihm eine Trinkschale aus hellem Holz. „Die gute Frau hat gesagt“, erklärte er, „Ihr sollt das trinken. Sie sagt, Ihr sollt sogar viel trinken! Vielleicht“, er grinste plötzlich mit seinem gelb-großen Gebiß, „wenn Ihr wieder laufen könnt, dann... dann trinken wir was zusammen...“ und er fischte einen tönernen Krug unter einem Stein hervor, entkorkte ihn mit den Zähnen, daß sich der heftig-scharfe Geruch nach frisch Gebranntem entfaltete.
Da lächelte Lanungo - tasächlich lächelte er: und Den freute sich unbändig, als er den Blutswanderer das erste Mal wirklich lächeln sah, ohne Maske und ohne die merkwürdige Höflichkeit wie zuvor.
Wenig später war der Sammler eingeschlafen.

Als die Nacht hereinbrach, füllte sich die Schenke. Bald tummelten sich, im dumpfen Licht der Pechfackeln, die Gäste des „Totenschädels“ über den feucht-muffigen Bohlen.
Obgleich die warme Sommerzeit keine gute Zeit für die Schankwirte war, denn lieber lärmten die Leute durch die lauen Straßen als im Innern der Wirthäuser, konnte Harl heute gute Geschäfte machen - viel Bier und Schnaps wurde verlangt und getrunken, und die eine oder andere Thekenwette tröstete den Wirt darüber hinweg, daß der Winter, seine vollen Stuben frierender Menschen noch weit entfernt waren.
Der große Echs saß immer noch an seinen Tisch gezwängt, hatte aber ein in schwarzes Fell gebundenes Buch hervorgezogen und schrieb mit einem Kohlestift in seiner bauchigen Schrift.
Wäre der Echs, der sich selbst „Zir“ nannte, erst seit kurzem in Elek-Mantow gewesen, hätte seine ungewohnte Erscheinung heute abend sicher wieder den einen oder anderen herausgefordert - daß ein „Tier“ hier aufrecht auf zwei Beinen umherschlich, war für einige schon verwunderlich genug. Daß dieses „Tier“ dann auch noch die Kunst des Schreibens beherrschte, fanden hingegen fast alle außerordentlich. Und wieder hätte es, diesmal aus Neid, einige zu unüberlegten Handlungen hingerissen, wäre nicht inzwischen bekannt gewesen, daß Zir schnell und geschickt mit seinem Stielhammer war...
In seiner Tasche verbarg Zir den Grund, weswegen er sich in die geteilte Stadt im Osten Nontariells begeben hatte: eine kleine, schwarze Perle, die so kalt und schwarz war, als hätte nie ein Lichtstrahl sie berühren können. Ein gefährliches Kleinod. Es hatte Meuchler, gedungene Söldner, Hinterhalte und Tod im Gefolge. In der letzten Zeit war es freilich ruhig gewesen, als hielte irgendetwas seine schützende Hand über ihn... Er legte den spitzen Kopf in den Nacken, schüttete aus dem Krug in sein halbgeöffnetes, von dunkelgeäderten Hautfalten durchzogenes Maul. Er schlürfte durch die scharfen Zähne.
Er hatte erfahren, daß einer der „Feuerjäger“, wie die Urszzzzsraxszsxch jene Wesen benannten, in der Stadt sei, und auch auf der Suche nach einer schwarzen Perle. Zu dumm, daß Zir diese Möglichkeit, mehr über seinen Schatz zu erfahren, nicht ausschöpfen konnte: einen „Jäger“ um etwas zu bitten, und sei es auch nur die Antwort auf eine Frage, hieße ihn einzuladen - damit jede Gegenwehr aufzugeben - einem den „Pfad“ zu rauben und also jede Aussicht auf eine Wiedergeburt.

Man mußte warten, bis der rote Jäger einen von sich aus ansprach. Allein, das hatte dieser bisher nicht getan! was womöglich hieß, daß er eine ganz andere Perle im Auge hatte, als die von Zir...
Er fingerte die Perle aus seinem Beutel und betrachtete sie.
In diesem Augenblick johlte es hinter ihm auf; er schloß sofort seine Klaue und blickte herum: eine Gruppe Gaukler, Fahrendes Volk, Nush'quai in ihren bunten Gewändern, mit Schellen und allerlei Spielkram in Händen, war in den „Totenschädel“ eingezogen und während einige von ihnen sich an den Schanktisch begaben, fingen andere an, auf ihren Flöten und Geigen zu spielen. Sogleich scharten sich die Gäste um die Musikanten, klatschten und gröhlten die Lieder mit...
Zir beobachtete diese Leute neugierig. Die Bleichhäutigen gab es in so vielen Arten und Formen, und alle waren sie sonderbar - es gab Braunhäute, Blauhäute, Gelbhäute, jetzt sogar Rothäute. Doch gefiel ihm der Auftritt, machte er doch gute Stimmung, und singend und tanzend waren die Beichhäutigen noch am umgänglichsten... Er merkte sogar, wie er bereits mit seiner dreidornigen Fußklaue begonnen hatte, im Takt der lustigen Weise mitzuwippen.
Eine junge Frau mit herrlich blauen Augen wirbelte inzwischen, ihre weiten Röcke wie ein fliegendes Rad, durch die Stube - die teils derben Zurufe der begeisterten Männer beantwortete sie ebenso derb, aber lachend; ihre roten Haare flogen, als sie über ihre Brüder sprang, die in knienden Tanz gegangen waren und sie klatschend anfeuerten und umlagerten. Sie lachte laut, und ein goldenes Amulett blitzte um ihren Hals...
Plötzlich schrie sie auf. Alles verstummte.
Sie stieß einen langen und gellenden Schrei aus, dann riß sie an der Kette, um ihren Hals, schleuderte sie zu Boden. Im selben Augenblick fühlte Zir einen stechenden Schmerz in seiner Klaue, so entsetzlich und jäh, daß er mit einem gequältem Fauchen die Krallen öffnete - die schwarze Perle kollerte auf den Tisch...
Seine grüngeschuppte Haut wölbte sich übelriechend, eine kleine, kreisförmige Brandwunde zischte an seiner Faust... Und die junge Nush'quai, die kreischend, Worte in einer fremden Sprache, in die Arme eines ihrer Freunde fiel, zeichnete genau auf der schönen, weißen Brust mit den zarten, hellen Sprenkeln ein rechteckiges, längliches Brandmal - und rechteckig und länglich war der Anhänger an der Kette, der nun golden auf den Bohlen glomm!

Lanungo erwachte mit einem Schrei.

Allgemein erhob sich ein Tumult: „Hexerei“, brüllte da wer, da und dort wurden die ersten Dolche gezogen. Krüge gingen zu Bruch und zwei, drei Gäste flohen in die Nacht. Die weinende Tänzerin wurde von ihren Brüdern gestützt; im Hintergrund schrie der Wirt zornig auf das Volk ein.
Zir starrte von seiner Klaue auf die Perle, hin und her. Große Hölle der Sümpfe, dachte er, was ist das für ein Teufelswerk... Jemand stieß von hinten gegen ihn, unbedacht, aber Zir wurde gegen den Tisch geschmettert, die Perle machte einen schwarzblitzenden Satz - im letzten Augenblick, bevor sie in die Stampede der Gäste geraten wäre, schnappte sie die Krallenhand des Echsen, und ließ sie so schnell in seiner Tasche verschwinden, daß er gar nicht sagen konnte, ob immer noch das teuflische Glühen von ihr ausgegangen war... Er packte seinen Hammer, drängte sich zur Türe und stürzte hinaus.
Inzwischen hatte sich ein Kreis um das goldene Amulett am Boden gebildet: alle deuteten auf die Brust der Tänzerin, redeten erregt aufeinander ein und viele heilige Zeichen verschiedener Gottheiten wurden geschlagen in Richtung des verhexten Schmuckstücks. Ein kleiner, alter Fiedler warf schließlich ein Tuch über die Unglückliche, versuchte sie mit Hilfe der anderen Fahrensleute hinauszubringen - aber dem widersetze sich die Menge heftigst. Konnte man denn ausschließen, daß dieses Weib nicht doch mit bösen Mächten im Bunde stand? Vielleicht war das Amulett ja im Gegenteil ein gesegnetes Stück, das die Frau für eine Frevelei gebrandmarkt hatte? Feuerprobe, Feuerprobe, wurde gefordert, und die Gaukler und Musikanten wurden starr vor Angst.
„Was ist denn hier geschehen?“ setzte sich da eine tiefe Stimme über den wüsten Lärm hinweg.
„Yanec!“ Der Wirt zwängte sich durch; eine Axt umklammert, aber mit erleichterter Miene. „Yanec! Ihr kommt gerade recht...“ Und dann bedrängten sie den Ordenskrieger der Hesvite, jeder versuchte zu schildern und in einem zu erklären...
„Bitte!“ Der hochgewachsene Mann mit dem schwarzen Bart hob beschwichtigend die Hände. Was der Aberglaube doch aus gestandenen, harten Männern und Frauen für Kinder machen konnte... Er wandte sich an die Spielleute. „Habe ich das richtig verstanden“, fragte er, „Eure Gefährtin wurde auf unerklärliche Weise - verbrannt? Durch das Amulett?“ Sie nickten eifrig, aber immer noch verstört.

Nicht jeder von ihnen schien Mantowin zu sprechen, doch gab sich der Fiedler als Wortführer zu erkennen.
Er deutete mit dürren, beringten Fingern zu Boden. „Das dort!“ schnarrte er. „Das dort hat unsere Freundin verletzt...“ Und strich der Zitternden sanft über den Arm, sprach fremdländische, ruhige Worte zu ihr. Tatsächlich entspannte sich das Mädchen ein wenig, nickte ein paar mal, schluchzte.
Yanec betrachtete das Amulett. Ein verbogener, recht verkratzter Streifen Gold, vielleicht zwei Daumen lang. An einem Ende war er durchbohrt, ein kleines, kreisrundes Loch; ein Teil der gerissenen Kette hing noch darin. Yanec war sich nicht sicher, ob einige der Kratzer nicht doch sehr fein ziselierte Bilder oder Zeichen waren - er beugte das Knie, berührte die kühle Oberfläche des Metalls. Nachdenklich schloß er die Augen. Dann begann er, seine Gedanken zu spannen. Als er sie auf das Metallstück richtete, überkam ihn ein sehr seltsames Gefühl: es war nicht Angst oder Schmerz, obwohl eine Beklommenheit mitschwang; aber die Ehrfurcht vor Größe und Glanz verspürte er, wie ein Kind, daß die Fassade eines prachtvollen Schlosses emporstaunt...
Er riß sich zusammen. Vorsichtig, und die Menge erblich, hob er den blinkenden Streifen auf.
Da! War da nicht etwas? Ein kalter Schauer lief über den Rücken, als ob ihn jemand plötzlich aus dunklen Schatten heraus beobachtete - tatsächlich blickte er sich um, sah aber nur die gespannten Gesichter der Umherstehenden. Yanec runtzelte die Stirn. „Eigenartig“, dachte er. „Kein Eindruck einer mir bekannten Kraft. Weder scheint der Himmel oder die Hölle hier am Werke gewesen zu sein...“ Er hörte das Wimmern der Frau.
Die Spielleute standen unschlüssig, ob sie noch ein Urteil dieses großen Mannes mit dem Purpurfalken auf der gepanzerten Brust abwarten oder besser gleich ihre Freundin fortführen sollten - aber Yanec trat auf die kleine Gruppe zu: „Ich kann helfen“, sagte er mit freundlichem Lächeln.
Einen Augenblick lang erntete er mißtrauische Blicke, dann nickte der Alte.
Die Brandwunde schimmerte in bösem Rot, durchzogen von braunen Furchen - ein genauer Abdruck des Amuletts. Der Priester fühlte, daß die Arme schlimme Schmerze litt; also richtete er seinen Geist auf die Versehrung, hoffte auf die Linderung, die bald ihr und wie stets, auf merkwürdige Weise, dann auch ihm wiederfahren würde... Nichts. Yanec stutzte. Die Wunde hatte sich weder verändert, noch erkannte er bei er Frau irgendwelche Anzeichen der Genesung - ein weiterer Versuch, seine Heilkräfte wirken zu lassen, zeitigte ebenfalls keinerlei Wirkung...
Als die anderen erschrocken aufstöhnten, erwachte er wie aus einem drückenden Traum. Vor ihm, während alle zurückwichen, in flammendem Rot, bleich und unbewegt, stand der atamanische Sammler.
„Ihr - hier?“ brachte Yanec erstaunt hervor.
Der Atamane nickte. „Gewiß!“ erwiderte er. Und streckte die Hand aus.
„Was...“ Der Priester starrte ihn, die Hand verwirrt an.
„Gebt es mir“, sagte der Sammler ruhig, „Ihr könnt nichts daraus erfahren. Und jeder Versuch, Ihr zu helfen“, er deutete mit dem Kopf nach der fassungslosen Tänzerin, die sich in die Arme ihrer nicht minder verschüchterten Brüder drückte, „ist aussichtslos!“
Auf den fragenden Gesichtsausdruck des Ordenskriegers hin lächelte er leicht. „Ich kann es Euch nicht erklären“, sprach er dann, „und Ihr könntet es auch nicht verstehen. Gebt es mir!“ Fraglos war sein Ton schärfer geworden, aber die Haltung des Sammlers war immer noch friedlich und gelassen. Yanec zögerte kurz - die Augen, achte auf die Augen - dann reichte er dem Atamanen den Anhänger.
„Seid Ihr wahnsinnig?“ rief einer aus der Menge. „Womöglich ist der *Fetak* die Ursache für den ganzen üblen Zauber...“ Ein beifälliges Gemurmel erhob sich, Fäuste wurden geschüttelt - da und dort drohten sie mit ihren Dolchen und Schwertern...
„Narren!“ sagte da der Sammler, ohne indes in die Runde zu schauen. Und, nachdem es wieder still geworden war: „Wo ist der Echsenmann?“
„Was?“ „Er meint den Echs...“ „Der hier gesessen hat...?“ „Wen...?“
Der Echs sei also gegangen, stellte der Atamane fest. Kurz stand er sinnend, während er den Anhänger bedächtig in seinen Beutel gleiten ließ. Dann, mit einer leichten Verbeugung gegen Yanec und die Spielleute, einem funkelnden Seitenblick, der einige wieder sich hastig segnen machte, wandte er sich zur Tür.
„Wartet!“ Yanec trat rasch von hinten an ihn heran.
„Bitte, *Cer* dÍbrisco?“. Ohne sich umzudrehen.
Er könne nicht einfach gehen, erklärte der Priester mit fester Stimme. „Ihr habt Erklärungen, wie es scheint - diese Leute haben ein Anrecht darauf sie zu erhalten!“

„Ich erachte diesen Anspruch nicht für stark“, erwiderte Lanungo, fast klang es spöttisch. „Und ich gebe Euch keine Erklärungen, *Cer* d'Ibrisco! Keinem hier! *Pantuino*!“ Im nächsten Augenblick fiel die Pforte hinter ihm ins Schloß. Draussen fanden die Nacheilenden nur noch leere Straßen und die Nacht.

In den nächsten Tagen suchte Den den Sammler vergeblich.
Er mußte feststellen, daß die Bereitschaft der Leute, ihn bei dieser Suche zu unterstützen, mehr als dürftig war. Viele wandten sich hastig ab, wenn die Sprache auf den Blutswanderer kam, und musterten Den daraufhin selbst mit fremdartigem Blick. Man sprach nicht gerne von jemandem, der, soviel erfuhr der Nuu-Giik zumindest, noch vor kurzem seine Finger gehabt hatte in einer üblen Angelegenheit (von Hexerei, verfluchtem Gold war die Rede, und einem Brandmal, das nichts anderes sei als das Auge des *Fetaks*, das er auf die Seele einer unglücklichen Nush'quai geworfen habe). Und er habe nach einem Drachen gesucht - es wird Zeit, diesem Schwarzkünstler 'was Heißeres als Drachenfeuer zu fressen zu geben!
Irgendwer schwor noch Stein und Bein, er habe den roten Teufel leibhaftig gesehen, als der, zur Geisterstunde, sich mit einer wunderschönen, weißen Frau getroffen habe - zweifelsohne eine unheilige Fee, die ihm zu Diensten war, und zu was für Diensten, das dürfe sich der einfache Mensch, der Wert auf seine Seele legte, gar nicht ausmalen... Traurig hatte sich Den davongemacht.
Dann aber, der Mittmond war zu zwei Vierteln bereits verstrichen, verbreitete sich in der geteilten Stadt lauffeuerartig eine außerordentliche Neuigkeit, welche Den aber in abgrundtiefe Verzweiflung stürzte.
Es war in einer grauen Dämmerung gewesen, der Tag zur Nacht hin nahezu ausgeblutet. Jenseits der Kluft erhoben sich die Türme und Wälle der Oberstadt, die schwarzen Umrisse im Umfeld des sonnenlosen Himmels wie Kohle gegen das, was bereits Asche geworden war. Ein alter Mann, der sich aus den Ställen eines nahen Gasthauses Stroh gestohlen hatte, es jetzt unter seinem zerschlissenen Mantel zu einer Schlafstätte aufpolsterte, eine der namenlosen Bettelgestalten des Rattenlochs... Rauschkraut wärmte ihn und Abfall sättigte ihn. Er war müde, erschöpft. Was sollte er auch sonst sein... Niemand gab etwas auf ihn.
Aber von seinem Versteck - es war nötig sich zu verstecken, um nicht das Opfer der Betrunkenen zu werden - von seinem Versteck aus sah er, was sich in dieser Mittmonddämmerung abspielte, hier am Rande der Schlucht.
Er sah den gedrungenen Mann im dunklen Kapuzenmantel dort stehen, sein Gesicht sah er nicht, denn es schien kein Licht, wo er stand. Der Mann schien zu warten, denn er wandte den Kopf hin und her und spähte in das Dämmergrau der Umgebung. Dann kam der andere, der rote Mann, in seinen wehenden Gewändern und einem matt schimmernden Stab in der Hand.
Sie trafen sich am Rande der Schlucht und der Alte war immerhin so nahe, daß er einzelne Worte wahrnehmen konnte: Was er wolle, fragte der Rote. Und der andere erwiderte mit einer Stimme, die wie aus einem zerschlagenen Munde kam, daß er mit ihm sprechen müsse. Dann sagte der Rote etwas von „Mutter“ und „Abkommen“, und der Dunkle lachte - seine nächsten Worte waren geflüstert und der Alte vermochte sie nicht zu verstehen - aber als nächstes sprach der Rote in schneidendem Ton von einer Warnung...
Der Alte konnte sie sehen, wie sie dicht beieinander standen am Rande der Schlucht - und plötzlich der Gedrungene nach dem Roten packte, wie eine zubeissende Schlange! Wie sie rangen - lautlos - aber der Dunkle mit großer Kraft den Roten auf die Schlucht zudrängte... Seine Kapuze war abgeworfen worden, und er hatte ein Gesicht, schwärzer als die Wälle der Oberstadt.
Es ging so schnell. Mit einem Schrei verschwanden sie über der Abbruchkante der Klamm.
Zitternd kroch der Alte aus seinem Versteck. Die Schlucht lag nun wieder still, nur vereinzelt meinte man Steine kollern zu hören. Da fand der Alte im Zwielicht das Seil. Es lag straff gespannt, sein Ende hing in der Felsenschlucht. Ein Keuchen drang daraus... Und als der Alte aufschaute, kreuzte sich sein Blick mit dem des Wesens, das seinen Kopf aus dem Rachen der Schlucht erhob: ein rotes Auge war darin und die Haut war wulstig, rissig, finster wie Schlacke. So bohrte sich der Blick des Dämons, unverwandt, lähmend, in den alten Mann.
Noch nie war der Alte so gerannt. Sein Atem rasselte, er glaubte an der Anstrengung zu ersticken. Als er einen letzten Blick nach hinten warf, gewahrte er den gedrungenen Mann, der den Roten in die Schlucht gerissen hatte, das Seil war um seinen Knöchel geknüpft. Behende sprang er aus der Klamm, schaute noch kurz hinein - und der Alte war sicher, daß der Dämon ihm ein Grinsen nachsandte... *Der*

Rote ist tot, der Rote ist tot... Doch während der Bettler am Ende der Gasse stolperte und zusammenbrach, seine Zähne rasend aufeinanderschlugen, so laut, daß man es jenseits der Spalte hätte hören müssen (wie er dachte), war der Mörder wohl entwichen.
Keiner legte Hand an den alten Mann, als der bebend in ein von Ratten wimmelndes Loch kroch.
Und das war die Kunde von dem Geschehen in jener Mittmonddämmerung am Rande der Schlucht, die sich in den nächsten Tagen dann verbreitete: nämlich, daß der atamanische Sammler von einem Unbekannten in die Schlucht und, mochte er auch mit der tiefsten Tiefe der Hölle im Bunde sein, in den sicheren Tod gestürzt worden war!

Atamanischer Glossar

â kankel	-	fortan, für alle Zeiten
Anq'ushaq	-	„Menschenbär“: Bezeichnung für die Nuu-Giik
Dahr, Dahra	-	1. Meister, Meisterin
		2. Gegenseitige Anrede der Sammler und Sammlerinnen
ekke	-	tragen, belastet sein mit etw.
ma	-	und
Semala garka	-	„fliegende Hunde“: Redewendung für Kuriosität, Absonderlichkeit

©Yani '96

DER KRIEG HAT EINEN SEHR
LANGEN ARM.
NOCH LANGE, NACHDEM ER VORBEI
IST, HOLT ER SICH SEINE OPFER!

M.K.

Janina Endos '96